Hempels wohlfeile Classiker-Ausgaben.

National-Bibliothek sämmtlicher deutschen Classiker.

Erste wohlfeile und vollständige Ausgabe ihrer Meisterwerke.

Wieland's Werke. 101.

632.

Preis 25 Pfennig Reichswährung.

Verlag von Gustav Hempel in Berlin.

Wieland's Werke.

Vierzigster Theil.

Vermischte Schriften.

Zweiter Theil.

Berlin.

Gustav Hempel.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Inhalt.

Anhang.

Araspes und Panthea.

Eine Geschichte in Dialogen nach dem Xenophon.

1758.

Erschien zuerst Zürich 1760 in 8° unter dem Titel: „Araspes und Panthea. Eine moralische Geschichte, in einer Reihe von Unterredungen. Amare et sapere vix Diis concessum. Syr. Mimus. Von C. M. Wieland." Dieser Ausgabe ist eine längere „Zuschrift" „An Herrn Bernhard Tscharner von Königsfelden", datirt Bern, den 28. April 1760, vorgedruckt.

Die Prosaischen Schriften, zweite bis vierte Auflage, haben den gegenwärtigen abgekürzten Titel; die Werke fügen den Vorbericht neu hinzu. Außerdem geben der erste Druck und die Prosaischen Schriften die Reihenfolge der Personen (S. 4) anders als die Werke, auch fehlen die Namen der drei Sclavinnen. Der Text der Schriften hat in den Werken nur unwesentliche Aenderungen erfahren.

In den Werken steht diese Schrift sowie der „Cyrus", obwol Jugendwerke, im 16. Bande, da Wieland sie von vornherein zur Aufnahme in dieselben bestimmt hatte, während er alle anderen Schriften der ersten Periode in die Supplemente verwies. Vergl. die Bemerkung in Th XXXIX. S. 636.

Vorbericht.

Die Geschichte des Araspes und der Panthea, die schönste Episode der Xenophontischen Cyropädie, sollte, wenn das Heldengedicht Cyrus zur Vollendung gekommen wäre, ebenfalls als Episode in dasselbe eingewebt werden.

Als der Dichter (aus Ursachen, die an einem andern Ort angegeben werden sollen) den Gedanken, jenes große Werk auszuführen, aufgab, war er noch so voll von Araspes und Panthea, daß er dem Drange, diesen ebenso lehrreichen als unterhaltenden Beitrag zur Geschichte des menschlichen Herzens in Form von Gesprächen zu einem besondern Werke auszuarbeiten, nicht widerstehen konnte. Er verwendete dazu die schönsten Stunden seines Aufenthalts in Bern im Jahre 1758; und die Gemüthsstimmung, in welcher ihn seine damaligen Verhältnisse unterhielten, war nicht nur der Ausführung dieses kleinen Werkes besonders günstig, sondern machte auch die Grundlage derjenigen aus, in welcher die Idee der Geschichte Agathon's in seiner Seele lebendig zu werden anfing und sich nach und nach ausbildete, wiewol (äußerer Umstände wegen) noch einige Jahre verflossen, ehe er an die wirkliche Ausarbeitung derselben Hand anzulegen vermögend war.

Personen

dieser dramatischen Gespräche.

Cyrus.
Araspes.
Arasambes.
Panthea.
Mandane.

Scheristany Zelis Gulindy	Sclavinnen der Panthea.

Erste Abtheilung.

1.

Cyrus. Araspes.

Cyrus. Ich bin Deines freundschaftlichen Dienstes benöthigt, Araspes. Kennst Du die junge Königin von Susiane, die der Sieg über die Assyrer in unsere Gewalt gebracht hat? Eine wichtige Beute, wenn das Gerücht ihre Vorzüge nicht vergrößert.

Araspes. O Cyrus, von Panthea kann selbst das Gerücht nicht lügen. Sie sehen und bewundern, ist unzertrennlich. Aber es scheint, mein Prinz, die höhern Sorgen, die Deine ganze Aufmerksamkeit beschäftigen, haben Dir noch nicht erlaubt, Dich mit eignen Augen hiervon zu überzeugen.

Cyrus. Ich habe sie nicht gesehen, aber ich liebe schöne Gemälde; und Du wurdest von Deinen Freunden allezeit für einen Meister in der Kunst zu malen gehalten.

Araspes. Wenn ich es auch wäre, so würde doch hier meine Kunst weit zurückbleiben. Urtheile nach dem Schatten, wie schön das Urbild sein muß! Ich kam zuerst in ihr Gezelt, da das assyrische Lager von den Deinigen erobert wurde. Ein klägliches Getön von weinenden Stimmen, mit lautem Wehklagen vermischt, rief meine irrenden Schritte dahin. Welch eine rührende Scene fiel mir ins Auge, als ich hineintrat! Ich fand sie auf einem verbreiteten Teppich am Boden liegen; denn ihre hervorglänzende Gestalt und die sanfte Majestät ihrer Geberden ließ mich keinen Augenblick zweifeln, welche unter der weiblichen Menge, die das Zelt erfüllte, die Gebieterin

sei. Ihr schönes Haupt hing gleich einer geknickten Rose auf den Busen einer ältlichen Frau, die, nach der bekümmerten Zärtlichkeit ihrer Blicke und Worte zu urtheilen, ihre Pflegemutter zu sein schien. Sanfte Thränen gleiteten über die blassen Wangen der jungen Königin herab; ihr Schmerz konnte nur weinen und seufzen, und mich däuchte, selbst in ihrem Seufzen sei Harmonie. Ihre Sclavinnen schwebten, einige sprachlos, andere laut jammernd, um sie her, in gedankenloser Traurigkeit vergeblich beschäftigt; einige rauften sich ungeduldig die Haare aus, andere zerritzten ihre Wangen und gossen Ströme von Klagen aus, indem sie öfters einen Abradates nannten, dessen Schicksal sie am Meisten zu beklagen schienen. Langsam eilte ich hinzu und drängte mich sanft durch die furchtsame Schaar. „Du leidende Unschuld," sagte ich, „— denn nur die ächte Hoheit des Gemüths kann so wie Du im Unglück ihre Würde erhalten —, stille den Kummer, der diese Augen in Thränen verhüllt, welche gewohnt scheinen, nur Freude und Wonne um sich her zu lächeln! Traure nicht, Du Ebenbild der himmlischen Milde! Die Götter haben Dich dem Schutz eines großmüthigen Fürsten anvertraut. Wir hören zwar, Du seiest die Gemahlin eines schönen und tugendhaften Prinzen gewesen; aber Derjenige, dem Dich Dein gütiges Schicksal zuerkannt hat, wird Dir nichts unersetzt lassen, was Du an jenem liebtest. Glaub es dem allgemeinen Gerüchte: in allen Morgenländern ist Niemand, der an Schönheit des Leibes und Gemüthes und an jeder friedsamen und kriegerischen Tugend mit Cyrus zu vergleichen wäre." So sagte ich; aber meine Rede, anstatt sie zu beruhigen, vermehrte die allgemeine Traurigkeit. Die königliche Schöne, die bisher den sprachlosen Kummer großmüthig in ihrer Brust verschlossen hatte, raffte sich mit einer heftigen Bewegung vom Boden auf, zerriß ihren Schleier und brach in wehmüthige Klagen aus, die aber durch das Geschrei ihrer Aufwärterinnen unhörbar wurden. Die Bewegung, die sie machte, indem sie ihren Schleier zerriß, entdeckte die schöne Bildung und blendende Weiße ihres Halses und ihrer Arme; selbst die zürnende Ungeduld, deren wilde Zuckungen sonst den Menschen entstellen, wurde in ihrem anmuthigen Gesichte holdselig und gab allen ihren Bewegungen einen lebhaften Reiz. Ich versichre Dich, Cyrus, es däuchte mich damals, ich hätte in ganz Asien keine Frau gesehen, die an Schönheit und Lieblichkeit mit dieser

Susianerin streiten könnte. Du selbst würdest sie bewundern, wenn Du sie sehen solltest.

Cyrus. Behüte mich der Himmel, daß ich sie zu sehen verlange!

Araspes. Welch ein seltsamer Wunsch, mein Gebieter! Warum wolltest Du Dir das Vergnügen versagen, eine Sclavin zu sehen, welche zu besitzen das einmüthige Urtheil des Heers Niemand würdig fand als Dich? Dein Herz ist zu menschlich, zu freigebig mit Gefühl und feinem Geschmack am Schönen von der Natur begabt, als daß Du einen Gegenstand Deines Anblicks unwürdig achten solltest, der auch den Flug eines Unsterblichen zurückhielte, sich an seinem Anschauen zu ergetzen.

Cyrus. Wenn ich ja vorher einige Lust gehabt hätte, sie zu sehen, so hätte Deine Erzählung mich genöthigt, diese Begierde zu unterdrücken.

Araspes. Du sagst mir ein Räthsel —

Cyrus. Dessen Auflösung leicht ist. Wenn ich jetzt meinem neugierigen Wunsch erlaubte, mich zu dieser Schönen zu locken, zu einer Zeit, da jede meiner Stunden eignen Geschäften zugezählt ist, was meinst Du, daß daraus entstehen würde? Könnte ich anders von ihr scheiden als mit dem Verlangen, sie wieder zu sehen? Und würde mich nicht ihre Schönheit und die Annehmlichkeit ihres Umgangs in kurzer Zeit so sehr fesseln, daß ich sie auch alsdann besuchen würde, wenn ich noch weniger Muße hätte, bis mir zuletzt das Anschauen der schönen Panthea gar keine Muße übrig ließe, mich demjenigen zu widmen, was der wohlthätige Geist, der die Welten beherrschet, mir zur Pflicht gemacht hat?

Araspes. Verzeih es, mein Prinz, dem Gespielen Deines jugendlichen Alters, daß ich über Deine Furcht lachen muß. Hältst Du denn die Liebe (denn diese scheinst Du zu scheuen) für eine so mächtige Gottheit, daß sie vermögend wäre, eine freie Seele wider ihren Willen zu besiegen, sie mitten in ihrem muthigen Lauf von einer schönen That zur andern aufzuhalten, zu fesseln und zahm und girrend gleich den Tauben der Venus vor ihren Wagen zu spannen? Nein, Cyrus! Sie liebt zwar jede ihr verwandte Vollkommenheit, aber wie sollte es möglich sein, daß Der, dessen weit ausgebreitete Liebe ganze Völker, ja das ganze Geschlecht der Menschen umfaßt, einer einzelnen Schönheit die Macht über sich geben könnte, ihn

seinen heiligsten Verbindungen, seinen süßesten Pflichten zu entreißen?

Cyrus. Du glaubest also, Araspes, die Liebe hange gänzlich von unserm Willen ab und sei so gelehrig, jedem Winke der gebietenden Vernunft zu folgen, daß es nur an uns liege, sie einzuschränken oder zu unterdrücken, wie es uns gefällt?

Araspes. Und warum das nicht? wofern nicht unsere Gedanken und Neigungen, die doch im Schooß unserer Seele unter der Aufsicht der Vernunft geboren werden, weniger in unsrer Gewalt sind als dieser uns fremde, von der Erde geborgte Leib, als unsere Augen oder Hände, die wir nach unserm Wohlgefallen öffnen oder schließen, ausstrecken oder zurückziehen. Aber die Liebe, die sich am bloßen Anschauen der Vollkommenheit begnügt, kann nie von der Weisheit verdammt werden. Sie ergetzt sich an Tugend und innrer Güte, an Schönheit, dem Leibe der Tugend, und an Anmuth, ihrer sichtbaren Ausstrahlung, ohne daß dieses Wohlgefallen eine andere Wirkung haben sollte, als den angebornen Trieb der Seele nach Vollkommenheit auf sich selbst zu richten, damit sie sich bestrebe, die Schönheit, die sie außer sich bewundert, auch in sich hervorzubringen.

Cyrus. Du redest von einer sehr geistigen Liebe, mein Freund; aber ich befürchte, es sei noch eine andre, von nicht so edler Art, die zuweilen die Gestalt ihrer schönen Schwester entlehnt, um sich in unverwahrte Herzen einzustehlen. Und diese wird es wol sein, über die sich so viele Liebende beklagen, daß sie von ihr zu den niedrigsten Thaten und der unmännlichsten Sclaverei genöthiget werden; eine Leidenschaft, die den Unglücklichen, welche sie einmal bezaubert hat, so wenig Macht über sich selbst läßt, daß sie, des Gegenstands ihrer Liebe beraubt, wie blutlose Schatten umherschweben und an weinenden Quellen oder in einöden Wüsten den Ueberrest von Leben, der noch in ihren Adern schleicht, in Seufzer aushauchen. Meinst Du, Araspes, diese Elenden, denen (nach ihrem eignen Geständniß) das Leben und die Empfindlichkeit, die süße Quelle aller Wonne, Marter ist, meinst Du, sie würden einen Augenblick säumen, sich in einen bessern Zustand zu versetzen, wenn es in ihrer Gewalt stände, zu lieben oder nicht zu lieben? Giebt es nicht Solche, die ihre unedle Schwachheit verwünschen, ja, mit zusammengerafften Kräften ihre unrühmlichen Fesseln schon abgeschüttelt haben, aber, durch einen

einzigen Blick, eine einzige wahre oder falsche Thräne überwältiget, sich sofort als willige Sclaven in die gewohnten Bande zurückschmiegen? Und was anders als die tyrannische Gewalt der Liebe zwingt den Greis, zu den Füßen eines buhlerischen Mädchens ein geheucheltes Lächeln zu erbetteln? Was anders zwingt den wilden Krieger, wollüstige Klagen zu girren, und den ruhmdürstenden Jüngling, die gelegene Zeit zu ehrenvollen Versuchen an ihrem Busen zu verschlummern?

Araspes. Setze noch hinzu, wenn Du willst: was zwingt den Ruchlosen, das ehrwürdige Lager seines Freundes zu besteigen oder die geheiligte Unschuld der Jungfrauen zu verletzen? Alles dies, und wenn noch etwas Schändlichers ist, ich gestehe es, Cyrus, wirkt die Liebe in feigen unmännlichen Seelen, die zu schwach sind, ihren Begierden zu gebieten, zu thierisch, eine andere als eine eigennützige Wollust zu schmecken. Aber warum soll der Name der Liebe, die diese ganze majestätische Schöpfung, ihr großes Werk, mit Leben und beseelenden Sympathien erhitzt, warum soll er gemißbraucht werden, die vorbeirauschende Raserei des Schwelgers zu entsündigen, der, von üppigen Hoffnungen berauscht, jede Pflicht abschüttelt, um ungezähmt in grenzenlose Thorheit hinauszurennen? Oder soll das Liebe sein, wenn der müssige rosenbekränzte Weichling, in dessen enger Brust keine großmüthige Gesinnung, kein edles Unternehmen Platz hat, sein unrühmliches Leben unter die wollustwinkende Buhlerin und den schwärmenden Bacchus vertheilt? Sollte Der lieben können, den diese göttliche, Alles beherrschende Ordnung des Weltbaues, den das Menschengeschlecht, dieser große Gegenstand der zärtlichsten Empfindungen und der nie still stehenden Bestrebung des Weisen, nicht zur Liebe reizen kann? Doch wir streiten nicht um Worte. — Laß es Liebe heißen, was diese Niederträchtigen leiden; aber erlaube ihnen nicht, die unschuldige Liebe anzuklagen, wenn ihre eigene Thorheit sie zu Thaten verdammt, welchen die Schande auf dem Fuße nachfolgt, oder die den gerechten Zorn der Gesetze entflammen. Zwar der Strafe zu entgehen, wünschen sie die Liebe zu ihrer Mitschuldigen zu machen oder gar die ganze Last der Schande ihr allein aufzubürden. Sie muß dann eine Tyrannin der Herzen, eine Zaubrerin, ein feindseliger Dämon, eine unwiderstehliche Gottheit heißen. Aber umsonst! Die Gesetze würden keine Strafen auf die Verbrechen setzen, wenn es nicht in

unsrer Macht stände, zu sündigen oder recht zu handeln. Sie fordern unsern Gehorsam, weil sie voraussetzen, daß der Mensch ein frei gebornes Wesen sei, sein eigner Beherrscher, der durch keine äußere Macht gezwungen werden kann, etwas zu begehren oder zu verabscheuen, zu lieben oder zu hassen; und der also, gleich einem Fürsten, den seine Diener zu unbilligen Thaten verleiten, über seine eigene Trägheit und das schändliche Vergessen seiner Rechte zürnen sollte, wenn er sich von diesen Begierden beherrschen läßt, welche die Natur zu Sclaven seiner Vernunft und zu Triebfedern für erhabne und gemeinnützige Absichten bestimmt hat.

Cyrus. Es scheint also, Araspes halte es für unmöglich, daß die Liebe einer Schönen so viel Gewalt über eine edle Seele gewinne, sie wider ihren Willen mit einer zugleich verhaßten und angenehmen Gewaltthätigkeit zu Begierden, ja sogar zu Handlungen anzutreiben, welche, sobald die eingewiegte Vernunft aus dem bezaubernden Traum erwacht, von ihr selbst gemißbilligt und verachtet werden! Du hältst es für unmöglich, daß die Liebe zu einer so vollkommnen Frau, wie Du mir Panthea beschreibst, selbst in einer von Tugend beseelten Brust zu einer so heftigen Leidenschaft aufwalle, daß sie die ganze Seele in weiche Empfindungen und schmachtende Sehnsucht auflösen, jede Begierde nach Ruhm, jede großmüthige Entschließung auslöschen, alle Nerven der Seele abspannen und die vergeblich entgegenkämpfende Vernunft durch ein süßes Vergessen verhaßter Pflichten berauschen könnte? — O mein Freund, Du scheinst weder die Schwäche des menschlichen Herzens noch die Gewalt dieser allzu reizenden Leidenschaft zu kennen, welche, wie sanft und schmeichelnd sie auch anfangs ist, doch den ungezähmten Sturmwind und den schmetternden Blitz an wilder Heftigkeit übertrifft.

Araspes. Nein, Cyrus, diese Liebe kenne ich nicht; und doch liebte ich von dem ersten Augenblick an, da ich den Unterschied des Guten und Bösen fühlte. Alles Schöne, alles Erhabne, Alles, was in seiner Art vollkommen ist oder dem Urbild der Vollkommenheit, das in meiner Seele schwebt, sich nähert, ziehet meine Liebe an. Die ganze Schöpfung nährt die heilige Flamme. Von Schönheit zu Schönheit in ewig steigenden Graden fortgezogen, verliere ich mich oft in sprachloser Entzückung, die alle Gedanken verschlingt und die Seele in süßes Erstaunen und wundervolle Ahnungen versenkt, die ich nicht

zu enthüllen vermag. Aber wie könnte ich bei diesen Empfindungen still stehen, die sich auch der unbeträchtlichsten Geschöpfe bemeistern? Der bunte Schmetterling, der von Blume zu Blume flattert, ihre geistigen Düfte einzusaugen, selbst der kriechende Wurm schwimmt in Wollust, in süßer Betäubung, von den grenzenlosen Schönheiten der göttlichen Natur überströmt. Aber dem Menschen, dessen aufgerichtetes Antlitz den Himmel anschauet, dessen unermüdeter Gedanke, vom sinnlichen Schönen unaufgehalten, ins Innere der Wesen eindringt und an Wahrheit, Ordnung und Vollkommenheit sich ergetzt, einem solchen Geschöpfe wäre es Frevel, nur zu empfinden. Ihm kommt es zu, die Regeln zu erforschen, aus welchen diese Schönheiten fließen, die Verhältnisse zu erspähen, wodurch diese endlose Reihe von Wesen und Geschlechtern der Wesen in einen harmonischen Plan verwebt ist, und alle seine Kräfte zu dem erhabnen Ziel anzustrengen, daß in der moralischen Welt eine ebenso schöne Eintracht und Zusammenstimmung erhalten werde, wie diese ist, die in den harmonischen Bewegungen des Himmels, in der unveränderlichen Folge der Jahrszeiten, in der Anordnung und Ausschmückung der ganzen Körperwelt den anschauenden Geist in Bewundrung setzt. Kann ich mich als einen Theil dieses wundervollen Ganzen ansehen, ohne an der Vollkommenheit desselben Antheil zu nehmen und mich zu bestreben, daß es durch mich vielmehr einen Zuwachs an Schönheit erhalte, als verunstaltet werde? Kann ich mich als ein Glied des menschlichen Geschlechts betrachten, ohne einen mächtigen Zug von sympathetischer Liebe zu meinen Brüdern zu empfinden, ihren Wohlstand zu meinem eignen zu machen und den süßen Pflichten entgegenzueilen, welche mir die gemeinschaftliche Natur, gemeinschaftliche Bedürfnisse, gemeinschaftliche Vortheile und Erwartungen auflegen? So gesinnt, o Cyrus, übte ich mich bisher unter Deinen Augen in edeln Versuchen. Sollte in einem Herzen, das einer so erhabnen Liebe voll ist, diese fanatische Leidenschaft Raum finden, die alle ihre demüthigen Wünsche an einen einzigen Gegenstand heftet? Sollte die weibliche Schönheit mächtig genug sein, mich zu entwaffnen und der süßen Freiheit zu berauben, die mir bisher erlaubt hat, jeder Aufforderung der Pflicht, jedem Winke der Tugend zu folgen? Ich kann mir dieses Zutrauen desto weniger versagen, da ich die Gefahr wirklich bestanden habe. Ich habe sie gesehen,

vielleicht von der reizendsten Seite, womit die Schönheit unser Herz überraschen kann; ich bewundere sie; und doch hab' ich seitdem immer entweder vor Deinem Gezelt gewacht oder Deine Befehle vollzogen oder andere mir zukommende Verrichtungen gethan, ebenso frei und munter, als eh ich diese zauberische Schöne gesehen habe.

Cyrus. Vielleicht hast Du sie noch nicht lange und nahe genug gesehen, um Deiner Stärke so gewiß zu sein. Die Schönheit wirft zuerst nur einen flüchtigen Schimmer auf das Herz; aber je näher Du ihr kommen wirst, desto mehr wird sie erhitzen, bis Du, von der angenehmen Wärme belebt, die Flügel begierig entfaltest und, in immer nähernden Kreisen um die schöne Flamme flatternd, zuletzt mit versengten Schwingen zu Boden taumelst.

Araspes. Sei unbesorgt, mein königlicher Freund! Und wenn ich sie auch unaufhörlich anschauen müßte, so soll mich doch ihre Schönheit nie bereden, etwas zu thun, was dem Freunde der Tugend und des Cyrus nicht geziemt.

Cyrus. Deine Gesinnungen, Araspes, und selbst diese edle Kühnheit, die Dir das Bewußtsein eines großmüthigen Herzens eingiebt, gefallen mir. Wem könnte ich das Amt, die schöne Panthea zu bewachen, sicherer anvertrauen als Dir? Ich befehle Dir also, immer bei ihr zu bleiben und dafür zu sorgen, daß ihr nichts mangle, was ihrem Rang und ihren eigenthümlichen Vorzügen gebührt. Du kannst sie versichern, daß ich mich des Rechts nicht bedienen werde, das mir die Gewalt über sie geben könnte, und daß ich vielleicht Mittel finde, sie wieder mit ihrem Gemahle zu vereinigen.

2.

Mandane. Panthea.

Mandane. Seufzer und Thränen, o Königin, vermehren wol Deinen Kummer und den meinigen, aber sie können weder die Freiheit noch Deinen Gemahl zurückweinen. Dein Unglück ist nicht so groß, daß es Dir nicht noch die Hoffnung übrig ließe, wieder glücklich zu werden. Gönne Deinem Herzen diese Hoffnung, die nicht ungewisser ist als Deine zärtlichen

Besorgnisse. Abradates lebt, und die Vorsicht, die Beschützerin der Tugendhaften, wird ihn wieder in Deine treuen Arme bringen, und in diesen entzückungsvollen Augenblicken wird das Andenken der vergangenen Schmerzen wie ein Traum vor Dir hinschwinden.

Panthea. O Mandane, ich erkenne Deine mütterliche Sorgfalt. Ich fühle die heilende Kraft Deiner Tröstungen. Aber ach, selbst diese reizenden Vorstellungen dienen nur, die schwarze Farbe meines Schicksals zu erhöhen! Wie kann ich mich bereden, meine Besorgnisse für unzeitig zu halten? Ist nicht das assyrische Heer geschlagen? Hat nicht das Schwert die Blüthe von Babylon gemäht? War nicht Abradates derselben Gefahr ausgesetzt? Oder meinst Du, sein unerschrockenes Herz habe ihm beim Anblick der herausfordernden Gefahr erlaubt, gleich diesen feigen, weichlichen Assyrern die Flucht zu nehmen? Es ist wahr, das Gerücht hätte uns den Tod schon gebracht, wenn er auf dem Schlachtfelde gefallen wäre. Aber vielleicht hat ihn, als er der unaufhaltbaren Macht weichen mußte, der nacheilende Feind eingeholt. Vielleicht hat er seinen allzu heroischen Muth, ungeduldig, sich in Fesseln zu schmiegen, durch tausend edle Wunden ausgehaucht. Vielleicht liegt er in diesem Augenblicke, der blühende Held, dem meine liebevollen Augen so oft mit stillem Triumph nachsahen, wenn er in seiner goldenen Rüstung einherzog, vom tausendfachen Echo des lauten Beifalls begleitet — ach! der tapfre, anmuthsvolle Jüngling! gebildet, Liebe einzuflößen, der zärtliche Ehemann, der Vater seines Volks, seellos, unkennbar, von Blut und Wunden entstellt, liegt er vielleicht im Staube! Weder seine Jugend noch seine Schönheit noch sein Muth noch die ohnmächtige Liebe seiner Panthea haben ihn retten können. Vielleicht rief noch sein letzter Laut: Panthea! Aber ach, die Unglückselige hörte ihn nicht, war nicht da, seine Wunden zu waschen, seinen letzten Hauch aufzufassen und auf seinem Grabe, ein werthes Todtenopfer, zu sterben! — Wo irrest Du, geliebter Schatten? Zeige mir, wo die theuern Ueberbleibsel meines Abradates liegen, daß ich sie der mütterlichen Erde anvertraue und Dir folge! — Wie schwärmet meine fiebrische Phantasie! — Verachte meine Schwachheit nicht, Mandane! ermüde nicht, mich gegen mich selbst zu beschützen! Vielleicht sind, wie Du sagst, meine Besorgnisse eitel! — Schwacher Schimmer von Hoffnung, Du bist Wonne für meine

leidende Brust! Vielleicht fliegt er schon mit einer rache-schnaubenden Schaar auf die unbesorgten Feinde zurück, seine Panthea zu befreien; ungeduldige Liebe blitzt aus seinen Augen und beseelt seine Arme mit unüberwindlicher Stärke. — Oder irgend ein Friedensengel hat seinem großmüthigen Herzen den Gedanken eingehaucht, lieber ein Freund des persischen Fürsten zu werden, als einen ungleichen Streit mit den Göttern und ihrem Liebling zugleich fortzusetzen. Allzu schmeichelnde Hoffnungen, wie leicht betrügt Ihr das willige Herz! Aber ach, wie flüchtig ist Eure Linderung! Kann ich aufhören zu fürchten, so lange mir noch das Aergste droht?

Mandane. Ich fühle Dein ganzes Leiden, Panthea! Aber laß es nicht gesagt werden, Dein großmüthiges Herz sei kleiner als sein Unglück gewesen! Wie viel goldne selige Tage voll unvermischter Wonne, Tage der fröhlichen Jugend und der Liebe, hast Du genossen, ehe dieser düstre Tag kam, der nur Deine Geduld prüfet, nicht Deine Glückseligkeit tödtet! Wollten wir, überströmt von Erfahrungen einer wohlthätigen Vorsehung, frage Dein edles Herz, wollten wir sogleich zagen, sobald das Glück seine Stirne runzelt, als ob der ewige Geist, der die Welt beseelt, nur alsdann gütig wäre, wenn wir lächeln? Wird es ihm nicht angenehm sein, wenn wir, seiner unbegrenzten Macht und unbegrenzten Güte sicher, desto mehr Muth beweisen, je härter wir geprüft werden? desto mehr hoffen, je zweifelhafter unser Schicksal scheint? Entweder muß der trostvolle Strahl, den der göttliche Urquell des Lichts in unsre Seele wirft, verlöschen, wir müssen vergessen, daß Gott ist, oder wir müssen nie aufhören zu hoffen, und alle unsere Besorgnisse sind Träume.

Panthea. Meine Vernunft erkennt die Stimme der Wahrheit, die von Deinen Lippen widerhallt; mein Herz fühlt sie; aber ach, wie stark empört sich die leidende Natur gegen sie! Wer kann auf der Folter gefühllos sein? Wer kann sich die größten Güter des Lebens, Freiheit und eheliche Glückseligkeit, und das königliche Vermögen, Gutes zu thun, ohne Schmerz entreißen lassen? Kann ich den Schreckbildern den Zugang versperren, die mit jedem Gedanken an Abradates sich haufenweise in meine Seele drängen? O Mandane, kein Schmerz, der die Quellen des Lebens auftrocknet, ist mit diesem zu vergleichen, wenn die zweifelhafte Seele in einer furchtbaren Dämmerung von ängstlichen Sorgen und täuschenden Hoff-

nungen zwischen Tod und Leben hin und her geschleudert wird. Ein entschiedenes Schicksal, selbst das entsetzlichste, ist viel erträglicher als diese Ungewißheit. Wir raffen dann alle unsere Stärke zusammen und thürmen sie der Last des Elends entgegen, und es bleibt uns zum Wenigsten dieser Trost, daß wir nichts Schlimmers fürchten können. Aber diese langsam tödtende Ungewißheit —

Mandane. Eben diese ist es, die Deine herumgeworfene Seele an die einzige Hoffnung antreibt, woran die bedrängte Unschuld sich halten kann. Fasse Muth, meine Panthea! Vielleicht arbeitet jetzt eine unsichtbare Hand an der freudigsten Entwicklung Deines Schicksals. — Aber siehe, wer nähert sich dort? — Mich dünkt, es ist der medische Jüngling, der zuerst in unser Zelt kam, da das Lager erobert wurde. Sein Antlitz scheint eine freudige Nachricht vor sich her zu strahlen.

3.

Araspes. Panthea. Mandane.

Araspes. Königin von Susiane, als ich Dir jüngst die Tugenden des erhabnen Prinzen anpries, dessen Gefangne Du wurdest, wußte ich selbst noch nicht, zu was für einer Größe sich seine Heldenseele emporschwingen kann. Obgleich Deine Schönheit auch Götter zu einem menschlichen Wunsch reizen möchte, so entsagt er doch dem Rechte, welches ihm der Sieg über Dich giebt, und will, daß Du als seine Schwester gehalten werdest, bis ein günstigeres Geschick sich aufthut und ihm erlaubt, Dich wieder mit Deinem Abradates zu vereinigen.

Panthea. So lebt denn Abradates noch? — Ja, er lebt; ich lese die frohe Bekräftigung in Deinen Augen! — Entschuldige die zärtliche Bekümmerniß eines Weibes, das die bessere Hälfte seiner Seele vermisset! Wenn Abradates lebt, so hat mein Schicksal nichts Unerträgliches, da der großmüthige Cyrus seine Gefangne in seinen Schutz zu nehmen würdigt.

Araspes. Abradates lebt, schöne Königin, und Cyrus hat mich der Ehre gewürdigt, in seiner Abwesenheit Dein Beschützer zu sein und dafür zu sorgen, daß Dir so begegnet werde, wie

Dein eigner unerborgter Werth mit Recht forderte, wenn gleich eine unbemerkte Strohhütte seinen aufgehenden Glanz der Welt und dem Ruhm verhehlt hätte. Dieses reich geschmückte königliche Zelt bleibt Dein, Deine Sclavinnen und Aufwärter haben keinen Gebieter als Dich, und ich selbst habe Befehl, Deine leisesten Winke zu vollziehen. So sehr ehret Cyrus den Ruf Deiner Tugend! — Und Du (zu Mandanen), deren Blicke mütterliche Zärtlichkeit auf Deine Königin glänzen, ohne Zweifel die Pflegemutter ihrer kindlichen Jahre, Dein eigenes Herz wird Dir gebieten, meine Bemühung zu unterstützen, ihre Sorgen zu zerstreuen und ihr Auge auf die schönern Aussichten zu lenken, die ihr entgegensehen.

Panthea. Schon erfahre ich die Wahrheit Deiner glückweissagenden Tröstungen, Mandane! Was konnte der Himmel in diesen Umständen, die ein unvermeidliches Verhängniß in mein Leben eingeflochten hat, mehr für mich thun, als mich die Gefangne eines so großmüthigen Mannes werden zu lassen, der mich seine Gewalt nur durch Beweise seiner Huld empfinden läßt? Ob es gleich meiner unabhängigen Seele schmerzlich ist, einen Gebieter zu haben, so ist doch einige Süßigkeit in diesem Schmerz; denn es ist angenehm, dem Menschenfreunde verpflichtet zu sein. Und was mir noch angenehmer ist, vielleicht ist es, da Abradates noch lebt, künftig in meiner Gewalt, Deinem Fürsten zu zeigen, daß Panthea kein unerkenntliches Herz hat.

Araspes. Das Glück, Dir öfters nähern zu dürfen, wird es mir nicht an Gelegenheit mangeln lassen, Dich mit dem Charakter des besten der Fürsten bekannt zu machen und Deine Erkenntlichkeit zur Bewunderung zu erhöhen. — Aber jetzt dünkt mich, ich sehe in diesem holdseligen Gesichte, dem getreuen Spiegel Deiner Empfindungen, daß Du mehr Nachrichten von dem Könige von Susiane zu hören verlangest. Ich sah ihn auf dem blutigen Felde, und mein jugendlicher Muth wünschte voll Ungeduld, diesem Helden zu begegnen, den seine von unerschrocknem Geist erhöhte Schönheit aus Myriaden hervorglänzen machte. Erst jetzt danke ich dem Geschicke, welches mir den unbesonnenen Wunsch versagte. Das wilde Getümmel trennte uns; nur von fern sah ihn mein ungeduldiges Auge ruhmvolle Thaten thun und wie eine Donnerwolke auf die Perser daherstürmen. Hätte das assyrische Heer nur Sieben gehabt, die mit ihm zu vergleichen

wären, so würde der zweifelhafte Sieg gewankt haben. Aber die Susianer, obgleich von dem Beispiel ihres tapfern Anführers entzündet, waren zu schwach, die Gewalt der Perser allein aufzuhalten. Doch zogen sie sich rühmlich zurück, nicht als Flüchtlinge, sondern wie Männer, die sich auf eine bessere Gelegenheit sparen. Sie nahmen ihren Weg nach Babylon, von medischen Reitern verfolgt, die noch nicht wieder zurückgekommen sind.

Panthea. Noch sind nicht alle meine Besorgnisse gehoben. Aber der heitre Strahl, den Mithras heut auf mich fallen läßt, hat meine Seele zur Hoffnung aufgeklärt. — Wie süß tönte mir sein Lob von Deinem Munde! Wisse, edler Jüngling, selbst die Nachricht, daß er umgekommen sei, würde in dem Augenblick, da sie mich tödtete, meinen Schmerz mit Wonne versüßen, wenn ich hörte, daß er wie ein Held gefallen sei. Ich würde dann gehen, den geliebten Leichnam aufzusuchen, bei ihm niedersinken und mit dem lauen Dampf seiner rühmlichen Wunden meine nacheilende Seele vermischen. Aber Dank sei dem Himmel! noch lebt er und lebt meiner Liebe würdig, ob er gleich seine Panthea in fremder Gewalt zurücklassen mußte. — Wie freue ich mich, daß das Glück eben Den zu meinem Aufseher bestellte, der ihn gesehen hat, der ein Zeuge seiner ruhmwürdigen Thaten war und durch eignen Werth sein Lob beglaubigt! Wie angenehm werden uns die schnellen Stunden entschlüpfen, wenn wir uns wechselsweise mit Hören und Erzählen beschäftigen, Du von Deinem Prinzen, ich von einem Manne, der würdiger ist, ein Freund als ein Gegner des Cyrus zu sein!

Araspes. Was für eine schmeichelnde Hoffnung giebst Du mir, schöne Königin! Wie verlangt mich nach den goldnen Stunden! Eine Seele, die von Ruhmbegierde glühet, kann nichts Lieblichers hören als die Thaten der Helden, die der Himmel den Uebrigen zu Vorbildern herabschickt. Obgleich meine Zunge im Lobe des Cyrus nie ermüdet, so werde ich doch lauter Gehör sein, wenn Du von Abradates reden wirst. — Aber ich scheue mich, die Freiheit, um Dich zu sein, unbescheiden zu gebrauchen. Dein Befehl wird mich allezeit in der Nähe finden, wofern Du meine Dienste anzunehmen würdigst.

4.

Araspes (allein).

Araspes. Was für eine Göttin ist vom Himmel zu uns herabgestiegen? Oder kann Die eine Tochter der Erde sein, die an Gestalt und Seele alle sterblichen Schönen so sehr übertrifft? Welch eine angeborne Majestät glänzt auf ihrer Stirne, mit Güte und diesem bezaubernden Lächeln gemildert, das der Kummer selbst nicht aus ihrem reizenden Gesichte vertreiben kann! Noch schwebt ihr Bild vor meinen Augen, noch säuselt ihre Stimme um mein Ohr; kaum etliche Augenblicke von ihr entfernt, verlangt mich schon wieder, sie zu sehen. Wie lang scheinen mir diese Augenblicke! — Eine süße Unruhe —

Still, mein Herz! Schweiget einen Augenblick, Ihr süßen Empfindungen, die sich aus der Schönheit in die schauende Seele ergießen! — Mir ist, als ob mir eine leise Stimme den Namen des Cyrus zulisple. — Wie, wenn er die Liebe besser kennte als ich? — Warum vermisse ich den Anblick der schönen Panthea? — Warum ist meine erhitzte Phantasie so geschäftig, mir ihre kleinsten Reize vorzumalen? Warum scheinen mir die Augenblicke langsamer als ehmals? Warum? — Wie, wenn dieses der Anfang —

Götter! welch ein niedriger Gedanke! Ich verachte dieses kleinmüthige Mißtrauen in mich selbst. Fordert denn die Weisheit Unempfindlichkeit? Oder soll ich sogleich an meiner Tugend zweifeln, wenn mein Herz der Vollkommenheit den Tribut bezahlt, der ihr gehört? Es ist in der Natur unsrer Seele, sich nach dem, was das Beste ist, zu sehnen. — Gesegnet seist Du, mütterliche Natur, die Du mein Herz zu diesem zarten Gefühl, dem höchsten Vorzug der Menschheit vor der thierischen Welt, gebildet hast! Soll ich Den glücklich nennen, der diesen hellblauen himmlischen Bogen ohne Lächeln anstarret? den die Morgenröthe, wenn sie die Hügel und Thäler mit Rosen bestreut, den die in Gold zerfließende Abendsonne nicht entzückt? dessen Blick eine einfarbige Feldblume nicht anzulocken vermag, oder den der Anblick eines unschuldsvollen Kindes ohne Zärtlichkeit läßt? Aber das schönste aller sichtbaren Geschöpfe ist das liebreizende Weib; was das Aug' ergetzen und das Herz gewinnen kann, was

die Natur Holdes und Liebliches hat, ist in ihr wie in einem Auszug vereinbart! Schöner ist ihr Auge als der entwölkte Himmel, schöner die keusche Röthe ihrer Wangen als der junge Frühling, wenn er, vom Morgen angestrahlt, unter Rosen erwacht. Wo ist der Weise, wo ist der Held, der nicht die erweichende Gewalt der Schönheit fühle? Aber wenn ein himmlischer Geist die schöne Sphäre bewegt; wenn die glänzende Heiterkeit ihres Angesichts den innern Frieden, die Unschuld und Milde ihres Herzens verkündigt; wenn Weisheit von den Rosenlippen fließt und Großmuth und Dankbarkeit und Ehre und Zärtlichkeit den keuschen Busen beleben: o, dann ist es billig, daß ein solcher Werth unsre ganze Seele erfülle! —

Soll ich Dich denn nicht bewundern, Panthea? Soll ich nicht an Dir lieben, was Götter ohne Schwachheit lieben müssen? Die entwölkte Luft ist nicht reiner als meine Liebe. Kein unedler Wunsch, keine Begierde, die sich vor der Tugend scheuen muß, beunruhiget meine Seele; gleich der befriedigten See, die im Sonnenglanz von säuselnden Zephyrn gestreichelt wird, wallt sie nur in sanften Empfindungen, die schnell zu Gedanken emporwachsen und meiner Tugend neue Schwingen geben. Sollte nicht eine edle Eifersucht in mir entbrennen, da ich unter dieser zarten Schönheit eine Großmuth, eine Stärke der Seele sehe, die mit der Schwäche ihres weicher gebildeten Leibes ringet? Nein, schöne Panthea, es soll nicht von Araspes gesagt werden, daß sein männliches Herz von einer kleinen Seele angefeuert werde, die zu schwach sei, ihren Leib zu beherrschen!

Ich begreife nicht, warum Cyrus mich erschrecken wollte. — Er liebt den freundschaftlichen Scherz. Aber warum trieb er ihn so weit bis zu dem ungütigen Zweifel, ob ich auch Stärke genug habe, dem Anblick einer Schönen unversengt zu entrinnen? Wahrlich, auf dem Fechtplatze, wo unsre Jugend zu nerviger Stärke geübt wurde, oder im harten Lager, jeder Beleidigung der Jahrszeit und der Witterung ausgesetzt, und im Angesicht der blutigen Schlacht, um und um von Gefahren umgeben, in deren jeder der Tod dräuete, hat er mich nicht so feigherzig kennen gelernt, daß mich ein Weib zu ihren Füßen sollte legen können! — Aber vielleicht ist es schwerer, diese süßen reizenden Gefahren zu besiegen. — Noch habe ich nichts davon empfunden! — Die Liebesgötter,

die auf ihren Augenbraunen lauern oder um ihren Nacken flattern, müssen ihre Pfeile nicht scharf genug gespitzt haben, daß sie so unschädlich an meinem Herzen abgleiten. — Oder soll vielleicht der nähere Umgang, der jede Vortrefflichkeit ihrer göttlichen Seele auf mich strahlen lassen wird, die sinnliche Gluth anfachen? — Weg mit diesem Unsinn! Der bloße Schatten einer solchen Furcht beleidigt die erhabne Panthea und mich. Wenn Schönheit mit Weisheit vermählt ist; wenn Unschuld und keuscher Anstand ihre Sitten schmücken; wenn sie Tugenden hat, die uns zur Bewunderung reizen: so müßte Der ein Insect sein oder doch würdig, in einen Wurm zusammengeschrumpft auf der Erde zu kriechen, der, anstatt die Liebe ihrer Seele zu verdienen, mit schändlicher Demuth sich begnügte, an ihrer äußern Schale zu kleben! — O Cyrus, wie konntest Du Deinen Freund einer solchen Verwandlung fähig glauben! Wäre Panthea nur schön, so hättest Du mir mit keiner größern Gefahr eine schöne Bildsäule zu bewahren geben mögen. Ist sie geistvoll, großmüthig, tugendhaft, warum sollen diese Vollkommenheiten gefährlich werden, weil sie durch den Flor der Schönheit hervorscheinen? — Nein, von einer Panthea hat selbst das schwächste Herz nichts zu besorgen! Muthig sehe ich den holden Stunden entgegen, die mich zu ihr führen werden, um neben ihr zu sitzen, sie anzuschauen, die Musik ihrer Lippen zu hören und die höhere geistige Harmonie ihrer beredten Worte, oder sie mit weiblicher Arbeit beschäftigt unter ihren Sclavinnen zu sehen, die, obgleich jede von der Liebe selbst gebildet scheint, in bleichem Schimmer um sie her sitzen, gleich den Sternen, die den vollen Mond umschweben.

Zweite Abtheilung.

1.

Panthea. Araspes.

Panthea. Das Bild, das Du mir von Cyrus gemacht hast, ist so schön, als es ein muntrer Geist entwerfen kann, wenn die Freundschaft den Pinsel führt; und wofern es sich auch unter den Händen der Liebe verschönert hätte, so wäre es mir doch ein Beweis Deines ruhmwürdigen Eifers für einen Fürsten, den Du zugleich als Deinen Freund liebst und als Deinen zukünftigen Herrn verehrest. Vielleicht geziemt es mir am Wenigsten, einigen Zweifel merken zu lassen, da ich in seinem Betragen gegen mich die stärkste Beglaubigung Deiner Worte finden sollte. Aber vergieb mir, Araspes, ich kann Denjenigen für keinen wahren Helden halten, der im Streiten und Erobern eine Belustigung findet, anstatt durch die menschenfreundlichen Künste des Friedens einen ewig dauernden Ruhm auf das Glück der Völker zu gründen.

Araspes. Du scheinst den persischen Prinzen von dieser Seite nicht recht zu kennen. Du bist durch falsche Nachrichten getäuscht, wenn Du ihn mit diesen wilden Helden vermengest, denen das rauchende Schlachtfeld ein lieblicher Anblick und das Aechzen der Sterbenden Musik ist. Er sucht in der Glückseligkeit der Menschen seine eigene; und wenn er das Schwert zieht, so geschieht es, um dem Frieden mit seinem ganzen segensvollen Gefolge einen dauerhaften Sitz zu erstreiten.

Panthea. Aber ist nicht dieses, was Du sagst, der schöne Schleier, womit auch Tyrannen die Ungerechtigkeit ihrer Gewaltthaten zu verhüllen suchen? Wenn Gewinnsucht oder blinde Ruhmbegierde den Krieg beschlossen hat, so wird es niemals an einem Vorwande fehlen, wodurch wenigstens der Wohlstand geschonet wird, mit dem sich Diejenigen am Stärksten zu verschanzen pflegen, die sich am Wenigsten Gutes bewußt sind. Ich zweifle aber sehr, ob sich der Fall öfters ereigne, daß der Krieg das einzige Mittel ist, sich vor dem Untergang oder vor dem, was noch ärger ist als der Tod, vor Sclaverei zu schützen. Wie viel gelindere Mittel sind in jedem Falle möglich! Und sollte nicht ein Menschenfreund geneigt sein, selbst mit Aufopferung großer Vortheile das Leben so vieler Tausende, die Wohlfahrt ganzer Völker zu erhalten? Was hat der ehrwürdige, friedsame Landmann verschuldet, dessen rastloser Fleiß der kargen Erde unsern Unterhalt abzwingt? Was haben die wehrlosen Weiber und die Säuglinge an ihrer blutenden Brust verschuldet, daß sie der Raubbegierde, dem Stolz oder der Rachsucht etlicher Unmenschen aufgeopfert werden sollen? Rufe nur die schrecklichen Scenen, die Du besser als ich kennest, vor Deine Augen! — Menschen gegen Menschen, Brüder, die, ihrer Blutsfreundschaft uneingedenk, Wuth und Verderben gegen einander schnauben, das Schlachtfeld mit Sterbenden bedeckt, die Ströme von Blut aufgeschwollen, die schauernde Luft vom Winseln der Verwundeten erregt, die dem langsamen Tode flehen, daß er sie von einem quälenden Ueberrest von Leben befreien wolle! O, wie jammert jetzt die verlassne Mutter, von den Leichen ihrer Kinder umgeben, um die verwelkten Hoffnungen ihrer Jugend, die gesunkenen Stützen ihres hilflosen Alters! Die zärtliche Gattin rauft auf dem Grabe des geliebten Mannes in stummer thränenloser Verzweiflung ihre unverschuldeten Haare, indem eine junge verwaiste Schaar mit kläglichem Gewinsel ihren Vater von ihr fordert. Das jungfräuliche Mädchen, zu einer bessern Hoffnung geboren, wird gemißbraucht, in sclavischem Aufzug das Bett eines barbarischen Herrn zu besorgen, wofern sie nicht lieber durch einen freiwilligen Tod der schändlichen Dienstbarkeit zuvorkommt. Die heiligsten Bande, womit Liebe und Treue die geselligen Menschen vereinbart, werden frevelhaft zerrissen. Das keusche Weib wird aus den Armen ihres Ehemanns, die aufblühende Tochter aus den beschützenden

Augen ihrer Mutter fortgeschleppt. Schaarenweise fliehen die alten Bewohner aus ihren väterlichen Gütern und sehen mit wehmüthigem Blick in die Flammen zurück, die ihre stillen Hütten verzehren. Allenthalben schreckt sie das Bild der Zerstörung und des Todes. Das schöne Angesicht der Natur ist unkenntlich; Verwüstung trauert auf den Gefilden, die vor Kurzem wie Paradiese in blühender Fülle standen; keine frohlockende Stimme, kein kunstloser Waldgesang der unschuldigen Hirtin, von sanfter Freude eingegeben, schallet mehr um die nackten Hügel und die unbewohnten Thäler, die kürzlich von glücklichen Menschen wimmelten. — Es wäre Grausamkeit, ein so unmenschliches Gemälde zu vollenden. — Aber laß mich die Frage erneuern, Araspes: wie kann sich ein Menschenfreund entschließen, über ein friedsames Volk allen diesen Jammer aufzuhäufen und, wofern auch sein Zorn gereizt ist, den Uebermuth eines Einzigen an Hunderttausenden zu strafen?

Araspes. Wenn keine Lasterhaften wären, o Panthea, so würde der rechtschaffene Mann nie genöthigt sein, sein Vaterland, seine Freiheit und sein Leben gegen gesetzlose Gewaltthaten zu schützen. Aber so lang es Tyrannen giebt, die den Menschen seiner angebornen Rechte berauben, ihn zu den grasenden Thieren herabstoßen oder mit unersättlicher Begierde nach dem Eigenthum ihrer Nachbarn geizen und den steigenden Flor eines freien Volks als eine Beleidigung ansehen, die nur das rächende Schwert aussöhnen kann, so lange ist es unmöglich, den Krieg aus der Menge der menschlichen Uebel hinwegzuthun. Der eigne Vortheil eines Fürsten entscheidet hier nichts. Die Würde, die ihm zu behaupten auferlegt ist, erlaubt ihm nicht, den Wohlstand seines Volks einem Tyrannen preiszugeben oder sich gleich einem unmenschlichen Vater Derjenigen zu entsagen, die durch die engesten Bande an seine Seele gebunden sind. Das Gemälde des Kriegs, das Du so rührend entworfen und durch den gefühlvollen Ausdruck Deiner Augen noch rührender gemacht hast, ist nur allzu ähnlich. Der Menschenfreund beklagt das Elend, welches er zu verursachen gezwungen wird, um ein größeres abzuwenden; und mitten im lauten Gepränge des Sieges schleichen sich mitleidige Thränen seine Wangen herab, die sich eines Lobes, das so theuer erkauft werden muß, schämen. Aber sage mir, sollten die Meder und Perser gleichgiltig zu-

sehen, wenn der assyrische König ihre Grenzen verwüstet? wenn er mächtige Fürsten durch erdichtete Klagen wider sie erhitzt? wenn er einen geheimen verrätherischen Bund gegen sie anzettelt und sich mit seinen schändlichen Mitverschwornen, von übermüthiger Hoffnung gebläht, schon eh er gesiegt hat, in ihre Beute theilt? Sollten sie dem herrannahenden Untergang gleichgiltig entgegensehen; oder befiehlt nicht Pflicht, Ehre und Klugheit, einem solchen Feinde zuvorzukommen und den abgewandten Streich auf sein eignes Haupt zu führen? Wenn Cyrus alle Drangsale des Kriegs über seine Feinde herwälzt, so errettet er in dem gleichen Augenblick ganze Völker, mit denen er durch engere Bande verknüpft ist, von eben diesen oder von noch größern Uebeln, die er nur durch dieses Mittel von ihnen abwenden kann. Sein Glück, welches mit seinen Verdiensten einen Bund gemacht zu haben scheint, ist selbst seinen Feinden vortheilhaft. Er siehet nur Diejenigen für Feinde an, deren Ehrgeiz und Raubsucht ihn genöthigt haben, das Schwert zu ziehen, welches er nur zum Schutz der Unschuldigen und Hilflosen und zur Züchtigung der Bösen führt. Daher schont er der assyrischen Provinzen so sehr, als es die gesetzlose Nothwendigkeit erlaubt; er hält die Gefangenen gnädig und beschirmt einen Jeden, der lieber seine Gnade als seinen Zorn verdienen will, im Besitze seines Eigenthums. Ich versichere Dich, Panthea, selbst die Assyrer, die ihn gesehen haben, lieben ihn und sind bereit, gegen einen so großmüthigen Feind einen Landsherrn zu vertauschen, an den sie nur durch Auflagen und gewaltthätige Bedrückungen erinnert werden.

Panthea. Ich gestehe Dir, Araspes, daß ich, ehe Du mich besser belehrtest, diesen jungen Helden für einen hochfahrenden, ruhmsüchtigen Jüngling hielt, der, von schimmernden Dunstbildern einer falschen Ehre angelockt, dem unbesonnenen Wunsche nachjage, sich ein grenzenloses Reich zu erstreiten und seinen Thron auf den Nacken der bezwungenen Welt zu setzen. Ich hielt seine Klagen gegen den König von Assyrien für einen eiteln Vorwand, in welchen er seine wahren Absichten einhüllen wolle. Sowol das allgemeine Gerücht als sein letztes Betragen gegen die Armenier und Chaldäer bestärkte meine Vermuthung. Denn was ist glaublicher, als daß sich Derjenige das größte Ziel vorstecke, der einen so königlichen Geist in sich fühlt; dem Hindernisse und Gefahren nur

Reizungen sind; der jede Gelegenheit zum Streiten für einen Ruf des Sieges ansiehet, und dem sein angeborner Muth und die rauhe persische Erziehung den Krieg eher zu einem Lustspiel als zu einer beschwerlichen Arbeit gemacht haben?

Araspes. Erlaube mir nur, schöne Königin, mein Gemälde von Cyrus zu vollenden, so wirst Du, anstatt ihn einiges Tadels schuldig zu finden, eher anstehen, ob Du Den für einen bloßen Sterblichen halten sollest, der in jeder Vollkommenheit so Wenige und in vereinigtem Besitz derselben Keinen seinesgleichen hat. Ich kenne ihn zu wohl, als daß ich zu viel versprechen sollte. Von dem Tage an, da er als ein noch junger Knabe an den Hof des Königs von Medien, seines Großvaters, kam, bin ich nie von seiner Seite gewichen. Mein günstiges Glück gab mir seine vorzügliche Liebe und die Erlaubniß, ein vertrauter Zeuge aller seiner Handlungen, ja selbst ein Theilnehmer seiner geheimern Gedanken zu sein. Schon damals entwickelte sich der erhabne Charakter, der jetzt durch jeden neuen Anlaß zur Vollkommenheit ausgebildet wird. Sein Geist schien allzu feurig, die Grade langsam zu durchschleichen, durch welche der schwache Leib zur Blüthe und männlichen Stärke heranwächst. Er zeigte in seinem Betragen eine Güte und Zärtlichkeit des Herzens mit einer unbiegsamen Standhaftigkeit und mit einer Kühnheit vereint, die nichts zu erschrecken vermochte; und die Vereinigung dieser sonst widerwärtigen Eigenschaften versprach schon damals unsern weisesten Alten einen zukünftigen Helden, der die Welt mit seinem Ruhm beschäftigen würde. Wie sehr hat er seitdem selbst unsere größten Erwartungen übertroffen, nachdem er die Jahre erreicht hat, in welchen der reife Jüngling sich in den Mann verliert! Seine großmüthige Seele umfasset das menschliche Geschlecht. Sein Mitleiden eilt unerbeten jedem Hilfsbedürftigen entgegen. Seine Seele ergetzt sich am Anblick der Ordnung und des Wohlstands, die er gestiftet hat. Wie oft sah ich ein göttliches Lächeln über sein majestätisches Gesicht herabglänzen, wenn er Diejenigen um ihre Gegenliebe als die einzige Belohnung ersuchte, die er, ohne daß sie es um ihn verdienten, glücklich gemacht hatte! Wie viel darf die Welt von einer solchen Güte erwarten, die von einem so mächtigen und thätigen Geiste regiert wird! Seine Erfindungskraft ist unerschöpflich an Mitteln, seine Absichten zu befördern. Er entschließt sich selten ohne eine langsame

Berathschlagung mit sich selbst, obgleich, wenn es die Noth erfordert, die Schnelligkeit seiner Gedanken dem Blitze gleich ist. Aber in der Ausführung eines Vorhabens däucht er mir nur mit den Göttern zu vergleichen, deren stille unsichtbare Wirksamkeit zu schlummern scheint, bis ihre geheime Arbeit uns unvermuthet überrascht und vollendet vor unserm erstaunten Auge da steht, ohne daß wir die Triebfedern wahrnehmen, wodurch sie herbeigebracht worden. Wenn ich alle diese Vorzüge, die ihn so weit über Andre erheben, überdenke, so weissagt ihm meine Hoffnung ein Glück, das seiner würdig ist; und er scheint mir von dem obersten Beherrscher der Geister dazu bestimmt zu sein, einen großen Theil des menschlichen Geschlechts zu beglücken und den Königen, die auf ihn folgen werden, ein Vorbild zu sein. Vielleicht ahnet seiner großen Seele etwas von den Absichten des Himmels mit ihm. Wie könnte er der Einzige sein, der die Obermacht nicht merkte, die seine Weisheit, seine Beredsamkeit, seine Großmuth über die Herzen der Menschen ausübt? Cyrus hat nicht nöthig, die Völker mit Waffen zu bezwingen; seine unwiderstehliche Güte und die durch so viel Anmuth gemilderte Hoheit seiner Person wird sie mit sanfter Gewalt in den Schatten seines Thrones locken. Eine Reihe Begebenheiten, von denen ich vor Kurzem Zeuge war, bestätigt meine Hoffnung. Du erwähntest ihrer, Panthea; aber mich dünkt, das Gerücht habe Dir das Betragen des Cyrus in einem falschen Lichte gezeigt.

Panthea. Mich verlangt sehr, besser von Dir berichtet zu werden, obgleich Deine Erzählung mich schon ganz für Deinen Helden eingenommen hat. Wie gefällt mir diese freundschaftliche Hitze, die Deine Ausdrücke belebt und auf Deinen Wangen glüht, wenn Du von Cyrus redest! Die Liebe, die Du für seine Tugend fühlst, ist mir ein Beweis von Deiner eignen. Die Thaten der Tugendhaften, von Freunden der Tugend gepriesen, sind die angenehmste Musik für meine Seele.

Araspes. Und ich, schöne Panthea, kenne kein Vergnügen, welches dem gleich wäre, Deine Aufmerksamkeit mit dem Lobe des Cyrus zu unterhalten. Was ich Dir jetzt erzählen will, wird Dir in vollem Lichte zeigen, wie er sich seiner Obermacht über die geringern Menschen bedient. Der König von Armenien, welchen Astyages, der Vater des jetzigen Königs von Medien, als einen ungerechten Störer der nachbarlichen Eintracht zum Vasallen gedemüthiget hatte, weigerte sich, sobald

ihm die Absichten der Assyrer bekannt wurden, den jährlichen Tribut zu bezahlen und die Hilfsvölker zu schicken, die er dem medischen Könige schuldig war. Diese Untreue schien bei den gegenwärtigen Umständen gefährlich; denn man sah wohl, daß der König von Armenien nur auf einen günstigen Wink des Glücks warte, um sich mit den Feinden der Meder und Perser zu vereinigen. Die Mittel, ihn zum Gehorsam zu bringen, waren entweder zu langsam oder zu gefährlich. Unentschlossen wankte Cyaxares schon etliche Tage von einem Vorsatz zum andern, als sich endlich Cyrus, der den kleinsten Aufschub in wichtigen Geschäften hasset, freiwillig anbot, den rebellischen König nicht nur zu seiner Pflicht zu nöthigen, sondern ihn sogar zu einem getreuen Freunde des Cyaxares zu machen. Mit keinem größern Haufen, als der Vorwand einer Jagd auf den armenischen Grenzen unverdächtig machen konnte, rückte er so unvermuthet als eine erscheinende Gottheit bis vor die Hauptstadt des Rebellen, der, ohne einen vergeblichen Widerstand zu wagen, kaum Muth genug behielt, auf die Flucht zu denken. Allein Cyrus hatte schon alle Auswege versperrt; die Gemahlin und die Kinder des Armeniers, welche mit seinen Schätzen ins Gebirge geflüchtet werden sollten, kamen in seine Gewalt. Der König selbst, auf einem Hügel, wohin er geflohen war, von allen Seiten eingeschlossen, mußte sich ohne Bedingung ergeben. Cyrus richtete ihn im Angesicht der Perser und Armenier und fing ihn so geschickt in einem unsichtbaren Netze künstlicher Fragen, daß er sich selbst wider seine Absicht das Todesurtheil sprach. Der Sieger schien anfangs zu zweifeln, ob er nicht der strafenden Gerechtigkeit den Lauf lassen sollte. Nicht als ob er wirklich unentschlossen gewesen wäre: er wollte ihm nur durch den Anblick des Todes einen tiefern Eindruck von seinem Verbrechen geben; und überdies war es ihm lieber, daß seine Gemahlin und Kinder die Begnadigung ihres Ehemanns und Vaters mehr ihren vorbittenden Thränen als seiner Willkür zuschreiben möchten. Er vergab endlich dem König von Armenien auf eine Art, worin Ernst mit Güte gemischt war, und doch so edel, daß er aus einem treulosen wankenden Vasallen einen Freund machte, der sich durch Dankbarkeit stärker gebunden hielt, als Furcht und Verträge binden können. Die Weisheit seiner Reden und die Billigkeit seiner Art zu handeln gewannen das Herz des überwundnen Königs, den die gefühlte Obermacht

allein nur mit Mißtrauen und Abscheu erfüllen konnte. Er entdeckte dem großmüthigen Ueberwinder die ganze Stärke seines Reichs und überließ seine Schätze und sein Heer seiner Willkür; aber Cyrus bediente sich beider mit der weisen Mäßigung, die ihn im Glücke nie verläßt. Er ließ dem König die Hälfte seiner Völker, sobald er vernahm, daß er mit den Chaldäern in Feindschaft lebe. Und so schied er, nachdem er in einem einzigen Tag Alles in Ordnung gebracht, von Tigranes, dem ältesten Sohne des Königs, und einem Theile der armenischen Truppen begleitet, und ließ Jedermann von seiner Großmuth und Klugheit und von der männlichen Schönheit und Majestät seiner Gestalt entzückt.

Indessen arbeitete sein immer geschäftiger Geist schon wieder an einem großen Vorhaben. Er beschloß, die Wurzel der Zwietracht zwischen den Chaldäern und Armeniern auszureuten, welche beiden Völkern gleich verderblich war. Die Chaldäer, die nächsten Nachbarn der Armenier, sind ein streitbares Volk, rauh von Sitten und Liebhaber der Freiheit. Sie bewohnen ein gebirgiges undankbares Land, glücklich, wenn sie es zu sein glaubten, da ihre Armuth mehr in einer Unwissenheit der überflüssigen Dinge besteht, die unsere Wollust zu Nothwendigkeiten gemacht hat, als in einem Mangel des Wenigen, was die Natur fordert. Indessen machte sie doch sowol die Unfruchtbarkeit ihres Landes als ihre Streitbarkeit zu beschwerlichen Nachbarn für die Armenier, die in den Künsten des Friedens geübter sind. Sie hielten die Berge, wodurch sie von Armenien abgesondert sind, beständig besetzt und waren auf diesen Vortheil so trotzig, daß sie von keinem billigen Frieden hören wollten. Cyrus bediente sich seiner gewöhnlichen Behendigkeit, die dem Gerüchte von seinem Vorhaben immer vorzueilen pflegt. Er bemächtigte sich ohne Schwierigkeit dieser Berge; denn die Chaldäer, sobald sie geübtere Widersacher fanden als die unkriegerischen Armenier, sahen sich nicht zahlreich genug, einen langen Widerstand zu thun. Einige verloren das Leben, Einige wurden verwundet; die Meisten aber kamen unbeschädigt in die Gewalt der Perser.

Panthea. Mich wundert, Araspes, wie Du Deinen Prinzen ohne Verletzung seiner Gerechtigkeit und Güte aus dieser Unternehmung herauswickeln wirst, die beim ersten Anblick sehr unregelmäßig erscheint.

Araspes. Ich zweifle sogar, ob man sie unregelmäßig

nennen kann, da Cyrus, der die Stelle des Cyaxares vertrat, ein Recht hatte, den Armeniern, seinen Schutzverwandten, Sicherheit zu verschaffen. Aber höre nur den Verfolg. Er befahl sogleich, die Verwundeten aufs Sorgfältigste zu pflegen und den Gefangnen die Fesseln abzunehmen. Er ging selbst zu ihnen und sagte ihnen mit der Miene der Wahrheit, die Niemand an seinen Worten zweifeln läßt:*)

„Ich bin nicht gekommen, Euch zu zerstören oder der Freiheit zu berauben, die das angeborne Recht des Menschen ist; sondern im Gegentheil, einen dauerhaften Frieden zwischen Euch und den Armeniern auf Euern gemeinschaftlichen Vortheil zu gründen. Die Erfahrung wird Euch überzeugen, daß ich dadurch Euere Rechte nicht verletze, wenn ich Euch die Macht, Böses zu thun, benehme. Ehe ich mich dieser Berge bemächtigt hatte, wolltet Ihr von keinem Frieden hören, weil Ihr selbst von den Armeniern bedeckt waret, und so oft, als es Euch beliebte, ihre Felder des goldenen Schmucks und ihre Vorrathskammern des Ueberflusses berauben konntet, den die Natur zur Belohnung ihrer Arbeit bestimmt hatte. Jetzt sehet Ihr selbst, was Euer eigner Vortheil fordert. Ich setze Euch wieder in Freiheit. Fraget Euere Landsleute, ob sie lieber in Streit oder in Freundschaft mit uns leben wollen. Wählet Ihr das Erste, so kommt nicht anders als mit den Waffen in der Faust zurück; verlanget Ihr aber, wie wir, nach dem Frieden, so sollet Ihr Ursache finden, Euch dieser Wahl zu erfreuen."

Als ihm die Chaldäer für diese gütige Begegnung danken wollten, setzte er hinzu: „Danket mir nicht für ein Betragen, welches ich Euch als freigebornen Menschen schuldig bin, und das der Absicht gemäß ist, weswegen ich Euch so unvermuthet überrascht habe. Ich hasse alle Gewaltthaten; und wofern Ihr es nicht selbst verwehret, so sollet Ihr mich niemals anders als Euern Freund erfahren."

Indessen daß die Chaldäer, voll vom Lobe des Cyrus, zu ihren Landsleuten reiseten, kam eine Menge Arbeiter an, die er von dem armenischen König verlangt hatte, um eine feste Schanze auf diesen Bergen anzulegen. Sie war schon halb fertig, als die Chaldäer zurückkamen und diesen seltsamen Fremdling, den ihre Einbildungskraft beinahe vergötterte, um den Frieden baten. „Ohne Zweifel", sagte er zu

*) Die folgende Stelle ist wörtlich aus dem Xenophon übersetzt.

ihnen, „verlanget Ihr Frieden, weil Ihr mehr Sicherheit im Frieden findet als im Kriege? Und wie, wenn Euch der Friede noch größere Vortheile mitbringt, als Ihr erwartet?" — „Desto mehr wird er uns willkommen sein," versetzten die Chaldäer. — „Haltet Ihr Euch", fuhr er fort, „nicht deswegen für arm, weil es Euch an fruchtbarem Boden mangelt?" — Sie gestanden es ein. — „Wäret Ihr also nicht zufrieden, wenn Euch erlaubt würde, einen Theil der armenischen Felder zu bauen, unter der Bedingung, dem König die gleichen Abgaben zu entrichten wie seine Unterthanen?" — „Allerdings," antworteten die Chaldäer; „wenn wir nur sicher sind, daß wir keine Gefahr daher zu besorgen haben." — Hier befragte Cyrus den König, ob er es zufrieden sei, den Chaldäern unter der gedachten Bedingung die Nutzung derjenigen Felder zu verstatten, welche, wie der Prinz unterwegs beobachtet hatte, ungebaut lagen. — „Warum nicht?" antwortete der König; „meine Einkünfte würden dadurch beträchtlich wachsen." — „Und Ihr," fuhr er fort, indem er sich zu den Chaldäern wandte, „wolltet Ihr nicht dagegen den Armeniern erlauben, ihre Heerden auf Euern fetten Gebirgen weiden zu lassen, wofern sie versprechen, Euch dafür einen billigen Zins zu bezahlen?" — „Wie sollten wir uns", antworteten sie, „eines beträchtlichen Vortheils weigern, den wir nicht mit der geringsten Arbeit erkaufen müßten?" — Auch der König von Armenien ließ sich diesen Vorschlag gefallen, wofern seine Leute keine Gefahr dabei liefen. — „Wärest Du nicht sicher," fragte ihn Cyrus, „wenn Du auf diesen Bergen eine Besatzung hieltest?" — Der König säumte nicht, Ja zu sagen; aber die Chaldäer widersetzten sich und behaupteten, daß sie in diesem Falle nicht sicher wären. — „So werdet Ihr also", sagte Cyrus, „Meister von den Bergen bleiben wollen?" — Die Chaldäer gestanden, daß sie dieses wünschten; allein der König von Armenien konnte dieses seiner eignen Sicherheit wegen ebenso wenig zugestehen. — „So höret denn," sagte Cyrus, „was ich thun will; ich will diese Berge Keinem von Euch Beiden zurückgeben, sondern sie selbst bewachen lassen; und wenn Ihr künftig mit einander zerfallen solltet, so soll der Unrecht Leidende allezeit meines Schutzes gewiß sein können."

Dieser Vorschlag wurde von beiden Seiten gebilliget. Sie gestanden, daß er das einzige Mittel zu einem sichern Frieden sei. Beide Völker vereinigten sich hierauf in das

engeste Bündniß und beschlossen, durch Vermählungen in ein Volk zusammenzuwachsen, dessen Vortheile, so eng in einander verschlungen, keine Zwietracht mehr zulassen. Die Freude über diesen Vergleich verbreitete sich schnell durch beide Länder. Ein Geist des Friedens schien sie plötzlich angehaucht zu haben; Alles erschallte von Lobsprüchen und Segnungen des jungen Helden, der unter ihnen erschienen war, ihre Glückseligkeit zu befestigen und die Wohlthaten des Friedens über sie auszuschütten. Seine großmüthigen Gesinnungen bemeisterten sich auch der kleinsten Seelen, und die ehmals von der unedelsten Selbstheit getrieben wurden, begriffen jetzt, daß wir nur dann für unsern eignen Vortheil arbeiten, wenn wir Andern nützlich sind, und daß nur der allgemeine Wohlstand das Glück einzelner Menschen sicher stellt. — Wie erfreue ich mich, Panthea, in Deinem schönen Gesichte die Wirkungen zu lesen, die ich von meiner Erzählung hoffte!

Panthea. Ja, sie hat ihre Wirkung gethan, Araspes! Ich erkenne in dem Betragen Deines Fürsten die unzweideutige Miene eines wahrhaft großen Mannes. Diese Chaldäer hatten wohl Recht, ihn für einen menschenfreundlichen Gott zu halten; denn es ist ein göttliches Geschäft, Eintracht und Ordnung unter den Menschen zu stiften, und eine göttliche Wollust, Glückliche zu machen. Der große Haufe der Sterblichen gleicht einem unbeseelten Leibe, wofern er nicht von einem Geist aus einer höhern Ordnung regiert wird, der seine Bewegungen lenket, seine Aufwallungen mäßigt und seinen Bedürfnissen abhilft. Ohne einen Cyrus hätte die Zwietracht vielleicht diese beiden Völker aufgerieben, obgleich das Mittel, wodurch er sie in Harmonie stimmte, so leicht und einfältig scheint, daß es sich einem Jeden von selbst hätte anbieten sollen. So schmiegen sich die heilsamsten Pflanzen unbemerkt unter unsern Füßen, bis ein Weiser, vertraut mit der Natur, ihre wohlthätigen Kräfte entdeckt und das erstaunte Volk belehrt, daß die Genesung unter seinen Tritten keime. Jetzt preise ich diesen erhabnen Stolz, wenn es Stolz ist, dieses edle Bewußtsein, wodurch er sich geboren fühlt, die Angelegenheiten der Völker zu schlichten, ihnen Gesetze zu geben und die Ungehorsamen mit liebreicher Gewalt zu nöthigen, sich ihrer unerkannten Vortheile zu bedienen. Nur einem solchen Geist ist die Begierde zu herrschen anständig, den seine höhere Weisheit zum Rathgeber und seine vorsorgende Güte zum Vater der Menschen macht.

Araspes. Ich kenne keine heftigere Begierde in seiner großmüthigen Seele als die Begierde, von allen Menschen geliebt zu sein; eine Begierde, die ihn unaufhörlich anspornt, die Liebe zu verdienen, in welche er sein Glück und seine Ehre setzt. „Was für Vortheile", hörte ich ihn einst sagen, „hat ein König vor dem unbillig verachteten Bewohner der Strohhütte, wenn es nicht der ist, daß er einen Jeden so zu sagen nöthigen kann, ihn zu lieben! Welch ein Vergnügen ist es, in jedem Gesichte, das uns umgiebt, Zufriedenheit und stille Hoffnung lächeln zu sehen! Was für ein süßer Anblick ist mir die trunkne Freude eines Menschen, den ich mit einer unvermutheten Wohlthat überrasche! Ich würde keine Ruhe haben, wenn ich auf der Stirn irgend eines Redlichen einen geheimen Kummer beobachtet hätte, ohne ihn zerstreut zu haben, ehe die Sonne untergeht. Glaubet mir, meine Freunde," fuhr er fort — „doch Ihr werdet es selbst erfahren — es ist eine Wollust im Wohlthun, von welcher der König von Assyrien mitten unter seinen schönen Beischläferinnen nichts weiß. Wenn ihn die süßesten Gerüche aus Arabien umduften; wenn die niedlichsten Speisen und die geistigsten Weine seinen Gaum und die lieblichsten Symphonien sein Ohr kitzeln; wenn seine lüsternen Augen unter tausend blühenden Schönen ungewiß irren, um diejenige zu suchen, welche sein ermüdetes Gefühl aufwecken soll: so genießt er Freuden, welche ein unangesehener Wurm, den doch die Natur vielleicht prächtiger geschmückt hat, als ihn aller Uebermuth der Kunst schmücken kann, viel lauterer genießt, ohne von Ekel und ungesättigten Begierden zugleich gequälet zu werden. Aber die Freuden des Menschenfreundes und die Wonne eines Gottes strömen, nur im Grade verschieden, aus der gleichen Quelle. Ja, meine Freunde, ich fühle es, daß etwas Vergötterndes in diesen Empfindungen ist; mich dünkt, meine eignen Bedürfnisse nehmen ab, je mehr ich die Eurigen vermindre, und meine Glückseligkeit werde immer unbegrenzter, je mehr ich Andre glücklich mache." — Du staunest, Panthea? Dein Gesicht glänzt von tugendhafter Entzückung, sanfte Thränen gleiten Deine glühenden Wangen hinab? Was für Rührungen —

Panthea. O Abradates, diese Züge bringen Dein geliebtes Bild vor meine Augen! Wer hat Dich jemals gesehen, ohne Dich zu lieben? In welchem Auge glänzte Dir nicht Beifall und Dank entgegen, wo Du gingest! Stolz auf den

süßen Vaternamen, verschmähtest Du die eiteln Titel und das sclavische Gepränge, womit unwürdige Könige den Haß eines unterdrückten Volkes zum Heucheln zwingen wollen. Sollte so viel Tugend, ein so königliches Herz — Nein, meine frevelhafte Furcht beleidigt den Himmel! Abradates lebt, ein Freund des Cyrus zu werden. Cyrus mag ihn in andern Vollkommenheiten übertreffen; aber Großmuth, Araspes, und jede menschenfreundliche Tugend haben sie in gleichem Maß aus den Händen der Natur empfangen. — Welch ein glorreiches Werk, wenn ich diese verschwisterten Seelen einander nähern könnte! Ja, wenn das Schicksal meine Hoffnung nicht täuscht, so hoffe ich ein Mittel zu werden, die edle Sehnsucht des Cyrus nach Liebe durch die Freundschaft eines Mannes zu bereichern, der es würdig ist, an seinem Herzen und an seinen Thaten Antheil zu haben. — Aber mich dünkt, ich höre ein Getümmel wie von wiederkommenden Siegern — Ihre muthigen Rosse scheinen Triumph zu wiehern — Ach, mein pochendes Herz! —

Araspes. Sei unbesorgt, o Du, für welche der Himmel selbst als für das schönste seiner Werke sorget! Vielleicht bringen Dir diese Ankommenden eine willkommene Botschaft. Mich dünkt, es sind die Meder, die von Verfolgung der flüchtigen Assyrer zurückkommen. Mein Freund Arasambes ist unter ihnen. Ich fliege, schöne Königin, um von ihm Nachrichten zu holen, die, wie ich hoffe, alle Deine zärtlichen Sorgen in sanfte Ruhe wiegen werden.

2.

Arasambes. Araspes.

Arasambes. Ein glücklicher Zufall hat meine Dich suchenden Schritte auf Deine Spur gebracht. Dank sei den himmlischen Beschützern der Freundschaft, ich sehe meinen Geliebten, meinen Araspes wieder! Wie süß ist nach vollbrachter Arbeit diese frohe Umarmung!

Araspes. Willkommen, edler ruhmvoller Jüngling, den ich stolz bin meinen Freund zu nennen. Laß uns dort unter jenen umschattenden Palmen ausruhen und unsere begierigen

Seelen ungestört mit freundschaftlichen Gesprächen sättigen! O, wie viel angenehme Neuigkeiten schweben Dir auf meinen ungeduldigen Lippen entgegen! — Aber vergnüge Du zuerst meine Neugier! Sage, durch was für Thaten Ihr den Ruhm unsers Feldherrn behauptet habet, und was für neue Ehren um die glorreiche Stirne meines Arasambes blühen!

Arasambes. Du kennst mich, mein Freund. Ob ich es gleich für eine heilige Pflicht halte, für unser Vaterland oder für die gerechte Sache der Unterdrückten zu streiten, so haben doch die Lorbeern, die vom Blute meiner Brüder triefen, keinen Reiz für mich. Du weißt, daß uns Cyrus befahl, die Assyrer so weit zu verfolgen, als wir könnten. Der größte Theil von uns setzte auf verschiedenen Wegen den zerstreuten Flüchtlingen nach. Ich war unter dem Haufen, welchem befohlen war, den Abradates einzuholen, der sich mit einer ansehnlichen Schaar Susianischer Reiter in langsamer Eile zurückzog. An der Zahl überlegen, gelang es uns, ihn endlich zu umringen. Aber sein königlicher Geist verschmähte, sich in Ketten zu schmiegen. Seine Gefahr schien jeden Susianer mit der ganzen unbändigen Wuth des Kriegs zu beseelen. Sie schlugen sich mit blutiger Arbeit durch unsern ermüdeten Haufen, bis die friedsame Nacht dazwischen kommend dem wilden Gefecht Einhalt that. Ich gestehe Dir, Araspes, mein aufgehobener Arm blieb wie erstarrt schweben, da ich diesen Helden sah, dessen zarte, jugendlich blühende Schönheit keinen solchen Muth versprach. Sein Liebe einhauchender Anblick schien über unsere Krieger die gleiche Macht zu haben. Wir wurden zum Weichen genöthigt. Allein unser Befehlshaber bestand darauf, nicht ohne Abradates zurückzukehren. Der folgende Morgen erneuerte das Gefecht. Warum, dachte ich, soll ein so ruhmwürdiger Prinz nicht vielmehr ein Freund als ein Gegner des Cyrus sein? Die Hoffnung dieser glücklichen Veränderung machte mich seine Gefangenschaft mit feurigem Eifer wünschen. Aber sein Widerstand ermüdete unsere streitbarsten Arme. Er entrann uns mit den Auserlesensten, die ihm übrig geblieben waren, und mußte uns nur Diejenigen unwillig zurücklassen, die aus Ermüdung oder von ihren Wunden geschwächt seiner Behendigkeit nicht folgen konnten. Die Gefangnen sagten uns, daß er nach Susiane zurückkehre, um ein neues Heer zu bewaffnen und wenigstens sein eignes Reich vor Gewaltthaten und Unterdrückung zu schützen.

Araspes. Er hat uns eine Beute zurücklassen müssen, die uns Bürge für seine eigne Person ist. Hast Du nichts von der schönen Panthea gehört? von dieser göttlichen Schönheit, die nur der Umarmung eines Unsterblichen würdig ist? Sie ist eine Gefangene des Cyrus und meiner Aufsicht von ihm übergeben worden.

Arasambes. Du hast ein gefährliches Amt übernommen, mein Freund, wenngleich das Gerücht ihre Schönheit um die Hälfte vergrößert.

Araspes. Glaube mir, wenn ich auch mit der honigtriefenden Zunge eines begeisterten Dichters ihre Reizungen beschriebe, so würdest Du doch, sobald Du sie selbst sähest, meine stärksten Ausdrücke zu niedrig, meine lebhaftesten Farben zu matt und mein ganzes Gemälde unkenntlich finden; so sehr ist sie über alle Beschreibung erhaben.

Arasambes. Dein Beispiel, mein Freund, macht mich nicht ungeduldig, die Wahrheit Deiner Versicherung mit meinen eignen Augen zu erkundigen.

Araspes. Es wird nicht nöthig sein, daß Du sie sehest, wenn Du so wenig Empfindung von dem Werth eines solchen Glücks hast. — Aber warum sagst Du, mein Beispiel ersticke Dein Verlangen? Ich begreife nicht, was Du damit sagen willst.

Arasambes. Vielleicht täuscht mich eine allzu sorgsame Freundschaft. Aber mich däucht, liebster Araspes, wenn ich aus dem Feuer Deiner Ausdrücke und Deiner noch beredtern Augen schließen darf, die Schönheit dieser Susianerin habe allzu tiefe Eindrücke auf Dein Herz gemacht, als daß es für mich, dessen Herz minder stark ist als Deines, sicher sein könnte, sie zu sehen.

Araspes. Was nennst Du allzu tiefe Eindrücke, Arasambes? Soll es nicht erlaubt sein, für die erhabensten Vorzüge empfindlich zu sein? Diese Empfindlichkeit ist mein Ruhm! Kann ich ungetadelt eine Blume des Feldes bewundern, warum soll ich getadelt werden, wenn ich eine Panthea bewundere, deren Anblick selbst Deine marmorne Kälte zu Entzückung glühen machen würde? Ja, ich bewundere sie; ich bin stolz darauf, daß mir nicht einer ihrer namenlosen Reize unempfunden entgeht, ob sie gleich tausend bei tausend sich in meine Augen drängen. Ich will Dir noch mehr sagen, Arasambes: ich liebe sie, ich brenne vor Verlangen, sie so

glücklich zu sehen, als sie zu sein verdient, und ich würde meine Seele selbst hingeben, wenn ich sie dadurch glücklich machen könnte.

Arasambes. Deine Hitze macht mich zittern, Araspes. Ich bin weit entfernt, Dich anzuklagen oder Deine Liebe zu beleidigen, wenn es auch Liebe ist, was Du für Panthea empfindest. Aber laß mich nicht um der schönen Panthea willen einen Freund verlieren, der mir so theuer als mein Leben ist, und verstatte meiner Zärtlichkeit das Recht, sich um Alles zu bekümmern, was Deine Ruhe befördern oder stören kann.

Araspes. Laß mich Dich umarmen, mein Arasambes, mein allezeit redlicher Freund, und vergieb meiner unbesonnenen Aufwallung! Deine Sorgfalt verdient meine dankbarsten Regungen, wenn sie gleich bei diesem Anlaß allzu ängstlich wäre. Ich sehe, dünkt mich, Alles, was Du mir sagen willst — von der Gewalt der Schönheit, von dem süßen Gift der Liebe, von der Gefahr, mich in ihren Reizungen so zu verstricken, daß ich selbst meine Tugend zurücklassen muß, ehe ich wieder entkommen kann. Aber wenn Du dies besorgest, mein Freund, so kennst Du weder die Reinigkeit meiner Liebe noch die Vollkommenheit, von der sie entzündet ist. Wer könnte Panthea wie eine Sterbliche lieben? Bei ihr verliert sich das liebreizende Weib in die holde Majestät des Engels. Sie ist so ganz Seele, daß ihr Leib nur ein Abglanz derselben scheint oder ein ätherischer Schleier, die blendende Schönheit zu mildern, welche kein sterbliches Auge unverhüllt ertragen könnte. Wenn ich sie sehe, so ist mir, als ob mich die Gegenwart einer Gottheit umstrahle. Ein sanfter lieblicher Schauer wallt durch mein Wesen, meine Natur scheint sich zu erhöhen, mein Leib wird ätherisch, ich empfinde mit neuen Sinnen und athme eine reinere Luft. Wenn sie spricht, wird Alles Musik um mich her; ihr zauberisches Lächeln scheint sich Allem, was um sie ist, mitzutheilen; Alles glänzt und blühet und erfreuet sich, wo sie zugegen ist. Jüngst lud uns der Mond ein, diese lustreiche Gegend bei seinem dämmernden Lichte zu durchwandeln. Mandane begleitete ihre Königin. O mein Freund, mir war — ich finde keine Worte, meine Gefühle auszudrücken! So, glaube ich, ist den frommen Geistern zu Muthe, die, vom Leib entfesselt, sich zu den Unsterblichen emporgeschwungen haben; so glänzen die bezauberten Auen, wo sie in süßer Geselligkeit umherschweben, wie mir an ihrer Seite der ver-

schönerte Frühling entgegenglänzte. Die Blumen und balsamblühenden Stauden schütteten ihr süßere Gerüche zu; der Mond schaute mit hellerm Antlitz auf sie herab; die ganze Natur schien auf die Empfindung stolz zu sein, die sie ihrer himmlischen Seele einflößte. „Welch eine Lieblichkeit“, sagte sie, „verbreitet dieses milde weibliche Mondlicht über die schlafende Natur! Welch ein anmuthiger Abstich dieser entfärbten Schatten gegen die scharfen ermüdenden Farben, dieser sanften Stille gegen das laute Getümmel des Tages! Das ungewisse Auge glaubt nur die Schatten der Dinge zu sehen, die kurz zuvor, vom Sonnenglanz vergoldet, in mannichfaltiger Pracht hervorragten. Allenthalben herrscht ein heiliges Stillschweigen, außer wenn fernher eine Quelle über sanft neigende Hügel schläfrig murmelnd herabschleicht oder irgend ein Zephyr, der unter jungen Blumen schlummerte, erwacht und umherflatternd ihre süßesten Gerüche von seinen Schwingen schüttelt. Fühlest Du auch, Mandane, und Du, Araspes, diese zauberische Ruhe, dieses Einschlummern aller Sorgen, dieses angenehme Staunen, welches ich jetzt fühle? Jetzt, da meine Sinne nur wie von leichten Träumen gerührt sind, scheinen alle meine Bekümmernisse eingewiegt, und die besänftigte Seele ist lauter Hoffnung. Wunderbare Ahnungen steigen in mir auf und schwellen mein Herz mit stiller Sehnsucht nach Scenen von reiner unvermischter Wonne, die in blendendem Glanze schnell vor meinem Geiste vorüberblitzen. Was ich jetzt empfinde, Mandane, giebt allen Deinen tröstenden Reden neue Stärke. Mir ist, als ob ich, vom Getümmel der Sinne ungestört, die gegenwärtige Gottheit fühle. Wie süß ruht die Natur unter ihren umschattenden Flügeln, indem der ganze Himmel seine strahlenden Heere vor dem Auge ihres Beherrschers aufführt!“ — So floß ihr lieblicher Mund von den Gefühlen des schönsten Herzens über, die durch ihre melodiereiche Stimme und durch ihre sanft begeisterte Miene noch mehr verschönert wurden!

Arasambes. Wie beredt ist die Sprache der Zärtlichkeit! Fahre fort, mein Freund; mich dünkt, ich wollte Dir zuhören, bis uns die nächtlichen Schatten von hier vertreiben.

Araspes. O Arasambes, ich fühle hier, ich weiß nicht was für eine süße Erleichterung, wenn ich die Empfindungen in Deinen vertrauten Busen ausgieße, von denen ich mich noch nicht erkühnt habe, mit ihr selbst zu reden. — Und doch warum diese Furchtsamkeit? Was ist in Allem, was ich fühle,

das sich selbst vor ihrer unbefleckten Unschuld verbergen müßte? Es wäre mir ebenso unmöglich, anders zu empfinden, als diesen azurnen Himmel ohne das Gefühl eines aufheiternden Behagens anzuschauen oder die weiche erquickende Luft ohne Vergnügen einzuathmen. Es ist nicht die Schönheit des Leibes, nicht diese untadelige Symmetrie ihrer Bildung, nicht dieses harmonische Gemisch von ergetzenden Farben und sanft wallenden Linien, was mich entzückt. O mein Freund, es ist eine höhere ursprüngliche Schönheit in ihr, von welcher alle diese äußerlichen Reize und Grazien ausfließen! Es ist ihre Seele, die eine so süße Gewalt über die meinige hat! — Weg mit diesem zweifelnden Lächeln, Arasambes! Wenn Du auch meines Herzens, welches Du nicht unedel kennest, nicht schonen willst, so beleidige doch diese göttliche Schöne nicht! Ich bin noch nicht so lange um sie, daß mich die Gewohnheit gegen ihre Vortrefflichkeiten stumpf hätte machen können. Jede Stunde entdeckt mir neue Ursachen, sie zu bewundern; ihr Betragen ist Güte und Klugheit, mit liebenswürdiger Bescheidenheit geschmückt. In ihrem Reden und Thun ist die ungekünstelte Freiheit, die aus dem Bewußtsein der Unschuld entspringt. Heroische Großmuth, mit der sanftesten Zärtlichkeit gemildert, erhitzt ihren Busen. Ihre Gestalt, ihre Worte, ihre Handlungen, Alles ist Harmonie. Selbst in ihrer Bildung ist kein feineres Ebenmaß, sind keine richtigeren Verhältnisse als in ihren Neigungen und Thaten. Sollte mich dieser Himmel von Tugenden nicht entzücken? O mein Freund, dies sind Schönheiten, die ins innerste Herz dringen. Die äußere Gestalt allein, wenn sie gleich Alles hat, was die Sinne bezaubern kann, würde nur sanft schmeichelnd über meine Seele hinwallen; aber diese schwesterliche Vereinigung der Schönheit und Güte bemeistert sich des willigen Herzens, und selbst die Vernunft befiehlt mir, ganz Liebe zu werden, um dem Werth einer solchen Vollkommenheit durch meine Empfindungen genugzuthun.

Arasambes. Glaube nicht, Du edelmüthiger Jüngling, daß ich diese Gefühle tadle, die mir vielmehr der stärkste Beweis von der Gesundheit und innern Güte Deiner Seele sind! Diese zarte Empfindlichkeit für das Schöne und Vollkommne ist die Grundanlage zu Allem, was der Mensch Großes und Bewundernswürdiges thun kann, die ächte Mutter des Heldengeistes und der Tugend! Ich liebe meinen Freund um

dieser Empfindlichkeit willen, die weit über die kriechende Seele thierischer Menschen erhaben ist. Doch erlaube mir eine Frage, Araspes —

Araspes. Frage, was Du willst, mein Freund; mein Herz scheuet sich nicht vor Deinen schärfsten Blicken, oder es müßte sich selbst unbekannt sein.

Arasambes. Merkst Du nicht, daß Deine Liebe schon durch mehr als einen Grad gestiegen ist und mit jedem Grade sich die Vollkommenheiten ihres Gegenstands größer und glänzender vorstellt?

Araspes. Wie kann es anders sein, als daß mir der nähere Zutritt mehr Vortrefflichkeit enthüllen mußte als der erste flüchtige Anblick?

Arasambes. Und findest Du nicht, daß Deine erhitzte Phantasie arbeitet, Dir jeden ihrer Vorzüge wie unendlich vorzustellen? Dünkt Dich nicht ihre Schönheit schöner als Alles, was die ganze Natur Reizendes hat? Dünkt Dich nicht. als ob Alles, was sie sagt oder thut, nicht besser gesagt und gethan werden könne? Glaubst Du nicht, auch wenn Du von den geringsten ihrer Reizungen sprichst, von den kleinsten Grazien, die um ihre Lippen herumflattern, daß Alles, was Du sagen kannst, matt und unzulänglich sei, obgleich in Deinen Ausdrücken die ganze Hitze der Liebe glühet?

Araspes. Ich gestehe Dir dieses, Arasambes; und nichts als ihre ungewöhnliche Liebenswürdigkeit kann mich rechtfertigen. Du würdest sie so sehr bewundern als ich, wenn Du sie gesehen hättest.

Arasambes. Und doch wird Dich ein einziger Augenblick ruhiger Ueberlegung nicht zweifeln lassen, daß, wenn sie auch eine von den ätherischen Nymphen, von den rosenfarbenen Sylphiden wäre, von welchen unsere Dichter fabeln, dennoch alle ihre Vollkommenheiten mit Mängeln umgrenzt sein müssen, wofern es anders ein Vorrecht der obersten Gottheit ist, ohne Mängel zu sein.

Araspes. Wer wird hieran zweifeln? Ich will mit diesen feurigen Ausdrücken, die Du mir beilegst, nichts Andres sagen, als daß ihre Schönheit und Tugend solche Eindrücke auf mich macht, die ich mit keinen Worten würdig zu beschreiben vermag.

Arasambes. Du hast Dich noch nicht herausgewickelt, mein liebster Freund. Ist es nicht etwas Unbegreifliches, daß

ihre mit Mängeln beschattete Vollkommenheit so starke Eindrücke auf Dich macht, als ob sie unendlich wäre?

Araspes. Was kann ich sagen, Arasambes, als daß mein Gefühl Deinen kalten Schlüssen widerspricht? — O Panthea! für Dich sollte ich zu viel empfinden können? Kann ich denn meinen Empfindungen gebieten, wie stark sie sein sollen? Sind sie nicht die Stimme der unbetrügerischen Natur? Wenn Panthea mich anlächelt, so dünkt mich, es sei keine Schönheit, die mich ihrem Anschauen einen Augenblick entlocken könnte. Ihr Athem ist mir lieblicher als der ganze Frühling, den die arabischen Hügel ausduften; und es ist unmöglich, daß mich selbst die Harmonie der Sphären mehr bezaubern könnte als ihre süße Stimme.

Arasambes. Ich glaube Dir gern, daß Du Alles dieses empfindest! Aber die Folge, die Du daraus ziehen willst, ist darum nicht richtiger. Es ist immer noch unaufgelöst, warum Deine Empfindungen größer sind als ihr Gegenstand. O mein Freund, es ist etwas Geheimnißvolles in unsrer Natur, das sich vielleicht erst in einer noch unbekannten Zukunft enthüllet. Die Weisheit, der ich meine früheste Jugend widmete, die mit der Morgenröthe mich weckte und in der stillen Nacht die Gespielin meiner Einsamkeit war, hat mir manchen kühnen Blick in das Heiligthum unsrer Seele und in das unsichtbare Reich der Geister erlaubt. Wenn sie mich nicht mit glänzenden Träumen getäuscht hat, so ist Alles, was wir sehen, nur der Schatten dessen, was *wahrhaftig* ist; so sind wir zu den erhabensten Hoffnungen berechtigt, und alle unsre Neigungen, alle unsre stolzen Arbeiten sind die Frucht einer dunkeln Ahnung, daß wir für größere Gegenstände und Verrichtungen gemacht sind, als die, worauf uns diese irdische Sphäre einschränkt. Alles, was wir bewundern und lieben, diese Pracht der Natur, diese Harmonie der Dinge, Alles, was wir edel und anständig und groß in menschlichen Sitten und Handlungen nennen, das Alles sind nur mangelhafte Nachahmungen eines vollkommnen Urbildes, trübe Ausflüsse einer reinen Urquelle der Vollkommenheit, Ordnung und Schönheit, die wir mit andern Worten die oberste Gottheit, das Wesen der Wesen, die Seele der Welt und den König der Geister nennen. Die Blödigkeit unsers Verstandes erlaubt uns nur in dunkeln Bildern von dieser geheimnißreichen Sache zu reden. Wie wenn die Sonne sich auf den zitternden Wellen abbildet, oder

wie sie allen sichtbaren Dingen ihr eignes holdes Licht und ihre tausendfältigen Farben mittheilet, so strahlet Alles, was ist, etwas Göttliches aus und pranget mit einer Schönheit und Güte, die nicht sein eigen ist. Rührt nicht diese körperliche Welt, nur von dem letzten fast verloschnen Schimmer der Gottheit angestrahlt, unsre ganze Seele mit heiliger Bewunderung? Die gefühlte Gottheit ist es, was wir so sehr bewundern — was Myriaden höherer Geister, die weit über uns in jenen lichtquellenden Gestirnen wohnen, noch mehr als wir bewundern. Und vielleicht genoß unsere Seele, ehe sie in diesen irdischen Schlamm gestürzt ward, schon jenes höhern Lebens, pflegte mit Göttern Umgang und brachte diesen unbegrenzten Hang zum Vollkommnen als ein Merkmal ihrer himmlischen Abkunft mit sich. Oder woher dieser stolze wunderbare Trieb nach dem Unendlichen, welchen doch unsre Schwäche zu verdammen scheint? Woher anders, als weil wir uns dunkel bewußt sind — es mag nun entweder Wiedererinnerung oder weissagendes Vorgefühl sein —, daß wir bestimmt sind, auf endlosen Stufen zu Demjenigen hinaufzuklimmen, dessen nähere Gegenwart mit jeder Stufe neue Wunder, reineres Licht und göttlichere Scenen um sich her strahlet? Und können wir jetzt nicht auch jene nur scheinbare Ungereimtheit auflösen, die ich in Deiner Liebe entdeckte? Unsere mit unendlicher Liebe befruchtete Seele, aber von Sinnlichkeit umnebelt, irret entweder im Gegenstand oder im Maße der Liebe. In Allem, was die Natur unsern Sinnen oder unserm Verstande darbeut, in der körperlichen und geistigen Schönheit athmet etwas Göttliches; die angezogene Seele flattert ihm entgegen, von innrer Ahnung und Begierde beflügelt; und wenn tausend Lieblichkeiten, tausend mannichfaltige schwesterliche Schönheiten die betrügliche Vergötterung rechtfertigen, so träumt sie, den wahren Gegenstand ihrer Sehnsucht gefunden zu haben, und ergießt ihre ganze Fülle von Liebe über ihn. Und wie könnte sie anders als lauter Entzückung sein, so lange der gefällige Irrthum währet? — Erlaube mir nun, Araspes, zu dieser Entdeckung eine Erinnerung hinzuzuthun. Du liebest die vortreffliche Panthea, die Weisheit selbst billigt Deine Liebe; aber sie kann sie nicht billigen, wenn Du nicht glauben willst, daß man selbst eine Panthea zu viel lieben könne. Hefte nicht eine Neigung, die so unbegrenzt ist als die Natur und ihr göttliches Urbild, auf einen einzelnen

Gegenstand, wie schön er auch sein mag! Deine Freunde, Dein Vaterland und dieses grenzenlose Ganze, von dem wir Glieder sind, haben stärkere Ansprüche an Deine Liebe als das vollkommenste Weib; und vor allen Dingen — darf ich es sagen, ohne Deinen Unwillen zu reizen? — glaube nicht, daß Deine Freiheit bei einer solchen Reizung zu der einzigen Sclaverei, die uns angenehm ist, außer Gefahr sei!

Araspes. Es ist etwas in mir, das Deinen Gedanken Beifall giebt und selbst Deine Warnung billigt. Und doch empfinde ich ohne mein Wollen, daß mir die bloße Vermuthung einer solchen Gefahr, wovor Du mich warnest, unerträglich ist. Was für eine Gefahr kann da sein, wo Tugend und Weisheit mit der Schönheit und allen Grazien in vertraulicher Eintracht die gerechteste Liebe fordern?

Arasambes. Ehe Du, vom Leib entfesselt, ganz Seele wirst und nur zu Seele Dich näherst, schmeichle Dir mit keiner Liebe, an die nicht auch der Leib seine Anforderungen mache. Der einzige Beweis, daß Du von ihrer Tugend am Meisten gerührt bist, wird dieser sein, wenn Du Deine eigne bewahrest.

Araspes. Ich danke Dir, Arasambes! — Die Freundschaft giebt auch bittern Erinnerungen etwas von ihrer Süßigkeit. Laß es mir niemals an Deinem leitenden Winke fehlen und halte mich, wenn Du mich auf schlüpfrigen Wegen gleiten siehest! — Aber unter diesen Gesprächen vergesse ich, die schöne Panthea der Unruhe zu entreißen, welche Eure Ankunft erneuert hat. Vielleicht schärft mein langes Verweilen alle ihre erwachten Besorgnisse. Laß mich eilen, Arasambes, ihr liebendes Herz zu beruhigen — Oder willst Du ihr nicht lieber selbst die angenehme Botschaft bringen?

Arasambes. Eile Du zu ihr, mein Freund! Mich nöthigt gleichfalls die Liebe — zu einer Mutter zu eilen, die weder ihre grauen Haare noch mein dringendes Flehen zurückhalten konnten, mich in dieses rauhe Lager und in die Gefahren und Abwechslungen des Kriegs zu begleiten. Ich sah sie nur einen Augenblick, um Dich wieder zu umarmen. Nun fordert sie mich zurück. Ihr ehrwürdiges Antlitz, von mütterlicher Liebe glänzend, wird mir ein süßerer Anblick sein, als wenn die Göttin der Schönheit selbst mit allen ihren unverhüllten Reizungen vor meine Augen träte.

3.

Araspes (allein).

Araspes. Ich kann nicht begreifen, was diese Leute träumen, daß mich Alle vor Gefahren warnen, die nirgends vorhanden sind. Wahrlich, wenn es gefährlich ist, sie anzuschauen und in ihrem Umgang die schnellen Stunden vorbeischlüpfen zu lassen, so ist es eine so süße Gefahr, daß sie viel eher reizen als erschrecken könnte, und die Natur hat unbesonnen eine so süße Wollust damit verbunden! — Aber diesen Leuten, deren weises Blut so gelassen durch die trägen Adern dahinschleicht, glühet jeder Affect zu stark. Ihre eiskalte Fühllosigkeit soll das Maß unsrer Empfindungen sein; und weil ihre Nerven stumpf und unreizbar sind, wünschen sie sich selbst zu ihrer Weisheit Glück. Nach ihren Reden sollte man zum Wenigsten glauben, Panthea athme Flammen aus oder verwandle gleich der Gorgone Den, der sie ansieht, in Stein! Nein, ich fürchte keine Gefahr, Panthea, so lange mein Herz Deinen Werth empfinden kann. Was kann bei D i r meine Tugend verlieren? Ein einziger Deiner Blicke wäre genug, mich durch tausend Hindernisse und Gefahren zu jeder edlen That zu beflügeln. Dein Lächeln wäre mir die reichste Belohnung für Herculische Arbeiten, mehr als Kronen und Welten voll Sclaven der kleinen Seele des Eroberers! — Aber warum beschuldige ich meinen Freund? Er billigt, er rechtfertigt ja meine Liebe! — Wie könnt' er anders? Was verdient unsre Liebe, wenn Weisheit und gefälliger Witz und zärtliche Güte und harmonische Schönheit und eine Anmuth, die selbst die Ungestaltheit reizend machen kann, nur Gleichgiltigkeit verdienen sollten? — Aber er befiehlt mir, die Hitze der heiligen Flamme zu mäßigen. Laß doch sehen, worin meine Liebe ihren Werth überwiegt! — Vielleicht hat die Schönheit mein Auge gegen ihre Fehler verblendet? Vielleicht wird der öftere Umgang mir irgend einen Mangel an Großmuth, irgend einen Uebelstand in ihrem Betragen, irgend ein Gebrechen ihrer Seele entdecken, das der täuschende Schein mir noch verborgen hat. — Ich verachte diesen unwürdigen Verdacht — aber ich bin mir selbst die Gerechtigkeit schuldig, meine Aufmerksamkeit zu verdoppeln. Mit Adlersblicken will ich ihre kleinsten Handlungen, ihre geheimsten

Regungen ausspähen: das wird die Bestätigung ihres unvergleichlichen Werths und der Triumph meiner Liebe sein! — Aber schon bin ich vor dem Eingang ihres Gezelts. Welch ein süßer Schauer durchwandelt mein ganzes Wesen, indem ich mich ihr nähere! — Melde mich, Pharnuchus, Deiner Königin — Mich dünkt, ich höre ihre Stimme, sie bespricht sich mit Mandanen — Wie lieblich ist dieser halb zerflossne Klang! So tönt von ferne dem Ohr des halb schlummernden Schäfers der Gesang der Nymphen, die mit verschlungnen Armen im sanften Mondschein tanzen.

4.

Panthea. Mandane. Araspes.

Panthea. Sage nichts mehr, Mandane! der nächste Augenblick wird mein Schicksal entscheiden. Meine Seele erwartet ihn getrost, und doch pocht dies ungehorsame Herz, mein Athem wird immer kürzer, und meine Lippen beben — Hier kommt er — Was bringst Du uns für Nachrichten, Araspes?

Araspes. Laß Dein holdseliges Antlitz in Freude ausstrahlen, meine Königin! Ich bringe die angenehmsten Nachrichten. A b r a d a t e s ist frei, unbezwungen und würdig, Dich zu besitzen, wofern es ein Sterblicher sein kann. Die Tugend erscheint nie in herrlicherm Triumph, als wenn sie selbst Feinden ein unverdächtiges Lob abnöthiget.

Panthea. Ich fürchte mich beinahe, Deinen Worten zu glauben, so groß ist die Freude, zu der sie mich berechtigen. Ist er g e w i ß in Sicherheit? Von wem hast Du die beglückende Botschaft?

Araspes. Von meinem Freunde, von einem würdigen Zeugen und Bewundrer der Tapferkeit des Königs von Susiane. Zweimal hat Abradates unser verfolgendes Heer mit unbezwingbarem Muth aufgehalten; zweimal hat seine heldenmäßige Schönheit die gezückten Arme unsrer Kriegsleute entnervet. Durch eine Flucht, die so ruhmwürdig ist als ein Sieg, ist er ihrer überlegnen Anzahl entgangen und rüstet sich jetzt in Susa zu neuen Unternehmungen.

Panthea. O, womit kann ich Dir das erneuerte Leben vergelten, Du edelmüthiger Jüngling, das mir Deine Botschaft

wiedergeschenkt hat? Wie kann eine arme Gefangene ihre Dankbarkeit zeigen, da sie selbst das ungewisse Leben, das sie athmet, der Gnade eines Gebieters danken muß? Zwar Deine freudigen Blicke sagen mir, daß Du an meinem Glück Antheil nimmst. Hierin ist schon Belohnung für den Großmüthigen. Aber wenn der Himmel, der mir jetzt Hoffnung und Vertrauen zulächelt, mich jemals wieder zu meinem Gemahl bringt und ein gewogneres Geschick über uns aufgehen heißt, so soll der Name Araspes oft auf unsern Lippen sein, und Abradates soll dem tugendvollen Jüngling den zweiten Platz in seinem Herzen geben, der in der Zeit meiner Erniedrigung mit so edelmüthigem Eifer mein Tröster, mein Beschützer und mein Freund gewesen ist.

Araspes. O göttliche Panthea, Du beklemmst mein Herz durch eine so unverdiente Güte! Was habe ich noch für Dich thun können, das mit einem einzigen Deiner Blicke nicht zu viel belohnt wäre? Ständ' es in meiner Macht, Dich glücklich zu machen, o, mit welcher glühenden Begierde würd' ich einer solchen Ehre entgegenfliegen, die selbst mit meinem Leben zu wohlfeil erkauft wäre! Aber meine eigenen Empfindungen erinnern mich an das, was jetzt Abradates leiden muß. Welch ein Schmerz muß es sein, der jetzt an seinem Herzen naget! Die Freiheit selbst, von der das Leben allen seinen Werth empfängt, kann für ihn keinen Reiz haben, so lang er Dich in fremder Gewalt lassen muß. Vielleicht besorgt er, Dein Schicksal sei härter, als es ist. O, laß mich die Qual seiner liebenden Seele verkürzen! Laß mich zu ihm eilen und ihm Nachricht geben, daß Du lebst, und daß Dir als der Schwester, nicht als einer Sclavin des Cyrus begegnet wird!

Panthea. Diese menschenfreundliche Hitze gefällt mir. Aber sie macht Dich vergessen, Araspes, daß die Befehle Deines königlichen Freundes Dich hier zurückhalten, wenn ich auch gestatten könnte, daß Du aus allzu großmüthiger Liebe zu einem Dir fremden Manne Dich selbst den Gefahren der Reise aussetztest.

Araspes. Mein Freund Arasambes wird Dich indessen meine Gegenwart nicht vermissen lassen; und ich bin gewiß, Cyrus würde mein Vorhaben billigen, wenn seine Entfernung mir erlaubte, ihn zu befragen. Laß mich meinem Herzen folgen, schönste Panthea! laß mich das Deinige erleichtern, indem ich Deinem Gemahl die Ruhe wiedergebe, die ihm

mit Dir geraubt ist! Mich dünkt, ich sehe ihn, wie der zärtlichste Kummer seine freie Stirne bewölkt und das heroische Feuer seiner Augen trübe macht. Ich sehe ihn traurig und ungeduldig in den verhaßten Zimmern seines Palasts umherirren, die mit Dir alle ihre Zierde verloren haben. Wo er hinblickt, dünkt ihn den Schatten seiner Panthea dahinschlüpfen zu sehen. Die liebeskranke Einbildung erhöht sein wirkliches Leiden durch erträumte Uebel. Vielleicht glaubt er, Du seiest im Tumulte der Eroberung von einer unmenschlichen Hand umgekommen, oder Du schmachtest in der Gewalt eines Barbaren, der, fühllos für die höhere Schönheit der Tugend, nur für das reizende Weib brennen kann. Selbst auf seinem einsamen Lager, wenn ein mitleidiger Schlummer seine Schmerzen einzuwiegen scheint, begegnet ihm in Träumen Dein Bild und zwingt Thränen aus seinen geschlossnen Augen; bald scheint Dein Schatten, bleich und mit Blut befleckt, vor ihm vorüberzugehen, oder er sieht Dich in flehender Stellung, mit zerstreuten Haarlocken und glühendem Antlitz in Thränen gebadet zu den Füßen eines barbarischen Herrn, der mit dem Dolch in der Hand von seiner allzu bezaubernden Gefangenen eine Liebe erzwingen will, die ihrem Abradates heilig ist — O Panthea, ich fühle, wie ihn diese Besorgnisse martern, die der Traum zu Wirklichkeit erhebt, und deren bloße Möglichkeit die wachende Seele ängstigt. Kannst Du mich zurückhalten, seinem Herzen den Frieden und die süßeste Hoffnung zu bringen? Die Freundschaft wird mir Flügel ansetzen; der Weg nach Susa wird unter meinen Füßen verschwinden; ich werde —

Panthea. Selbst der unausgeführte Vorsatz verdient alle meine Erkenntlichkeit. Aber ich kann nicht einwilligen, daß Du Dich ohne Befehl Deines Prinzen von hier entfernest. Die rührenden Bilder, womit Du meine Thränen hervorgelockt hast, schweben nur allzu oft vor meiner Stirne. Bisher wartete ich nur auf eine sichere Nachricht von dem Aufenthalte meines Gemahls. Jetzt, da mich Deine Sorgfalt hierüber beruhiget hat, fehlt es mir nicht an einem Mittel, den Endzweck Deines freundschaftlichen Anerbietens zu erhalten, ohne daß Du selbst mich verlassen müssest. Ich will ungesäumt an meinen Gemahl schreiben, und wenn Du es erlaubst, soll einer meiner getreusten Sclaven der Bote sein. Das gleiche Blatt soll ihn mit der Nachricht von meiner Gesundheit und mit dem Lobe

des edelsten Freundes erfreuen, den jemals eine unglückliche Gefangene gefunden hat, ihres Kummers zu vergessen und mitten in ihrem Unglück die Leitung einer mitleidigen Gottheit zu erkennen.

Araspes. O Schönste und Beste unter den Weibern! Du legst meinen unbeträchtlichen Diensten einen allzu großen Werth bei! Niemals, ach, niemals werd' ich mein Herz befriedigen können, das von allen Empfindungen überwallt, die Deine Vortrefflichkeit in jeder tugendhaften Brust erschaffen muß! Nur das sympathetische Gefühl der Sorgen, die jetzt Deinen Abradates bestürmen müssen, konnte mir einen Vorsatz eingeben, der mich von Dir entfernt hätte. Ich gehe jetzt, um Dich keinen Augenblick an der süßen Arbeit zu stören. Sobald die morgende Sonne Dich geweckt hat, will ich bereit sein, Deine ferneren Befehle zu empfangen.

5.

Araspes (allein).

Araspes. Was für eine Macht ist in den Blicken dieser Zaubrerin! Mit welcher Güte, mit welchem unwiderstehlichen Lächeln sah sie mich an! Nie sah ich so viel Zärtlichkeit in ihren Blicken. O, wie schlug mir das Herz vor trunkner Freude! Kaum konnte ich meine von selbst sich ausbreitenden Arme zurückhalten, sie in feurig aufwallender Inbrunst an mein Herz zu drücken und meine von Entzückung aufgesprengten Lippen jedes Gefühl der dankbaren Seele ertönen zu lassen. Schon oft glaubte ich in ihrem Betragen Gleichgiltigkeit, in ihren Blicken zu viel Kälte zu fühlen. Wie krümmte sich meine Seele unter dem Gedanken, daß ich nicht Werth genug besitze, ihre Zärtlichkeit zu verdienen! Laß unsere Liebe noch so rein und edel sein, es ist doch Marter, ungeliebt zu lieben. Nun ist diese Furcht verschwunden; lauter schmeichelnde Hoffnungen, in den goldnen Schimmer ihrer Blicke gekleidet, umflattern meine bezauberte Phantasie. Gewiß war Liebe in ihren Blicken, erhabne, unschuldsvolle Liebe, wie herablächelnde Engel für Sterbliche empfinden. — O meiner großmüthigen Thorheit, mich selbst aus ihrer Gegenwart verbannen zu wollen,

um fremde Schmerzen zu stillen, die sich bald in vollerm Maß über mich selbst ergießen werden! Eitle, sinnlose, chimärische Großmuth! Warum soll ich diesen Abradates mehr als mich selbst lieben? Ist es ein so kleines Glück, um Panthea zu sein, daß ich so fertig war, sie zu verlassen, mir selbst ganze Tage ihres süßen Umgangs zu stehlen? Und wofür? — Um die Zeit zu beschleunigen, welche sie ganz aus meinen Augen nehmen wird! Vergebens würde dann meine reuvolle Seele um einen einzigen der Augenblicke, die ich so verscherzt hätte, Welten dahingeben. — O, wie hasse ich meine Unbesonnenheit! — Nur zu bald, ach, nur zu bald wird seine Glückseligkeit mich der Wonne berauben, die ich jetzt so wenig entbehren kann, als ich ohne zu athmen leben könnte! Was wird dann mein Schicksal sein, wenn er, der glücklichste aller Menschen, in ihrer Umarmung jedes Leidens vergißt! wenn sein schmelzendes Herz vor sprachloser Entzückung an ihrem Herzen zerfließt! wenn paradiesische Tage einen Kreis um ihn her schließen, durch den kein Schmerz, keine Sorge, kein Wunsch dringen kann! — Ach, dann wird eine traurige Erinnerung und kummervolles Staunen Alles sein, was mir übrig gelassen ist! — Zurück, meine Seele, von dieser schrecklichen Aussicht! Täusche Dich selbst, so lang es möglich ist; vergälle nicht Dein gegenwärtiges Glück mit quälenden Vorempfindungen! — Aber wie kann ich mir verbergen, daß dieses Glück nur ein süßer Traum ist! — Vielleicht noch wenige Tage, so ist für mich keine Panthea mehr! Der bloße Gedanke hüllt mich in Finsterniß, löscht die ganze Schöpfung vor mir aus. — Was ist für mich das Leben, wenn sich der Sonnenschein Deiner Blicke zurückzieht? Welche Wildniß, welche menschenfeindliche Einöde wird dann für meinen verfinsterten Geist wild und einöde genug sein? Ja, in Wildnisse will ich fliehen, die nie ein menschlicher Fuß betreten hat, wo die Natur nie lächelte, wo Alles todt um mich her ist, verlassen und einsam; es sei denn, daß in den schrecklichen Stunden der Mitternacht das blasse Gespenst eines Unglücklichen, den vor mir die Liebe hier verzehrt hat, bei mir vorüberrausche. Dort, wo von einem überhangenden Felsen die traurige Cypresse ihren Todesschatten auf mich herabwirft, dort will ich liegen, von den unbeweglichen Bildern meiner ehmaligen Wonne umgeben, wie ein Todter von starren Marmorbildern, die um sein Grabmal versteinerte Thränen weinen.

So will ich in stummer, schwermüthiger Entzückung der süßen Erinnerung jener Tage nachhangen, die mir wie schnelle Augenblicke in ihrem Umgang entschlüpften. Kein Gesichtszug, keine redende Geberde, kein Blick, der aus ihrer Seele hervorbrach, soll dem getreuen Bildniß fehlen, welches immer vor mir schweben wird. O, die Zukunft kann mir nichts geben, wenn ich Deiner beraubt bin! Wo Du nicht bist, ist Alles einöde für mich; jeder Anblick entweihet diese Augen, die gewohnt waren, Dich anzuschauen. Deiner beraubt — Hinweg mit dem schwarzen Gedanken! zehnfacher Tod ist in ihm! Der Frühling meiner Liebe ist noch zu zart, seinen Anhauch zu ertragen. — Komm, komm, Du holder Genius der Liebe, sinke herab auf umduftenden Wolken und wehe mir Trost und erquickende Hoffnung zu! Bring sanftere Gedanken, frohe Erwartungen und gefällige Träume mit Dir, die fiebrische Hitze der kranken Seele abzukühlen und die wilde Ungeduld in Ruhe einzuwiegen. Nur die Liebe kann die Wunden heilen, die sie geschlagen hat. O Panthea, ein einziger Deiner milden Blicke kann es! Von Dir geliebt, kann ich nicht unglücklich sein, obgleich von Dir getrennt. — Wie verschmähe ich jetzt den romantischen Unsinn, den meine aufwallende Hitze ausschäumte! — Wohin war ich verirrt! Ich erröthe vor mir selbst, daß mein edleres Herz nur einen Augenblick zu einer so zaghaften Feigheit herabsinken konnte. — Soll ich mich darüber in Verzweiflung verlieren, wenn das würdigste Paar, das die Liebe jemals vereinigt hat, wieder glücklich ist? wenn Panthea glücklich ist, für die ich jeder Gestalt des Todes entgegeneilen würde? Ist die Freundschaft, die sie mir gewidmet hat, von so geringem Werth, daß sie mir noch einen gerechten Wunsch übrig lassen kann? Oder bist Du fähig, meine Seele, den Glücklichen zu beneiden, dem allein erlaubt ist, in ihren keuschen Armen das ganze Glück einer geheiligten Liebe zu empfinden? Wer ist dessen würdig, wenn es nicht Abradates ist? — Nein, Panthea, so tief soll Deine Schönheit mich nicht erniedrigen! Ich bewundere Deine Gestalt und liebe Deine Seele. Dies würde ein Engel thun, der Dich erblickte! O, Du bist so vortrefflich, daß Cyrus selbst mir vielleicht vergeben würde, wenn der Gedanke, von Dir entfernt zu werden, mit allen seinen Schrecknissen umringt, etliche Augenblicke meinen Muth zu Boden schlüge. Aber jetzt soll sich meine Tugend zu einer großen That rüsten, zu einer größern That, als wenn eine gefesselte

Welt an den Rädern meines Siegeswagens rollte! — Deine Liebe, göttliche Panthea, soll mein eigenes Selbst verzehren; ich will mich im Anblick Deiner Glückseligkeit für glücklich halten! Ich will so eifrig, als ob es für mich selbst wäre, für Deinen Abradates arbeiten! Diese Hand soll ihm ein Kleinod wiedergeben, das allen Preis übersteigt, wenn gleich jedes Sandkorn am Meer eine goldene Welt würde, es zu erkaufen. Wenn sie dann beim entzückten Wiedersehen das Herz des geliebten Mannes an ihre hüpfende Brust drückt, dann soll mein Geist in stillem Triumph über ihnen schweben und, von sympathetischer Freude ergriffen, seiner eigenen Wünsche vergessen!

Dritte Abtheilung.

1.

Panthea. Mandane.

Panthea. Sage mir offenherzig, Mandane, was meinst Du mit dieser geheimnißreichen Art, womit Du von der Krankheit unsers Freundes Araspes redest? Was wollen diese bedeutenden Blicke? Was sagt die erröthende Wange?

Mandane. Theure Königin, wenn mich nicht Zeichen und Anscheinungen täuschen, so ist Araspes weder des geheiligten Namens, den Du ihm giebst, noch dieser zärtlichen mitleidigen Sorgfalt würdig, die Du an seine vielleicht nur geheuchelte Krankheit verschwendest.

Panthea. Und was könnte ihn denn bewegen, sich krank zu stellen?

Mandane. Meine theure Gebieterin, ich wundere mich nicht, daß Argwohn einem Herzen wie das Deinige fremd ist — aber — ich habe Ursache zu glauben, Araspes sei der großmüthige Freund nicht, der er zu sein vorgiebt. Vielleicht ist es nur eine schöne Larve, in die er sich verhüllt, um sich unvermerkt in Dein Herz einzustehlen.

Panthea. Halt ein, Mandane! Welch ein schwarzer Verdacht befleckt Deine reine Seele! — Was kannst Du an Araspes entdeckt haben, das die angeborne Tugend verleugne, die sein ganzes Betragen regiert? Er müßte ein Ungeheuer sein, und die Natur müßte mit ihm eins geworden sein, uns zu betrügen, wenn unter seiner edeln kunstlosen Miene Verstellung und unter seinen honigfließenden Worten irgend ein schlimmes Vorhaben lauern könnte.

Mandane. Es ist wahr, Araspes ist schön, nur zu schön, um die Augen eines gewöhnlichen Weibes zu blenden. Selbst die meinigen, obgleich das Alter mir jede Schönheit in matterm Lichte zeigt, verweilen mit Vergnügen auf ihm, mit unschädlichem Vergnügen; denn mein Herz hat lange die hüpfenden Schläge verlernt, womit ein jugendlicher Busen den Eindruck verräth, den die aufblühende Schönheit des Jünglings, von Stärke und feurigem Muth erhöht, auf ein unbesonnenes Mädchen macht. Aber Schönheit und Güte sind bei diesem arglistigen Geschlechte selten verschwistert.

Panthea. Meine liebe Mandane, wozu sollen mich alle diese Vorreden vorbereiten?

Mandane. Zu etwas, das Deine Wangen mit zürnender Röthe bedecken wird. Ich habe Ursachen, zu vermuthen, daß Deine schuldlose Schönheit eine strafbare Flamme in dem Herzen dieses Jünglings angezündet habe.

Panthea. Und wie hast Du diese Entdeckung gemacht, Mandane?

Mandane. Schon seit etlichen Tagen bemerkte ich eine übel zurückgehaltene Unruhe in seinen düsternen Blicken, die irgend ein böses Bewußtsein zu verrathen schienen. Umsonst zwang er seine Miene in unwilliges Lächeln. Oft, wenn Du es nicht gewahr wurdest, hing er mit so scharfen, lüsternen Blicken an Dir, als ob er etwas von Dir abätzen wollte; und dann flüsterte ein halb unterdrückter Seufzer die geheimen Wünsche seiner Seele.

Panthea. Ich bemerkte wol eine ungewohnte Dunkelheit in seinen Mienen; aber wo lebt der Weise oder der Glückliche, der in allen Abwechslungen und Zufällen dieses Lebens immer ein unbewölktes Antlitz zeigen könnte? Sollte die Tugend keine Sorge haben? Sie hat die meisten; denn sie macht uns empfindlicher für Andere als für uns selbst; sie vermindert zwar unsre eigenen Uebel, aber dafür belastet sie uns mit fremden Leiden und der allgemeinen Noth des menschlichen Geschlechtes. Vielleicht sind es Leiden von einer edeln Art, die das Angesicht unsers Freundes verdunkeln.

Mandane. Wie ich sagte, meine Tochter, die Güte Deines Herzens macht Dich ungeneigt, von Andern Böses zu vermuthen. Aber glaube mir, es ist nicht allemal Mangel an Güte, wenn wir dem Menschen, dem fehlerhaftesten und unbeständigsten aller Geschöpfe, Böses zutrauen. Ein langer Um-

gang mit der Welt zwingt die redlichsten Gemüther zum Mißtrauen, wie fremd es auch ihrer Natur ist, und begabt uns mit einer Art von geheimer Auslegungskunst, welche die Herzen der Menschen vor uns entziffert und aus gewissen Anscheinungen ihre verborgnen Bewegungen, ihre aufsteigenden Leidenschaften und den zukünftigen Sturm mit besserm Grunde vorhersagen lehrt, als die Magier aus der Ordnung der Gestirne, die auf unsere Geburtsstunde herabgeleuchtet haben, die mannichfaltigen Scenen unsers Lebens weissagen. Aber was ich Dir von Araspes sagte, ist mehr als Muthmaßung. Gestern in der mitternächtlichen Stunde hört' ich ihn, da er sich allein glaubte, laute Gespräche mit sich selbst führen. Seine Seele schien in einem heftigen innerlichen Aufruhr, ungewiß, auf welche Seite sie sich schlagen sollte. Ich war nicht nahe genug, alle Worte zu verstehen, die in ungestümer Verwirrung von seinen Lippen stürzten; ich hörte nur, daß er die Namen Panthea und Abradates zu wiederholten Malen ausrief und über die Unmöglichkeit klagte, seine strafbare Leidenschaft, die er Liebe nannte, zu vergnügen. Hätte ich nicht von ungefähr diese Entdeckung gemacht, so würde ich wie Du, meine Königin, der geheimen Schwermuth, die schon etliche Tage um seine Stirne hängt, eine edlere, obgleich uns unbekannte Ursache geliehen haben. Allein er hat sich selbst verrathen, und ich hätte die Liebe zu meiner Panthea und meine Pflicht verrathen müssen, wenn ich Dir etwas verhehlt hätte, das Dich so nahe angeht und die vorsichtige Klugheit Deines eigenen Betragens verdoppeln wird.

Panthea. Ich danke Deiner allezeit sorgfältigen Treue, meine mütterliche Freundin. Aber ich kann den Gedanken nicht unterdrücken, daß Dich vielleicht ein Traum oder irgend ein übel gesinnter Dämon mit einem eiteln Geflüster verworrner Stimmen getäuscht habe, die der Stimme des Araspes nachäfften; wo nicht, so kann doch seine edel gesinnte Seele keiner niederträchtigen Bosheit schuldig sein. Die Liebe zur Tugend schützt nicht allemal vor der Gewalt der Leidenschaften. Auch heroische Seelen haben eine verletzliche Seite. Die Schwachheit eines Menschen, den ich meiner Freundschaft würdig gefunden, soll keine Aenderung in meinem Herzen machen, als meine übrigen gerechten Empfindungen mit zärtlichem Mitleiden zu vermehren.

Mandane. Ich überlasse Dich ohne Sorge Deiner Klug-

heit. Aber vergieb mir, meine theuerste Panthea, wenn ich einige Verwunderung über die Gleichgiltigkeit bezeige, womit Du die Nachricht von der schändlichen Leidenschaft eines unbesonnenen Jüglings aufnimmst, der in bessern Zeiten sich nicht hätte unterstehen dürfen, die Augen zu der Gemahlin des Abradates aufzuheben.

Panthea. Du wirst Dich nicht betrogen finden, Mandane, wenn Du mich hierin ohne Sorge meinem Herzen überlässest. Kennte ich nicht die Güte des Deinigen, so würde mich die Verwunderung, von der Du redest, befremden. Hast Du jemals diese rauschende Tugend an mir gekannt, die mit ihren eigenen Thaten oder vielleicht nur mit dem, was sie sich einbildet, thun zu können, wie mit einem Raube pranget und jede Schwachheit anderer Menschen im Triumph aufführt? Wenn sich, wie Du sagst, eine solche Leidenschaft der Seele dieses edeln Jünglings bemächtiget hat, so ist er gestraft genug! Es würde zu viel sein, wenn die Freundschaft ihm auch noch ihren heilenden Balsam entziehen wollte. Er hat um Erlaubniß bitten lassen, mich zu sehen. Gehe, Mandane, sie ihm zu bringen! Er selbst soll mir die Ursache seiner Schwermuth entdecken, und die Freundschaft soll ihre besten Versuche thun, sie zu heilen.

2.

Mandane (allein).

Mandane. O Panthea, bisher ist der reine Spiegel des sapphirnen Himmels nicht unbefleckter gewesen als Deine Tugend! Die niedrigste Bosheit durfte sich nicht erfrechen, Deinen Ruhm nur mit dem Schatten eines Argwohns zu beflecken! — Ich sehe noch jetzt so lebhaft, als ob jede Scene vor mir stände, wie Du Dich von der zarten Knospe bis zu dieser vollen Blüthe entfaltet hast. Ich sehe Dich noch, in lächelnder Rosenfarbe glühend, meine mütterliche Brust umscherzen! Schon damals weissagte, wer Dich sah, Deinem Geschlechte das vollkommenste Weib. Wie frühzeitig kam jede Deiner Seele angeborne Schönheit unserm pflegenden Fleiße zuvor! Deine Neigungen bildeten sich ohne Mühe in freiwillige Tugenden aus. Jede

Gottheit schien sich gefallen zu haben, Dich mit ihrer eigenen Gabe auszuschmücken. Untadelig war Deine Unschuld, gefällig Deine Tugend und Deine Zärtlichkeit keusch. Und sollte es möglich sein, daß eine solche Vortrefflichkeit — daß eine Panthea — Ich zittre, den grausamen Gedanken fortzusetzen. Nein, es ist unmöglich! Mein allzu zärtlicher Eifer für ihren Ruhm wird ungerecht. Sie, die beste der Frauen, das Weib eines Abradates, kann nicht so schwach sein — Aber wer rauscht dort gegen mich her? Mich dünkt, es ist der Freund des unbesonnenen Jünglings — Ich will ihn anreden.

3.

Arasambes. Mandane.

Mandane. Irre ich mich, Arasambes, oder willst Du Deinen Freund besuchen?

Arasambes. Eben zu ihm wollte ich, ehrwürdige Mandane!

Mandane. Du wirst berichtet sein, daß er sich übel befinde?

Arasambes. So sagte mir einer seiner Sclaven, und mich däucht, ich wollte fast errathen, daß er sich besser befände, wenn Deine Gebieterin weniger reizend —

Mandane. Oder weniger tugendhaft wäre. — Höre, Arasambes! Eine gleich zärtliche Freundschaft verbindet mich mit Panthea, Dich mit Araspes. Dieses Verhältniß berechtigt mich, Deinen Beistand zu erbitten; denn wenn Jemand vermögend ist, ihn auf den rechten Weg zurückzulenken, so ist es Arasambes, von dessen Weisheit er die höchste Meinung hat, die ein Sterblicher verdienen kann. Gefällt es Dir, so wollen wir unter jenem Gang von Palmen unsere Gedanken über diese Sache gegen einander auswechseln.

Arasambes. Wie es Dir beliebt, Mandane! Es verlangt mich selbst, Dir meine Gedanken über einen Zufall zu eröffnen, der mich für Panthea und Araspes gleich bekümmert macht. Ich verehre in Panthea die Tugend, die ich in Araspes bedaure. Die Gefahr war allzu groß, allzu reizend und ganz allein auf seiner Seite. Wie leicht ist der Uebergang von freundschaftlicher Liebe zur Leidenschaft, wenn der Gegenstand eine Panthea ist! Gewiß, er verdient unser Mitleiden und allen Beistand, den die Freundschaft seiner kranken Seele gewähren kann.

4.

Araspes (allein).

Araspes. O Cyrus, Cyrus! Du kanntest mich besser als ich selbst. Meine thörichte Vermessenheit verachtete Deine Warnungen — Ach, nun bist Du strenger gerochen, als mein bitterster Feind wünschen könnte. Umsonst streite ich wider eine Leidenschaft, an der die Vernunft selbst nur das Uebermaß tadeln darf. Aber wer kann eine Panthea lieben, ohne ihren Besitz zu wünschen? — Und ohne einen Strahl von Hoffnung zu lieben! — Ach, meine ganze Natur erschüttert unter dieser entsetzlichen Vorstellung. Alle Ruhe ist aus meinem Herzen gewichen; alle blühenden Hoffnungen meines Lebens sind dahin! Was ist aus Dir geworden, meine Seele? Ein Spiel fieberischer Träume, ein Ball, von streitenden Leidenschaften hin und her geschlagen, ein Nachen, den der brausende Orkan und die schäumende Wuth der Wogen bald an die Wolken schleudert bald in schwindlige Tiefen hinabstürzt! Wie bin ich unter mich selbst hinabgesunken! Wo ist mein Stolz? Wo ist der vermessene Geist, der seiner Stärke so gewiß war? Armer Phaëthon! Die wilden flammenhauchenden Rosse schleppen Dich unaufhaltbar fort durch Wildnisse von regellosen Träumen, von Begierde zu Begierde, von Unsinn zu Unsinn! — Allzu reizende Panthea! Ist es dazu gekommen, daß ich wünschen muß, Dich nie gesehen zu haben? — Verflucht sei dieser Wunsch! Laß mich Dich nur noch einmal sehen und zu Deinen Füßen meine Seele aushauchen! — O meine sterbende Tugend, raffe alle Deine zerstreuten Kräfte zusammen, dies allzu schwache Herz vor der Tyrannei seiner Begierden zu schützen! Jetzt ist es noch Zeit, den größten der Siege zu erstreiten. — Elender! wen rufest Du zu Hilfe? Wo ist Deine Tugend? Wo ist die Weisheit, die ehmals mitten in meiner Seele ihren strahlenden Thron aufgerichtet hatte? Ach, sie ist herabgestürzt; Alles ist Aufruhr; die fieberische Wuth meiner Lebensgeister ist nur ein schwaches Bild des gesetzlosen Sturms, der in meinem Innern tobt.

O, wer bringt mich in den kühlen Hain, wo aromatische Myrten über den murmelnden Brunnquell sich wölben und freundliche Zephyrn, über die Violenbank daherschwebend,

meiner lechzenden Brust Erquickung zufächeln! — Ja, ich will diesen verhaßten Kerker fliehen; in Deinen Schooß will ich fliehen, stille Natur! Ich will Deinen Athem, die frische blumige Luft einziehen und in Deinen mitleidigen Schatten ungetadelt meine Thränen mit der weinenden Quelle vermischen. Dort klagt die zärtliche Nachtigall ihren Gatten, dort seufzen sympathetische Weste mit mir! Vielleicht daß dann die himmlische Tugend die Gestalt der Beherrscherin meines Herzens annimmt, mich mit schützenden Armen zu umfassen und süße Ruhe in mein leidendes Herz zu gießen. — Eile, mein Fuß! — O, gesegnet sei mir dieser heitre umwölbende Himmel und Du, balsamisches Sonnenlicht! Schon fühle ich Deine heilende Kraft durch meine besänftigten Adern rinnen. —

Aber sehe ich nicht hier meinen Arasambes? Ja, er ist es! — O mein Freund, eine geneigte Gottheit hat in dieser Stunde Deine Tritte hierher geleitet!

5.

Arasambes. Araspes.

Arasambes. Wem sollt' ich die ersten Augenblicke, die wieder mein eigen sind, widmen als meinem Freunde? — Aber, mein liebster Araspes, wie sehr haben diese wenigen Tage Dich verändert! Woher diese Blässe, mit plötzlich auflodernder Röthe abgewechselt? diese verdunkelten Augen, dieser seufzende Ton der Stimme? — Ganz anders glänzte Dein Gesicht, als wir neulich mit Panthea die Gegenden dieses Schlosses besahen, in welches die Sorgfalt des Cyrus sie zu bringen befahl. Der blumige Mai ist nicht fröhlicher, als ich Dich damals sah. Ist Liebe die Quelle dieser schleunigen Veränderung, so grenzt ihre Lust allzu nahe an den Schmerz.

Araspes. O mein Arasambes! — Kannst Du mit meiner Schwachheit Mitleiden haben? — Verachtest Du mich nicht? Deine Verachtung würde mein Elend vollkommen machen. Ich erröthe vor Deinen Blicken; aber glaube mir, ich erröthete schon zuvor vor mir selbst. Ach, ich bin überwältiget! So viel Schönheit, so viel Güte, so viel herzbezwingende Holdseligkeit

waren mehr, als mein allzu zärtliches Herz ertragen konnte. Vielleicht verdient meine Schwachheit Verachtung. Ich hielt mich einst unfähig, in den Fesseln eines Weibes zu liegen, und wenn sie eine himmlische Göttin wäre; ich trotzte auf meine Stärke — Dies rechtfertigt Deinen Spott. Aber, o schone Deines leidenden Freundes, Arasambes! Ich bin ganz verloren, wenn diese unselige Liebe, die mir meine Freiheit, meine Ruhe, den Beifall meines eigenen Herzens, und warum nicht auch dieses unwürdige schmachtende Leben? raubt — wenn sie mir auch noch Deine Freundschaft rauben würde!

Arasambes. Laß diese Thränen von der Zärtlichkeit zeugen, mit der ich Dein Leiden empfinde. — Ich sollte Dich verachten können? Verbanne einen so niedrigen Gedanken! Nein, Du edler Jüngling, ich liebe Dich, mehr als jemals liebe ich Dich! Fasse Muth, Araspes! Der Tugendhafte wird nicht eher über alle Leidenschaften erhaben, bis er auch über jene Wolken emporsteigt und seine angeborne Luft athmet. Große Seelen wallen auch in große Leidenschaften auf. — Aber nie soll es zur Schande der Tugend gesagt werden, daß sie sich ganz überwinden und gefesselt hinter dem Triumphwagen des Lasters nachschleppen lassen!

Araspes. Ich liebe die Tugend, Arasambes! Ich fühl' es in diesem Augenblicke, daß ich sie liebe! Aber ach, sie ist unvermögend, mich zu schützen! Meine Seele ist nicht mehr mein. Sie ist ein Sammelplatz schrecklicher Phantomen und stürmischer Begierden, unter deren grimmigem Streit meine Ruhe zertrümmert ist. — Glaube nicht, daß ich wehrlos meine Freiheit dahingegeben habe! Aber es war zu spät, als ich zu kämpfen anfing. Allzu lange hatte ich das süße Gift eingesogen; da ich seine Wirkung fühlte, hatte es schon mein ganzes Wesen durchdrungen. Alles, was ich noch thun konnte, war, mich selbst zu beklagen und eitle Entschließungen zu fassen, die ein einziger ihrer Blicke wieder zernichtete. Und doch weiß sie nichts von meiner Leidenschaft; nie haben meine Lippen das nagende Geheimniß meines Herzens verrathen; dies ist alle Gewalt, die mir über mich selbst übrig geblieben ist. Aber ach! meine Blicke, meine Unruhe, meine übel verhaltnen Seufzer hätten mich längst verrathen, wenn ihre eigne Unschuld nur die schwächste Vermuthung meiner Thorheit gestattete. — Die Fröhlichkeit, die Du jüngst an mir sahest, war die wurmstichige Frucht einer eiteln Hoffnung, der eingebildeten

Aussicht in glückliche Tage, die ich in dieser schönen Einsamkeit mit Panthea zu leben meinte. Wie bald welkte diese hinfällige Freude weg! Je öfter ich sie sah, je vertraulicher der Zutritt war, den sie mir erlaubte, je mehr die Güte ihres allezeit offnen Herzens, dessen sich selbst bewußte Unschuld alle Zurückhaltung verachtet, meiner Liebe mit der voreiligen Hoffnung, wieder geliebt zu werden, zu schmeicheln schien — desto schneller wuchsen diese Begierden, die anfangs so verschämt, so leise ihre allzu kühnen Wünsche lispelten. Ich verbarg es mir nun selbst nicht mehr (wie konnt' ich?), daß meine Liebe sich mit nichts Wenigerm als dem völligen Genuß befriedigen könnte. Ich erschrak vor der Entdeckung; und doch zerfloß meine ganze Seele in Sehnsucht und billigte ingeheim die Begierden, die vor der Tugend sich verbergen mußten. Ach, welch ein gewaltiger Kampf von Leidenschaft und Pflicht, Vernunft und Liebe hat seitdem meine Brust zerrüttet! Was ist das Getümmel fallender Welten und das Brüllen des Chaos gegen den einheimischen Krieg einer Seele, die mit ihrer ganzen furchtbaren Macht auf sich selbst losstürmt! Eine brennende Seele — o Arasambes, wären ihre Kräfte nicht durch den Leib eingeschränkt, sie würde, wüthender als ein zügelloser Komet, alle Elemente in ihren Streit verwickeln und diesen göttlichen Bau harmonischer Sphären rings um sich her zu Staub zertrümmern!

Arasambes. Ich bedaure meinen Freund, ich beweine seine Schmerzen und noch mehr seine Tugend, die am schwindligen Rande des tiefsten Falles schwankt. Aber ich wäre nicht Dein Freund, wenn ich mich begnügte, meine Klagen mit den Deinigen zu vermischen. O, laß mich Dich bitten, laß mich Dich beschwören, daß Du Dich nicht selbst verloren gebest, so lange der ruhmwürdigste Sieg noch in Deiner Gewalt ist! Liebst Du wirklich die Tugend, wie ich weiß, daß Du sie liebst, so ist der Sieg unser! Fasse nur einen standhaften Entschluß! Keine Macht, kein Gott, selbst nicht der Unnennbare, dessen allmächtiger Finger die unermeßliche Schöpfung bewegt, ist vermögend, den Willen eines denkenden Wesens zu zwingen. Aber wenn Du selbst heimlich Deine Niederlage wünschest, wenn Du Dein williges Ohr der Sirenenstimme entgegenreckest, die Dich zu einem wollüstigen Verderben einladet, so ist Deine Tugend schon verrathen. Und was wäre Araspes, wenn er seine Tugend überlebt hätte?

Araspes. Ein Unglücklicher, dem nichts übrig gelassen ist, als zu sterben! Ach, Arasambes, wie soll ich die Augen zu Dir aufheben? Aber ich will Dir nichts verhehlen. So unglücklich mich die Liebe macht, so ist es mir doch unmöglich, nicht zu lieben. Ich fühle die ganze Schwere meiner Ketten, und doch wünsche ich nicht, frei zu sein. Ich weiß selbst nicht, was ich wünsche. Ich verdamme in jedem Augenblicke den Wunsch des vorigen. — Was redest Du mir von standhaften Entschlüssen? Ach mein Freund, Du hast vergessen, daß ich nicht mehr Araspes bin. Was vermag der Steuermann, wenn der unbändige Sturm mit tausend Donnern daherrauscht und das mastlose Schiff durch stürzende Wassergebirge wälzt? — Ich finde keine Bilder stark genug, Dir die Gestalt meines inwendigen Zustandes begreiflich zu machen! Glückseliger, daß Du keine Erfahrung von dem, was ich leide, hast! Bald ist mein ganzes Wesen nur Liebe, von glühender Sehnsucht und reizenden Hoffnungen aufgeschwellt; bald, wenn die kurze Bezauberung verschwindet, entbrenne ich in ohnmächtigem Zorn wider mein Schicksal und sinke vom Kampf mit dem Himmel zu winselnder Verzweiflung herab; bald ist meine ganze Seele in Panthea entzückt; bald verwünsche ich Panthea, die Welt und mich selbst. Umsonst hoffe ich vom mitternächtlichen Lager eine kurze Rast; umsonst rufe ich dem erquickenden Schlaf; oder wenn er mich zu erhören scheint, so ängstigt er mich durch fürchterliche Träume oder spottet gar meines Elends mit reizenden Bildern einer Glückseligkeit, die mir niemals, ach, niemals nur zu wünschen erlaubt ist. Ich wandle dann in elysischen Auen, wo alle Gegenstände Liebe und Fröhlichkeit hauchen; dann steigt Amor auf einer Wolke von Seufzern der Verliebten herab, unsterbliche Rosen duften um seine gelben Locken, die ganze Natur hüpft bei seinem Anblick in Entzückung auf; schmeichelnd nimmt er meine Hand und führt mich durch Myrtengänge in die Laube von Jasmin, wo Panthea gleich einer müden Waldnymphe schlummert. Indem ich mit stummer Entzückung sie betrachte, erwacht sie und streckt mit süßem, einladendem Lächeln ihre willigen Arme nach mir aus. — Plötzlich verwandelt sich der treulose Traum. Eine unsichtbare Gestalt reißt sie von mir weg; keuchend eil' ich ihr nach; fürchterliche Wildnisse, schroffe Felsen und jähe Abgründe eröffnen sich vor mir; eine siebenfache Nacht umzieht den Himmel, mit feurigen Wolken durchkreuzt; sie flieht umsonst

und ringt zurückschauend ihre um Hilfe bittenden Arme gegen mich; ein Regen von Flammen stürzt auf sie herab und verzehrt sie vor meinen verzweifelnden Augen zu Asche! — Oder mich dünkt, ich sehe den Abradates von Cyrus geführt herbeikommen; ich stehe von fern und sehe der sprachlosen Umarmung der Liebenden zu; tausend Furien zerreißen mein Herz bei diesem Anblick; meine Seele wälzt sich in wilden Gedanken, indem der ohnmächtige Zorn meinen Arm entnervt. — Dann dünkt mich, ich sehe den Wagen der Liebesgöttin auf rosenfarbnen Wolken herabsteigen, das liebende Paar aufzunehmen; girrende Tauben ziehen ihn und Schwanen, deren Gesang weit umher die ambrosische Luft bezaubert. Plötzlich schweben sie, von tausend Liebesgöttern umflattert, aus meinen Augen hinweg, indem ich einsam, gleich dem steinernen Bilde der Verzweiflung am Boden angefesselt stehe und dem schwachen Reste von Empfindung fluche, der noch in meinen Adern glimmt. So raubt mir die innerliche Zerrüttung meiner Seele selbst das schwache vorübergehende Labsal, welches die Natur den Unglücklichsten erlaubt, das süße Vergessen unsers Elends, das wenigstens einen Theil unsers Lebens dem nagenden Kummer entreißt. — Ach, ich bin unglücklich, mein Freund! so unglücklich, daß Alles, was ich Dir gesagt habe, nur einen kleinen Theil meiner Leiden umfaßt. O, diese fatale Leidenschaft hat mich betrogen! Rette mich, Arasambes, rette Deinen Freund von der Liebe und von sich selbst!

Arasambes. Du allein kannst Dich retten, Araspes! Ich sehe nur ein einziges Mittel, und das ist in Deiner Gewalt. Eine Liebe wie die Deinige kann nur durch Fliehen besiegt werden. Es ist vergeblich, mit einem Gegner zu kämpfen, dessen Wunden Vergnügen machen. Fliehe, fliehe, mein Freund! fliehe diese allzu reizende Schöne! Sobald Du von ihren Augen entfernt bist, wird die ungenährte Flamme sich selbst verzehren, die jetzt Deine Seele ausdörrt und die Blüthe Deines Lebens zu verzehren droht.

Araspes. Was verlangst Du von mir, grausamer Freund? Ich soll von Panthea fliehen? soll mich selbst aus ihren Augen verbannen? gleich als ob der schwarze Tag nicht schnell genug daherrauschte, der sie mir auf ewig entreißen wird! O, nenne dies entsetzliche Mittel nicht mehr, das viel ärger ist als das Uebel, wovon Du mich befreien willst! Ihr bloßer Anblick, ach, ihr bloßes Angedenken, ihr Schatten ist genug, meine

Schmerzen zu versüßen. Es ist Wonne, sie sogar hoffnungslos zu lieben. Lehre mich, wie meine Seele von sich selbst scheiden kann, so will ich Deinem Rathe folgen! O, sie ist die Seele meiner Seele; ihr Blick, ihr Lächeln ist meinem Herzen, was die Frühlingssonne den Blumen, was die thauende Morgenröthe dem welken Grase, was die kühle Quelle dem lechzenden Wandrer. O Panthea, Du bessere Hälfte meiner selbst, wie könnt' ich von Dir scheiden! Dich fliehen? Warum sollt' ich Dich fliehen? Du bist ja keine Schlange, die unter dem Glanze der goldgefleckten Haut tödtliches Gift verbirgt. Du bist ganz Unschuld und Güte. Ach, was sind die Schmerzen, die Du unwissend mir machst, gegen den Verlust Deiner Gegenwart? In dem bloßen Gedanken, Dich zu verlieren, ist etwas, das an Vernichtung grenzt. Aber Wonne ist in dem süßen Gedanken, daß ebendieselben Mauern Panthea und mich einschließen; daß uns derselbe Himmel umfließt; daß sie vielleicht diese Luft geathmet hat, die ich in diesem Augenblick einziehe! Welche sanfte lindernde Kraft in der Hoffnung, daß ihr Herz nicht für Abradates allein zärtlich ist! daß ihr mildes Auge vielleicht auch für den unglücklichen Araspes eine stille Thräne weint! — Keine so ungütigen Blicke, Arasambes! Verachte meine Schwachheit nicht, wenn es Schwachheit sein kann, diese unvergleichliche Schöne zu lieben! Ueberlaß mich lieber meinen Schmerzen, wenn Du sie nur durch den Tod heilen kannst!

Arasambes. Ist es mein Araspes, den ich höre? — Nein, so tief kann die Seele meines Araspes nicht herabsinken! — Angenehme Täuschung, warum kann ich Dich nicht unterhalten! Aber ach, wie kann ich mir verbergen, daß es mein Freund, daß es Araspes ist, den alle seine Stärke, alle seine Tugend, alle die männliche Entschlossenheit, die ihn ehmals unter den Jünglingen erhob, so sehr verlassen hat, daß er zu den Füßen eines Weibes schmachtet und die Pein, die sie ihm verursacht, noch für Glückseligkeit nimmt? Wo sind nun jene Aussichten in ehrenvolle Tage? wo die Unternehmungen, die Deine von jeder Tugend befruchtete Seele versprach, und die nur auf Gelegenheit warteten, um zu großen Thaten emporzuwachsen? Ist Cyrus vergessen? der Gespiele, der Freund Deiner Jugend, mit dem Du die ersten Lorbeern gesammelt hast, die jetzt unter der Gluth einer thörichten Liebe welken? Ist das große Vorhaben vergessen, zu welchem ihn Dein Geist und Dein

muthiger Arm begleiten wollte? das glorreiche Vorhaben, eine barbarische Welt umzuschaffen, gesetzlose Horden zu Menschen zu adeln oder üppige Völker, von der glühenden Sonne und von träger Wollust entnervt, mit neuen Gefühlen von Ehre zu begeistern und in diesen morgenländischen Provinzen ein Reich aufzurichten, dessen majestätische Größe den Erdboden in Ehrfurcht halten und dem Frieden mit den Künsten des Friedens eine bleibende Wohnung bei den Sterblichen ver- verschaffen sollte? — Ich erröthe für Dich. — Es ist mir unerträglich, daß Araspes seine hoffnungslose Liebe den tauben Felsen vorgirren soll, indessen wir, von Cyrus geführt, das geheiligte Geschäft vollbringen, welches ihm ein Gott ins Herz gelegt hat. — O Schande! Was nennest Du Liebe, Araspes? Hast Du keine Liebe für Deine Freunde? keine für den Helden, der Dich selbst des königlichen Namens seines Freundes würdigte? keine Liebe für die Tugend und für Deine Anverwandten, die Menschen und für Alles, was die vom Himmel entsprungene Seele der Zurückberufung in die lichtvollen Gegenden, woraus sie verbannt ist, würdig macht? — Oder soll diese feige unmännliche Sclaverei, die alle Deine Gedanken an die Schönheit eines Weibes, alle Deine Begierden an ihren Genuß heftet, alle Deine großen Bestrebungen in Seufzer auflöst — soll das Dich zu den Thaten vorbereiten, von denen Deine Seele schwellen sollte? —

Araspes. O schone, schone Deines Freundes, Arasambes! Ich kann die furchtbare Wahrheit nicht ertragen, die von Deinen Lippen donnert. Nein, ich will Deine Verachtung nicht verdienen! Sie würde mich unglücklicher machen, als die bittersüße Qual der Liebe thun kann. Verwünscht sei der unwürdige Gedanke, daß ich wie ein weinender schändlicher Sclave, von der Schönheit gefesselt, den Staub lecken sollte, während Ihr die erstaunte Welt mit Denkmälern Eurer Tugend belastet! Nein, Arasambes, ich fühle meine ganze Seele wieder durch meine Nerven strömen. Ich will dahin, wohin mich die Ehre ruft und mit noch stärkerer Stimme die Liebe! Du sollst sehen, jedes Auge soll sehen, daß Panthea mich mit siebenfachem Muth begeistern kann, und die Welt soll mich eines bessern Schicksals würdig erklären! — Wie dank' ich Dir, Arasambes, daß Du mir diese Aussichten gezeigt hast! Aber hüte Dich, Freund, meine Liebe zu schmähen oder Deine Lippen zum Spott über die erhabne

Raserei, den enthusiastischen Taumel zu öffnen, worin meine Seele aufbrauset, wenn sie, ganz vom Gott der Liebe voll, nicht ihre eignen Gefühle hervortreibt! Hüte Dich, eine Liebe zu schmähen, die, von der göttlichen Panthea entzündet, ebenso wenig Grenzen hat als die Vollkommenheit ihres Gegenstandes!

Arasambes. Welch ein Gemisch von Schwulst und Thorheit! Ja, ich kenne eine Liebe, die keine Grenzen haben soll, aber eine weit andre als dieses lächerliche Ungethüm, die Tochter des Müssiggangs und der Wollust! diese buntscheckige Thörin, die in gleichem Augenblick weint und lächelt, frohlocket und verzweifelt, zu Stein erstarrt und in leichten Schaum aufsprudelt. Weg mit ihr! Ehmals brannte eine andre Liebe in Deiner Brust, Araspes! die Ernährerin der Tugend, von der Weisheit selbst entzündet, ohne welche noch keine schöne That vollbracht worden ist, noch kein Held mit den Unsterblichen in die Wette geeifert hat. Erwache doch einmal aus Deinem Taumel, Freund! Erkenne Dich selbst wieder! Tritt in Deine eigene Gestalt zurück! — O, giebt es denn keine Zauberworte (weil doch die Vernunft in diesem Aufruhr der Sinne nichts vermag), keinen geheimnißvollen Talisman, der meinen Freund sich selbst wiedergeben kann? Oder hat die Musik, die Bezwingerin der Herzen, keine magischen Töne, die Gewalt der Liebe einzuschläfern und die entflohene Weisheit zurückzulocken?

Ein Sclave (zu Araspes). Herr, die Königin kommt mit Mandane aus dem Myrtenwäldchen — sie befahl mir, Dir ihre Ankunft anzukündigen.

Araspes. Was hör' ich? Ein Besuch von Panthea? Sie selbst, sagst Du, befahl Dir, sie anzukündigen? — Was für eine neue Gestalt nimmt mein Schicksal an!

Arasambes. Ich verlasse Dich voll froher Hoffnung, am nächsten Morgen meinen Araspes wiederzufinden. Von den Lippen der schönen Panthea werden die Zaubertöne fließen, die Deine Seele wieder in Harmonie zu stimmen vermögen.

Araspes (allein). Sie selbst sucht mich? Sie selbst? — Warum pochst Du so zaghaft, mein thörichtes Herz? Sonst pflegtest Du ihr so fröhlich entgegenzuhüpfen! — Hat sie vielleicht die wahre Ursache meiner Krankheit entdeckt? — Aber würde sie denn selbst zu mir kommen, eine Leidenschaft durch ihren Anblick noch mehr zu erhitzen, welche sie nicht be-

friedigen will? — Oder soll ich — darf ich es hoffen, daß sie mir günstiger sei, als ich bisher zu glauben wagte? Eitle Einbildung! Hinweg, Schmeichlerin! — Sie nähert sich. — Diese Stunde wird das Schicksal meiner Liebe entscheiden. Ich will Muth fassen. Warum sollt' ich meine Leidenschaft der Einzigen verhehlen, die sie befriedigen oder, wenn's möglich ist, heilen kann? — Sie kommt, von Mandane begleitet — O mein feiges Herz!

6.

Panthea. Mandane. Araspes.

Panthea. Wie befindet sich Araspes? Dein Anblick bekräftigt nur zu sehr, daß sich meine Freundschaft nicht umsonst für Dich beunruhiget hat.

Araspes. O schöne Panthea, wie sehr rührt mich diese gütige Herablassung! Deine Gegenwart hat schon ihre heilende Kraft an mir bewährt. Dein Mitleiden — Ach, wenn Du wüßtest, was mein Herz gelitten hat, Du könntest mir Dein Mitleiden nicht versagen!

Mandane (leise zu Panthea). Sind meine Besorgnisse vergeblich gewesen?

Panthea (ohne auf Mandanen Acht zu geben). Und warum sollte ich das? Mein Herz ist empfindlicher für fremde Leiden als für meine eignen. Selbst die Schmerzen eines Thieres, die Krümmungen eines sterbenden Wurmes rühren mich; wie sollte ich bei dem Leiden eines Freundes ungerührt bleiben? Aber entdecke mir, Araspes, wenn in meiner Freundschaft ein Trost für Dich sein kann, entdecke mir die Ursache Deiner Schmerzen!

Araspes. So feindselig, o Panthea, ist mein Schicksal, daß die süße Quelle der seligsten Freuden für mich nur unbeschreibliche Schmerzen quillt. — Die Liebe, Panthea — das fatale Wort ist von meinen Lippen entflohen — die Liebe macht mich elend.

Panthea. Die Liebe kann den Tugendhaften nicht elend machen. Sie hat ihre Schmerzen; aber es ist etwas Tröstendes darin, für Diejenigen zu leiden, die wir lieben. Der Tod

des Geliebten ist vielleicht das Einzige, was uns elend machen könnte, wenn wir nicht in unsrer eigenen Sterblichkeit ein bewährtes Mittel hätten, unsrer Qual ein Ende zu machen.

Araspes. Es ist etwas, das noch entsetzlicher ist als der Tod des Geliebten. Was könnten die unerbittlichen Erinnyen selbst, verdammte Sünder zu quälen, Schrecklichers erfinden als die Pein, ungeliebt und ohne Hoffnung zu lieben?

Panthea. Eine Liebe ohne Hoffnung, ohne Gegenliebe setzt, wie mich dünkt, einen übel gewählten Gegenstand voraus.

Araspes. Ach, Panthea, es ist unmöglich, Diejenige, die ich anbete, nicht zu lieben oder weniger inbrünstig zu lieben, als ich thue. Sie ist die Schönste unter Allen, die jemals unsterbliche Göttinnen eifersüchtig gemacht haben. Ihr erster Anblick würde eine schwache Seele überwältigen. Aber stille Bewunderung war Alles, was ich für sie empfand, bis ein näherer Umgang die Schönheit ihres Geistes, tausend strahlende Vollkommenheiten vor mir entfaltete. — Ganz in ihr Anschauen entzückt, vergaß ich anfangs meiner selbst; ich liebte ohne Wunsch, ich hoffte nichts, ich war glücklich. Aber diese süße Bezauberung konnte nicht lange dauern. Ich erwachte, ich sah, daß ich geträumt hatte; ich fühlte, daß nur die Gegenliebe, nur der Besitz des Geliebten glücklich machen kann. Auf einmal entdeckte ich das Entsetzliche meines Zustandes. Ich habe nichts zu hoffen! — Selbst der Trost, von ihr bedauert zu werden, nach welchem ich schmachte, ist mir versagt. Sie weiß nichts von meiner Liebe. Noch nie durft' ich es wagen, zu reden. Ach, die einzige Hoffnung, die mir übrig bleibt, ist, im Uebermaß meiner Qual das Ende meines Daseins zu finden.

Panthea. Ich bedaure Dich, Araspes.

Araspes. Du bedauerst mich, göttliche Panthea? O, so bin ich nicht so elend, als ich fürchtete.

Panthea. Die Freundschaft hat nur einen einzigen Rath für Dich. Entferne Dich von dem Gegenstande Deiner Leidenschaft! Nur die Entfernung kann Dir die Vernunft und die verlorne Ruhe wiedergeben. Lebe wohl, Araspes!

Araspes. (Er hält sie zurück und wirft sich zu ihren Füßen.) Du willst Dich entfernen? — O bleibe, bleibe! entziehe mir den Anblick nicht, der mein fliehendes Leben noch zurückhält! — Du zürnest, Panthea — Dein ernstliches Auge — Doch zürne nur! vernichte

mit strafenden Blicken den Verwegnen, der Dich anbetet! — Hier zu Deinen Füßen will ich sterben — glücklich genug, wenn dann eine zu spät mitleidige Thräne, die ich nicht mehr fühle, auf meine Leiche von Deinen Wangen sinkt.

Panthea. Steh auf, Araspes, und höre mich! Vielleicht verbieten mir die strengen Gesetze der Sittsamkeit, nach einer solchen Erklärung meinen Besuch zu verlängern. Aber Du hast ehmals meine Freundschaft verdient, Du hast Dir meine Dankbarkeit verpflichtet, und der Zustand, worin Du bist, verdient Mitleiden. Ich sehe Dich als einen Kranken an; es wäre zu verhaßt, Dich als einen Verbrecher anzusehen. Ueberzeuge mich, Araspes, daß ich mich nicht betrogen habe, da ich Dich groß und edel glaubte! Stelle Dich selbst wieder her, bezwing eine Leidenschaft, die Dich der Ruhe und mich eines Freundes beraubt; die uns Beide erröthen macht, Dich, sie zu fühlen, mich, sie erregt zu haben! Die Gemahlin des Abradates darf kein Gegenstand Deiner Begierden sein. So sehr kann Araspes nicht sich selbst vergessen haben. Ich bin zwar eine Gefangene, aber nur gefühllose Barbaren können gereizt werden, die leidende Unschuld um dessentwillen zu höhnen, was sie gesitteten Menschen ehrwürdig macht.

Araspes. Denke nicht, göttliche Panthea, daß meine Liebe verwegen genug sei, die kleinste Hoffnung zu wagen. Wie lange hat die Ehrfurcht, die Dein Stand, Deine Tugend und Dein Unglück mir einflößte, meinen Mund verschlossen! Wann haben selbst meine Blicke sich erkühnt, die Ausleger meines Herzens zu sein? Wie oft habe ich sie, wenn sie in Thränen schwammen, von Dir abgewandt! Wann haben meine unbescheidenen Seufzer Dein Ohr beleidigt? Ach, nur die nächtliche Stille einöder Schatten hat sie gehört; nur mein vom Schlaf verlassenes Lager ist von meinen Thränen befeuchtet worden. Aber verbiete mir nicht, schönste Panthea, in schweigender Stille um Dich zu seufzen! Warum haben die Götter, in ihr eigenes Werk verliebt, Dich so schön gebildet, wenn sie nicht wollten, daß Dein Anschauen jedes Auge bezaubern, jede Seele in Liebe und Verlangen auflösen soll? Dulde meine Liebe! dies ist Alles, was der unglückliche Araspes von Dir zu flehen wagt. Verbanne mich nicht aus Deinen Augen! laß mir den einzigen Trost, den auch die strengste Tugend erlauben kann, Dich zu sehen und von Dir bedauert, das

Opfer einer hoffnungslosen Liebe, meine Seele zu Deinen Füßen auszuseufzen!

Panthea. Araspes, ich verstehe diese Sprache nicht. Wenn Dein Zustand wirklich so ist, wie Du ihn beschreibst, so bitte den Cyrus, Dich von mir zu entfernen! Du wirst leicht einen Vorwand finden, der Deinen Ruhm retten kann. Willst Du mich aber nicht verlassen, so verbanne Deine Leidenschaft! Alle meine Freundschaft könnte Dich nicht gegen die Verachtung schützen, die ihre Fortdauer mir einflößen würde. — Bedenke Dich, Araspes! Ist Pantheens Freundschaft so geringschätzig in Deinen Augen, daß Du sie nicht werth achtest, ihr einen eiteln Traum der Einbildung, einen blinden Trieb aufzuopfern?

Araspes. Wie tief muß ich in Deinen Augen gefallen sein, schönste Panthea! Du zweifelst? — O, tausendmal wollte ich, um einen gütigen Blick von Dir zu verdienen, mein Leben wagen; aber wenn Deine Freundschaft schon unschätzbar ist, was würde Deine Liebe sein!

Panthea. Höre mein letztes Wort, Araspes! Ich bedaure die Ausschweifungen Deiner Leidenschaft. Ich weiß, daß Deine Seele zur Tugend gemacht ist. Ich beklage ihre Erniedrigung, und ich würde mich strafbar halten, wenn ich eine Strenge gegen Dich gebrauchen wollte, die Dir den Muth benehmen könnte, meine Achtung wieder zu verdienen. Es ist in Deiner Gewalt. Der Sieg über eine Leidenschaft, die unser besseres Selbst entehrt, ist der schönste Sieg. Gieb mir meinen Freund und dem erhabnen Cyrus seinen Nacheiferer wieder! Nur tugendhafte Triebe sind Deines Herzens würdig! Liebe mich als eine Schwester! Liebe meinen Abradates! Komm, in unserer Freundschaft der Dritte zu sein! In wenigen Tagen hoffe ich ihn zu sehen, und ihn als einen Freund des Cyrus zu sehen. Gönne mir die Freude, meinem Abradates mit seiner wiedergefundenen Panthea ihren Beschützer seiner Freundschaft würdig vorzustellen! Dann will ich Euch, wenn Ihr, von edlem Wetteifer glühend, den persischen Helden zu unsterblichen Thaten begleitet, mit frohlockenden Blicken nachsehen; durch wilde Feldlager und barbarische Provinzen will ich Euch begleiten; und wenn Ihr aus der Schlacht gegen die Unterdrücker der Menschen zurückkommt, will ich mit gleich freundschaftlicher Hand den edeln Schweiß von Euerer Stirne wischen und Euere Schläfe mit friedsamen Rosen umkränzen.

Araspes. O Du — mit welchem Namen soll ich Dich nennen?

— Die Weisheit hat Deine Gestalt entlehnt, meiner kämpfenden Seele den Sieg über sich selbst zu geben! Mit welcher Entzückung fühle ich Deine Gewalt über mich! — O Panthea, gesegnet sei der mitleidige Genius, der Deinen Gang hierher leitete! Du allein konntest mir die Ruhe geben, die in diesem Augenblick mein lechzendes Herz erfrischet. Ich fühle mich selbst wieder. Ich will sie verdienen, die Freundschaft, die Du mir mit einer so göttlich gütigen Großmuth anbietest. Welch eine Würde giebt sie mir! welch eine Einladung zu schönen Thaten! Bald wird sich der weite Schauplatz vor uns aufthun, wo ich allen diesen Ueberfluß von Liebe, der in meiner Brust zu enge verschlossen ist, in edle Bestrebungen ausströmen lassen kann. Aber wohin uns auch der geflügelte Ungestüm der Ruhmbegierde führen mag, nie wird Dein Bild aus meinen Augen kommen! Deine Liebe soll die begeisternde Seele und Dein Beifall die glorreiche Belohnung meiner Tugend sein!

Panthea. Ich erkenne wieder die Stimme meines Freundes. Aber hüte Dich vor diesen brausenden Aufwallungen, die Deinem Herzen so natürlich sind! Es bedarf der Ruhe. Lebe wohl, Araspes! Die kommende Nacht träufle ihren sanftesten Balsam auf Dich herab, damit der Morgen Deine geheilte Seele zu einem neuen Leben erwecke!

Araspes. Wie schnell eilest Du weg, schöne Panthea! — Ach, schon ist sie wie eine Göttin meinen Augen entschwunden! Aber noch glänzt dieser Ort von ihren Blicken; noch schwebt die zerflossne Musik ihrer Worte um die glatten Marmorwände. — Unwiderstehliche Schöne! wie schnell zauberst Du mich aus einer Gestalt in die andre! — Aber Ruhe hast Du mir nicht wiedergegeben! Welche Schwärme von streitenden Gedanken und Entschlüssen drängen sich in taumelnder Verwirrung durch mein Haupt! — Ich will gehen und unter jenen einsamen Bäumen die liebliche Abendluft schöpfen und in der schattigen Stille mich über alle diese Dinge mit mir selbst besprechen.

7.

Panthea. Mandane.

Panthea. Was denkst Du, meine mütterliche Freundin, von diesem Auftritte, zu welchem ich Deine Gegenwart verlangte, damit Du eine Zeugin und Richterin meines Betragens sein möchtest? Bin ich zu gelinde gewesen? Und hat sich Araspes nicht zu schnell verwandelt?

Mandane. Deine Großmuth, meine Königin, und der mütterliche Name, dessen Du mich würdigest, befehlen mir, Deine Frage freimüthig zu beantworten. Obgleich Dein Betragen bei diesem Auftritte der Würde einer Panthea gemäß war, so hättest Du doch den Schritt nicht wagen sollen, einem so feurigen Liebhaber Gelegenheit zu einer Erklärung zu geben, welche vorher von der Ehrfurcht für Deine Hoheit und Tugend, so oft sie hervorzubrechen bereit war, auf seinen bebenden Lippen erstickt wurde. Der längere Aufenthalt unter den Menschen hat mich ihre Leidenschaften kennen gelehrt. Glaube mir, Panthea, Araspes seufzte schon lange nach einem glücklichen Augenblick, Dir sein Herz zu entdecken. Die erste Erklärung, hoffte er, würde ihm die Freiheit geben, sie so oft zu erneuern, als er wollte; so würde er Dich unvermerkt angewöhnen, seine Liebe zu d u l d e n; er würde sich eine Art von R e ch t erwerben, sie zu vertheidigen und Deine Einwürfe zu beantworten; das Ungeheuer würde durch öfteres Anschauen seine Häßlichkeit verlieren, es würde vielleicht endlich gar gefallen, und eine günstige Stunde — kurz, ich fürchte, Du habest ihm wider Deine Absicht zu Hoffnungen Anlaß gegeben, die er nicht wagen dürfte, wenn Dich Deine allzu große Güte nicht bereits in seinen Augen erniedriget hätte. Es ist unmöglich, behutsam genug gegen diese kühnen Männer zu sein, die immer geneigt sind, uns mehr Schwäche zuzutrauen, als wir wirklich haben, und die selbst aus den bittersten Vorwürfen und Abweisungen die süßesten Hoffnungen zu saugen wissen.

Panthea. Ich gestehe Dir, Mandane, daß ich die Männer sehr wenig kenne. Ehe mich unser gemeinschaftliches Unglück diesem jungen Meder überlieferte, hatte ich außer meinen Brüdern und meinem Gemahl kaum einen Mann in der Nähe gesehen. Ohne Zweifel kommt es von meiner Unerfahrenheit

her, daß ich nicht so schlimm von Araspes denken kann, als Du verlangst. Ich kann kein Verbrechen darin sehen, daß er mich liebt. Es ist sein eigener Vortheil, seiner Liebe Grenzen zu setzen. Ich hielt es für meine Pflicht, ihn zu beruhigen, indem ich ihm offenherzig Alles entdeckte, was er von mir zu erwarten hat. Wenn ich ihm, dachte ich, meine Freundschaft so frei und willig anbiete, so müßte er das unedelste Herz haben, wenn er sie verachten könnte. Wenn er also gleich in der Hitze des schwärmenden Affects seine Wünsche weiter getrieben hat, so wird er jetzt in sich selbst gehen und den Genuß eines wirklichen Gutes einem größern, das ihm versagt ist, vorziehen. Setze nun voraus, daß Araspes edelmüthig sei, so hab' ich nicht zu viel gethan. Warum soll ich ihn aber niederträchtig glauben? einen Menschen, an dem Du selbst die Größe seines Geistes oft bewundert hast; dessen Reden und Handlungen uns eine lange Zeit in der guten Meinung stärkten, die uns sein erster Anblick von ihm beibrachte; von dem wir unleugbare Proben eines guten Herzens gesehen haben, und was mehr als dieses Alles ist, einen Freund des Cyrus! — Entschuldige mich, Mandane! ich kann keine schlimmen Folgen davon sehen, daß ich dieser gerechten Meinung gemäß als seine Freundin gehandelt habe. Denn setze auch das Aergste, daß er sich meiner nicht unbedingten Freundschaft unwürdig zeige, so würde meine Güte, anstatt einigen Vorwurf auf mich zu laden, nur die Schwärze seiner Niederträchtigkeit erhöhen. Aber laß uns nicht allzu mißtrauisch sein, Mandane! Araspes **kann** nicht unedel, nicht arglistig und undankbar handeln.

Mandane. Gewiß kann er es nicht, so lang er derselbe Araspes ist, der unsere Hochachtung verdiente. Aber, meine liebste Panthea, eine einzige Leidenschaft, wenn sie die Seele bezwungen hat, macht in Kurzem den ganzen Menschen unkennbar. Diese inwendigen Tyrannen können Tugend und Vernunft nicht neben sich leiden. Daß er Dich liebt, verdient keinen Tadel. Seine Liebe war vielleicht schön und lobenswürdig, ehe sie zu einer heftigen Leidenschaft wurde. Aber je vortrefflicher der Gegenstand unserer Neigung ist, desto gefährlicher ist ihr Uebermaß. Ich erinnere mich einer Stelle aus einem unserer Dichter, der die wahre Natur dieser **Krankheit**, welche die Männer **Liebe** nennen, nach dem Leben abmalet: „Traue nicht, junge Schöne (sagt das Lied), der schmeichelnden

Zunge des Jünglings! Erst wenn sie siegt, zeigt sie ihr wahres Antlitz. Müßten seine Gedanken laut ertönen, wie würde seine Zunge zum Lügner werden! Indem er Dich vergöttert, spottet er heimlich Deiner Erniedrigung. Wie sanft schlüpfen seine glatten Worte in Dein leichtsinniges Herz! Du meinst, er liebe Dich? Thörichte! Wenn er im Sonnenschein Deiner Blicke hüpft, wenn er die Röthe Deiner Lippen, die Weiße Deines Halses, die runden wächsernen Arme und die schlanke, leicht schwebende Gestalt bewundert, so liebt er sich selbst. Begierde, lüsterne Begierde ist seine Liebe. Schmeichlerisch schmiegt sich die anfangs liebkosende Schlange unter Deinen Füßen, aber bald wird sie sich unvermerkt an dem schönen Stamm hinaufwinden, bis sie, fest um Dich geschlungen, Dein innerstes Mark mit tödtlichem Biß vergiftet."

Panthea. Ob mich gleich Abradates, der meinem Herzen immer gegenwärtig ist, versichert, daß ich nichts zu fürchten habe, so geziemt es doch meiner Jugend nicht, Deine Warnungen zu verachten. Sage mir denn, Mandane, was soll ich thun?

Mandane. Es ist ein einziges unfehlbares Mittel, Dich vor allen Folgen der ausschweifenden Liebe dieses Jünglings sicherzustellen. Erlaube mir, Dein Geheimniß dem Cyrus zu entdecken; er weiß viel zu wohl, was für eine Achtung der fräulichen Würde gebührt, als daß er nur einen Augenblick anstehen sollte, ihn zurückzuberufen. — Aber ich sehe, daß Du meinen Vorschlag allzu streng findest?

Panthea. Bedenke, Mandane, daß es unbillig sein würde, wenn wir den Araspes in Gefahr setzten, die Achtung des Cyrus zu verlieren. Wie leicht könnte ihm Deine Anklage eine schlimmere Meinung von diesem Jüngling beibringen, als er verdient! Wie leicht könnte diesem eine harte Begegnung von einem Prinzen, der ihn bisher an die freundschaftlichste gewöhnt hatte, allen Muth niederschlagen! Er würde aufhören, ihm mit dem freudigen Eifer zu dienen, den die Liebe einflößt; er würde sich jetzt vor den Blicken scheuen, die ehmals seine Belohnung waren. Wie könnte mein Herz den Vorwurf ertragen, eine so schöne Harmonie, wie ihre Freundschaft war, unterbrochen zu haben! Und warum? Aus einer vielleicht ganz eiteln Besorgniß. Araspes ist nicht unedelmüthig, Mandane! Er hat einen früh erworbnen Ruhm zu behaupten, er hat große Aussichten, er lebt unter den auffehenden Augen eines Cyrus. Was für mächtige Stützen, selbst eine sinkende Tugend

aufzuhalten! — Aber, wenn er auch wieder in einen fieberischen Anstoß zurückfiele, was hab' ich zu fürchten? In Deiner Gesellschaft, Mandane, von meinen Weibern und Sclaven umgeben und unter dem königlichen Schutze des Cyrus, was kann ich fürchten?

Mandane. Vielleicht machen mich diese grauen Haare geneigter, als recht ist, zu Besorgnissen, die manchmal eitel sein mögen. Jedes Alter hat seine eigenen Krankheiten. Leute, die lange gelebt haben, kennen die Gebrechlichkeiten der menschlichen Natur; sie wissen Beispiele von unangenehmen Folgen, die ein allzu großes Zutrauen oder allzu wenig Vorsicht bestraft haben; man hat sie gelehrt, ja gezwungen, furchtsam zu sein. Desto nöthiger ist es, daß uns die Jugend etwas von ihrem Muthe, von ihrer Geneigtheit zum Hoffen als ein Gegengift wider unsre Zaghaftigkeit einflöße. Der Ausgang möge meine Besorgnisse zu Träumen machen!

8.

Araspes (allein).

Araspes. O Hoffnung, holde Schmeichlerin, dürft' ich Deinen Eingebungen trauen! Dürft' ich es glauben, daß meine Liebe, mein Flehen, meine Thränen einst sie rühren könnten! — Ach, umsonst, umsonst schmeichelst Du Dir, verlangendes Herz! Ein Andrer herrscht in ihrer Brust. Meine Liebe beleidigt sie. Welch ein schreckender Ernst war in ihren Augen, da ich zu ihren Füßen lag! — Aber — wie? verlor er sich nicht bald wieder in mildere Majestät und diese selbst in sanftes Mitleiden? Besorgte sie nicht, mich zu sehr erschreckt zu haben? Trug sie mir nicht freiwillig ihre Freundschaft an? „Liebe mich als eine Schwester!“ — Der bezaubernde Ton, womit sie es sagte, erklingt noch in meiner Seele! — War nicht Zärtlichkeit in ihrem Blick, als sie mich verließ? Was verspricht mir dies? — O Panthea, ich will, ich will mich dieser entzückenden Hoffnung überlassen! Der gefährlichste Schritt ist gethan. Sie kann sich nicht mehr weigern, die Erklärungen meiner Liebe anzuhören! Nach und nach wird ihr gewöhntes Ohr sich willig zu den gefallenden Tönen neigen, und sym-

pathetische Triebe werden in ihrem erweichten Herzen erbeben. In Freundschaft verkleidet, wird die unverdächtige Liebe ihr Vertrauen gewinnen; sie wird die feurige Beredsamkeit meiner Lippen, sie wird das bedeutende Schmachten meiner Blicke und selbst meine Liebkosungen dulden; das angenehm beschäftigte Herz wird des abwesenden Abradates vergessen; von Freuden und Scherzen herbeigeführt, wird die günstige Stunde kommen, und — O Araspes, Du wirst glücklich sein!

Vierte Abtheilung.

1.

Araspes (allein).

Araspes. Wie frisch und lieblich ist dieser Morgen! wie reizend die nachlässige Schönheit der halb verhüllten Natur! Dank sei dem heilenden Schlummer, der so lange meine Nächte verlassen hat! Ich fühle das munterste Leben wieder in meinen Adern hüpfen. Alle meine Sorgen sind in lachende Hoffnungen verwandelt. — Ich erstaune über meine Trägheit. — Wie lange hab' ich mich umsonst gequält! In Wahrheit, Der verdient unglücklich zu sein, der sich selbst verloren giebt. — Wer peinigte Dich so, Araspes? — „Die Liebe?" — Die Liebe kann nur einen Thoren peinigen. — „War es die strenge Panthea?" — O, sie ist ja lauter einladende Güte, lauter reizende Holdseligkeit. Kam sie nicht selbst, mit tröstenden Reden meinen eiteln Kummer zu besänftigen? Wie undankbar wäre ich, sie der Strenge zu beschuldigen! — „Aber sie liebt mich nicht?" — Dies ist noch ungewiß. Vielleicht ist meine Schüchternheit, nicht ihr Kaltsinn die Ursache, daß ich noch zweifeln muß. Warum soll ich nicht hoffen? Könnte ein so sanftes Geschöpf, so ganz gemacht, Liebe einzuhauchen, unfähig sein, die Begierden selbst zu fühlen, die es erweckt? Wie lange soll mir denn meine eigene Feigheit schaden? Nur den kühnen Liebhaber belohnt Amor mit seinen Freuden und bestraft Den mit verdienten Schmerzen, der nur Seufzer wagt. — Hab' ich sie denn schon auf die Probe gesetzt? Hab' ich ihr zärtliches Ohr angewöhnt, die freien Erklärungen meiner Liebe

zu dulden? Hab' ich etwan einen der gewogenen Augenblicke gehascht, da die Seele in einer süßen Vergessenheit ihrer selbst einschläft und die erhitzte Sinnlichkeit sich nach bekannten Freuden sehnt? Was verzage ich denn? Nein, eine so blühende Jugend, eine so belebte, gefühlvolle, liebeathmende Schönheit kann nicht unbezwingbar sein! O, was für Entzückungen verspricht sie dem Glücklichen, dem sie mit glühenden sich selbst bewußten Wangen, mit halb geschlossenen Blicken und klopfendem Busen wollüstig seufzend seinen Sieg bekennen wird! — O, daß in diesem Augenblick ein der Liebe günstiger Genius sie herbeilockte, daß der junge rosenbekränzte Tag sie zum Morgengesange der Vögel in diese Schatten lockte! — Aber was hoffst Du, Unbesonnener? Ihre Unschuld — O, laß sie so unschuldig sein als der erste Seufzer eines halb aufgeblühten Mädchens, so keusch als Diana, ehe sie ihren silbernen Wagen zu Endymion herablenkte: was schadet das meinen Hoffnungen? Ihre Unschuld wird durch den sanft sträubenden Widerstand meinen Sieg nur angenehmer machen. — Stille! — Was rauscht durch jenes Gebüsche? — Ist es, oder täuscht mich das verlangende Herz — ist es nicht die Gestalt der Panthea, oder ist es eine Waldnymphe, die ihre Schwestern sucht? — Ich will ihr so leise wie ein Schatten nachschlüpfen — vielleicht hat die Liebe meinen Wunsch erhört.

2.

Zwei Sclavinnen der Panthea.

Erste Sclavin. Hier, Scheristany, werden wir genug Blumen finden. Die Morgenröthe hat hier ihren ganzen Vorrath verschüttet.

Zweite Sclavin. Siehe dort jene volle stolz aufgeblühte Rose, wie schön sie aus dem dunkeln Busche hervorlacht! Noch reizender soll sie aus den braunen Locken der schönen Panthea hervorlachen und, von ihren Wangen übertroffen, noch mehr erröthen. — Oder meinst Du, Zelis, sie würde lieber an meinem Busen glänzen?

Erste Sclavin (lachend). Warum nicht? Sie wird stolz auf einen so schönen Platz sein. Laß sie mich anheften! Wir

wollen für Panthea bald eine andre finden. — Hier habe ich schon einen ganzen Frühling in meinem Korbe. Laß uns auf diese Veilchenbank niedersitzen und den schönsten Kranz flechten!

Zweite Sclavin. Du willst die Königin heute recht reizend ausschmücken. Weiß auch Scheristany, wer ihr am Meisten dafür danken wird?

Erste Sclavin. O, ich errathe, was Du sagen willst. Es ist kein Geheimniß mehr, daß Araspes für die Königin seufzet.

Zweite Sclavin. Und vielleicht nicht lange mehr seufzen wird? Was meinst Du, Zelis? Hast Du nicht —

Erste Sclavin. Die Blicke gesehen, die zärtlichen Blicke, die man über den glücklichen Jüngling ausgießt, die vertrauten Gespräche, die Spaziergänge im Myrtenwäldchen, die großmüthige Besorgniß für seine Gesundheit! Alles, Alles verkündigt das Glück des neuen Günstlings. Was für seltsame Geschöpfe sind wir doch!

Zweite Sclavin. So? findest Du etwan einige kleine Unrichtigkeiten in Dir selbst, daß Du so fertig bist, über das ganze Geschlecht zu schmähen?

Erste Sclavin. Höre, Scheristany, wenn wir aufrichtig sind und uns selbst kennen, so wird sich Keine für unüberwindlich halten. Aber doch könnte ich es der Königin nicht vergeben, wenn sie —

Zweite Sclavin. Ei, wie streng, Zelis! Was, denkst Du, sollte eine Frau, der alle Morgen ihr Spiegel und die weit offnen Augen eines Jeden, der sie siehet, ihre Schönheit vormalen; der die ganze Natur sagt, daß sie zum Vergnügen erschaffen sei; der es ihr inneres Gefühl noch lauter sagt — soll sie sich selbst im Frühling ihres Lebens zu einer ewigen Wittwenschaft verdammen? Und warum? Um des albernen Ruhms willen, von irgend einem zukünftigen Dichter mit der Turteltaube verglichen zu werden, die ewig trostlos, auf einem verdorrten Aste sitzend, den Verlust ihres Gatten beweint? O gewiß, eine Schönheit wie Panthea ist nicht gemacht, ungeliebt und ungenossen, von Seufzern und hartnäckiger Schwermuth zu verwelken. Was ist hierin tadelnswerth? Wenn auch Abradates noch lebt, so hat er ihrer vergessen; und ihre Gefangenschaft, die alle vorigen Verbindungen auflöst, giebt ihr das Recht, ihn hinwieder zu vergessen.

Erste Sclavin. Du sprichst, als ob Du niemals eines getreuen Liebhabers werth sein werdest. Ist es denn gewiß, daß

Abradates sie vergessen hat? Vielleicht ist er schon auf dem Wege, sie zu befreien. Welch ein Schmerz würde dem seinigen gleichen, wenn er seine geliebte und treu geglaubte Panthea in eines Andern Armen fände!

Zweite Sclavin. Er fände dann, meine gute Zelis, daß er nicht der Einzige sei, der das Geheimniß besitze, der schönen Panthea zu gefallen. — Aber im Ernste, dünkt Dich nicht auch, die Männer seien unbillig, uns wie ihr Eigenthum zu behandeln? Gleich als ob wir nur da wären, ihre Leidenschaften und nicht die unsrigen zu vergnügen! Sollten wir nicht ebensowol ein Recht haben, für unsre kleinen Bedürfnisse zu sorgen, als sie für die ihrigen? Was meinst Du, Mädchen?

Erste Sclavin. Daß Du eine leichsinnige Thörin bist. Aber stille! ich höre Mandane rufen — Siehe, unter Deinem Geplauder ist mein Kranz fertig geworden. Laß uns gehen!

3.

Araspes. Arasambes.

Araspes (noch allein). Wo bin ich? bin ich Araspes? War es ein Traum? War es wirklich? O, wie schwimmt mein ganzes Wesen in Entzückung! — Es war kein Traum! — Alles, was die Natur Bezauberndes hat — Nein, keine Worte sind vermögend, zu beschreiben, was ich gesehen habe! — Wie schön stand sie da, in schamhafte Rosenfarbe gekleidet, wie holdseig in sich selbst geschmiegt! Wie glänzte das dunkle Gebüsch um sie her! — Mich däuchte, ich sahe ganze Schwärme von Zephyrn, um sie her gaukelnd, die lieblichsten Düfte des Morgens auf sie herabschütten. Wie leicht schien ich mir selbst! Ich glaubte in der Luft zu schweben; kaum hielt ich mich, daß ich nicht, selbst ein Zephyr, auf sie zuflatterte. — O, ist denn Niemand hier, über den ich meine Freude ausgießen kann? Möchte ich doch meinen Arasambes finden! — Diese Bäume sind so stumm, so unempfindlich; ich muß einen Zuhörer haben, der mein Entzücken mitempfinden kann.

Arasambes. Wohin, Araspes? Siehest Du mich nicht? Höre wenigstens, wenn Du nicht mehr sehen kannst!

Araspes. Wer ruft mir? Woher? — Ha! Dich sucht' ich eben! Willkommen, Arasambes! Nie bist Du mir erwünschter

gekommen! Nie hast Du mich so glücklich gesehen, als ich jetzt bin!

Arasambes. Was kann vorgegangen sein, lieber Araspes, das Dich so fröhlich macht? Welch ein Sprung von der gestrigen Schwermuth zu diesem Uebermaß der Freude! Die funkelnden Augen, die wallenden Muskeln, der hüpfende Gang, Alles verkündigt Entzückung und Wonne. Was kann Dir begegnet sein? Bist Du eben jetzt aus einem süßen Morgentraum erwacht? Oder —

Araspes. Ich hätte große Lust, Dich rathen zu lassen, wenn ich nicht vor Ungeduld zitterte, Dir mein glückliches Abenteuer zu erzählen. Aber ich sage Dir, Arasambes, wenn Du mein Freund bist, so heitre diese schläfrige Miene auf und lächle! Alles, was Leben und Gefühl hat, die ganze Natur soll sich mit mir freuen! Verwünscht seien diese Bäume hier, weil sie nicht aufhüpfen und jeder eine Dryade hervorläßt, durch gaukelnde Tänze und Freudengesänge diesen Hain zu beleben!

Arasambes. Ich würde vielleicht fröhlicher sein, wenn ich Dich weniger liebte! — Aber sage mir nur erst, worüber ich mit Dir frohlocken soll!

Araspes. So höre denn, Du kalter unempfindlicher Mensch! Die Morgenröthe weckte mich heute aus dem sanftesten Schlaf. Ich stand auf, so vergnügt, so froh, als ob ich ein andrer Mensch sei als der, den Du gestern wie einen Thoren seufzen und winseln hörtest. Diese Verwandlung brachte die Unterredung mit Panthea hervor. Ihre sanften Tröstungen bezauberten die Wuth meiner Schmerzen, ihre Blicke strahlten Hoffnung in meine Seele. So war ich eingeschlummert, und der Gott der Liebe, der meinen unbesonnenen Trotz und die Verachtung seiner Macht genug bestraft hatte, zeigte mir in reizenden Träumen, was ich thun sollte. Der angenehmste von ihnen weckte mich. Ich stand auf und ging in diesen Myrtenhain, von Niemand bemerkt. Eine geheime Ahnung führte mich. Meine Sclaven schliefen noch alle. — Ohne Zweifel glaubte mich auch Panthea noch im Schlummer begraben; denn indem ich hier unter einer Rosenlaube den schmeichelndsten Hoffnungen nachhänge, höre ich durch die halb schlummernde Stille im nahen Gesträuch etwas vorüberrascheln. Ich stehe auf und schleiche dem Rauschen nach, so leise, wie wenn ein Lüftchen über die Spitzen des Grases hinschwebt.

Zuletzt kam ich an den Ort, und o, mit welchem Gemisch von Erstaunen und Freude — Aber Du siehest gar nicht munter aus, Arasambes?

Arasambes. Fahre nur fort, Araspes! Ich besorge, Deine Erzählung werde mich nur zu sehr rechtfertigen.

Araspes. Und was meinst Du, wen ich sah? Es war Panthea, die schöne Panthea, die mit Mandane und zwei Sclavinnen gekommen war, sich zu baden. Sie kam so früh, in der Meinung, desto gewisser allein zu sein. Es scheint, sie habe dies schon öfters gethan, und darum war sie jetzt desto sichrer. Aber Amor hatte Lust, ihr einen Streich zu spielen.

Arasambes. Ich will doch nicht hoffen —

Araspes. Und was? daß ich zugesehen habe? O Bildsäule von einem Menschen! dann wäre ich gewesen, was Du und Deine Brüder, die Felsen und Bäume dieser Gegend, sind! Ich sollte wie ein Thor die Augen zugeschlossen haben, wenn die Natur ihre größte Schönheit, ihr vollkommenstes Werk vor mir enthüllte?

Arasambes. Du eräthst meine Gedanken sehr scharfsinnig. Aber antworte mir nur auf dies: War es nicht unedel, unzärtlich, daß Du einen verstohlnen Zuschauer abgabest, wo Du wußtest, daß Panthea keinen Zuschauer verlangte?

Araspes. Wußt' ich das? Meinst Du, diese schönen Geschöpfe seien im Ernst erzürnt, wenn ein verrätherischer Zufall ihrer angebornen Begierde, zu gefallen, zu Hilfe kommt? Meinst Du, es sei ihre eigene Erfindung, daß sie sich so vor uns verbergen? — Aber ich habe jetzt keine Lust zu streiten! ich will erzählen. Kennst Du die Grotte am Ende des Myrtenhains?

Arasambes. Ich erinnere mich nicht, sie gesehen zu haben.

Araspes. Es ist eine hohe gewölbte Grotte, in einen Felsen von Porphyr gehauen und von beiden Seiten mit Myrten und Balsamstauden dicht umkränzt. Aus hundert Spalten sprudelt oder rieselt oder thauet krystallnes Wasser hervor und sammelt sich in einem weiten Becken von schwarzem Marmor, das mit einem Kranze der schönsten Blumen rund umher verbrämt ist. Hierher begab sich Panthea, von der Alten begleitet. Die beiden Sclavinnen entwichen. Sie blieb allein mit Mandane, unwissend, daß ihr Liebhaber, von der günstigen Schwärze der Myrtenhecken und von der Dämme-

rung versteckt, so nahe war und, selbst unsichtbar, mit geizigen Blicken zusah, wie ihre untadelige Schönheit sich nach und nach enthüllte, bis sie nur mit sich selbst geschmückt da stand; ein Anblick, der auch ein Steinbild, ja sogar Dich mit Leben erschüttert hätte. Denke nicht, daß ich sie durch eine Beschreibung entweihen werde. Niemals, niemals würde ich Dir nur den kleinsten Theil aller dieser namenlosen Reizungen begreiflich machen, die meine schauende Seele bezauberten.

Arasambes. Aber wie konntest Du Dich, so feurig und entzückt als Du warst, enthalten, aus Deiner Dunkelheit wie ein Faun hervorzurauschen und die reizende Nymphe zu haschen?

Araspes. Ach, mein Freund! ich war lauter Auge oder vielmehr lauter Seele, die, in Bewunderung verloren, vergaß, daß sie einen Körper habe. Vergeblich würde ich mich bemühen, Dir auszudrücken, was ich fühlte. Es war etwas Festliches in meiner Entzückung, wie wenn eine Göttin des Himmels in strahlender Glorie vor mein Auge herabgestiegen wäre.

Arasambes. Ich bewundere Dich, Araspes. Dein Herz verleugnet, selbst wenn es ausschweift, seine angeborne Größe nicht. Dieses bescheidne Betragen bei einem so gefährlichen Anlasse versichert mich, daß meinem Araspes keine Tugend unmöglich ist. Nun zweifle ich nicht mehr, Du werdest Dir selbst gleich bleiben und die schöne Panthea niemals ohne diese heilige keusche Ehrfurcht anschauen, die einer Göttin gebührt.

Araspes. Du scherzest, Arasambes. Diese feierlichen Empfindungen, die Frucht der vergötternden Erstaunung, sind ebenso vergänglich als hochfahrend. Wie, meinst Du, ich sollte mir selbst verbergen können, daß Panthea ebenso irdisch ist als die übrigen Weiber? Glaube mir, sie hat keine Ursache, sich der Menschheit zu schämen; und da ich jetzt mehr als jemals empfinde, wie schön es ist, ein Mensch zu sein, so kommt es mir nicht zu, sie anders als nach menschlicher Weise zu lieben.

Arasambes. Ei, wie bald haben sich Deine so geistigen Empfindungen verkörpert! Noch vor wenigen Tagen liebtest Du nur ihre Seele, so rein, so begierdenfrei, wie ein Sylphe die junge Schöne liebt, deren gleitende Unschuld er bewachen soll. Schämst Du Dich nicht, Deinem ersten Gegenstande

so bald ungetreu zu werden? Und für wen? Ich erröthe, es zu sagen. Es ist, als ob Du Panthea um eine ihrer Sclavinnen vertauschtest.

Araspes. O, schweige von diesen hochfliegenden Einbildungen! Die Erfahrung ist meine Lehrerin gewesen. Der Mensch ist nicht zur ätherischen Liebe gemacht. Meinst Du, diese anmuthigen Geschöpfe würden es zufrieden sein, wenn uns irgend eine himmlische Macht in Sylphen auflösen wollte? Oder kannst Du glauben, eine Frau würde jemals einen Liebhaber haben, wenn ihr Geist, ihre Tugend, ihre Sitten das Einzige wären, was sie Reizendes hätte?

Arasambes. Ich erstaune über die neue Denkart, die Dir dieser Morgen eingegeben hat. Und was sind nun Deine Absichten? Was hat Panthea von einem so irdischen Liebhaber zu erwarten, als Du zu sein Dich rühmest?

Araspes. Alles, was die schönste unter den Frauen von den Entzückungen des feurigsten Jünglings erwarten kann. Falte Deine Stirne nicht zu vergeblichen Verweisen, Arasambes! Fürchte nicht, daß ich mich zu unedeln Mitteln herablassen werde! Mein Herz verschmäht den wilden Zwang und die kriechende List. Wenn mich meine Hoffnung nicht betrügt, so werde ich von ihrer gefälligen Güte erhalten, was nur trunkne Faunen, die an einem Bacchusfest unter frechen Mänaden auf den thracischen Bergen rasen, mit Gewalt zu nehmen fähig sind. Sie wird mich lieben, Arasambes! sie wird meiner überredenden Sehnsucht weichen, und — in ihren willigen Armen werde ich glücklich sein!

Arasambes. Hast Du vergessen, mein Freund, wer diese Panthea ist, die Du mit so frevelhaften Hoffnungen beleidigest? Du hoffest ihre Klugheit zu bethören, ihre Tugend einzuschläfern? Armer Araspes! wie bedaur' ich Dich! Wo ist Dein Verstand hingeflogen? Wahrlich, wenn Du schöner wärest als Adonis, für den die Göttin der Schönheit in den syrischen Hainen seufzte, schöner als die Liebesgötter, die ihren Wagen durch die Rosen von Damaskus ziehen; wenn alle die Zauberkräfte, alle die anziehenden Liebreize und schmeichelnden Künste, die in ihren Gürtel gewebt sind, in Deinen Augen funkelten und auf Deinen Lippen lockten — die Tugend einer Panthea würde Deiner ohnmächtigen Versuchung spotten.

Araspes. Wenn Panthea mehr oder weniger wäre als eine Frau, so würdest Du meiner Hoffnung mit besserm

Grunde spotten. Aber glaube mir, diese anmuthsvolle Schöne ist weder aus Marmor gehauen noch aus Aether zusammengeronnen; sie ist ganz Gefühl, ganz dazu gemacht, die Liebe zu erwidern, die sie einhaucht. Ich sah sie gleich der badenden Diana von aller Strenge, aller dieser angenommenen Feierlichkeit entwaffnet, womit die weibliche Kunst unentschlossene Liebhaber in Ehrfurcht hält; seit diesem Augenblicke bin ich lauter Hoffnung. Laß nur die günstige Stunde kommen, — in diesen beseelenden Tagen, da die ganze Natur von der schwach fühlenden Pflanze bis zum königlichen Menschen Liebe athmet — laß sie kommen, die günstige Stunde, und die strenge geglaubte Göttin wird zu einer milden Sterblichen zerschmelzen. Mich dünkt, ich sehe sie unter jenen Schatten, dort, wo die hohen Lauben häufige Blumen zum weichen Lager herabschütten; halb schlummernd seh' ich sie ins junge Gras hingegossen. Lüsterne Mittagswinde spielen mit ihrem leicht schwebenden Gewande. Wie willig athmet sie den Geist des Frühlings ein! Das süße Gift wallet durch ihre Adern; sie staunt; tausend glänzende Träume von Entzückung und Wonne schwimmen um ihr Auge — O, laß mich eine dieser glücklichen Stunden haschen, und wenn ihre Tugend diese Probe bestanden hat, dann sage, daß sie unüberwindlich sei!

Arasambes. Halt ein, Araspes! Meine Geduld und Dein Muthwille geht zu weit. Ich bedauerte Dich, so lange nur Dein Verstand angegriffen war; aber es ist unmöglich, Deiner Krankheit länger zu schonen. Das Uebel hat sich zu Deinem Herzen durchgefressen; Deine Denkungsart, Deine Sitten sind angesteckt. Unglückseliger! was für einen Entwurf hast Du gemacht! Wie sehr muß Deine Seele schon zerrüttet sein, daß sie ihn nur zu denken fähig war! Zittre vor Dir selbst, Araspes! Es ist die Gemahlin des Abradates, die Du von der glänzenden Höhe der unbefleckten Ehre zu den Niedrigsten ihres Geschlechts herabstürzen willst. Panthea kann niemals, niemals die Deinige sein. Abradates allein hat ein Recht an den Besitz dieser Schönheiten, die Deine unreine Leidenschaft entweihet.

Araspes. Und was meinst Du also, daß ich thun soll?

Arasambes. Was Du thun würdest, wenn die Erfüllung aller Deiner Wünsche die Hitze Deiner Flammen abgekühlt hätte. Glaube mir, Araspes, dieser Taumel der berauschten Vernunft kann nicht lange dauern. Eine so sinnlich-schwärme-

rische Liebe erstickt am Genuß. Sei zu rechter Zeit weise! Denke, wie Du gewiß alsdann, aber zu spät, denken würdest, wenn Deinen entzauberten Begierden nichts mehr zu wünschen übrig wäre!

Araspes. Wie schändlich lästerst Du meine Liebe! Ich sollte aufhören, Panthea zu lieben? sie, deren Reizungen alle anzuschauen und zu bewundern, kaum die Unsterblichkeit zureichte? — Ich bitte Dich, höre auf, mein Ohr mit Deinem Unsinn zu beleidigen! Der müßte meine Seele versteinern können, der mir verbieten wollte, für diese göttliche Schöne zu brennen. Ueberlaß mich mir selbst, wenn Du nur gekommen bist, meine Freuden zu stören.

Arasambes. Ich werde Dich in diesem Zustande nicht verlassen, Araspes. Wann bedürfen wir des freundschaftlichen Beistandes mehr, als wenn eine Leidenschaft uns unser selbst beraubt hat? — Meine Sinne sind nicht bezaubert; meine Einbildung ist nicht in Flammen; mein Verstand ist nicht geblendet. Ich sehe Deinen Zustand, wie er ist. Ich sehe Dich mit trunkner Seele am Rand eines furchtbaren Abgrundes schwanken, und ich sollte Dich nicht zurückziehen?

Araspes. Laß mich, Arasambes, laß mich immer in diesen Abgrund stürzen, der Dir so furchtbar scheint! In meinen Augen ist er eine See von Wonne und Freuden der Götter. O Panthea! ein einziger Augenblick in Deinen Armen verdiente mit tausend Gefahren, mit dem Tode selbst erkauft zu werden! Aber diese Gefahren, diese Abgründe, mein Freund, sind nirgends als in Deiner trübsinnigen Einbildung. Höre nur meinen Entwurf und urtheile dann, ob mein Verstand so benebelt sei, als Du wähnst! Wenn ich das Herz der schönen Panthea gewonnen habe, so ist nichts übrig, das sich meinen Wünschen widersetzen könnte. Abradates hat kein Recht an Panthea mehr; sie ist eine Gefangene, eine Sclavin des Cyrus. Alle ihre vorigen Verbindungen sind aufgelöst. Cyrus allein hat das Recht, das Schicksal seiner Sclavin zu bestimmen. Ich will ihn suchen, ich will seine Kniee umfassen, ich will ihm flehen, daß er meine Liebe billige. Er wird seinem Freunde diese einzige Bitte nicht versagen. O, durch was für Thaten will ich sie verdienen! Ich will ihn bis an den Ocean begleiten! Ich will ihn in andre Welten begleiten; er mag die Beuten von Königen, ganze Provinzen, die goldne Atlantis selbst unter seine Gefährten austheilen; meine Belohnung soll Panthea sein!

Arasambes. Wie jammert mich Deine Verblendung, mein unglücklicher Freund! Ist's möglich, daß Du hoffest, Cyrus werde Deine Leidenschaft billigen? Du hoffest, er werde die Königin von Susiane der Brunst eines schwärmenden Jünglings preisgeben; sie, durch die er den mächtigen Abradates zu seinem Freund und zu einem feurigen Verfechter seiner Sache zu machen gedenkt? Du kannst eine so thörichte Gefälligkeit von Cyrus hoffen? Verachtung wird Alles sein, was Deine sinnlose Liebe von ihm zu erwarten hat!

Araspes. Ach, Arasambes! was für eine Erinnerung rufst Du in meine Seele! — Hinweg von mir, grausamer Feind meiner Freude! Verlaß mich! Ueberlaß mich meinem Schicksal! Aus was für einer süßen Bezauberung hat mich Deine verhaßte Gegenwart erweckt!

Arasambes. Höre mich erst, Araspes! Du suchst mir umsonst zu entrinnen. Wie eine Plagegöttin will ich Dich verfolgen. Du sollst die strafende Stimme der Tugend hören, die Du beleidiget hast! Sie wird aus dem Munde eines Freundes nicht so furchtbar tönen, als sie, wenn Du Dein Verbrechen vollendet hättest, aus den Tiefen Deiner Seele donnern würde. Laß es sein, daß Cyrus Deine Leidenschaft billige. Noch mehr, Panthea selbst soll schwach genug sein, in Deinen Entwurf einzuwilligen. Würdest Du darum minder sträflich, minder des Abscheus aller menschlichen Wesen würdig sein? — Denke einen Augenblick nach und sprich Dir dann Dein Urtheil selbst! Würdest Du es wagen dürfen, mit dieser von Dir erniedrigten, entehrten Panthea vor die Augen der Tugend zu treten, wenn sie sichtbar würde, über Dich zu richten? — Ich weiß wohl, daß eine unsittliche Gewohnheit, die ihr Alterthum befestigen, aber nicht rechtfertigen kann, dem Sieger ein barbarisches Recht über seine Gefangenen giebt. Aber seit wann bedient sich der Großmüthige der Vortheile, die ihm ungerechte Gesetze über die Unschuld geben? Seit wann handelt der Tugendhafte nach den Regeln der Gewohnheit einer verderbten Welt? Seit wann bildet er seine Aufführung nach dem Beispiel der Menge? — Sein eignes angebornes Gefühl von dem, was recht und edel ist, das Bild der Schönheit und der Ordnung, das die Natur in seine Seele eingegraben hat, dies allein ist sein Gesetz. Er würde das Gute thun, wenn gleich eine ganze Welt sich zusammenverschworen hätte, das Gute zu strafen; er verschmähte eine unedle That, wenn gleich

alle Thronen Asiens ihre Belohnung und Nationen von Sclaven schändlich genug wären, seine Uebelthat durch marmorne Aufschriften der Nachwelt als eine Großthat anzupreisen. Du, Araspes, den die Natur zur Tugend bildete, der ihre göttliche Schönheit gesehen, ihre Freuden geschmeckt, ihre Hoffnungen vorempfunden hat, — kannst Du schon so tief herabgestürzt sein, eine schändliche That zu thun, weil Du sie ungestraft zu thun hoffest? — Doch vielleicht verbarg Dir die angenehme Schwärmerei der Leidenschaft ihre ganze Häßlichkeit. Aber laß Dich erinnern, daß die Bande, welche Panthea mit Abradates verknüpfen, so heilig sind als die ewige Eintracht und Harmonie der Schöpfung. Was würde die Gesellschaft der Menschen werden, wenn diese Bande aufhörten, unverletzlich zu sein? Ein schamloser viehischer Haufe, wild und gesetzlos, gleich Denen, die die baktrischen Wälder durchbrüllen. Die keusche Liebe, die süße Quelle des häuslichen Glücks, würde zum thierischen Bedürfniß eines Augenblicks erniedriget; alle diese zärtlichen und huldreichen Empfindungen, die sie einflößt, würden verschwinden, und statt milder gefälliger Sitten würde eine zaumlose Wildheit den Menschen zum ungeheuersten der Thiere machen. Der Elende, der nach der geheiligten Schönheit einer Vermählten wiehert, ist ein Wüthender, der die Bande zerreißen will, womit die Natur selbst, die oberste Gesetzgeberin der Wesen, die Menschen zu einem Brüdergeschlecht verwebt hat. Seine schnöde Lust stiehlt einem rechtschaffnen Manne den süßen Trost, den er gewohnt war, in den Armen einer zärtlichen Gattin zu finden, und beraubt das unschuldige Kind einer tugendhaften Mutter. Sollte sich Araspes einer solchen That schuldig machen können? Sollte er der Welt ein solches Beispiel geben und auf eine so schändliche Art die Erwartung seiner Freunde betrügen?

Araspes. Ach, Arasambes!

Arasambes. Dies ist noch nicht Alles! Denke, was für ein Anschlag das ist, den Du auf die schöne Panthea gemacht hast! Du liebst sie, sagst Du, und Du willst auf ewig den Ruhm, den Frieden, die Glückseligkeit Derjenigen zerstören, die Du liebst? Welch ein glorreiches Geschöpf war Panthea, ehe Du sie kanntest! Die Natur kann nichts Vollkommneres erfinden als ihre Gestalt, die Tugend nichts Schöneres bilden als ihre Seele. Selbst die Farben der Entzückung, womit Du mir sie maltest, eh ich sie selbst gesehen hatte, haben ihr nicht

schmeicheln können. Und diese preiswürdige Schöne willst Du des Glanzes berauben, ohne den die Schönheit eine welke Blume ist? des Schatzes, den alle Reichthümer des Ganges und Indus nicht ersetzen können? dieser innerlichen Ruhe, dieses tröstenden Bewußtseins eines untadeligen Werthes, das den Verlust aller irdischen Güter zu bezahlen und jedes Ungemach des Lebens zu besänftigen vermag? der schönen Unschuld, die, wenn sie, von einem Throne verstoßen, in einer strohbedeckten Hütte wohnen müßte, die strohbedeckte Hütte zu einem Tempel des Friedens und zum Augenmerk herabschauender Götter machte? Sie, deren reine Seele sich in allen ihren Zügen malte, die gewohnt war, mit dem edeln ruhigen Stolze, den die sich selbst bewußte Unschuld giebt, in jedem Auge den Ausdruck der bewundernden Ehrfurcht zu lesen, — sie soll, von Dir entweiht, von Dir zur Mitschuldigen Deines Verbrechens gemacht, gezwungen sein, die Augen niederzuschlagen und vor dem Blick eines Sterblichen zu beben? Ihre keuschen Wangen sollen von einer verbrecherischen Röthe glühen? Ihr schüchterner Blick soll in jedem Gesicht das Urtheil lesen, das ihre Seele über sich selber fällt? Oder bist Du, Unglückseliger, bist Du fähig, zu wünschen, daß sie mit der Unschuld sogar die Scham, die letzte Spur der ehmals gegenwärtigen Tugend, verlieren sollte? Umsonst würdest Du es wünschen! So ist das unveränderliche Gesetz der Natur: Scham und Reue und zitternde Furcht zeichnen den Verbrecher aus und verfolgen ihn bis in die Finsterniß, wohin er den Augen der Menschen, aber nicht sich selbst entfliehen kann; von immerwährender Angst erschüttert, fürchtet er die ganze Natur; sein Schatten wird ein Gespenst für seine schreckenvolle Seele, und der Bäume rauschende Blätter murmeln ihm seine Verbrechen vor. Ist dieser Zustand entsetzlich? Es ist noch nicht das Aergste, was Du der unglücklichen Panthea zubereitest. Die Elenden, die niemals den Reiz der Tugend gekannt haben, die in unsittlicher Wildheit aufgewachsen, zum Laster gewöhnt und zur Schande abgehärtet sind, mögen vielleicht endlich zu der unseligen Ruhe gelangen, die Denjenigen betäubt, für den das Böse durch eine lange Uebung zum Gut geworden ist. Aber hoffe nicht, eine Panthea im Schooße des Lasters einzuschläfern! Ihre Seele ist zur Tugend gemacht. Vielleicht kann sie eingeschläfert werden; aber sie wird bald erwachen, und das Andenken dessen, was sie war, wird ihr die Vorwürfe dessen, was

sie ist, unerträglich machen. Eine Seele, die sich selbst verachten, sich selbst verdammen muß, ist das elendeste aller Wesen. Und o, mit welchem Haß, mit welchem schauervollen Abscheu würde sie Denjenigen ansehen, der sie dahin gebracht hätte, sich selbst verachten zu müssen! Siehe, Araspes, dies sind die Folgen von dem, was Deine Seele brütet! So liebst Du die schöne Panthea!

Araspes. Höre auf, Arasambes, verschone mich! Höre auf, meine Seele zu zerreißen! Grausamer Freund! was für ein fürchterliches Heer von Schreckgespenstern hast Du gegen mich aufgeführt! — Verflucht sei der bloße Gedanke des Frevels, dessen Du mich fähig hältst! Kannst Du, der Zeuge meines vergangenen Lebens, mich für einen so verworfenen Elenden halten, als ich sein müßte, um Deine unglückweissagenden Besorgnisse zu rechtfertigen?

Arasambes. Ich kenne Dein Herz, Araspes, und ich kann, ohne ungerecht oder vergeßlich zu sein, glauben, daß die Trunkenheit der Leidenschaft Dich fähig machen könne, zu thun, was nur geübte und gefühllose Vertraute des Lasters bei kaltem Blute zu thun im Stande sind. Der Abgrund, an dessen Rande Du wankest, ist mit Freuden und Entzückungen umnebelt. Die Vernunft hat für etliche Augenblicke den magischen Nebel zerstreut. Es sind kostbare Augenblicke, Araspes; säume nicht, sie anzuwenden! Fliehe, mein Freund, fliehe vor Panthea und vor Dir selbst! Eine zweite Gefahr könnte die Versuchung unwiderstehlich machen.

Araspes. Ich bedarf der Einsamkeit, Arasambes. Verlaß mich! Ich will mich von diesem Ort entfernen, auf dem die Bilder der Freuden schweben, die Du aus meiner Seele verscheucht hast. Ich will mein Herz erforschen, und wenn ich es so niedrig, so hassenswürdig finde, als Du voraussetztest, daß es sein könne, so soll diese rächende Hand es aus meiner Brust reißen!

Arasambes. Ich bin genöthiget, Dich zu verlassen. Ein Befehl, den ich gestern von Tigranes erhalten habe, trägt mir ein Geschäft auf, das keinen Verzug leidet. Ich kam nur, Dich zu umarmen; der Zustand, worin ich Dich fand, hielt mich länger bei Dir auf, als die Zeit mir erlaubte. Nun wirst Du Dir selbst überlassen sein. Ich muß eilen. Wollte der Himmel, daß Du mich begleiten dürftest!

4.

Araspes (allein.)

Araspes. Arasambes verachtet mich — ja, er verachtet mich, und ich selbst gab ihm die Ursache dazu! Ich Unvorsichtiger! warum mußte ich mich ihm in einem Augenblick zeigen, worin nur leblose Zuhörer unnachtheilig sind? Warum konnte ich mich nicht ohne Zeugen freuen? — Aber es war mir unmöglich, zu schweigen. Eine Entzückung, wie die meinige war, hätte die Lippen eines Stummen aufgesprengt. Mich dünkt, ich bin viel ruhiger, seitdem ich das Uebermaß meiner Freude ausgesprudelt habe. — Es ist wahr, Arasambes hatte Recht, mir Verweise zu geben. Das erste Feuer des Affects verblendete mich. Ich sah die Folgen des Entwurfs nicht, womit das verlangende Herz mich betrog. Arasambes hat mich an mich selbst erinnert. Nein, Panthea, mein Glück soll Dir nicht die Tugend und die Ruhe Deines Lebens kosten. Aber soll ich darum aufhören, Dich zu lieben? Wie könnte ich? Es ist unmöglich! Dein bezauberndes Bild erfüllt meine ganze Seele! — Und *warum* sollte ich dem Vergnügen entsagen, Dich zu lieben? Ich fühl' es, daß ich unfähig bin, eine unedle, schändliche That zu thun. Ich kenne mein Herz. Feigere Seelen mögen sich durch Fliehen retten! Habe ich nicht die reizende Gefahr bestanden? und welch eine Gefahr! Ein Unsterblicher hätte, ohne zu erröthen, unterliegen können. Welche Tugend hätte an meinem Platz untadeliger gehandelt? — Wie ungütig war Arasambes, die ersten Aufwallungen einer überströmenden, ungewohnten Freude so streng zu beurtheilen, als ob es die Entwürfe der kalten Ueberlegung wären! Mein Anschlag war das Werk der Entzückung, die unreife Geburt eines Augenblicks. Bei gelassnerem Blute würd' ich ihn selbst verworfen haben. — O Panthea, erst jetzt fühl' ich, wie sehr ich Dich liebe! Preiswürdige Schöne, über Alles erhaben, was die Natur und die zaubernden Kräfte der Phantasie Reizendes erfinden können! Du verdienest das Opfer, das ich Dir bringen will. Ohne Hoffnung, ohne Belohnung will ich Dich lieben. Ist nicht das *Anschauen* des Geliebten schon Genuß? — Wo bist Du, anmuthsvolle Königin meiner Seele? Ich will Dich suchen; ich will Dich unverwandt anschauen und, an Deinem Anblick gesättigt, jeden andern Wunsch vergessen!

5.

Drei Sclavinnen der Panthea.

Scheristany. Hier ist ein bequemer Ort, uns zu setzen, meine Schwestern; hier am Rande der silbernen Quelle, die über den gelben Sand durch Blumen rieselt. Hier wird die Arbeit unvermerkt unter unsern Fingern wachsen, indem frische Kühlung und liebliche Düfte von diesen Rosenbüschchen auf uns herabtriefen.

Gulindy. Höre, wie anmuthig dieser Vogel singt — Und jener im benachbarten Busch, er antwortet ihm. Wie zärtlich war dieser Ton! Gewiß, sie singen einander ihre Liebe zu.

Zelis. Wollen wir nicht mit ihnen in die Wette singen, Ihr Mädchen? Ich werde ganz musicalisch, wenn ich diese kunstlosen Sänger höre. Mir fällt etwas ein: wir wollen den Wechselgesang der drei Schwestern singen, den der König so gern zu hören pflegte.

Scheristany. Ich bin's zufrieden. Aber wir müssen erst die Rollen austheilen. Mich dünkt, Zelis, Du hast mehr Ursache, über die Liebe zu klagen, als wir —

Zelis. Du betrügst Dich, Kind. Die Untreue meines Liebhabers hat mich keine halbe Stunde schwermüthig machen können. Warum soll ich mich kränken, wenn ein Sommervogel von mir weg zu einer andern Blume flattert? Das Uebel ist nur, daß wir nicht auch umherflattern dürfen. Ach, den Blumen nur allzu ähnlich, müssen wir im Boden eingewurzelt stehen und warten, bis es einem dieser gaukelnden Schmetterlinge gefällt —

Gulindy. Still mit Deinen ungereimten Einfällen, Mädchen! Fange den Gesang an!

Zelis. Wohl denn! Ich schicke mich am Besten, der Liebe zu spotten.

„Wie froh fließen meine Tage dahin! Durch schuldlose Freuden und sanfte Scherze fließen sie lauter und glänzend dahin, von keiner Sorge beschattet. Nie hat mein junges Herz Liebe geseufzt. Nie sank mein geblendeter Blick vom Anblick des Jünglings nieder. Ich lache ihrer Klagen. Ihr schmeichelndes Lob fährt wie das Summsen gaukelnder Mücken

vor meinen Ohren vorbei. Munter und frei hüpf' ich im Chore der schönen Gespielen, wie ein sorgloses Reh auf blumigen Bergen hüpft."

Gulindy. „Ach, Schwester! so fröhlich wie Du, so sorgenfrei hüpft' ich umher, eh Amor mein Herz verwundete. Aber seitdem hat mich die Ruhe mit der lächelnden Freude verlassen! Nicht mehr für mich blüht der Frühling, und der Hain hört meine Seufzer nur. Mein Auge schwimmt in trübem Feuer; der Blumenkranz welkt um meine glühende Stirne; träge schleich' ich zum geselligen Tanze; und kommt die schlummerthauende Nacht, ach, dann wälz' ich mich schlaflos auf dem einsamen Lager und strecke meinen Arm nach fliehenden Schatten aus."

Scherislany. „Gesegnet sei der goldne Tag, da Hymen mich dem besten Jüngling gab! Sei gesegnet, Hymen, Du Geber der Freude, und Du keusche geheiligte Liebe, holdes Band, das die befreundeten Menschen zu einem Geschlechte verknüpft, Quelle der süßesten Pflichten und der besten Freuden! O Zemin, Du Urheber meiner Glückseligkeit, die Stunde, da ich zuerst Dich sah, da Du die schlummernde Liebe in meinem Busen wecktest, war der Anfang meines Lebens. Lieblicher sind mir Deine Blicke als die aufgehende Sonne, süßer Dein Kuß als die ersten Gerüche der Rosengärten von Susa. Deine Winke sind mein Gesetz und Dein Lächeln die Belohnung meiner zärtlichen Sorgen."

Zelis. „Hinweg, kriechende Schlange, schmeichelnder Betrüger, der mich zu lieben vorgiebt, wenn er, nach meiner Schönheit lüstern, nur seine Befriedigung sucht! Ich bedarf Deiner nicht. Dieser glatte umschattete Brunnen malt mir besser als Du, wie reizend meine Lippen lächeln, wie lieblich um den Marmornacken die schwarzen Locken schweben. Sollt' ich erst von Dir hören, daß ich schlank bin wie eine Gespielin der Waldgöttin? Mein Schatten sagte mir's längst. Auch seufzen Zephyrn um mich und kühlen, wo ich gehe, die glühende Luft mit ihrem Rosenfittig. Nicht ungeliebt, nur ohne Sorgen und frei genieß' ich so den Frühling meines Lebens."

Gulindy. „Ihr, deren zärtliches Herz ein blühender Busen umwölbt, o, hütet Euch vor dem schmeichelnden Mann! Erstickt den verrätherischen Seufzer, der bei den Klagen des Jünglings sich hebt! So wehklagt die tückische Hyäne, ihren Raub herbeizulocken. O, könnt' ich Dich, allzu fühlendes Herz, aus meinem

Busen reißen! Ich glaubte dem Verführer, da seine glatten Ueberredungen mir eine Liebe einflößten, die er nicht empfand. Ohne Mitleid hört er jetzt meine Seufzer, sieht die versengte Wange welken und die Blume meiner Jugend verdorren. Ungerührt sieht er's und spottet in andern Armen meiner leichtgläubigen Zärtlichkeit."

Scheristany. „Wohlthätiger Hymen! was ist das Mädchen ohne Dich? Eine fruchtlose Blume! sie welkt und läßt dem künftigen Frühling keinen Sprößling zurück. In thörichter Freiheit hüpft sie ungebändigt umher und vertändelt ihr unbrauchbares Leben. Oder wenn sie sich unbesonnen im Netze der Liebe verstricken läßt, dann nagt ungestillte Sehnsucht ihr Herz, das verhaltne Feuer schleicht in ihren Adern und verzehrt die blühende Pracht der Schönheit; ja, oft giebt sie, von der mächtigen Natur bezwungen, Tugend und Ehre um verbotne Freuden hin."

Zelis. „Was für Freuden, o Amor, hast Du mir anzubieten? Süße Pein, gefallende Schmerzen, wollüstige Seufzer, verliebte Tändelei, und was sonst die leichte Seele schwindliger Dirnen reizt. Sollt' ich für diesen Schaum Dich hingeben, holder Friede des jungfräulichen Herzens, und Dich edle Freiheit, Du Seele des Lebens? Sollt' ich meine frohen Tage dem trotzigen Manne verkaufen? Soll meine Zufriedenheit von seinem Lächeln abhangen? Soll ich den Sclaven, der sich jetzt zu meinen Füßen krümmt, zu meinem Gebieter erheben? Nein, Amor, so theuer kauf' ich Deine Freuden nicht!"

Gulindy. „So lange die Liebe mich berauschte, träumt' ich unverwelkliche Seligkeit. Bezauberte Auen, Felsen von Ambra und nektarne Seen schwammen um mein fanatisches Auge. Die bethörte Seele flatterte in grenzenloser Wonne umher und ahnete kein Uebel, bis sie der entfliehende Traum aus der süßen Raserei erweckte. Jetzt ist Schmerz und bittrer Gram mein Antheil. Von Scham und Reue verfolgt, flieh' ich umsonst vor mir selbst, wie ein gejagtes Wild keuchend vor wüthenden Hunden flieht."

Scheristany. „Süß ist, Ihr Töchter, die keusche Umarmung der Liebenden, wenn Natur und harmonische Tugend das Band geknüpft haben, womit sie Hymen vereinigt. Entzückend ist der Anblick der lächelnden Jugend, die um uns her aufblüht und ihr glückliches Dasein unsrer keuschen Liebe dankt. Süß ist die Arbeit, ihr weiches Herz zur Tugend zu bilden,

süß die Sorge für ihr künftiges Glück. Jeder frohe Tag öffnet uns schönere Aussichten. Und wenn ich einst verwelkt bin, wenn ein künftiges Geschlecht, jetzt noch ungeboren, auf den Blumen tanzt, die aus meinem Staube sprossen: dann lebt noch ein werther Ueberrest von mir; dann blühen noch Enkel, die das Leben aus meiner Brust gesogen haben und mein Andenken segnen. Sagt jetzt, sagt, Ihr Schwestern, macht mich die Liebe nicht glücklich?"

Zelis. „Fühlt' ich nicht den Werth der jungfräulichen Freiheit, ja, Schwester, dann könnte Dein Glück meinem Herzen einen Wunsch entlocken. Doch mag selbst die Freiheit ihren Reiz verlieren, wenn Hymen, mit der Glückseligkeit verschwistert, ihr Nebenbuhler wird."

Gulindy. „Ach, warum ließ mich mein Schicksal keinen Zemin finden! Ach, daß ich Den nicht fand, für den mein Herz so zärtlich gebildet war! Unbesonnen glaubt' ich dem Rath meiner Augen und dem süßen Betrug, der von purpurnen Lippen floß. Ach, zu spät lern' ich jetzt, daß nur die weise Liebe glücklich macht!"

Alle Drei. „Ihr Mädchen, verstopft das willige Ohr dem lockenden Amor! Wenn Weisheit und Tugend mit der zärtlichen Sympathie den holden Hymen herbeiführen, dann möge Euer Herz der süßen Beredung weichen und von geheiligter Liebe wallen, der Quelle des Lebens und des häuslichen Glücks!"

Scheristany. Wir sind keine von den Sängern, von denen die Dichter erzählen, daß sie mit ihrem Gesange die Sterne in ihrem Laufe zurückhalten. Indem wir singen, hat die Sonne schon den Gipfel des Himmels erreicht. Kommt, Schwestern, jetzt rufen uns andere Geschäfte!

6.

Panthea (allein).

Panthea. Der Niederträchtige! — O, wie klopft mein Herz! — Dank sei den Göttern, daß ich ihm entgangen bin! — So belohnt er meine allzu willige Freundschaft! So liebt er die Tugend, mit der seine Lippen so vertraut sind! — Wie verschmäht ihn mein Herz! (Sie erblickt Mandanen.) O Mandane! —

7.

Mandane. Panthea.

Mandane. Wie bestürzt, meine Königin! Woher diese zürnende Miene, die Deinem sanften Gesichte so fremd ist? Ich erzittre, Dich zu fragen — Woher kommt meine Panthea?

Panthea. Dieser Araspes —

Mandane. Himmel! hat er meine Besorgnisse gerechtfertiget? — Aber es sind Züge von innerer Ruhe und sich selbst bewußter Größe in Deinem Gesichte! Dank sei den Göttern!

Panthea. Sei ruhig, meine Freundin! Ich bin ihm entgangen. Aber der Elende war fähig — Ich bin noch zu athemlos, zu reden. Was machte ihn glauben, daß ich eine solche Begegnung ertragen werde? — Doch mein Herz macht mir keine Vorwürfe. — Eile, Mandane, sende zu Cyrus; bitte ihn, daß er seinen Freund schleunig hinwegrufe! Der Unglückselige unterstand sich — ich sehe noch seine funkelnden Augen — mich mit Gewalt zu bedräuen, da sein kriechendes Schmeicheln vergeblich war.

Mandane. Weg mit dem Nichtswürdigen! Ich gehe — Aber erlaube mir, Königin, daß ich ihn zuvor aufsuche. Er soll gestehen, daß er ein nichtswürdiger Elender ist! — O, daß er mir doch in den Weg käme!

Panthea. Er fand mich unter den Myrten. Du wirst ihn vielleicht noch daselbst antreffen. Wenn Du zurückkommst, werde ich geschickter sein, Dir die schändliche Geschichte zu erzählen.

8.

Araspes. Mandane.

Araspes. Ich suchte Dich, Mandane —

Mandane. Du suchtest mich, Elender? Du unterstehest Dich noch, mit Deinem Verbrechen zu prahlen? — Wir sind hier in Deiner Gewalt; aber wenn es mir auch das Leben kosten sollte, so könnte ich Dir nicht verbergen, wie sehr ich Dich verachte.

Araspes. Du kannst mich nicht mehr verachten, als ich selbst mich verachte — Aber ich begreife nicht, wie Du wissen kannst, womit ich Deinen Unwillen verdient habe. Panthea ist mir kaum entflohen; es ist unmöglich, daß sie Dir schon erzählt habe, was zwischen uns vorgegangen ist.

Mandane. Der Zustand, worin ich sie antraf, sagte mir viel stärker, als Worte thun können, wie unedel Du gegen sie gehandelt haben mußtest. Die Veranlassung muß außerordentlich sein, wenn Zorn aus ihren gütigen Augen blitzen soll.

Araspes. Kannst Du Geduld haben, Mandane, mich zu hören? Ich suchte Dich, nicht (wie Du sagtest) mit meiner Schande zu prahlen, nicht mich zu entschuldigen — ich verabscheue mich selbst zu sehr, um dies zu versuchen — ich wollte Dir nur zeigen, daß, wenngleich eine unbescheidene Entzückung mich fähig machen konnte, die Achtung zu vergessen, die einer Panthea gebührt, mein Herz doch nicht verderbt genug ist, ihre Tugend weniger zu bewundern, weil sie meine kühnen Wünsche vereitelt hat. Höre mich! ich will Dir die ganze Geschichte mit der getreuesten Wahrhaftigkeit erzählen. Niemals hat eine Schöne die Probe besser gehalten als Panthea.

Mandane. Es war sehr überflüssig, eine Tugend, die noch Niemand in Zweifel gezogen hat, auf die Probe zu stellen. Die Ehre, die sie dadurch erhalten hat, ist Deine Schande. Doch was sag' ich? Welche armselige Ehre für die Gemahlin des Abradates, gegen einen jungen Unsinnigen wie Du ausgehalten zu haben! Was für eine lächerliche Eitelkeit, daß Du Dir schmeichelst, man müsse eine Heldin sein, um Dir zu widerstehen! — Aber erzähle nur, wenn Du durch das Geständniß Deiner Uebelthat Deine Schuld zu erleichtern glaubst!

Araspes. Ich ging diesen Morgen unter den Myrten, kühlere Luft zu schöpfen. Ich war ungewöhnlich zur Freude gestimmt. Panthea begegnete mir. Ich erzählte ihr die angenehme Veränderung, die ihr gestriger Besuch bei mir gemacht. Sie schien darüber vergnügt zu sein. Ich lenkte bald das Gespräch auf ihre Reizungen, aber mit einer so anständigen und kaltsinnigen Art, daß sie meine Lobpreisungen nur scherzend abwies. Allmählich ward ich belebter; ich fing an, mit Entzückung von der schönen Natur und der noch schönern Panthea zu reden. Sie bat mich, mit ihr zurückzugehen. Ich fiel zu ihren Füßen, ich umfaßte ihre Kniee. — Sie erschrak; ihre

Augen blitzten Zorn, mit Verachtung vermischt, auf mich herab. Sie wollte sich losreißen; ich hielt sie fest, indem ich mit Blicken und mit einer Stimme voll Ehrfurcht sie beschwor, mich anzuhören. — O, wie beredt machte mich da die Liebe!

Mandane. Verwünscht sei das, was Du Liebe nennst, mit ihrer Beredsamkeit! — Aber fahre fort!

Araspes. Alles, was Entzückung und schmachtende Sehnsucht Zärtliches eingeben kann, strömte von meinen Lippen. Umsonst sträubte sie sich — ich erröthe, Dir meine ganze Thorheit zu gestehen — aber ich verdiene diese Strafe! — Allmählich wurde ich so unbescheiden, daß sie einen stärkern Versuch machte, sich von mir loszureißen. Aber Amor hatte meinen Armen siebenfältige Stärke gegeben. Mit sanfter Gewalt zog ich sie auf eine blumige Bank. Ich war außer mir selbst. Sie erhaschte diesen Augenblick meiner Schwachheit, sich von mir loszumachen. O, wie flog sie davon! Aber das häufige Gesträuch hielt sie auf, ich holte sie ein, ich fiel von Neuem zu ihren Füßen. Sie sah, daß Zorn oder Gewalt für einen entschlossenen Liebhaber nur Reizungen sind. Sie fing an zu flehen, noch tönen ihre melodischen Klagen in meinem Ohr! Wie unwiderstehlich baten ihre Augen, von Thränen schimmernd, die nur der Schrecken zurückhielt! Beinahe hätt' ich, durch ihre erweichende Beredsamkeit besiegt, sie freiwillig entwischen lassen. Aber wie ich meine Augen aufhob, wie ich sie sah — O Mandane, sie hatte im Fliehen ihren Schleier verloren — Wie schön war sie! Die Bewegungen, in die ich sie setzte, der Schmerz, die unschuldsvolle Angst, die flehende Miene, Alles zusammen machte ihre Reizungen unwiderstehlich. Ich wußte nicht mehr, was ich that. Ich schwor, daß sie die Meinige sein müßte; ich rang mit ihr und mischte die zärtlichsten Liebesversicherungen mit Gewalt und Drohung. Aber in diesem Augenblick hättest Du die Obermacht der Tugend sehen sollen! Mit der Stärke eines Engels riß sie sich los und trat langsam zurück; ein feierlicher ernster Glanz breitete sich um ihr Gesicht; ihre Gestalt schien größer zu werden. Wie majestätisch stand sie da, mit dem Gefühl der Erhabenheit bewaffnet, die ihr die Tugend über mich gab! „Zurück, Elender!“ sprach sie mit heiligem Zürnen; „hinweg aus meinen Augen! Hinweg aus den Augen des rächenden Gottes, der aus dieser umleuchtenden Sonne auf Dich herabsieht! Hinweg! Dein Anblick ist mir unerträglich, schändlicher Heuchler! Wenn

sich Deine Hände in Tigerklauen verwandelt hätten, mich zu zerfleischen, so könnte ich Dir vergeben haben! Aber die himmlischen Mächte lassen die Unschuld nicht den Raub des Lasters werden! Verbirg Dich, wenn Du kannst, vor ihrem zürnenden Blick!" — Indem sie so sprach — wirst Du es glauben, Mandane? —, lag ich von Furcht und Scham betäubt am Boden und zitterte wie ein nichtswürdiger Sclave, unfähig, zu reden oder eine Nerve zu rühren; und so ging die Göttin mit langsamen feierlichen Schritten bei mir vorbei und war schon aus meinen Augen, eh ich wieder meiner selbst mächtig war. O, wie verfinsterte sich jetzt der Tag um mich her! In Verzweiflung warf ich mich auf den Rasen, dessen weiches Gras unter mir zu Dornen wurde. Ich lag etliche Augenblicke wie vom Donner betäubt am Boden, und als ich mich selbst wiederfand — Ha, was will dieser keuchende Sclave, der auf uns zueilt? — Ihr Götter, ich erkenne ihn! Er kommt von Arasambes!

Der Sclave. Herr, ich verkünde Dir die Ankunft des Cyrus. Er ist kaum noch eine Parasange von hier entfernt. Arasambes, der ihm begegnete, schickte mich, Dich zu benachrichtigen, damit Du dem Prinzen entgegeneilest.

Araspes. Ich bin verloren! — Fliehe, Unglückseliger! — Cyrus kommt, ich bin verloren!

Mandane. Ich eile, meine Königin mit dieser Botschaft zu entzücken.

9.

Araspes (allein).

Araspes. Ich soll ihm entgegeneilen? — Ach, ihm zu entfliehen, ist der einzige Wunsch, die einzige Hoffnung, die mir übrig ist! Wie könnt' ich den Muth haben, die Schärfe seiner Blicke auszuhalten! — Aber er weiß mein Verbrechen nicht; er weiß nicht, wie sehr der übermüthige Araspes seine Vorhersagung gerechtfertiget hat! — Ich Unglückseliger! Ehmals war es mein Stolz, jede meiner Thaten dem hellesten Tage auszusetzen. Ich suchte Deine Augen, o Cyrus! Ich forderte jedes andere Auge auf und las in jedem das Zeugniß meines

Werthes! — O marterndes Bewußtsein der Schande! Wie unerträglich bist Du Demjenigen, dessen Ohr an die süßeste aller Melodien, an verdientes Lob seiner Tugend, gewöhnt ist! — Und wie, wie sollt' ich mein Verbrechen vor ihm verbergen? Warum sollten sie meiner schonen? Panthea, die mich verabscheut, Mandane, die ihre Königin rächen will, warum sollten sie meiner schonen? Ich bin ein Ungeheuer in ihren Augen! — Soll ich Dich suchen, beleidigte Schöne? soll ich zu Deinen Füßen fallen und Dir flehen, daß Du mir vergebest? Ach, sie kann, sie wird mir nicht vergeben, sie ist zu sehr beleidigt! Die Zärtlichkeit, die sie einst für den tugendhaften Araspes fühlte, verdoppelt jetzt ihren Abscheu vor dem Elenden, der ihren Werth nicht zu schätzen wußte. — Soll ich Mandanen flehen? — Ihr Götter! wozu bin ich gebracht! Das Mitleiden einer Sclavin anzuflehen! nur diese Niederträchtigkeit fehlte noch, meine Schande zu vollenden! — Und wenn ich sie erbitten könnte, was hälf' es mir? Mein furchtbarster Ankläger ist in meinem eignen Busen! O Cyrus, ich kann Dich nicht betrügen! Du wirst mein Verbrechen in meinen Augen lesen — Ich bin verloren!

Welch ein plötzlicher fürchterlicher Wechsel! Vor wenigen Augenblicken war noch Alles Entzückung um mich her! — O Liebe, verwünscht sei Deine Zauberei! Unselige Leidenschaft, was giebst Du mir für Alles, was ich Dir aufgeopfert habe? Mein Ruhm, der errungne Lohn meiner schönsten Jahre, meine Hoffnungen, meine Tugend, Cyrus, Panthea — welche Opfer! Was hast Du mir übrig gelassen, als dies elende nackte Leben, von Allem ausgezogen, was es begehrenswürdig macht, das kriechende Dasein eines Wurms, zu ewigem Gefühl der Schande verdammt! — Aber wen klag' ich an? — Unsinniger! Du selbst, Du selbst hast Dein Verderben beschleunigt! Von Panthea gewarnet, von Arasambes geschreckt, was für eine Entschuldigung bleibt mir übrig? Göttliche Schöne! auf ewig bist Du für mich verloren! Nicht mehr wird mein Gesicht von Deinem Lächeln widerglänzen! Nicht mehr wird Deine Zauberstimme mein Ohr umsäuseln! Nicht mehr wird uns in vertraulichen Gesprächen der Abendstern behorchen! — Ach, ich besaß ihre Freundschaft, ihr Zutrauen! — Vielleicht hätte sie mich geliebt, wenn die ungestüme Hitze meiner Leidenschaft der zärtlichen Empfindung Zeit gelassen hätte, sich in ihrer schönen Brust zu entwickeln. Vielleicht hätte sie mich geliebt!

Vielleicht — Entsetzlicher Gedanke, zurück! Aus welchem Paradiese von Hoffnungen und künftiger Wonne hat mich mein lasterhafter Taumel herabgestürzt!

Wo bin ich? — O verhaßte Gegend, ich erkenne Dich! Was für Bilder schweben um Dich her! — Unter dieser Laube lag ich zu ihren Füßen! Auf diesen zerknickten Blumen rang ich mit ihr! O, hinweg, allzu reizende Erinnerungen! Mischet nicht Eure giftige Wollust in meine Qual! Zwinget mich nicht, zu wünschen, daß ich noch mehr zu bereuen haben möchte! — Aber indeß ich hier irre, naht sich Derjenige, dessen Anblick mir furchtbarer ist als der versteinernde Blick der Gorgone. Nein, ich kann, ich will nicht wie ein schamloser Elender vor dem größten der Sterblichen stehen! Ich kann mein Verbrechen nicht vor ihm verbergen. Aber seinem strafenden Aug' entfliehen — Elender Trost! Du bist Alles, was mir übrig ist!

Fünfte Abtheilung.

1.

Araspes (allein).

Araspes. Ich bin noch hier — Eine geheime Kraft hält meinen fliehenden Fuß zurück. — O Cyrus, ist es Dein Genius, der, stärker als der meinige, mich zurückhält? Oder ist es Panthea? — Ach, welch einen Namen sprichst Du aus, Elender! Sie ist verloren! auf ewig verloren! — Und was bleibt mir, wenn sie verloren ist? Wenn auch Cyrus mir vergeben könnte, die Wiederkehr seiner Freundschaft kann ich nicht verdienen! Mein Muth ist dahin; ich habe nichts mehr zu hoffen; ich bin ein entseelter Schatten, dem von der Wirklichkeit nichts als eine traurige Erinnerung des Vergangenen übrig ist. Ich Elender! wie gänzlich hat mich diese Leidenschaft zu Grunde gerichtet!

2.

Arasambes. Araspes.

Arasambes. Warum verbirgst Du Dich, Araspes? Cyrus ist gekommen, und Du hast ihn noch nicht gesehen? Du scheuest Dich vor seinem Blick? Unglücklicher, Du hast Ursache, Dich zu verbergen! Aber es ist vergeblich; Deine ganze Schande ist entdeckt. Du selbst hast Dich verrathen. Was anders als das Bewußtsein irgend einer Uebelthat konnte Dich zurückhalten,

ihm entgegenzueilen? Und, o Ihr Götter! welch einer Uebelthat konntest Du fähig sein! — Ein Wilder, ein Ungeheuer, von baktrischen Tigern erzogen, würde vom Anblick dieser göttlichen Schöne zum Menschen erhöht worden sein. Rede, Unglücklicher, was kannst Du zu Deiner Entschuldigung anführen? Ihre Schönheit, ihre Unschuld, die Hoheit ihres Standes, ihr Unglück, Alles, was Panthea ist, vereinigt sich, Dein Verbrechen unverzeihlich zu machen. Und was war Araspes! zu welcher Tugend erzogen! zu welchen Aussichten beberechtigt! zu welcher beneidenswürdigen Stufe der Hoheit und des Glücks bestimmt! ein Freund des Cyrus, ein Gefährte seines Heldenzuges, ein Theilnehmer seiner Arbeiten und ihrer glänzenden Belohnungen! Alle diese glorreichen Namen und den frühzeitigen Ruhm, den Du auf der Laufbahn der Tugend schon errungen hattest, hat ein einziger schändlicher Augenblick vernichtet. Fühlest Du jetzt, wie furchtbar die Rache der beleidigten Tugend ist? Es ist zu spät. Damals, da ich Dich warnte, da ich Dir alle diese unseligen Folgen Deiner lasterhaften Leidenschaft ankündigte, damals war es Zeit!

Araspes. Unbarmherziger Freund, kommst Du nur, meiner Erniedrigung zu spotten? Nur diese Qual fehlte mir noch, meinen Zustand unerträglich zu machen. Du siehst mich unglücklich, und anstatt mich zu bedauern, rächst Du noch Deine verachteten Warnungen an mir.

Arasambes. Der leidenden Unschuld gebührt Mitleiden, nicht dem bestraften Laster. Ich ehre den Unglücklichen, den die Hand des Schicksals drückt; seine Thränen machen die meinigen fließen; aber ein Verräther der Sache der Tugend, der sein Unglück selbst gewirkt hat und nur darum wehklagt, weil er nicht ungestraft Böses thun kann, ein solcher verdient mein Mitleiden nicht!

Araspes. Danke dem Himmel, Du, der Du so sehr auf Deine Tugend trotzest, daß er Dich aus einem härtern Thone gebildet hat als mich! Mit dem Grade von Empfindlichkeit, mit dem die Natur mich strafte, würdest Du in meinen Umständen nicht weiser gewesen sein. Du bist nie auf die Probe gesetzt worden; Du kennst die Versuchung nicht, der ich untergelegen bin. Du schmeichelst Deiner Weisheit mit dem Gebrechen Deiner Nerven und forderst mehr von der Seele, als sie zu thun vermag. Vielleicht ist es glücklich, so gebaut zu sein wie Du; aber es ist keine gerechte Ursache, Diejenigen zu

verachten, deren Tugend mit allzu reizbaren Fibern und allzu lebhaften Begierden kämpfen muß, und selbst wenn sie endlich der Gewalt der Versuchung nachgeben muß, durch den muthigen Widerstand, den sie that, schätzbarer ist als diejenige, die nur darum niemals überwunden wurde, weil sie niemals einen Feind gesehen hat.

Arasambes. Eitle, nichtswürdige Ausflüchte! Schäme Dich, Deine Verbrechen durch Grundsätze zu entschuldigen, welche zu behaupten ein neues Verbrechen ist; Grundsätze, die das Laster aufmuntern und dem Tugendhaften mit dem Anspruch an gerechtes Lob zugleich den mächtigsten Antrieb zu schönen Thaten und die süßeste Belohnung derselben rauben. Welche verruchte That könnte nicht durch diese spitzfindige Art zu denken von ihrem Thäter abgewälzt und der Natur oder ihrem weisen Urheber aufgebürdet werden? Aber es bedarf keiner Widerlegung: Dein eigenes inneres Gefühl, das durch diese Spiele des gaukelnden Witzes nicht gestillt werden kann, antwortet Dir für mich. Warum würdest Du Dich selbst anklagen, warum würdest Du fliehen, warum würdest Du die Augen eines Cyrus scheuen, wenn Du Dir nicht bewußt wärest, daß Du schuldig bist? Komm, wenn Du es wagen darfst, zeige Dich dem Cyrus! versuch es, Deine schnöde Rechtfertigung seinem prüfenden Ohr auszusetzen; er soll den Ausspruch thun!

Araspes. Ich Unglücklicher! warum zaudre ich noch, einem zu Schande und Qual verdammten Leben ein Ende zu machen? — Ich hatte einen Freund. Wie oft dachte ich, wenn mich die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge vor der Zukunft beben machte; wenn ich den Glücklichen ächzen hörte und Könige in Fesseln sah: dann dachte ich, was auch mein Verhängniß sein mag, ich habe einen Freund, ich kann niemals ganz unglücklich sein! Wenn mich Alles verlassen hätte, so wird er mir übrig bleiben, mitleidige Thränen in die Thränen meines Kummers zu mischen und meinen sinkenden Muth durch den Gedanken aufzurichten, daß noch ein Rechtschaffener übrig ist, der mich liebt! — Du warst dieser Freund, Arasambes — Er ist verloren! Er sieht mich in einem Zustande, der den Haß eines Todfeindes versöhnen würde, und ist fähig, meiner zu spotten! — Wenn Arasambes mich bis zu diesem äußersten Grade verachtet, was kann ich von Cyrus hoffen? — Er war auch mein Freund; aber er war zugleich mein Fürst, mein Befehlshaber und mein Richter — Was für ein

Geräusch? Welche Stimme schreckt mein Ohr? — Er ist es! Er ist es selbst! Es ist Cyrus! Ich kann ihm nicht entfliehen — Er sucht mich — O, daß der Grund unter mir im schrecklichsten Erdbeben bis zu den finstern Grüften der Hölle sich öffnete, mich vor seinem Anblick zu verbergen!

Arasambes. Erinnere Dich an das, was eine Panthea von Dir leiden mußte, und unterwirf Dich den Folgen Deiner Niederträchtigkeit!

3.

Cyrus. Araspes.

Cyrus. Du fliehst mich, Araspes? Deine Blicke weichen den meinigen aus? Womit habe ich das Zutrauen meines Freundes verloren?

Araspes. O Cyrus! Du kannst mich nicht so sehr verachten, als ich mich selbst verabscheue. Wie soll ich, mit Scham und Unehre belastet, wie ich's bin, die Blicke des größten unter den Menschen aushalten?

Cyrus. Siehe mich an, Araspes! Sagen Dir meine Augen etwas Andres, als daß ich Dich liebe? Du hast keine Verweise zu befürchten. Wenn Einer von uns zu tadeln ist, so bin ich's. Ich kannte die Gewalt der Schönheit, wenn sie durch die Reize einer vollkommnen Seele unwiderstehlich gemacht wird. Wie sehr bereue ich jetzt, daß ich, wiewol in unschuldiger Absicht, Dein Peiniger gewesen bin! Denn ich schließe von dem, wozu die Gewalt der Leidenschaft Dich getrieben, auf das, was Du gelitten hast. Eine Seele wie die Deinige konnte nur von einem langen schmerzhaften Kampf entkräftet unterliegen.

Araspes. O bester der Menschen, wie sehr beschämt mich Deine Großmuth! Das Bewußtsein meiner Schuld weissagte mir einen ganz andern Auftritt, wenn ich Dich sehen würde. Ach, wenn's möglich gewesen wäre, ich hätte mich in die Eingeweide der Erde verborgen, Deinem Anblick zu entrinnen. Es ist entsetzlich, mit der schamrothen Wange des Verbrechens vor die Augen der unbefleckten Tugend zu treten.

Cyrus. Und wie, wenn ich diese Tugend, die Du so un-

nöthig gefürchtet hast, blos der Flucht zu danken hätte? — So ist es, Araspes! An Deinem Platze, wie Du dem täglichen Anschauen der schönen Panthea ausgesetzt, würde ich das Gleiche gelitten haben. Deine Erfahrung lehrt Dich jetzt, daß ich Ursache hatte, die schöne Gefahr zu meiden. Alles, was Dir begegnet ist, war die natürliche Folge der Wirkungen der Schönheit und Liebe. Ehmals kanntest Du die Liebe nur als eine Tugend, nicht als eine Leidenschaft. Die Erfahrung allein konnte Dich überzeugen, daß dieser angenehmste und mächtigste von unsern Trieben nicht allezeit in unserer Gewalt bleibe. Ich setzte Dich der Probe aus; aber ich zittre, wenn ich denke, daß der allzu theure Versuch mir den liebenswürdigsten meiner Freunde hätte kosten können. Ich hätte Alles, was geschehen ist, vorhersehen sollen. Ich hätte es wissen sollen, daß die Verrichtung, die ich Dir auftrug, über die Kräfte eines Sterblichen war. Ich allein bin zu tadeln; Du verdienest Mitleiden. Erst alsdann würdest Du strafbar sein, wenn Du, nachdem Du erfahren hast, was die Liebe vermag, Dich zum zweiten Mal in den Fall setztest, überwunden zu werden.

Araspes. Hierin wie in jeder andern Handlung Deines Lebens, o Cyrus, zeigest Du diese erhabene Güte, die Dich in den Augen Aller, die Dich kennen, den höhern Wesen ähnlich macht. Du kannst Nachsicht gegen die Schwäche der gebrechlichen Menschheit haben. Du vergiebst mir — was ich mir selbst nie vergeben werde. Aber in den Augen aller übrigen Menschen bin ich nichtsdestoweniger auf ewig entehrt. Meine Freunde machen mir Vorwürfe, meine Feinde frohlocken über meinen Fall. Alle sehen mich als einen Elenden an, der die Gesellschaft der Helden schändet, die mit Cyrus ausgezogen sind, ein Werk zu vollenden, das nur von den Edelsten des Menschengeschlechts ausgeführt zu werden würdig ist. Eine immerwährende Verbannung aus Deiner Gegenwart ist die unvermeidliche Strafe, die ich mir zugezogen habe.

Cyrus. Denke nicht an eine Verbannung auf immer! Da ich der Urheber aller der Uebel bin, die Du von der Liebe gelitten hast, so gebührt es auch mir, ihren Folgen zuvorzukommen und Dich wieder in Deinen ehmaligen Zustand zu setzen. Ich will solche Anstalten machen, daß Du nach einer kurzen Entfernung mit allem dem Beifall, mit allem dem Glanze zurückkommen sollst, dessen Deine frühzeitige Tugend gewohnt ist. Selbst Diejenigen, die jetzt Deine Feinde sind,

sollen gewonnen werden, wenn sie sehen, was für einen wichtigen Dienst Du ihnen und mir geleistet haben wirst. Ich bedarf zu einer geheimen Verrichtung, von welcher der ganze Erfolg unserer Unternehmungen abhängt, eines Jünglings, der mit allen einnehmenden Eigenschaften den geschmeidigsten Geist und den entschlossensten Muth verbinde. Auf welchen Würdigern könnte ich meine Augen werfen als auf meinen Araspes?

Araspes. Gleich einer gegenwärtigen Gottheit hauchest Du neues Leben in meine Seele, die in muthloser Entnervung aller ihrer Kräfte zu einem ewigen Tode eingeschlummert war. O sage, Du, der allein verdient, alle Zonen der Erde zu beherrschen, sage, was kann ich thun, das der Güte würdig sei, die Du mir beweisest? Wem anders als Dir sollte ich die Erstlinge des erneuerten Daseins aufopfern, das Du mir geschenkt hast? Es giebt keine Gefahr, die mich erschrecken, kein Hinderniß, das meinem Muth unübersteiglich sein kann, wenn Cyrus mich seines Zutrauens würdiget.

Cyrus. Der König von Babylon ist gedemüthigt. Aber wir haben noch einen weit furchtbarern Gegner vor uns, den König von Lydien, der uns an der Spitze der gesammten Kräfte des kleinern Asiens die Blüthe des heroischen Griechenlandes entgegenstellen wird. Ich bin im Begriff, mich durch die cilicischen Pforten seinen Grenzen zu nähern. Aber eh ich tiefer in Provinzen, die uns nicht bekannt genug sind, einzudringen suche, ist es unumgänglich nöthig, daß ich durch einen Kundschafter, auf dessen Tüchtigkeit und Treue ich mich verlassen kann, sowol die Stärke und Schwäche als die geheimen Anschläge und Veranstaltungen unsrer Feinde ausspähe. Es ist nicht genug, daß Derjenige, den ich zu diesem wichtigen Geschäft gebrauche, mit allen den Gaben der Natur und mit allen den Künsten versehen sei, die dazu erfordert werden; er muß auch einen Namen führen, der ihm Ansehen gebe; er muß sich stellen, als ob er zu unsern Feinden übergehe, damit sie ihm Gelegenheit geben, sie auszukundschaften, und er muß uns unter solchen Umständen verlassen, die seiner Verstellung den Schein der Wahrheit geben, und die Lydier überreden, daß ihn ein unversöhnlicher Haß gegen uns zu ihrem Freunde mache, und daß ihr Untergang der seinige sein würde. Alle diese Erfordernisse finden sich durch einen glücklichen Zufall bei Dir zusammen. Deine Begebenheit mit

der schönen Königin von Susiane ist, ich weiß nicht wie, so ruchtbar geworden, daß sie in Kurzem dem ganzen Heere bekannt sein wird. Dieser Zufall, der in andern Umständen Deinem Ruhm schädlich gewesen wäre, wird ihm durch den Gebrauch, den ich davon machen will, und durch den Erfolg Deiner Unternehmung einen neuen Glanz verschaffen. Man wird es natürlich finden, wenn Du zu unsern Gegnern übergehest; Deine Flucht wird einer Furcht vor der Strafe beigemessen werden; sie wird die Unsrigen ebensowol als die Feinde betrügen, und unser Geheimniß wird desto sichrer sein. Scheue Dich nicht, Araspes, in den Augen Deiner Freunde für eine kurze Zeit ein Verräther zu scheinen. — Deine Zurückkunft, die Entdeckung des Geheimnisses und der glückliche Ausgang wird nicht nur den täuschenden Nebel von Deiner Ehre wischen, sondern Dich dem ganzen Heer in einem Lichte darstellen, welches das Andenken Deines ehmaligen Fehlers in jeder Seele auslöschen wird. Dies ist der Vorschlag, den ich Dir zu thun gekommen bin. Frage nun Dein Herz, ob es willig ist, so viel für die Beförderung unserer Sache zu wagen.

Araspes. Ehmals, da ich es wagen durfte, mich den Freund des Cyrus zu nennen, schien mir keine Unternehmung schwer, die ein Geringerer als ein Gott verrichten konnte. Jetzt, da Deine großmüthige Güte das niederschlagende Gefühl meiner Schmach aus meiner Seele vertrieben hat, fühle ich meine ganze Stärke wieder. Du hättest aus Vielen wählen können, die mich an den Vorzügen übertreffen, die nur die Natur geben kann; aber es ist Keiner, der mir an Muth und Treue und Eifer für Deine Sache, welche die allgemeine Sache der Völker ist, überlegen sein könnte. Mein Herz schwillt von dem Gedanken auf, daß Du mich ungeachtet des Falls meiner Tugend nicht unwürdig hältst, an dem glorwürdigen Werke zu arbeiten, wozu der Himmel Dich gerufen hat. Dieser mächtige Beweggrund, unterstützt vom Verlangen, mich Deines Zutrauens wieder würdig zu machen und einen Flecken von meinem Namen abzuwischen, der nur durch eine lange Reihe rühmlicher Bestrebungen ausgelöscht werden kann, wird meine Kräfte verdoppeln. Laß mich eilen, o Cyrus, ein Vorhaben auszuführen, von dem bereits meine ganze Seele voll ist!

Cyrus. Ich erkenne Dich wieder, mein Freund; und dieser edle Eifer, der in Deinen Augen glühet, würde Dir meine ganze Zuneigung wiedergegeben haben, wenn es möglich

gewesen wäre, daß Du sie durch einen Anfall von fieberischer Leidenschaft hättest verlieren können. — Aber denke zurück, Araspes — kannst Du Dich so leicht entschließen, die reizende Panthea zu verlassen?

Araspes. Ach, Cyrus! was für einen Namen hast Du ausgesprochen! Vergieb meiner Verwirrung! — O, wie verachte ich mich selbst in diesem Augenblicke!

Cyrus. Die Wunde ist noch zu frisch, als daß sie schon geheilt sein könnte; die Luft, die um Panthea fließt, ist Dir gefährlich. Du siehest jetzt einen neuen Vortheil der Entfernung, die ich Dir vorschlage.

Araspes. Entschuldige, mein Fürst, diese Thränen, die unwillig meine schamrothen Wangen decken! — Ach, in diesem Augenblick erfahre ich die Wahrheit, daß ich zwei ganz verschiedene Seelen in mir habe. Denn es ist unmöglich zu glauben, daß, wenn ich nur eine Seele hätte, sie zu gleicher Zeit gut und schlimm, zugleich für so widersprechende Dinge als Tugend und Laster eingenommen sein könnte. Nein, es müssen nothwendig zwei sein. Wenn die gute die Oberhand hat, dann handeln wir edel; wenn die böse, niederträchtig und schändlich. Die Erfahrung hat mich diese Wahrheit auf Unkosten meiner Ruhe und meiner Ehre gelehrt. Ach, vor Kurzem war die böse Seele gänzlich Meister. Jetzt schwingt sich, von Deinem Beistand erweckt, die gute wieder empor und kämpft mit ihrer Feindin in meiner Brust! Ohne die Obermacht Deines stärkern Genius würde sie den Sieg kaum behauptet haben. Aber ich fühle den Einfluß Deiner Gegenwart, o Cyrus! Die schändliche Seele weicht; — umsonst sträubt sie sich — sie taumelt mit gelähmten Flügeln zu Boden — die bessere Seele hat gesiegt! Ich eile, ohne zurückzusehen, wohin Cyrus und die Tugend mich rufen!

Theages.

Ueber Schönheit und Liebe.

Ein Fragment.

1758.

Pur se tanto t'infiamma e ti conforta
Beltà celeste entro terreno velo,
Che sara dunque à vagheggiar la in cielo?

Guidi.

Das Fragment erschien zuerst 1758 (nicht, wie Wieland selbst in den Werken angiebt, 1760) im ersten Theil der Prosaischen Schriften. Der Titel lautete in allen vier Ausgaben derselben: „Theages, oder Unterredungen von Schönheit und Liebe. Ein Fragment" (folgt das Motto). Daselbst gab Wieland folgenden Vorbericht:

„Es sind einige Jahre verflossen, seitdem der Verfasser dieses unvollendeten Stücks den Einfall hatte, die Platonischen Grundsätze von Schönheit und Liebe in einem System auszuführen.

„Die Muße, die er damals hatte, die Werke des Plato und Shaftesbury, die er vorzüglich liebte, weil er sehr oft seine eigensten Empfindungen und Ideen darin ausgedrückt fand, zu studiren, brachte ihn auf diesen Einfall; die gedachten Scribenten gaben ihm die Grundideen und die Form seines Werks, und wenn seine damalige philosophische Muße nicht wäre unterbrochen worden, so würde Theages itzt mehr als ein Fragment sein. Demungeachtet schmeichelt er sich, von einigen Lesern Vergebung zu erhalten, daß er einer gewissen Prädilection zu demselben so viel nachgegeben hat, ihn in diesem Zustand der Welt vorzulegen."

Die Werke lassen diesen Vorbericht und einzelne längere Stellen des Fragmentes selbst fort, fügen auch die zwei Anmerkungen zu; die späteren Ausgaben der Prosaischen Schriften weichen von der ersten hie und da nur stilistisch ab.

An Herrn P.

Sie verlangen von mir, Ihnen eine umständliche Erzählung von der Unterredung meines Freundes mit dem Platonischen Einsiedler zu machen, mit dessen Charakter Sie als ein eifriger Sammler moralischer Seltenheiten Ihr bewundernswürdiges Cabinet zu vermehren wünschen. Ich fühle alle Schwierigkeiten der Arbeit, die Sie mir auflegen. Die Ideen unsers Platonisten haben einen so eigenen Schwung, daß ich keine Hoffnung haben kann, ein so getreuer Copist zu sein, als ich es zu sein wünsche, da ich (wie ich gestehen muß) ein ganz verliebter Bewunderer des Theages bin. Aber Sie wollen lieber einen unvollkommnen Abriß einer seltsamen Schönheit als gar keinen. Ich will meinen besten Versuch machen, Ihr Verlangen zu befriedigen, da meine eigene Neigung das Gewicht, welches Ihre Bitten bei mir haben, so sehr verstärkt. Denn ich bin wirklich ganz von dem Ideal der vollkommnen Schönheit, welche Theages allein würdig malen kann, eingenommen; und wie gern spricht man nicht von dem, was man liebt!

Stellen Sie Sich also ein anmuthiges Wäldchen vor, worin ein paar Platonische Schwärmer in einer wilden Laube von duftenden Gesträuchen sitzen: der Eine mit begeistertem Angesicht und mit Gesten, welche gleich den Druckern in einem Gemälde seiner Rede Leben und Wärme geben; der Andre in einer horchenden Lage, mit weit aufgesperrten Augen und halb offnen Lippen, wie man die bewundernde Aufmerksamkeit zu

schildern pflegt, so haben Sie ein Bild von Nicias, dem Erzähler, und Ihrem ergebensten Freunde, dem Zuhörer.

Sie kennen den jungen Mann, den ich Nicias nenne, bereits aus meinen mündlichen Nachrichten als einen Virtuoso nach den Begriffen unsers Shaftesbury. Er ist ein feiner Kenner des Schönen in Natur und Kunst. Italien hat seinen Geschmack in Musik, Malerei und Baukunst durch die vollkommensten Muster gebildet. Die Kunst des Dichters ist ihm dadurch desto schätzbarer geworden. Aber seine Liebe zur poetischen Art zu denken hat ihn gegen unsre Sänger nicht nachsichtiger gemacht. Er hält nur Homere und Platonen für fähig, die erhabene Sprache zu reden, welche die Heiden die Göttersprache nannten und sich darin nicht irrten, da Gott selbst sie redete, wenn er große Gefühle von seiner Majestät in menschlichen Seelen erwecken wollte. Die Tugend mit ihrer ganzen unwiderstehlichen Schönheit in ihrer wahren Temperatur nach dem Leben, das ist in nachahmlichen Handlungen schildern, die Thaten Gottes erzählen, den Menschen Geschmack am Edeln, Großen und Erhabenen einflößen und (was die Seele des Christenthums ist) den Geist von den sinnlichen Dingen ablocken und an den Himmel, für den er geschaffen ist, angewöhnen — dies sind seiner Meinung nach die Geschäfte der Dichtkunst. Er glaubt, Pindar würde dem göttlichen David nachgeeifert haben, wenn er das Glück gehabt hätte, etliche Jahrhunderte später geboren zu werden. Jetzo findet er zwischen dem Genie, den Gedanken und dem Schwung dieses Dichters und seiner Religion einen gewaltigen Contrast. Die erhabenen Vorstellungen eines Pindar stehen seiner Meinung nach in einem falschen Lichte, wenn sie verschwendet werden, Fabeln ein Ansehen zu verschaffen, welche auch zu seiner Zeit nur Kindern und Säugammen erträglich sein konnten. „Es geht mir“, sagte er mir einst, „mit diesem erhabenen Griechen, wie es mir geht, wenn ich eine unschuldige Miene in dem Gesicht einer Buhlerin entdecke. Wie sehr würdest Du mir gefallen, denke ich, wenn aus diesen sanften Zügen Dein Herz redete, und wenn Deine Wangen moralisch und nicht aus List errötheten!“

Diese Züge mögen genug sein, Sie wieder an meinen Nicias zu erinnern. Nunmehr wird er selbst reden und den Anfang von dem machen, was in dem Landhause der Gräfin von T. vorgefallen ist, deren Schwestersohn er ist.

„Aspasia (so wollen wir die Gräfin nennen) hat ihre Schönheit, welche, wie man sagt, in ihrem Frühling manches tapfere Herz entwaffnete, so gut zu erhalten gewußt, daß ihr Niemand ansieht, daß sie nahe an Vierzig ist. Sie war schön, vortrefflich erzogen; sie zeichnete, sang, spielte Laute und Clavier, war die Seele in allen feinen Gesellschaften, und was Allem diesem einen höhern Glanz zu geben pflegt, sie war eine reiche Erbin. Demungeachtet hat sie sich nie geneigt gefunden, eines von den seufzenden Geschöpfen, mit denen sie die Hälfte ihres Lebens umringt war, zu erhören, ob sie gleich kein marmornes Herz hat und in ihrem ersten Anblick lauter Güte und Leutseligkeit verspricht. Sie entschloß sich früh, unverheirathet zu bleiben, und ist bisher standhaft gewesen.

„Ohne Zweifel werden Sie Sich jetzt einbilden, daß sie aus Begierde, den Engeln ähnlicher zu werden, sich dem heiligen Stande der ewigen Jungferschaft gewidmet habe, von dessen schwanenweißer Reinigkeit und Unschuld der heilige Hieronymus so viel Schönes zu sagen weiß. Sie sehen sie vielleicht schon in einem schwarzbekleideten Cabinet, an einem Tische von Ebenholz sitzend, mit einem Crucifix, einem Todtenkopf und einer Sanduhr vor ihr, sich im Leben der heiligen Katharine von Siena vertiefen, und wenn sie zuweilen aus ihrer Entzückung erwacht, mit andächtigem Blick ihre himmlische Miene im Spiegel beobachten. Aber das ist es nicht, mein Herr. Aspasia liebt blos ihre Unabhängigkeit und kann sich nicht entschließen, die Meisterschaft über ihre Person, ihre Neigungen, ihre Zeit und ihr Vermögen einem Mann abzutreten, er möchte auch sein, wer er wollte. Denn sie hat nie einen Karl Grandison angetroffen und sucht auch keinen unter dem Monde. Sie ist so weit von einer Nonne entfernt, daß sie vielmehr mitten in der großen Welt lebt, ohne mit starken Banden an dieselbe gebunden zu sein. Sie hält sich viel in der Stadt auf, besucht den Hof und ist häufig in den Assembleen anzutreffen. Sie kennet die Welt und ergetzt sich mit ihr, ohne ihre Gemüthsruhe oder ihre Freiheit aufs Spiel zu setzen. Alle Leute von feiner Lebensart halten ihren Umgang für ein Glück, aber Niemand stört sie, wenn sie allein sein will, welches gewöhnlich auf dem Lande geschieht. Sie liebt die unschuldigen Ergetzungen mehr aus Geschmack als aus Leidenschaft. Sie liest viel und lebt nur darum in einer größern Sphäre, um Beobachtungen zu machen und im Stillen Gutes zu thun.

Eine immer heitre und muntre Temperatur des Leibes und des Gemüths hat sie jederzeit vor Leidenschaften bewahret, die ihrem Ruhm oder ihrem Entschluß nachtheilig werden konnten. In jüngern Jahren mag sie einige Fehler gehabt haben, die bei ihrem Geschlecht von der Jugend und Lebhaftigkeit des Geistes unzertrennlich scheinen; aber die Erfahrung und der Umgang mit ihrem Bruder haben sie zeitig genug gesetzt gemacht. Ich glaube, daß ihre strengsten Tadler schwerlich etwas Anders an ihr auszusetzen haben, als daß sie die Pracht liebet und ihrem Geschmack für schöne Gebäude und Meisterstücke der Malerei, wie es Vielen scheinen wird, allzu viel nachhängt. Ich werde Sie einmal in ihr Landhaus führen, um Ihnen zu zeigen, daß sie einen sehr guten Geschmack hat."

„Ich erlaube ihr dieses viel lieber," sagte ich zu Nicias, „als wenn sie sich selbst auf eine so romanhafte Art, wie Sie vorhin phantasirt haben, lebendig begraben wollte, um die Maria Magdalena zu spielen, ohne wie diese eine Sünderin gewesen zu sein. Denn wär' es nicht unverantwortlich, wenn sich eine Person der Gesellschaft entziehen wollte, die eine so schöne Rolle in derselben zu spielen weiß? Aber ich sehe, daß wir keine Ursache haben, ihretwegen in Sorgen zu stehen."

„Nichts weniger," versetzte Nicias; „Aspasia hat einen aufgeklärten Geist, welchem es leicht ist, in einem fröhlichen und sanften Temperament die Oberhand zu behalten. Sie kann eine Elisa Rowe bewundern, ohne die zweite Rowe aus sich selbst erzwingen zu wollen."

„Sie sagen sehr recht, erzwingen, Nicias; denn es muß, dünkt mich, allemal ein affectirtes, steifes und hartes Werk herauskommen, wenn Jemand das Eigene in einem seltsamen Charakter copiren will. Eine Rowe ist eine Schönheit in der moralischen Welt; aber wenn Aspasia eine Rowe sein wollte, so hätten wir eine schlechte Copie mehr und ein schönes Original weniger. — Doch ich will Sie nicht mit meinen Einfällen aufhalten. Ich bin begierig, nun auch Ihren Theages zu kennen, nachdem Sie mich mit seiner Schwester bekannt gemacht haben." — „Sie müssen noch ein Wenig Geduld haben," sagte Nicias, „und mich dem Geiste der Erzählung überlassen, der jetzt auf mich gekommen ist, und welcher gleich dem Sancho Pansa augenblicklich aus dem Zusammenhang kommt, wenn man ihm einen andern Gang vorschreiben will, als den er selbst zu nehmen gesonnen ist." — „So reden Sie denn

immerfort, Nicias; Sie hätten Sich keinen bessern Zuhörer wünschen können als mich; ich bin nie geschickter gewesen, meine Seele ins Ohr zusammzuziehen, als seitdem wir in dieser Laube sitzen."

„Ich hatte, seitdem ich aus Italien zurückgekommen war, das Schloß der Gräfin, welches in einer der annehmlichsten Gegenden liegt, nicht gesehen. Ich besuchte sie also daselbst und fand, daß sie große Veränderungen in den Gärten gemacht hatte, in deren Anlage sie einen feinen, wiewol ein Wenig romantischen Geschmack hat. Sie liebt in allen Werken der Kunst die Verhehlung der Kunst und eine gewisse Einfalt und angenehme Unordnung, welche sie den Werken der Natur ähnlich macht. Wenn man einen Hain von Fruchtbäumen, die in geraden Zeilen stehen, durchwandelt hat, steiget man an einem sanften Hügel in eine Wiese hinab, die mit allen Arten von Blumen und im Frühling ganz mit Hyacinthen, Violen und Tulpen besetzt ist. Eine Quelle schlängelt sich in hundert Wendungen durch diesen kunstlosen Blumengarten und schimmert lieblich aus den Blumen hervor. Aus dieser Ebne kommt man in eine andere Gegend, die einer Wildniß ähnlich sieht. Hier und da ragen bemooste Ruinen, Obelisken oder halb zerbrochne Statuen aus Gebüschen hervor. Die beiden Seiten dieser anmuthigen Wüste sind mit künstlichen Felsen eingefaßt, in welche Grotten eingehauen sind, in deren Eingang Nymphen, auf ihre Urnen gelehnt, hell rauschende Bäche ausgießen, die sich hier und da in kleine Seen sammeln, welche, mit kunstlosen Büschen umkränzt, von Schwänen und andern Wasservögeln bewohnt werden. Das Auge erstaunt in einem angenehmen Betrug, und man findet sich etliche Augenblicke fast genöthiget, die Fabeln der alten Poeten zu glauben, wenn man diese Nymphen in einer so einsamen und ehrwürdigen Gegend erblickt; denn ihre Locken scheinen zu flattern, und in ihrem Busen glaubt man das Leben wallen zu sehen — so geschickt hat der Künstler seine Idee dem Marmor einzudrücken gewußt. Endlich verliert sich der Spaziergang unvermerkt in ein Labyrinth von Rosengebüschen, welche in Wände gezogen sind, die einander unzähligemal durchkreuzen und in dem schönsten Monat des Jahres diesen Ort zu einem Paradiese machen. Da und dort laden uns hohe Lauben ein oder Grotten mit Marmorwänden, aus deren Ritzen Wasser hervorsprudelt. Die Nordseite des ganzen Gartens ist von einem

großen Tannenwald beschützt, aus dessen Zweigen die Melodien aller Arten von Gesangvögeln hervorschallen; eine Musik, die angenehmere Eindrücke auf mich macht als die künstlichen Triller und falsae voculae unsrer Sängerinnen. Ich weiß nicht, ob Ihr Geschmack hierin mit dem meinigen sympathisirt; für meinen Theil ziehe ich eine solche Lustgegend den prächtigsten Gärten vor und weiß mir nichts Angenehmers von dieser Art vorzustellen, es müßten denn die bezauberten Gärten der Armide sein, welche Tasso so unnachahmlich schildert; diese Inseln, „wo stehende Seen und flüssige Krystallen, Blumen, Kräuter und Bäume von aller Art, sonnige Hügel, beschattete Thäler, Haine und Grotten sich auf einmal in lieblicher Vermischung zeigten; wo die Kunst Alles that, ohne gesehen zu werden, wo die Natur selbst im Scherz ihre Nachahmerin nachahmte; wo die bezauberte Luft den Blumen eine unsterbliche Lebhaftigkeit gab, und wo bis auf die rauschenden Blätter der Bäume Alles musicalisch war und Liebe athmete". Das Bild, das ich Ihnen von Aspasia's Garten gemacht habe, ist nur sehr roh und eilfertig; und der wirkliche Anblick wird meiner Beschreibung ungeachtet allen Schein der Neuheit für Sie haben."

„Ich bin entzückt über Ihre Beschreibung," rief ich aus, „und Sie werden mir ein Wenig Zeit lassen müssen, wenn Sie gesonnen sind, mich wieder aus den Zaubergefilden, die ich ganz lebhaft vor mir sehe, herauszuführen. Mich dünkt, es schickte sich nirgends besser als in dieser schönen Einöde, in der Gesellschaft der Nymphen die Verwandlungen des Ovid oder den Roman des Bischofs Heliodor zu lesen; ja, ich wollte fast wetten, daß mich Schläfrigen selbst der poetische Geist überwältigen und zu einem Theokrit oder Geßner machen würde, wenn ich eine Weile einsam in dieser dichterischen Gegend herumirren würde. Aber wie ist es möglich, daß Aspasia einigen Geschmack an dem Aufenthalt in der Stadt haben kann, da sie die Besitzerin einer solchen Landgegend ist?"

„Sie hält sich meistens auf dem Lande auf, so lange die schöne Jahrszeit währet; und ich versichre Sie, daß sie sich das Vergnügen, das sie hier im Schooße der Natur finden kann, zu Nutze macht. Sie bringt wider die Gewohnheit und zur großen Aergerniß unsrer Damen ganze Morgen oder heitre Sommernächte in ihrer Einöde zu und belustiget sich

damit, die Betrachtungen, welche sie hier zu machen pflegt, oder vielmehr die Gedanken, die sich selbst anbieten und gesellig aneinanderreihen, zu Papier zu bringen. Sie würden Aspasia's Geist und Herz von einer sehr einnehmenden Seite kennen lernen, wenn ich Erlaubniß hätte, Ihnen etliche dieser Papiere zu zeigen. Wir wollen aber ein andermal sehen, was hierüber zu machen ist.

„Ich habe bereits der Neigung meiner Tante für Gemälde erwähnt. Sie besitzt eine Sammlung, die man in gewissen Stücken unvergleichlich nennen kann. Sie hat einen jungen Menschen, der einen seltnen Genie für diese liebenswürdige Kunst zeigte, auf ihre Kosten in Italien, Frankreich und den Niederlanden reisen lassen, woselbst er sich bis zu einem hohen Grade der Vollkommenheit geübt hat. Im Ausdruck der Gemüthsbewegung, deren Theorie er tiefer, als bei seinen Kunstgenossen gewöhnlich ist, studirt hat, besteht seine größte Stärke. Aspasia hat ihn deswegen zur Ausführung eines Vorhabens gebraucht, welches ihr Ehre macht, indem es zeigt, daß sie das Schöne und Gute für unzertrennlich hält. Sie hat die größten Personen der alten Geschichte, jede in der Handlung ihres Lebens, die ihr am Meisten Ehre macht, schildern lassen. Hier sehen Sie z. B. den sterbenden Sokrates; seine Miene drückt die heitre Gleichheit des Gemüths aus, welche diesen Weisen vor allen andern Sterblichen so kenntlich machte; seine Freunde stehen um ihn her und weinen, einige scheinen ihren Schmerz unterdrücken zu wollen, um ihm dadurch noch das letzte Vergnügen zu machen; er sieht sie mit tröstenden Blicken voll Freundschaft an, als ob er ihnen sage, daß er in ein Land reise, wo die Ordnung und die Tugend, welche er die unmündigen Einwohner dieser Erde gerne lieben gelehrt hätte, in ihrer Majestät und Schönheit herrschen. Es ist fast unmöglich, dieses rührende Gemälde bald zu verlassen, obgleich die Kunst in jedem andern gleiche Stärke bewiesen hat. Ein solches ist die Tafel, welche den jungen Scipio vorstellt, wie er der zärtlichen Umarmung zweier Liebenden zusieht, die er einander wiedergeschenkt hat. Das vollkommenste Vergnügen, der Gedanke, daß er durch seinen edlen Sieg über eine eigennützige Begierde Glückliche gemacht hat, athmet aus einem erhabnen Gesicht. Der Numidier, den die Menschlichkeit dieses jungen Römers so glücklich gemacht hat, kann sich nicht enthalten, einen Blick voll Bewun-

derung auf seinen Wohlthäter zu werfen; die Empfindung seines Glücks nöthigt ihn, auf Den zu sehen, dem er es zu danken hat; aber seine Geliebte ist jetzt keines andern Gefühls fähig als der Freude, ihren Geliebten wiedergefunden zu haben. Sie scheint mit ihm in einer Einöde allein zu sein; sie sieht nur ihn; man glaubt es dem Bilde anzusehen, daß es nur aus Freude sprachlos sei; aber desto mehr reden die Augen, deren mächtige Ausdrücke der Maler durch einen geheimen Kunstgriff im Colorit bis zum möglichsten Grade der Vollkommenheit nachzuahmen wußte. Auf diese Weise werden Sie, mein Freund, den Solon am Hofe des Krösus sehen, den Plato, wie er einen zornigen Menschen bestraft (Sie wissen, daß er es selbst war), die Panthea des Xenophon, wie sie dem Araspes mit der unverstellten Miene der Unschuld, in welcher sich ein Mitleiden ausdrückt, das mit Verachtung nüancirt ist, seine unedle Liebe verweiset; den Perikles, wie er voll Gemüthsruhe und mit der Majestät, die ihm den Namen Olympius verdiente, die Wuth des aufgebrachten Volks stillet und ihre dräuenden Mienen zusehends erheitert; es ist, als ob sie fühlten, daß sein Genius Gewalt über den ihrigen hat. — Mit dergleichen Schildereien ist eine große wohlerleuchtete Galerie auf beiden Seiten behangen. Einen andern geraumen Saal hat eben dieser Meister mit andern moralischen Geschichten angefüllet, deren jede eine Situation ausdrückt, die auch einem Dichter zu malen schwer wäre. Hier habe ich vornehmlich die Vorstellung des wollüstigen Jünglings bewundert, der durch die Beredsamkeit des alten Xenokrates, eines Schülers des Plato, fast in einem Augenblicke zu einem neuen Menschen gemacht wurde. Man sieht, wie die Empfindungen der Scham seinen Geist aus dem sinnlichen Schlummer erwecken; wie er große Entschließungen faßt, wie er mit Verachtung auf sein voriges Selbst zurücksieht und ganz erstaunt ist, daß er die Tugend, die er jetzt so schön findet, nicht eher gekannt habe. In einem andern ist der weise Kaiser von China Yao abgebildet, wie er auf Anrathen eines redlichen Ministers den klugen und rechtschaffnen Chun, ob er gleich nur ein Landmann war, zum Mitregenten macht. Die Majestät eines Vaters vieler Völker ist in der Person des Kaisers und eine unverstellte Tugend in dem Angesicht des Chun aufs Glücklichste ausgedrückt. Der Letztere scheinet mehr bekümmert als erfreut zu sein, da

er ein so wichtiges Geschäft übernehmen soll, für ganze Provinzen zu sorgen; doch sind in seiner nachdenkenden Miene etliche Züge, die ein mit Erstaunen vermischtes Vergnügen ausdrücken, als ob er über dem Gedanken, eine weitere Sphäre zum Wohlthun zu bekommen, alle Sorgen aus dem Gesicht verliere." —

„Ich bin erfreut," sagte ich, „daß Aspasia eine Idee, die mir schon oft vorschwebte, wirklich ausgeführt hat. Wie viel Vortheil könnte die menschliche Gesellschaft davon haben, wenn viele Liebhaber der Malerei einen so gesunden Geschmack hätten wie Aspasia! Denn ich sehe wohl, daß die Begierde zu gefallen die Künstler immer verleiten wird, wofern sich nicht der Geschmack der Leute bessert, denen sie gefallen wollen."

„Ich bin völlig Ihrer Meinung," fuhr Nicias fort, „was die Anwendung der schönen Künste betrifft. Gefallen soll niemals der Hauptzweck, am Allerwenigsten der einzige sein. Auf eine gefällige Art nützlich sein, ist das allgemeine Gesetz der schönen Künste. Niemand zweifelt an den guten Wirkungen eines Gedichtes, in welchem die Tugend in Beispielen sichtbar wird.*) Ein Gemälde, welches ein solches Beispiel darstellt, muß ähnliche Wirkungen thun. Wenn ich in der Galerie der Aspasia bin, glaube ich in einer majestätischen Versammlung der tugendhaftesten Menschen zu sein; ihre Bilder machen die gleichen Eindrücke, obgleich schwächer, die ihre lebende Gegenwart machen würde; und indem ich mich bei der Betrachtung eines einzelnen Stücks verweile, entwickeln sich eine Menge von Empfindungen und Gedanken, welche die Vorstellung des Malers ergänzen und, mit derselben

*) Diese Materie, worüber der Verfasser damals noch wie Bodmer dachte, ist seitdem durch schärfere und nicht so persönlich dabei betroffene Denker in das gehörige Licht gesetzt worden. Ein Gedicht, in welchem die Tugend in Beispielen sichtbar wird, kann auf zweierlei Art gute Wirkungen (wie es hier genennt wird) thun: entweder durch die bloße Kraft der Beispiele selbst, und in diesem Falle kommt nichts auf die Rechnung des Dichters als die Wahl seines Stoffes, durch welche allein er weder ein Dichter noch ein vortrefflicher Dichter wird; oder durch den Reiz der Dichtkunst, d. i. die Schönheit des Gedichtes an sich selbst, und diese ist von der Wahl des Stoffes und der sittlichen Güte oder Nützlichkeit desselben unabhängig. Ein Kunstwerk hat als solches seinen Zweck in sich selbst; es verdient diesen Namen nur oder ist nur alsdann, was es seiner Natur nach sein soll, wenn es schön ist; ob und inwiefern es auch nützlich sein soll, wird durch ein anderes Gesetz bestimmt, von welchem zwar der Gebrauch der Kunst, aber nicht die Kunst selbst abhängt.

zusammengenommen, einen stärkern Effect machen, als irgend eine Poesie allein zu thun vermögend wäre. Ich bin der Meinung, daß eine Sittenlehre in allegorischen Gemälden nach der Idee, die Shaftesbury in seinem Briefe über die Wahl des Hercules davon giebt, ein vortreffliches Mittel wäre, den Geschmack und das Herz der Jugend zu bilden.*)

„Aber wir haben jetzt keine Zeit, uns auf diese Nebenzweige meiner Erzählung herauszulassen. Ich muß Ihnen nur noch sagen, daß Theages auch ein Apelles ist, ein eigentlicher Apelles, der in Allem dem, was das Wort Grazie bezeichnet, wie jener griechische Correggio ganz eigen und unvergleichlich ist. Er hat dies nirgends besser zeigen können als in einem Gemälde, welches die Grazien selbst vorstellt und die schönste Zierde des Cabinets der Gräfin ist. Die Erfindung ist so geistreich als die Ausführung bewundernswürdig. Es scheint, der philosophische Maler habe seine Idee völlig erhascht und den Cicero widerlegt, der es für unmöglich hält, das Bild von der Vollkommenheit, welches einem arbeitenden Dichter, Maler oder Bildhauer vor dem Gemüthe schwebt, in seiner ganzen Schönheit außer sich hervorzubringen. Diese Grazien geben sich beim ersten Anblick durch die namenlose Empfindung zu erkennen, welche die bescheidne Anmuth in Seelen von zartem Gefühl zu erregen pflegt. Sie sind ganz blühend, ganz Leben, ganz Seele und Geist. Die aufrichtigste Unschuld und eine naive Güte, der man sein Herz nicht versagen kann, athmet in ihren Mienen. Ein sanft wallendes Gewand (man glaubt es wallen zu sehen) umschattet gleich einer Silberwolke ihre keusche Schönheit und erhöhet den Eindruck derselben unendlich weit über die unreservirten Venusbilder, welche alle ihre Reizungen so wohlfeil auskramen, daß sie nichts zu errathen übrig lassen. Eine jede dieser Grazien drückt etwas Eignes aus. Die eine scheint die Freudigkeit der jugendlichen Unschuld abzubilden; sie gleicht in ihrer ganzen Person einer frischen Rose, die sich in der Morgendämmerung zu öffnen anfängt, und lächelt dem Frühling, der rings um sie aufblüht, mit heitern Blicken entgegen. Eine andre stellt die Sittsamkeit vor. Die Farbe, welche an An-

*) Um diesen Zweck erreichen zu können, müßten solche Gemälde in einem ungewöhnlich hohen Grade vollkommen sein, bedürften gleichwol eines sehr scharfsinnigen Sokratischen Mentor's zum Ausleger und würden — am Ende doch nur wenig Frucht bringen.

muth alle andern Farben in der Natur übertrifft, die holdselige Röthe, die durch eine Vergleichung mit der Rosenfarbe verdunkelt würde, tuscht ihre sanften Wangen auf eine so feine Art, daß man fast böse auf den Künstler werden möchte, daß er so kühn gewesen, der Natur so genau nachzuahmen, da er nicht fähig war, ihr das Wenige zu geben, was ihr noch zum Leben zu fehlen scheint. Ihre Miene drückt die Empfindung einer innerlichen Würde aus, welche ihr immer leise zulispelt, nichts zu thun oder zu leiden, was dieselbe verdunkeln könnte. Die dritte lächelt uns mit einer so sanften und offenherzigen Güte an, und es ist etwas so Aufrichtiges und Anziehendes in ihrem Lächeln, daß ich keinen Namen für das, was sie ausdrückt, finden kann. So, glaube ich, hat Clarissa Harlowe Allen gelächelt, in denen sie Züge des göttlichen Bildes erblickte, allen Tugendhaften, Allen, die Trost oder Aufmunterung nöthig hatten, aber keinem Lovelace. Vergeben Sie mir, daß ich so viel von diesen Bildern schwatze; ich habe mich stundenlang bei ihnen verweilt, ohne mich satt zu sehen. Ich nenne sie die moralischen Grazien. Guido Reni hätte sie vielleicht auch malen können, aber nur Theages konnte sie denken.

„Aspasia war sehr vergnügt über den Eindruck, den die Grazien auf mich machten. „Diese verdienen“, sagte sie, „eigentlich den Namen des Widerscheins der innerlichen Güte einer menschlichen Seele; ohne sie ist Schönheit ein lebloses, unvollendetes Bild; durch sie ist auch ein verwelktes Augesicht lieblich. Die wenigsten von unsern Schönen wissen etwas von diesen Grazien, und die wenigsten Liebhaber haben Augen und ein Herz für sie. Würde Thomson's Lavinia den Beifall unsers Weltalters erhalten? Ich will gütig sein und vielleicht sagen. Aber wo sollen wir sie finden, um die Probe zu machen? Und doch sind diese Annehmlichkeiten, die uns zu Bildern der Engel machen könnten, in der Anlage der weiblichen Natur. Aber sie werden von Zwang, von Affectation, von Leidenschaften ausgelöscht. Lehrt man uns das, was wir sein sollen? Man überläßt eine Natur, die der sorgfältigsten Pflege bedarf, sich selbst und dem Zufall, und dann künstelt man, wenn wir schon verdorben sind, so lange an uns, bis wir uns selbst nicht mehr ähnlich sehen. Glauben Sie mir, Nicias, ich habe die liebenswürdigsten Kinder gesehen, die anmuthigsten Gesichter, aus welchen eine Seele lächelte, die jeder moralischen Schönheit fähig war, und in weniger als

funfzehn Jahren waren sie — in eine Gattung hübscher Affen ausgeartet. Das vermag unsre Erziehung! Aber Sie werden bald ein Geschöpf sehen, welches das Urbild aller dieser Grazien ist, und an welchem sich zeigt, was eine Erziehung, die nach den Winken der Natur eingerichtet ist, vermag." — „Reden Sie im Ernst, Aspasia? Reden Sie von einem wirklich lebenden Geschöpfe?" fragte ich ganz hitzig; „wo ist sie, wie haben Sie mir eine solche Seltenheit so lange mißgönnen können, da Sie mich inzwischen bei todten Nachahmungen aufhalten?" — „Ich hätte fast Lust," versetzte sie, „mich mit ihrer hitzigen neugierigen Ungeduld lustig zu machen. Aber ich kann nicht unbillig sein und Ihnen verdenken, daß Ihre Seele so schnell von gemalten Grazien wegflattert, sobald sie von einem wirklichen Original derselben höret. Haben Sie nur Geduld und sehen Sie inzwischen diese Schattenbilder an, bis wir etwan einmal die Nymphe oder Sylphide, welcher sie nachgeahmt sind, an einem schattichten Brunnen schlafen finden oder aus einer goldenen Abendwolke, von Zephyren getragen, herabsteigen sehen." — Hiermit mußte ich mich begnügen (fuhr Nicias fort), und ich konnte weiter nichts aus ihr herausbringen, so sehr ich auch bat. Rathen Sie, ob ich nicht wieder zu meinem Gemälde zurückgekehrt sei und es mit einem neuen Vergnügen, mit scharfsichtigern Blicken und mit geheimen Wünschen angegaffet habe."

„Sie haben mich, lieber Nicias (sagte ich), beinahe ebenso neugierig und ungeduldig gemacht, wie Sie es damals waren. Ich will mich aber selbst zur gelassenen Erwartung anhalten. Meine Seele arbeitet noch, diese liebenswürdigen Grazien ihrem Platonischen Erfinder nachzumalen. Mich dünkt jetzt, ich erblicke darin schon so viel, daß ich die ersten Züge von dem Charakter Ihres Theages machen könnte. Ich weissage mir schon, obgleich nur in einer angenehmen Verwirrung unentwickelter Ideen, wie Theages von Schönheit und Liebe reden wird. Er wird nur die Natur, die unverdorbene Natur schön nennen, und seine Liebe wird Tugend sein, die Tugend in ihrer eignen Gestalt; denn die meisten Sittenlehrer haben sie uns übel zugerichtet."

„Sie haben glücklich gerathen," sagte Nicias, „wie Sie hören werden, wenn Sie mich jetzt mit Aspasien zu ihrem Bruder begleiten. Theages hatte uns wissen lassen, daß ihm unser Besuch angenehm sein würde. Wir machten uns an einem

schönen Abend auf den Weg und fuhren über eine Stunde durch eine Allee von Linden und Kastanienbäumen, welche uns endlich in eine Gegend brachte, die einer anmuthigen Wildniß gleich sah. Sie ist an eine Wand von hohen Felsen angelehnt und auf beiden Seiten mit Hügeln und Gehölzen umgeben. Ueberall herrschet eine Miene des Alterthums, die etwas Festliches und Ehrwürdiges hat. Eine sanfte Anhöhe ließ uns in eine geraume Ebne hinab, welche, ohne einige Spuren von Kunst zu verrathen, einem selbstgewachsenen Paradiese gleich sieht. Hier kam uns Theages ganz allein entgegen. Ich konnte mich nicht mehr erinnern, ihn jemals gesehen zu haben. Dieses machte, daß ich ihn mit einer Art von angenehmer Erstaunung ansah, als ob ich unverhofft einen Verwandten gefunden hätte, der mein Freund hätte sein müssen, wenn wir einander gleich ganz fremde gewesen wären. Ich habe nie eine sanftere Leutseligkeit mit so viel Hoheit und so schönen Zügen des ernsten Tiefsinns untermischt gesehen als auf seinem Gesicht. Er schien über mich vergnügt und betrachtete mich von Zeit zu Zeit mit großer Aufmerksamkeit. Unsre Gefühle leiteten uns unvermerkt auf die Schönheit der einfältigen Natur, welche in einer reizenden Nachlässigkeit vor uns ausgebreitet lag:

Um und um lagen die Hügel in lieblicher Abenddämmrung,
Gleich als wären sie neuerschaffen und blühend wie Eden.

„Theages sagte uns, daß er sich nie geistiger und zum Denken aufgelegter finde als in den Spaziergängen, die er an jedem heitern Tag zur Zeit der Morgen- und Abendröthe auf den umher verbreiteten Hügeln anstelle. Weil aber sein Vergnügen mangelhaft sein würde, wenn er nicht einen jeden schönen Gedanken, der ihm begegnet, eine jede Quelle von Betrachtungen oder frohen Empfindungen, die er aufgespürt, mit Jemand theilen könnte, so nehme er entweder seine Pasithea mit, oder wenn er allein sei, lade er die Unsichtbaren zu seiner Freude ein und bespreche sich, wiewol in keiner bekannten Sprache, mit den ätherischen Geistern, welche unbemerkt um die Menschen schweben, und mit denen es seiner Meinung nach möglich sei, ein gewisses Verständniß zu unterhalten.

„Ich war gesinnt, ihn um eine Erklärung über diesen sonderbaren Artikel zu bitten. Wir waren aber indessen an den Eingang der Einsiedelei gekommen, wo sich Theages in den schönsten Monaten des Jahres aufzuhalten pflegt. Diese

seltsame Wohnung ist ein pyramidalischer Felsen, der in viele Gemächer und Säle ausgehauen ist. Man steiget durch eine breite steinerne Treppe zuerst in einen geraumen Saal, der an jeder Seite ein Cabinet hat, welche ohne Spiegel, ohne die kostbaren Möbeln, die man in den Zimmern der Reichen zu sehen gewohnt ist, auf eine sehr angenehme Art mit Gemälden aus allen Reichen der Natur und mit wirklichen Naturalien ausgeschmückt sind. Aus diesem Stocke steigt man in einen höhern, wo die gewöhnlichen Wohnzimmer des Theages und seiner jungen Tochter sind. Die Spitze der Pyramide ist eine Grotte, aus allerlei Arten von Minern, Krystallen und Muschelwerken zusammengesetzt. Allenthalben sprudelt Wasser aus den Ritzen des Krystalls und den Muscheln hervor, welches sich zuletzt an einem verdeckten Ort sammelt und aus der Urne einer marmornen Nymphe sich von der linken Seite des Felsen in einen gepflasterten Teich stürzt, der von Schwänen bewohnt wird.

„Theages, der von Jugend an einen besondern Geschmack an der Einsamkeit und dem betrachtenden Leben hatte und immer ein Verächter prächtiger und gekünstelter Vergnügungen gewesen war, hat sich seit dem Tode einer geliebten Gemahlin diese Gegend ausgewählt, um daselbst in einer zu seinen Absichten bequemen Einsamkeit die einzige Tochter, die ihm von seiner Geliebten übrig war, nach einem Plan zu erziehen, den er der Natur selbst abgelernt hat. Er fürchtete sich nicht, daß sie menschenfeindlich und leuteschen sein möchte, wenn er sie künftig in einem reifern Alter nach und nach in die Gesellschaft einführen würde. Eine der Natur gemäß gebildete Seele ist lauter Güte, Aufrichtigkeit und Liebe; und wenn sie in dem, was ihre jetzigen und künftigen Verhältnisse mit sich bringen, unterwiesen ist, so mangelt ihr nur noch eine gewisse Weltklugheit, ohne welche freilich auch das beste Herz und der aufgeklärteste Geist zur Schmach dieser seltsamen Geschöpfe, die man Menschen nennt, nicht ruhig unter ihnen leben könnte. Aber diese politische Tugend, die im wahren Stande der Natur keinen Platz hätte, läßt sich am Bequemsten lernen, wenn die nöthigere Arbeit schon gethan ist und die Grundsätze, durch welche der Mensch seine wahre Gestalt, Symmetrie und Vollkommenheit erhält, schon eingewurzelt und Gewohnheit worden sind. Ich bin nachher völlig überzeugt worden, daß die Methode des Theages, seine Tochter zu erziehen, so selt-

sam sie ist, seinem Zweck entsprochen hat. Wir wollen aber Alles, was dahin gehört, auf eine andere Gelegenheit verweisen. Ich mußte jetzt nur Erwähnung davon thun, damit Sie nicht den Theages für einen phantastischern Menschen ansehen möchten, als er in der That ist."

„Ich gestehe Ihnen," sagte ich, „daß ich noch nicht mit Ihrem Theages zufrieden wäre, so ein vollkommner Platonist er auch sein möchte, wenn Sie mir nicht sagen könnten, daß er seine innerliche Vortrefflichkeit in einem derselben angemessenen Kreise von Thätigkeit offenbarte. Denn große Geister sind nach meinem Begriff den Sonnen ähnlich, von denen die Welt Licht und segensvolle Einflüsse zu erwarten berechtiget ist. Ich stoße mich nie an dem Ungewöhnlichen. Sein Geschmack an dem einsamen Leben, seine romantische Wildniß, seine Grotten und seine geheimen Verbindungen mit den Bewohnern des Aethers fallen, an sich selbst betrachtet, so wenig in eine vernünftige Censur als die Farbe der Kleider, die er trägt, die Speisen, die er vorzüglich liebt, oder die Melodien, die ihm am Angenehmsten sind. Es muß einem Jeden erlaubt sein, mehr Geschmack an dem Sausen eines vom Winde bewegten Tannenwaldes als an dem Gerassel der Carrossen zu finden; lieber Kräuter und Blumen als einbalsamirte Stutzer zu riechen und den Waldgesang einer Grasmücke dem künstlichen Gesang einer Astroa vorzuziehen. Kein Sittenrichter, kein Sokrates darf mich zur Rede stellen, wenn mein Auge sich mit größerm Vergnügen bei der sanftern Schönheit einer Blonden als bei den lebhaftern Reizen einer Brünetten verweilet; aber er dürfte es, wenn ich so viel Geschmack an irgend einem Frauenzimmer fände, sie möchte nun blaue oder schwarze oder gar Augen von allen Farben haben, wie die vergötterte Hortensia des St. Evremont, daß ich meine übrigen Verhältnisse darüber versäumte. Und dies ist es eigentlich, worin ich Ihren Theages kennen möchte. Die Gesellschaft hat Ansprüche an jedes ihrer Mitglieder. Diese müssen dem eignen und persönlichen Geschmack nicht aufgeopfert werden, ob sie gleich eine gewisse Farbe von ihm bekommen mögen. Oder wäre es billig, bei lebendigem Leibe die Menschen zu verlassen, um mit Sylphen und Sylphiden Umgang zu pflegen?"

„Ich verstehe Sie," sagte Nicias. „Sie wollen meinem Philosophen nicht erlauben, nur ein Einsiedler zu sein. Sie werden hören, daß sein ganzes System auf unmittelbare Ver-

bindung der Ideen mit der Ausübung hinausläuft. Und ich kenne keinen Philosophen, dessen Leben allein so hinlänglich wäre, sein System bekannt zu machen, als den Theages. Meinen Sie denn nicht, daß er der Welt einen wichtigen Dienst thue, wenn er ihr eine Clarissa oder Henriette Byron erzieht? Mit welch einer Schönheit vermehrt er die Welt! Wie viel moralisches Gutes wird eine solche Person in die menschliche Gesellschaft bringen! Wie viel wird ihr Beispiel wirken! Ist es zu viel, wenn ich sage, daß Derjenige, der eine Clarissa gebildet hat, sich Menschen und Engel verbindlich macht? Denn muß es nicht eine der größten Glückseligkeiten sein, ihr Gemahl, ihr Sohn, ihr Freund oder ihr Schutzgeist zu sein?"

„Ohne Zweifel," versetzte ich. „Aber erlauben Sie mir doch zu sagen, daß es zwar für die vortrefflichste Frauensperson genug gethan wäre, wenn sie der Welt eine Clarissa nachgelassen hätte, aber daß wir mit Recht mehr von einem Manne fordern. Denn worauf gründen sich die Vorzüge, die wir vor dem andern Geschlecht behaupten, als auf einen weitern Umkreis unsrer Geschäftigkeit und eine allgemeinere Beziehung auf das Ganze? Oder wozu soll sonst die ausgebreitete und aufgeklärte Erkenntniß und diese Stärke des Gemüths, deren wir uns rühmen, und die uns in den engen Grenzen eines einsamen und speculativen Lebens wenig nöthig ist?"

„Glauben Sie nicht," sagte Nicias, „daß Diejenigen unter die größten Geister gehören, welche, ohne Geräusch zu machen, und ich möchte fast sagen, unsichtbar und unbemerkt, gleich den guten Engeln das Gute aus Neigung befördern, ohne daß sie nach dem Ruhm schnappen, der schon manche kleine Seele aufgeschwellt und zu Thaten veranlaßt hat, die man in Absicht ihrer Folgen gut heißen kann, ob sie es gleich nicht wegen des Beweggrundes gewesen sind? Ich kenne den Theages als einen solchen verborgenen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts. Ich will jetzt nicht von der schönen Ordnung sagen, die er in der Verwaltung seiner ansehnlichen Ländereien gemacht hat; von seiner Leutseligkeit gegen seine Unterthanen, welche er in eine so gute Verfassung gesetzt hat, daß er selten Gelegenheit hat, sie durch Wohlthaten zu verbinden; von seiner Sorgfalt, ihnen weise Lehrer zu geben, welche die Kunst verstehen, auf eine Sokratische Art Thiere mit menschlichen Fähigkeiten zu wirklichen Menschen zu bilden.

Alles dies hat er schon vor langer Zeit auf solche Weise angeordnet, daß es ihm jetzt keine Mühe macht, es zu unterhalten. Er hat verschiedene geschickte Künstler an sich gezogen und auf eine vortheilhafte Art in seinen Herrschaften gesetzt. Er hat jungen Leuten, denen nichts als eine unverschuldete Dürftigkeit im Wege stand, sich hervorzuthun, auf seine Kosten Gelegenheit verschafft, sich in demjenigen, wozu sie das meiste Geschick hatten, vollkommen zu machen. Tugend und Fleiß sind seiner belohnenden Aufmerksamkeit gewiß. — Ich sehe in Ihrer Miene, mein Freund, daß Sie einen solchen Eremiten bewundern. Aber das ist noch nicht Alles. Er hat ehemals auf Reisen mit jungen Leuten von Stand und vorzüglicher Hoffnung in verschiedenen Ländern eine genaue Bekanntschaft errichtet; er unterhält dieselbe durch Briefe, er nimmt ingeheim an allen ihren Unternehmungen Theil, und viele edle Thaten sind ursprünglich seine Eingebungen gewesen. Dies ist etwas von dem, was Theages thut, welcher so schön denken und reden kann. Vielleicht kann Ihnen dieses Beispiel dazu dienen, daß Sie nicht allzu eilfertig über Leute urtheilen, die in einer gewissen Entfernung weniger scheinen, als sie sind. Einige schimmern weit umher und blenden und rasseln mit ihren Thaten; die Besten sind vielleicht Diejenigen, deren schönste Seite nur sehr wenig bekannt wird, weil sie ohne Absicht auf Vortheil oder Ruhm ihre Lust daran finden, das Gute zu befördern, und das bei tausend Gelegenheiten, die Andre entwischen lassen, und auf eine Art, die nicht in die Augen fällt. Vielleicht hat es mit der moralischen Schönheit die gleiche Bewandniß wie mit derjenigen, welche unsern Mädchen den Spiegel so beliebt macht. Eine Schönheit, die beim ersten Anblick außer sich setzt und dem Herzen so zu sagen Gewalt thun will, macht selten dauerhafte Eindrücke; sanfte Züge und sittsame Annehmlichkeiten, die sich erst nach und nach entdecken, nehmen langsam ein und gefallen immer. Ich weiß, daß Ihnen jetzt Theages größer vorkommen wird als alle seine kriegerischen und politischen Ahnen, ob er selbst gleich weder Lorbeern noch Ordensbänder aufzuweisen hat."

Ich bezeugte ihm, wie Sie leicht erachten können, daß ich den Theages verehre, und nichts mehr von ihm zu fordern habe. Ich finde in der That, daß wir sehr geneigt sind, von Andern viel zu fordern, damit wir selbst desto weniger thun müssen. Aber wie wird es uns Andern gehen, wenn von uns

nur der vierte Theil von dem, was dieser sonderbare Einsiedler thut, verlangt werden sollte?

Wir kamen nunmehr in den Gleis unserer Erzählung zurück. „Theages," so fuhr mein Freund fort, „zeigte uns, weil es noch heiter genug war, seine Felsenwohnung, deren hintre Seite mit großer Arbeit ausgebrochen und zu einem Garten geebnet ist, wo er Blumen und fremde Gewächse zieht, die alle von seiner eignen Hand gepflegt werden. Er hat dieses Werk durch eine Anzahl starker Leute verrichten lassen, die er in seinem Gebiet müssig fand und durch diese Probe zur Arbeit angewöhnen wollte, bis er etwas Anders für sie ausgefunden hätte. Ueber der Tafel machte ich eine neue Beobachtung. Theages hat nur die unentbehrlichste Bedienung in seiner Einsiedelei, und diese besteht aus lauter stummen Personen. Die Ursache dieser Seltsamkeit erfuhr ich nachher, da mir Theages erzählte, wie er seine Tochter erzogen habe, welche sich eben jetzt auf einem benachbarten kleinen Gute einer Frau von sehr vorzüglichen Verdiensten befand, die mit zwei wohlerzogenen Töchtern daselbst ein glückliches und mit Wohlthun beschäftigtes Leben führt. Diese gottselige Dame und die Gräfin Aspasia sind die Einzigen, denen Theages seine Tochter zuweilen anvertraut, bis er es gut finden wird, sie nach und nach in einem größern Zirkel bekannt zu machen. Wir Drei machten also die ganze Gesellschaft aus. Die Gräfin machte sich nach ihrer Gewohnheit über sein Einsiedlerleben lustig und sagte, daß sie einer Philosophie nicht recht traue, die nicht herzhaft genug sei, sich mitten in der großen Welt zu behaupten. Ich sagte ihr: daß das, was sie einen Mangel an Herzhaftigkeit nenne, vielleicht eben eine Wirkung der wahren Philosophie sei, welche nicht mache, daß man nichts fürchte, sondern daß man nur das fürchte, was wirklich fürchterlich ist. „Ich kann nicht sagen," versetzte Theages, „daß irgend ein Mißtrauen gegen die Stärke richtiger Grundsätze und gegen mein eignes nicht ungeprüftes Herz mich gewissermaßen von der Welt entfernet habe. Es ist vielmehr außer einer noch höhern Absicht ein besonderer Geschmack, dem ich ohne Versäumung meiner Pflichten folgen zu können glaubte. Ich bin nie Stoiker gewesen und glaube nicht, daß ich in allen Umständen gleich glücklich sein könnte. Ich habe diese Lage ausgewählt, weil sie sich zu meinen Ideen am Besten schickt, und ich bin gar nicht ungeneigt, Ihnen, mein Herr, diese

Ideen zur Prüfung vorzulegen. Ohne Zweifel würde das die beste Erklärung über meine Lebensart sein, die Ihnen eigensinniger vorkommen mag, als sie in der That ist.“

„Ich sagte ihm, daß das Wunderbare und Ungewöhnliche, mit einem Anschein des Guten verbunden, allezeit etwas Anziehendes für mich gehabt habe, und daß meine Seele sich voll Verlangen seinen Reden eröffnen werde, wenn es ihm gefallen wollte, eine so gütig erweckte Hoffnung zu erfüllen.

„„Erlauben Sie mir,“ fuhr *Theages* fort, „einige Schritte mit Ihnen in die Jahre zurückzuthun, da meine Seele anfing, sich selbst für einen wichtigen Gegenstand ihrer Gedanken zu halten. Dieses geschah erst, nachdem sie eine Art von Streiferei durch die ganze Welt der Geschöpfe, denen sie sich am Aehnlichsten fand, gethan hatte. Die Anmerkungen, die sie auf dieser Reise machte, waren ihr zu den Betrachtungen nöthig, die sie bei ihrer Rückkehr in sich selbst anstellte. Hier that sie in einer feierlichen Stille die Frage an sich selbst: Was ist denn *das Letzte*, was alle diese Menschen, die ich in so großer Bewegung gesehen habe, suchen? Ohne Zweifel ist es die Glückseligkeit, die man gewiß nicht mehr, als sie es verdient, *sucht*. Eine Menge mannichfaltiger Empfindungen hat mich gelehrt, was Vergnügen ist. Aber ich habe keine Erfahrung von einem zusammenhängenden *Zustande* von Vergnügen, von dem ich mir gleichwol eine Vorstellung machen kann. ‚Ein *heitres* Vergnügen, ein *mäßiges* Vergnügen, ein Vergnügen *ohne Scham* oder *Reue*, ein Vergnügen, das *immer in meiner Gewalt* wäre‘, ein solches fehlt mir, und ehe ich das besitze, werd' ich mir die ekelhaften Gespenster, die man Schmerzen, Sorgen, Reue, Ueberdruß nennt, nie vom Halse schaffen können. Ich begreife nicht, daß meine Seele geschickt sein sollte, ein Bild der Glückseligkeit zu erfinden, welches nur dazu dienen müßte, ihres Unvermögens zu spotten und sie mit einer mehr als *Tantalischen* Qual durch den Anblick eines unmöglichen Gutes zu martern, welches sie immer umsonst zu besitzen wünschte. Tausend Begierden, das empfinde ich, flattern um alle Gegenstände, die mir vorkommen, herum und suchen dieses gewisse und bleibende Vergnügen. Diese Begierden können nicht bestimmt sein, immer zu flattern, immer nach Luft zu schnappen. ‚Es ist also möglich, die Glückseligkeit zu finden, deren Besitz sie zufrieden stellen wird.‘

„„Diesen Satz nahm ich für ebenso gewiß an als einen

andern, ‚daß es die allerwichtigste und nächste Angelegenheit des Menschen sei, sich glücklich zu machen‘. Aber ebenso gewiß fand ich, ‚daß es eine schwere Kunst sein müsse, glückselig zu werden‘, weil ich den größten Haufen des menschlichen Geschlechts vergeblich nach diesem Ziele rennen sah. Es begegneten ihnen wol ganze Schwärme von Freuden, die von ferne wie Glückseligkeit aussahen und von den Meisten auch dafür gehalten wurden; aber diese Freuden hatten alle die schlimme Eigenschaft der Statuen des Dädalus: sie liefen davon, ehe man sich's versah, und das, was ich suchte, sollte beständig und zuverlässig sein. Ueberdem waren mir die obgemeldten Gespenster, von denen ich alle Welt geplagt sah, ein sichres Zeichen, daß da, wo sie wären, keine Glückseligkeit sein könnte.

„„Ich fand aber bald, daß die Anmerkung, die ich auf meiner Streiferei gemacht hatte, vielleicht einen andern Grund als eine Schwierigkeit, die in dem Gegenstande selbst liegt, haben könnte. — Die Stimme der ganzen Natur, die mir Gott offenbarte, brachte mich unmittelbar auf den Gedanken: ‚in einer Welt, wo Gott gleichsam die Seele ist, müsse die Glückseligkeit für einen Jeden, dem die Natur ein Recht gegeben, sie zu verlangen, weder schwer zu erwerben noch weit zu suchen sein‘. Vielleicht, dachte ich, ist es eben die Leichtigkeit, glücklich zu werden, was den Menschen hinderlich ist. Vielleicht verführt sie ihre angeborne Neigung zum Glänzenden, zum Wunderbaren und Seltsamen. Den Meisten ist vielleicht die Einbildung, daß dasjenige, was sie glücklich machen werde, in die äußerlichen Sinne fallen müsse, im Wege. Ein Vorurtheil, welches sie verachten würden, wenn sie überzeugt wären, ‚daß ihr Geist, ihre Seele, das denkende Wesen in ihnen ganz allein und eigentlich sie selbst sei‘.

„„Dieser letzte Satz hatte mich sehr früh außerordentlich gerührt und nachdenkend gemacht, da ich ihn zuerst im Cicero las. Ich untersuchte ihn, so scharf ich konnte, und befand ihn wahr. Daher nahm ich als ungezweifelt an: ‚daß alle die Sachen, denen die Meisten den größten Werth beilegen, sinnliche Ergetzungen, Reichthum, Pracht, Ansehen, Gewalt, so lange gänzlich beiseite gesetzt werden und in keine Betrachtung kommen müßten, bis ich mich desjenigen, was mein wahres Selbst glücklich machte, versichert hätte‘. Alle diese flüchtigen Objecte, die nur gleichsam die Oberfläche der Seele

auf eine angenehme Weise berühren; die nur das Thier in eine zückende Bewegung von Freude setzen, aber nicht den Geist vergnügen, schienen mir zu der Absicht, wozu sie von den Meisten gesucht und gebraucht werden, nicht das Geringste werth zu sein.

„„Das, was ich aus allen diesen Betrachtungen folgerte, war dieses: daß ich mir vornahm, ‚die Kunst, glückselig zu sein, auf die ernsthafteste Weise zu studiren'. Hierin entfernte ich mich gänzlich von dem gemeinen Wege. Bei allem diesem unruhigen Verlangen nach Glückseligkeit wendet fast Niemand Zeit und Ernst auf eine gründliche Untersuchung dessen, was glücklich macht; aller Eifer wird auf die Erwerbung gewisser vermeinter Güter gewandt, aber zu untersuchen, ob diese Güter wirklich glückselig machen, dies hält man für eine unnöthige Mühe. Welche widersinnige Geschöpfe sind diese Menschen, die sich vernünftige Wesen nennen!

„„Ich beschloß, in dieser Bemühung die Weisesten zu Hilfe zu nehmen. Ich ging von einem Philosophen zum andern und fand, daß die meisten sich diese wichtige Sache nicht so angelegen sein lassen, wie sie das Ansehen haben wollen; es schien mir, als ob sie im Arme der eingebildeten pöbelhaften Glückseligkeit von der wahren nur träumten. Ich will Sie jetzo nicht in die besondern Umstände meiner Untersuchung verwickeln. Es mag genug sein, wenn ich sage, daß ich eine vorzügliche Neigung zu der Stoa gewann, welche mehr als irgend eine Schule der alten Philosophen mit Ernst sich um die Wissenschaft der Glückseligkeit bekümmert hat.

„„Ihr vornehmster Grundsatz, ‚Lebe der Natur gemäß', schien mir schon beim ersten Anblick die ganze Auflösung meiner Aufgabe zu enthalten. Es war nicht schwer, mich in diesem Gedanken bis zur völligen Gewißheit zu bestärken. Die Natur ist das, was uns fähig macht, den Endzweck unsers Daseins zu erfüllen; der Endzweck unsers Daseins ist eben das, was ich Glückseligkeit genennt habe; man muß also der Natur gemäß leben, um glückselig zu sein.

„„Die Stoiker beweisen hierauf, ‚daß Tugend die Vollkommenheit unsrer Natur sei; daß kein Mensch auf dem Erdboden lebe, der nicht, wenn er die Natur zur Führerin nehme, zur Tugend gelangen könne, und daß der Tugend zu einer vollständigen Glückseligkeit nichts fehle'. Keine unter allen Secten der Weisen hat sich mehr Mühe gegeben, die Natur

dessen, was recht oder unrecht, anständig oder unanständig ist, zu ergründen. Keine hat die Leidenschaften, welche sie für das größte Hinderniß der Tugend ansehen, genauer ausgeforschet. Keine hat den Weisen und Tugendhaften mit prächtigern Farben geschildert. Ihr weiser Mann ist nicht einmal minder als Gott, ja Seneca hat sogar das Herz, ihn über Gott hinaufzusetzen.

„„Aber eben dieses zeigte mir die schwache Seite dieser schwülstigen Sittenlehrer. Sie malen die Tugend in kolossalischer Größe und mit einem göttlichen Glanze umgeben; aber sie sind nirgends schwächer, als wenn sie zeigen sollen: ‚wie man sein Gemüth in eine Verfassung setzen müsse, in welcher es uns leicht und natürlich ist, die Tugend auszuüben'. Ich merkte bald, daß einer von ihren vornehmsten Sätzen, ‚daß man alle seine Güter in sich selbst suchen müsse', sehr weit von der Natur abweiche, und daß Selbstgenügsamkeit nur in Gott möglich sei. Ebenso wenig konnte ich die Unterdrückung des sinnlichen Theils unsers Wesens mit der Natur reimen. Ein Mensch, der ganz Vernunft, ganz Geist, ganz Gedanke ist, ist zwar ein stoischer Mensch in einer stoischen Welt; in der wahren Welt aber giebt es keine andern Menschen als (wie unser Haller sagt) Mitteldinge von Engeln und von Vieh.

„„Ich fand also die stoische Philosophie gar nicht den Schönheiten ähnlich, welche desto mehr gewinnen, je länger man sie betrachtet. Ich verließ diese geschminkte, in sich selbst verliebte Dame und schwärmte einige Zeit hin und her, bis ich zufälligerweise über das Gastmahl des Plato kam. Mit einem ungemeinen Vergnügen fand ich hier in dem Gespräche der Diotima mit dem Sokrates die lang gewünschte Auflösung meines Problems in einem System, welches mir zuweilen, wenn ich so sagen darf, geahnet, welches ich aber selbst nicht zu entwickeln vermocht hatte. Ich begab mich nun in die Unterweisung dieser tiefsinnigen Lehrerin der Kunst zu lieben und fand ihre Lehre so übereinstimmend mit der Natur, welche ich zur Führerin genommen hatte, daß ich den größten Grad der Glückseligkeit erreicht zu haben meinte, wenn ich nach ihren Vorschriften leben würde. Ich machte also durch die Ausübung die Probe über die reizende Philosophie. Ich beschloß, meine äußerlichen Umstände, wenn sie in meiner Gewalt wären, so einzurichten, daß sie mich in dem wahren

Leben nicht hindern könnten. Ich brachte meine Geschäfte in eine Ordnung, die mich von aller Unruhe befreit, und wurde gewissermaßen ein Einsiedler, ungeachtet ich viele Verbindungen mit den Menschen behielt, die ich mehr als alles Sichtbare liebe."

„Sie haben mich", unterbrach ich ihn, „sehr begierig gemacht, Ihre Philosophie genauer zu kennen, da Sie dieselbe eine Kunst zu lieben nennen. Diesem nach muß sie ein viel freudigeres und lächelnderes Ansehen haben, als sie in den Schriften unserer Schulweisen anzunehmen pflegt. Wie reizend muß sie sein, wenn man nur ein Liebhaber zu sein braucht, um ein Philosoph zu sein!"

„„In der That," versetzte Theages, „Sie haben dazu nur nöthig, ein Liebhaber zu sein, aber ein weiser und allgemeiner Liebhaber, ein Kenner aller Schönheiten, der seine Liebe nach den Graden des Schönen abwäget. Der Genius, welchen Plato zu einem Sohn des Porus und der Penia macht, ist von dem Cupido der spätern Dichter sehr verschieden. Dieser hat die Augen verbunden; Jener prüfet Alles mit dem inwendigen Auge, welches allein die wahren Proportionen und Schönheiten zu empfinden und zu bestimmen geschickt ist. Der Eine verwundet mit seinen Pfeilen; ja, nicht selten taucht er sie in ein Gift, welches den Verstand angreift und den Patienten in einen so seltsamen Zustand setzt, als wenn er von einer Tarantel wäre gebissen worden; in eine Schwermuth, die nicht anders als durch die Melodie mitleidiger tröstender Accente von den geliebten Lippen kann geheilet werden. Der Andere verwundet niemals; er erweckt keine andern Begierden, als die er befriedigen kann, und verdient daher in der That mit größerm Recht als der Bacchus der alten Poeten den Namen eines Gebers der Freude. Es ist wahr, beide Amorn haben Flügel; aber der Gebrauch, den sie davon machen, ist sehr ungleich. Der Eine flattert wie ein Schmetterling von einer schönen Figur zur andern; er setzt sich auf jede und genießt keine, weil in einem unbeständigen Gemüthe keine Neigung oder Empfindung, der Gegenstand derselben sei auch noch so vortrefflich, Festigkeit bekommen kann; der Andere hat nur Flügel, um sich aufzuschwingen, indem es seine Natur erfordert, sich nicht bei irdischen Farben und Gestalten zu verweilen, sondern durch die glänzenden Reihen immer höherer Schönheiten zu dem Urbilde dieses aus

der ganzen Schöpfung hervorstrahlenden Abglanzes hinaufzusteigen. Es ist keine längere Vergleichung nöthig. Sie sehen schon, daß Sie von unserm Platonischen Genius viel mehr Vortheile zu erwarten haben als von dem muthwilligen Knaben der Venus. Er mißt seine Freuden nicht tropfenweise zu, er reißt nicht in flüchtigen Entzückungen dahin, an denen der betäubte Geist keinen Antheil nimmt; seine Wirkungen sind ein Zustand der Heiterkeit und des sanften Vergnügens, eine angenehme Bewegung unsers ganzen Wesens, eine beständige harmonische Thätigkeit, in welcher sich die Seele von den Hefen der Sinnlichkeit immer mehr reiniget und freier, geistiger, engelähnlicher wird. Aber eben diese himmlische Natur des Platonischen Amor's wird ihm in dieser Welt, deren vornehmste Bewohner selbst größtentheils nur Thiere sind, niemals einen großen Anhang zuwege bringen; die Meisten werden allezeit derjenigen Liebe nachlaufen, die weiter nichts als Augen und Gefühl von ihnen verlangt."

„Ich gestehe Ihnen, Theages (sagte ich), daß ich recht begierig bin, mich unter die Fahne Ihres erhabenen Amor's zu begeben und in den Geheimnissen seines Dienstes unterrichtet zu werden. So furchtsam ich vor dem blinden Cupido bin, der seine goldnen Versprechungen mit Reue und Ueberdruß zu bezahlen pflegt, so getrost könnte ich mich diesem Ihrem guten Genius anvertrauen, der uns, wie es scheint, nicht durch bezauberte Gefilde und Labyrinthe erhitzter Begierden, sondern auf den einfältigen und anmuthsvollen Pfaden der Natur zur Glückseligkeit führen will. Gewiß ist er ein guter Engel, da er so wenig mißgünstig ist, uns andern Sterblichen die rechte Kunst zu lieben mitzutheilen, die ohne Zweifel unter den Olympiern, in den Auen des Friedens und den Tempeln der Harmonie in der größten Vollkommenheit ausgeübt wird."

„„Wie leicht sind wir doch zu gewinnen," sagte Aspasia lächelnd, „wenn man die Saite in unserm Herzen trifft, die am Liebsten angiebt. Nicias ist schon mehr als ein halber Platonist, sobald er gehört hat, daß Ihre Philosophie eine Kunst zu lieben ist. Ihr Amor steht ihm ungemein wohl an, weil Sie ihm eine Gestalt geben, welche seinen Ehrgeiz befriediget. Aber verlassen Sie Sich darauf, mein guter Nicias, die beiden Amorn sind einander nahe verwandt, und es ist schon oft geschehen, daß sie ihre Kleidung mit einander ver-

wechselt haben, und daß der leibhafte Cupido erschienen ist, das Wort zu halten, welches der Platonische Sylphe gegeben hatte. Ich rathe Ihnen, nicht allzu leichtgläubig zu sein. Zum Wenigsten versichre ich Sie, daß Sie bei Ihrem neuen System so viel Vorsichtigkeit nöthig haben werden als bei irgend einem andern. Denn der bemeldte Knabe der lächelnden Venus ist ein wahrer Proteus, der sich so gut in einen Platoniker als in eine Franciscanerkutte maskiren kann; und wenn er die Dame Phantasie auf seiner Seite hat (welches ihm ein Leichtes ist), so weiß ich nichts, was die beiden Schelme nicht ausrichten können. Was mich betrifft, ich habe immer die stoische Gleichmüthigkeit und Ruhe dieser seelenschmelzenden Zärtlichkeit vorgezogen, die vielleicht ihre eignen Vergnügen hat, und lebhaftere, als wir andern kalten Seelen kennen, aber wegen ihrer Empfindlichkeit auch tausend Qualen ausgesetzt ist, die um viel stärker verwunden als die Nadelstiche, welche das Horazische Mädchen ihrem Liebhaber giebt."

„„Wollen wir uns", sagte Theages lächelnd, „durch die Einfälle dieser lebhaften Dame furchtsam machen lassen? Sie hat immer einen kleinen Groll gegen das Wort Liebe gehabt, ob es gleich, selbst nach Luther's Urtheil, einen so süßen und lieblichen Klang hat, daß kein Wort in einer andern Sprache die angenehmste aller Gemüthsbewegungen so bedeutend ausdrückt. Aber glauben Sie mir, mit aller ihrer Gleichmüthigkeit, welche entweder eine Frucht unsrer Philosophie oder ein Phantom ist, würde sie es uns sehr übel nehmen, wenn wir glaubten, daß sie das nicht liebe, was ich Ihnen als den wahren Gegenstand unsers Herzens vorstellen werde. Die Liebe, die ich Sie lehren will, wird nichts Zweideutiges haben, sie wird im strengsten Verstande Weisheit sein. Die Heiterkeit der Seele, welche Aspasia so sehr liebt, ist ihre unausbleibliche Frucht; aber von einer eigentlichen Ruhe weiß sie nichts. Diese sehen wir als einen Tod der Seele an. Wir müssen immer in Bewegung, aber unsre Bewegungen müssen Harmonie sein. Das ist es Alles."

„Aspasia (erwiderte ich) hat mich nicht furchtsam gemacht; denn ich bin nie vermessen gewesen. Es wäre thöricht, in meinem Alter in Rücksicht auf den anmuthsvollen Betrüger, vor dem mich Aspasia warnet, unbewaffnet und sorglos zu sein, welches vielleicht in keinem Alter angehet; aber meine

Furchtsamkeit ist allezeit meine Sicherheit gewesen. Weil wir aber doch lieben müssen (denn sind nicht alle Neigungen Liebe?), so ist es besser, man lehre uns recht, was und wie wir lieben sollen. Und dieses erwarte ich von Theages, und ich bin ungeduldig nach der Erscheinung des Amor's, von welchem er mir eine so schöne Hoffnung gemacht hat. Können wir ihn nicht durch irgend eine Zauberformel oder geheime Ceremonien noch heute zu uns herunternöthigen?"

„„Ich hoffe," versetzte Theages, „Sie werden noch Geduld genug haben, den nächsten Morgen zu erwarten, wo wir auf jenem umschatteten Hügel unter dem erwachenden Schimmer der Morgenröthe am Geschicktesten sein werden, diese erhabnen Geheimnisse vorzunehmen. Daselbst werden wir, wofern wir ihn nicht sehen, zum Wenigsten Sie seine Gegenwart und ich seine Begeisterung empfinden."

Lady Johanna Gray,

oder

Der Triumph der Religion.

Ein Trauerspiel[1].

1758.

— — Frustra leges et inania jura tuenti
Scire mori sors optima! — —

---

1) Dies Trauerspiel erschien zuerst 1758 in 8°, Zürich bei Heidegger und Compagnie, unter dem Titel: „Lady Johanna Gray. Ein Trauer-Spiel von C. M. Wieland", mit obigem Motto und einem Vorbericht, in neuer Auflage ebendaselbst bei Geßner 1776, und wurde nachgedruckt 1774 im 14ten Bande des „Theaters der Deutschen", Königsberg und Leipzig. Die erste Ausgabe der Poetischen Schriften von 1762 brachte das Stück im dritten Bande unter dem von uns vorgedruckten Titel und mit einem anderen Vorbericht als der Originaldruck, die neue Auflage der Schriften von 1770 fügte zu diesem noch einen „Neuen Vorbericht" hinzu. Beide Vorberichte ließen die Werke fort. Der Text ist sowol in den Schriften als in den Werken, denen wir folgen, an einzelnen Stellen geändert. — A. d. H.

Personen.

Lady Johanna Gray.
Lady Suffolk, Mutter der Johanna.
Der Herzog von Suffolk, ihr Vater.
Der Herzog von Northumberland, ihr Schwiegervater.
Lord Guilford, Gemahl der Johanna.
Der Bischof Gardiner.
Sidney, Vertraute der Lady Johanna
Officiers und Leibwache.

Erster Aufzug.

Erste Scene.

Sidney. Lady Johanna Gray.

Sidney. Schon lange hallt das Innre des Palastes
Von klagendem Getön — Des Königs Schicksal,
Dein Schicksal, Albion, wird jetzt entschieden!
Wie bebt mein ahnend Herz! — Doch, seh' ich nicht
Des frommen Suffolk schöne Tochter
Und Guilford's Braut, die königliche Lady
Johanna Gray, sich nahn? — Ihr thränend Auge
Verkündigt eine böse Botschaft!

Lady Johanna. Es ist geschehn! — Der König ist nicht mehr!
Mein Freund, mein Bruder Edward! — Gute Sidney,
O, hilf mir weinen! Weine, gute Sidney,
O, misch in meine und in Englands Thränen
Die Deinigen — der König ist nicht mehr!

Sidney. Gott! welch ein Schlag! Weh uns! O Gott! wie schwer
Fällt Deine Hand auf uns! — Mit ihm
Sinkt Albion's letzte Hoffnung!

Lady Johanna. Einer solchen Tugend
War diese Welt nicht werth! Der Himmel hat
Sein stärkres Recht an ihn zurückgefordert.

Sidney. Zu früh! Ach, allzu früh, o theurer Jüngling,
Eilst Du zurück, die Himmelsluft zu athmen,

Wo Du geboren warst — zu früh für uns,
Eh noch die goldnen Tage kamen,
Von denen uns die Morgenröthe schon
Aus Deinem hulderfüllten Antlitz strahlte.
Dich flehten unsre ungestümen Seufzer
Dem Himmel ab, Dich, unsre letzte Hoffnung!
Zu Dir, zu Dir rang ein gequältes Volk
Die wunden Arme, seiner Fesseln müde,
Der Tyrannei, der Todesscenen müde,
Ermüdet, zwischen Furcht und banger Hoffnung,
Ein ungewisses Leben fortzuschleppen.
Zu Dir hob mitten aus den Flammen
Die leidende Religion ihr Auge
In heißen Thränen auf! — Ach, Edward, Edward!
Fliehst Du von uns, eh Deines Volkes Glück
Dich mit dem süßen, schönsten aller Namen,
Dem Namen, der im Ohre frommer Fürsten
So lieblich tönt, dem Vaternamen, krönte?

Lady Johanna. Dies, Freundin, dies durchbohret mir die Seele!
Mein eigner Schmerz, so scharf er ist, verschwindet
Im allgemeinen Elend! — O mein Vaterland,
Du kennst noch nicht in seinem ganzen Umfang
Den Werth des Guts, das Du verloren hast!
O, große Thaten, werth des Nachruhms, werth,
Von künft'gen Altern nachgeahmt zu werden,
Den Fürsten, die noch ungeboren sind,
Erhabne Muster, hat sein früher Tod
Der Welt geraubt! Was schön, was edel ist,
Was erst den Menschen, dann den König bildet,
Des dritten Edward's väterlicher Sinn
Zu seinem Volk und Richard's Löwenmuth,
Der kluge Geist des Salomon's der Briten,
Das ganze Chor der Schwestertugenden,
Die einst sich Alfred's Brust zum Tempel weihten,
Befruchteten sein Herz. Wie David's Sohn
Bat er von Gott nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Gold,
Er bat um Weisheit, und er ward erhört!
Vergebens bot ihm mit Sirenenlippen
Die Wollust ihre schnöden Süßigkeiten;
Wie Hercules verschmäht' er sie und wählte

Der Tugend steilen Pfad, den Weg der Helden!
Und o, wie zärtlich war sein fühlend Herz,
Wie scharf sein innres, immer waches Ohr,
Der Weisheit leise Warnungen zu hören!
Wie weit verbreitet seine Menschenliebe!
Gefühlvoll für die Leiden seiner Brüder,
Von Sehnsucht glühend, Allen wohlzuthun,
Schnell zum Verzeihn und nur der Bosheit streng;
Wie sanft, wie frei von Stolz und eitler Selbstheit,
Der Wahrheit hold, auch wenn sie ihn bestrafte —
O mein zu weiches Herz!*) — O theures Bild,
Ist's möglich, bist Du Alles, was von ihm
Mir übrig ist? O flieh! Du täuschest mich,
Ihn mir so lebend, so mit jedem Zug,
Mit jedem Lächeln seiner holden Augen
Stets vorzustellen — Theurer Jüngling! Nimmer,
Ach, nimmer werden diese holden Augen
Auf die Gespielin Deiner Kindheit lächeln!
Nie wird mich Deiner Stimme süßer Ton
Beim Namen rufen! Nimmer werden uns
Bei Deines Platon's göttlichen Gesprächen
Die Winterstunden zu Minuten werden!
Ist's möglich, kannst Du mich zurücke lassen,
Mich, deren Seele mit der Deinigen
So zart verwebt war! — Ach! Und wo, wo läßt Du mich,
Zu Deinen anverwandten Engeln eilend?
Sidney. Gerecht sind Deine Klagen, fromme Schöne;
Doch bald wird sie der allgemeine Jammer
Unhörbar machen! — Ach, die schwarze Stunde,

*) Johanna wird mit jedem Zuge, den sie in ihrem Enthusiasmus zum Bilde ihres geliebten Edward's hinzusetzt, immer weicher; ihre immer steigende Rührung muß auch in ihrer Stimme immer merklicher werden, bis endlich die letzten Worte von einer Bewegung, welche sie nicht mehr zurückhalten kann, beinahe erstickt werden. Dies muß im Declamiren dieser Stelle mit aller dem eigenen Charakter dieser jungen Prinzessin gemäßen Wahrheit ausgedrückt werden, oder die Ausrufung — O mein zu weiches Herz! — hätte keinen Sinn. Der Verf. erinnert sich noch immer und rechnet es unter die süßesten Erinnerungen aus seiner Jugend, mit welchem Gefühl, welcher Innigkeit, welcher ganz Natur scheinenden Kunst Madame Ackermann, die würdige Mutter unsers großen Schröder's, auch diese Stelle sowie überhaupt die ganze Rolle der Johanna und besonders die letzte Scene des ganzen Stücks durch ihre zuletzt bis zur täuschendsten Begeistrung steigende Declamation und Action darstellte. Doch hiervon an einem andern Orte.

Da Edward starb, ist Englands Todesstunde.
Sein Tod wird ganze Hekatomben würgen!
Die Freiheit stirbt mit ihm, die nun so lange,
Aus Griechenlands und Rom's Ruinen flüchtig,
In Albion sich eine Zuflucht suchte.
Und, ach! was wird die Kirche Gottes werden,
Die, kaum errettet aus des Tigers Rachen,*)
Zu athmen anfing, unter Edward's Schutz
Die erste goldne Zeit der Christen hoffte,
Die Tage hoffte, da das heil'ge Volk
Noch auf dem Pfade seines Meisters ging,
Da Unschuld, Sanftmuth, ungefärbte Liebe
Das Merkmal war, woran man Christen kannte?
Ach, jede Hoffnung bessrer Zeiten sinkt
In Edward's Grab! Und welche Schreckgestalten
Zeigt uns die Zukunft? Bald, o schrecklicher Gedanke!
Verschlingt die Erde, bebend vor Entsetzen,
Das Blut der Zeugen, das aus Flammen sprudelt.
Maria leiht der priesterlichen Wuth
Den königlichen Arm. Weh uns! was bleibt
Der nackten, unbewehrten Unschuld übrig,
Wenn Du, o Gott, Dich unser nicht erbarmest
Und Edward aus den Au'n des Lichts herabsteigt,
Der treue Schutzgeist seines Volks zu bleiben!

Lady Johanna. Er wird, er wird es sein! Kein Mutterherz
Schlägt zärtlicher für ihren ersten Säugling
Als Edward's Herz für sein geliebtes Volk.
Vor Allen trug er Die in seiner Brust,
Die nach der Reinigung der Kirche seufzten
Und an das Werk des Herrn voll Heldenmuths
Die Hand schon angelegt. Nur die Erinnerung
An sie hielt seine Lust zum Sterben auf.
In dieser Nacht, da schon sein Geist im Eingang
Des Himmels schwebte, naht' ich unbemerkt
Beim düstern Schein der Lampe seinem Lager.
Er betete. Sein thränenvolles Auge
Schien unverwandt zu Gottes Thron entzückt
Und sagte mehr, als Worte reden können.

*) Heinrich's VIII., der bekanntermaßen in den letzten Jahren seiner Regierung die Katholischen ebenso heftig als die Reformirten verfolgte.

Doch brach die Inbrunst seines Herzens oft
In Seufzer aus, die auf den starren Lippen
Zu Worten wurden und in meine Brust
Wie Pfeile drangen. „Gott (so hauchte sich
Die heil'ge Seele aus), nimm mich zu Dir!
Nimm meinen Geist aus dieser Welt des Abfalls
Zu Dir und zu den Geistern, die Dich lieben
Und Deinen Willen thun! — O, meine Seele
Lechzt lange schon, Dein Angesicht zu schauen!
Du, Vater, weißest es, wie gut mir's wäre,
Bei Dir zu sein! Und doch, um Derer willen,
Die Du erwählt hast, um der Frommen willen,
Die zu Dir weinen, laß mich länger leben,
Noch leben, bis das große Werk vollbracht ist,
Dein Reich in Englands Grenzen fest zu gründen!
Doch nicht mein Will', o Vater, sondern Deiner
Gescheh'!" *) Hier schwieg sein Mund, und mir
Zerfloß das Herz in namenloser Wehmuth.

Sidney. Des frommen Edward's letztes Seufzen wird
Und kann nicht unerhört zum Himmel steigen.
Zwar Edward starb! Doch Der, zu dem er flehte,
Hat tausend Mittel, uns zu retten, übrig.

Lady Johanna. Die Wege Gottes sind dem blöden Menschen
Geheimniß; die Gedanken, die er denket,
Sind nicht wie unsre eiteln Traumgedanken.
Nur Wunder, die wir nicht berechtigt sind
Zu fordern, können uns dem offnen Rachen
Des Untergangs entreißen! — Edward's Krone
Fällt nach dem Reichsgesetz und Heinrich's letztem Willen
Jetzt auf Mariens Haupt. Die Stund' ist da,
Auf welche sie ihr racheschnaubend Herz
So lang vertröstete; die Stund' ist da,
Nach der sich Rom und seine Priester sehnten.
O, was für grauenvolle Scenen
Von Blut und Mord weissagt mein bebend Herz!
Schon lange lechzt ihr Eifer nach dem Blute

*) Diese ganze Stelle sowie überhaupt die Charakter der Personen und alle historischen Umstände sind aus Burnet's Geschichte der englischen Reformation genommen, für deren völlige Unparteilichkeit der Verfasser nicht gut sein möchte.

Der Heiligen! — Von Mönchen mit gezücktem Stahl,
Von Priestern, die mit räuberischer Faust
Den Donner Gottes schleudern, rings umgeben,
Wird sie, die neue Königin, den Thron
Auf Todtenschädel gründen und den Himmel
Und Rom's erzürntes Haupt mit Menschenopfern
Versöhnen wollen. Bonner, Gardiner
Und Andre, deren tiefversteckte Bosheit
Zu Edward's Zeit sich in Verstellung hüllte,
Stehn schon bereit, den Gott der sanften Liebe
In ihrer heuchlerischen Wuth zu rächen.
Ach, Sidney! — Ach, Die Zahl der Wahrheitsfreunde,
Der Redlichen verliert sich in der Menge
Der falschen Seelen, die von jedem Winde
Wie Rohre wanken, immer fertig sind,
Dem zuzurauschen, den das Glück begünstigt.
O England! O zu früh verwaiste Kirche!
So kürzlich erst gepflanzt, jetzt schon im Keime
Von strenger Gluth versengt! O kleine Schaar
Der ersten schwachen Säuglinge der Wahrheit!
Für Euch bricht mir mein schwesterliches Herz,
Für Euch thränt unversiegt mein ahnend Auge!
Der Himmel zürnt den frommen Thränen nicht,
Dem Zoll der Menschlichkeit; er fordert nicht,
Daß wir gefühllos seiner Schläge lächeln.

Sidney. Lord Guilford kommt, Prinzessin, Deine Klagen
Und den gerechtsten Schmerz mit Dir zu theilen.
Ich geh', der Stadt, die zwischen Furcht und Hoffnung
Erwartend schwebt, ihr Schicksal anzukünden.

Zweite Scene.

Lady Johanna. Lord Guilford.

Lady Johanna. O Guilford! komm und mische Deine Thränen
Den meinigen! — O Freund wie elend macht
Uns dieser Morgen! — Ach, wie bald, wie plötzlich,
Wie tief sind wir der schönsten Morgenröthe
Des Glücks entstürzt! — O, wie ist um mich her
Die Welt zerstört! — wie schwarz das Licht der Sonne!
Die Sphären stehen! Stumme Todesstille

Ruht auf der Schöpfung! — Guilford, Du allein
Bist mir noch übrig (letzter Trost im Elend!),
In Deinem Arm mein Leben ungetadelt
Und ungestört in Seufzer auszuhauchen.

Lord Guilford. O Du — wo find' ich einen Namen,
Der Deinem Werth und meiner Liebe gleicht?
Du schönste, reinste Seele, die sich je
In Engelsbildung dieser Erde zeigte,
Ersinke nicht den Leiden, die Dein zartes Herz
Zerreißen! Zage nicht, Du meines Lebens Wonne! Noch
Ist Alles nicht verloren; noch ist Hoffnung da.
Dein Vater, dessen fromme Redlichkeit
Und sanfte Güte jedes Herz schon lange
Sich eigen machte, und Northumberland,
Das Haupt des Raths, mein Vater und viel Andre
Der Edelsten des Reiches, deren Ansehn,
Von Macht und Gunst des Volkes unterstützt,
Mariens Anhang leicht zur Erde drückt,
Die Alle leben noch und leben nur
Zum Schutz der guten Sache!

Lady Johanna. O Guilford! Hoffe nicht
Auf Menschen, deren Kraft ein Schatten ist,
Ein Traum ihr Leben! Hoffe nicht
Auf Stützen, die vom schwächsten Stoße fallen!
Dort über uns — schau durch die Wolken auf,
Die unserm Blick die sel'ge Aussicht wehren! —
Dort wohnt, von Engeln, die ihr Wink bewegt,
Umringt, dort wohnt die Macht, die uns erretten kann!
Sie schaut auf uns herab! Sie lenkt, sie ordnet Alles!
Nur der Gedank' an sie — hält meine Seel' empor,
Daß sie nicht ganz ersinkt!

Lord Guilford. Vertraue nur,
Du schöne Heilige! vertraue Du
Der Vorsicht, die Du glaubst, und deren Macht und Güte
Gleich unbegrenzt, gleich unaufhaltbar ist!
Sie wird uns retten! Aber sie gebraucht
Zu ihren unsichtbaren Thaten stets
Die sichtbare Natur, den Lauf der Dinge,
Der Menschen Arm und Witz und Leidenschaften.
Sie wird die Helden, die sich jetzt zum Heil
Des Vaterlands verbinden, zweifle nicht,

Mit Klugheit und mit starkem Muth begeistern.
Der Rath versammelt sich. Den Augenblick,
Da ich hierherging, sah ich meinen Vater
Mit Mienen, die ein wichtiges Geheimniß
Zu decken schienen, Hand in Hand
Mit Deinem Vater zur Versammlung eilen.
Mir ahnet was. Ein zweifelhaft Gerücht
Schleicht leis' am Hof' umher und murmelt heimlich
Von einem Mund zum andern — Edward habe,
In seinen letzten Stunden noch bekümmert
Für unser Wohl, ein Testament verlassen,
Wodurch die römischdenkende Maria
Vom Throne ausgeschlossen sei. Ist dies,
So hat des besten Königs früher Tod
Die Aussicht einer bessern Zukunft uns
Nicht ganz geraubt! So kann noch Albion,
So kann die Kirche, die nach Freiheit schmachtet,
So kann Dein Guilford, der in Dir den Himmel
Der Tugend und der Schönheit mit Entzücken
Sein eigen nennt, noch frei, noch glücklich sein!

Lady Johanna. Was Du mir sagtest, ist mir unbegreiflich.
Wie kann des achten Heinrich's letzter Wille,
Der, wenn der Himmel Edward fordern würde,
Den Thron Marien giebt, vernichtet werden?
Wie kann das Volk, wie kann der Rath der Edeln
Die Heiligkeit des theuern Eides brechen,
Wodurch sie sich dem Sterbenden verbanden?
Wie konnte Edward, er, in dem die Tugend
Uns sichtbar ward, des Vaters Angedenken so
Entehren? — Nein, er konnt' es nicht!

Lord Guilford. Auch mir ist ein Geheimniß, was ich seh',
Und was ich hör', und was mein Herz mir weissagt.
Doch bald —

(Ein Officier erscheint.)

Der Officier. Lord Guilford, der Senat erwartet Dich.

Guilford (zum Officier, der wieder sich entfernt). Gut!

(Zu Lady Johanna.)

Nun wird Alles sich uns bald enthüllen.
Jetzt fordert mich die Pflicht. Ich stahl den Augenblick
Nur, Theu'rste, Dich zu sehn und Deinen Muth
Mit einem Strahl von Hoffnung zu beleben.

Jetzt sind Minuten mehr als Tage werth,
An einer einzigen vielleicht
Hängt Englands Schicksal und das unsrige.
Die Feinde schlummern nicht — Ich eile, desto bälder
Zu Dir zurückzufliegen — Lebe wohl!

Lady Johanna. Ein guter Engel leite Deine Tritte!

Dritte Scene.

Lady Johanna (allein).

Lady Johanna. Indessen daß die Weisen, daß die Väter
Des Reiches sich zum Heil des Staats berathen,
Was kann ich thun? Ich, deren Herz so feurig
Für Englands Glück, fürs allgemeine Wohl
Der Menschen schlägt! — Was kann ich thun? — Ach, England,
Mein mütterliches Land, ich kann nur weinen!
Nur über Deiner Noth mich selbst vergessen!
Nur einsam weinen und, die schwachen Arme
Gen Himmel ringend, Dich um Hilfe flehn,
O Du, der Engel und der Menschen Vater! —
Komm, stille Ruh', komm, süße Einsamkeit,
Umschatte mich! O kommt, geliebte Bilder
Von Tod und sanfter Ruh' im stillen Grabe
Und vom Triumph der fesselfreien Seele,
Die sich dem Staub entschwingt! Nur Ihr allein
Besänftigt meinen Schmerz, nur Ihr vermögt den Kummer
In schlummerndes Vergessen einzuwiegen!

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Northumberland (allein).

Northumberland. Wenn nicht das Schicksal oder eine Gottheit,
Die mir zu mächtig ist, mein Werk zerstört,
Die Arbeit vieler Jahre, vieler einsam
Durchwachten Nächte, wenn mich Alles nicht
Betrügt, verläßt — so trennt mich nur ein Schritt
Vom höchsten Gipfel, den der Stolz des Menschen
Erstreben kann! — Wie günstig fügt sich Alles
Nach meinem Wunsch! — Durch seiner Tochter Band
Mit meinem Sohn ist Suffolk's Ansehn mein!
Das Volk ist mein durch Guilford. Wie bequem
Erblaßt der junge Fürst! Sein letzter Wille,
Beschworen von den Mächtigsten des Reichs,
Die willig oder nicht mein Ansehn zwang,
Schließt Heinrich's ältste Tochter von der Krone
Auf ewig aus und giebt Johannen Gray
Den Königstitel, mir des Scepters Macht!
Mariens Anhang darf, durch diesen Streich
Als wie von einem Donnerkeil getroffen,
Nicht wagen, sein bestürztes Haupt zu zeigen.
Das Volk, das Rom und seine Fesseln hasset,
Nach Freiheit seufzt und vor Marien bebt,
Wird mit Entzückung, wird mit offnen Armen
Die neue Königin von Edward's Hand empfangen,

Die ihm so ähnlich ist — die er so zärtlich
Wie seine Schwester liebte, deren Tugend
So viel verspricht! Ja, Alles, Alles stimmt
In meine Absicht ein! — O, welche Aussicht
Umglänzet mich — Zwar mußt' ich sie erkaufen!
Und theu'r erkaufen! Bedford mußte fallen —
Der junge König — Doch verschließe Dich
In meine Brust, verderbliches Geheimniß,
Und ruh auf ewig da! Ein undurchdringlich Dunkel
Umhüllt mein Werk! — Wer kommt? — Sie ist es selbst!
Wie schön, wie unschuldsvoll! Wie malt ihr Antlitz
Ein königliches Herz! Wie werth ist sie
Des Glücks, das ihr mein Mund entdecken wird!

Zweite Scene.

Northumberland. Lady Johanna.

Northumberland. Komm, meine Tochter, laß mich Dich umarmen,
Zum letzten Mal Dich mit dem süßen Namen
Begrüßen, der —
Lady Johanna. Was sagt mein theurer Lord? —
Zum letzten Mal? —
Northumberland. So will die Pflicht es künftig!
Johanna, fasse Dich! Vernimm, verehre
Des Himmels Fügungen! — Der letzte Wille
Des guten Fürsten, den der Tod uns raubte,
Der heil'ge Wille, dessen Fei'rlichkeit
Des Rathes Schwüre unverletzlich machen,
Erkläret — Dich — zur Königin der Briten.
Lady Johanna. Mich? Mylord! — hör' ich recht? Ist's Guilford's Vater,
Der mit mir spricht? — Ist's möglich? Kann er wol
In dieser ernsten Stunde, da der Himmel
Durch Edward's frühen Tod Britannien
Das Todesurtheil spricht, — in dieser Stunde,
Da Jeder weint, dem in der Brust ein Funke
Von Tugend glüht, da namenloses Elend
Auf unsrer Scheitel hängt, kann Guilford's Vater
Mit seiner leidenden Johanna scherzen?

Northumberland. Mich wundert nicht, daß solch ein Wechsel Dir
Unglaublich scheint! daß, nicht dazu bereitet,
Dein überraschtes Herz, von tausend neuen
Empfindungen ergriffen, meine Reden
Für Täuschung hält! Doch ferne sei von mir,
In dieser ernsten feierlichen Stunde,
Die unsern Thränen um den besten König,
Die Englands Rettung, die dem Schutz der Kirche
Geheiligt ist, gedankenlos zu scherzen!
Nichts ist gewisser, als daß Dich der Himmel
Zu dem glorreichen Werk ersehen hat,
Von welchem Edward abgerufen ward.

Lady Johanna. Wie kann ich's glauben, theurer Lord?

Northumberland. Dein Zweifel
Beleidigt mich; jedoch bald wird Dein Vater
Und Guilford und der glänzende Senat
Britanniens, zu Deinen Füßend liegend,
Dich überzeugen! — Fasse Dich, Johanna!
Sei Deiner würdig! Sei des Thrones würdig,
Der größern Glanz, als er Dir geben kann,
Von Dir empfängt. Fließt nicht das reinste Blut
Des königlichen Stamms in Deinen Adern?
Wen fordert wol die Kirche und der Staat,
An Edward's Statt sie zu beglücken,
Als Dich, in deren Brust der gleiche Geist
Der Tugend und der Menschenliebe athmet?

Lady Johanna. Wie soll — wie kann ich sagen, was ich fühle?
Und hätt' ich Worte, so versagt die Zunge mir,
Sie auszusprechen — O, wie konnt' in Edward's Herz,
Wie konnt' in Eures, Mylord, ein Gedanke
Wie dieser kommen? — Ich erröth' und zittre,
Es Euch zu sagen — Nein, ich fass' es nicht,
Wie Eure Klugheit, Euer langgeübter,
Erfahrner Geist Euch so verlassen konnte!
— Doch ich begreife mich! — Mein theurer Vater,
Verzeihet meiner Jugend und Bestürzung!
Ein brennend heißer tugendhafter Eifer,
Vom Rand des Untergangs sein Vaterland
Zurückzureißen, kann den Weisesten

Zu einem Anschlag treiben, den die Klugheit
Bei kälterm Blute unterdrücken würde.
Doch sagt mir, wird das Volk nicht wohlberechtigt zürnen,
Wenn statt der Erbin, die das Reichsgesetz
Zum Throne ruft, der Enkelin, der Tochter
Und Schwester seiner Könige, ich, Suffolk's Tochter,
Geboren zum Privatstand, zum Gehorchen,
Ihm aufgedrungen würde? — Muß nicht Zorn und Unmuth
Auf jeder Stirne glühn? Wird Rom's Partei,
So zahlreich und so mächtig, wie sie ist,
Unthätig bleiben? Oder kann man glauben,
Die Tochter Heinrich's, die ihr Stand dem Volke
Ehrwürdig macht, ihr Unglück liebenswerth,
Glaubt man, sie werde keine Freunde finden,
Die sich für sie bewaffnen? Und nicht nur
Für sie, für die verletzte Heiligkeit
Der alten Reichsgesetze, die der Brite
Als das Palladion seiner Freiheit ehrt!
Wird Oestreichs Macht, vor der der Erdkreis bebt,
Wird Philipp, dessen unbegrenzter Scepter
Die beiden Indien schreckt, der Bräutigam,
Den das Gerüchte der Prinzessin giebt,
Sich säumen, ihr gekränktes Recht zu schützen?
Was wird dann gegen eine Welt voll Feinde
Ein schwaches, unerfahrnes, junges Mädchen
Euch helfen können? —

Northumberland. — Meine theure Tochter!
Ich ließ Dich ungehindert Alles sagen,
Was wider unser Hoffen Deiner Seele
Erhabne Großmuth hemmt. Wie konnten wir
Auch nur vermuthen, daß Johanna Gray,
Sie, die ihr Geist, ihr Herz, ihr Edelmuth
Weit über ihr Geschlecht und zartes Alter
Erhöht, wie konnten wir sie fähig glauben,
Der herrlichsten Bestimmung sich zu weigern,
Wozu der Himmel Menschen oder Engel
Berufen kann? — Verbanne diese Kleinmuth!
Schwing über diese weiblichen Gedanken
Dich weg, Johanna! Denke, was Dein Herz,
Dein Vaterland, Dein Glaube von Dir fordert!
Geziemt's der Tugend wol, vor Schwierigkeiten,

Die ihrem Laufe trotzen, sich zu scheuen?
War das der Muth, der jene Helden trieb,
Die, unerschreckt durch dräuende Tyrannen,
Für Freiheit, für den Staat ihr Leben wagten?
War das der Muth, der in den heil'gen Zeugen
Der Wahrheit brannte, der sie fähig machte,
Dem Tod in jeder Schreckgestalt zu lächeln?
Doch, meine Tochter, was Dein Edward selbst
Dir sterbend auferlegt, was jetzt durch mich
Der britische Senat, durch sie das Volk
Dir aufträgt, fordert keinen Heldenmuth,
Kein Opfer! Alle diese Schwierigkeiten,
Die Welt voll Feinde, die Gefahren alle,
Sind nur Geschöpfe Deiner Phantasie,
Die noch von Edward's Tod erschüttert ist.
Die Zahl der Redlichen, der Patrioten
Ist größer, als Du denkst. Wer Freiheit liebt,
Wer Rom verabscheut, wer die Raubbegierde,
Den Stolz, den Blutdurst seiner Mönche haßt
(Und o, wer haßt sie nicht?), die Alle sind
Mit uns vereint. Maria ist im Auge
Des Volks nicht Heinrich's ältste Tochter, nein,
Nur eine Sclavin Rom's, nur Philipp's Braut!
Wem in der Brust ein britisch Herze schlägt,
O, dem empört in jeder Ader sich
Das Blut vom Schatten des Gedankens schon,
Sein freies Haupt ins abgeworfne Joch
Des stolzen Rom's zurückzuschmiegen!
O, glaube mir, die Stadt, das ganze Volk
Wird Dich als einen sichtbarn Engel grüßen,
Den uns zum Schutz der Himmel zugesandt!

Lady Johanna. Ach, wollte Gott, es wär' in meiner Macht,
Mein Volk zu retten! — Aber diese Macht
Gab mir der Himmel nicht. Er haßt die falsche Weisheit,
Die ungerechte frevelhafte Thaten
Durch einen guten Endzweck adeln will.
Der Thron gehört nicht mir, so lange Heinrich's Töchter
Und Edward's Schwestern leben. —

Northumberland. Bist Du nicht
Wie sie von königlichem Blut? — Die Enkelin

Von Heinrich's Schwester? — Hat Marien die Geburt
Dem besten Prinzen mehr als Dich genähert,
So macht Dich Deine Tugend, Deine Güte
Zu Edward's Schwester! — Pflegt' er Dich nicht stets
Mit diesem süßen Namen zu benennen?
Verdient die stolze grausame Maria,
In deren Brust nur Gift und Rachsucht kocht,
Bei der die Aussprüch' eines finstern Mönchs
Orakel sind, sie, die kein Sokrates
Die große Pflicht der Fürsten lehrte,
Nur im gemeinen Wohl ihr Glück zu suchen
Und gleich der Gottheit weis' und gut zu sein —
Verdient sie mehr als Du, die Edward's Geist und Herz
Uns wiedergiebt, den Namen seiner Schwester?

Lady Johanna. Dies Lob, das mir von eines Vaters Lippen
Sonst süß ertönte, kann mich jetzt nicht rühren.
Ihr schmäht Marien, meinen kleinen Werth
Durch ihre Schwärze glänzender zu machen?
Es sei! — Doch Alles, was Euch wider sie
Empört, giebt mir kein Recht an ihre Krone.
Will uns die Vorsicht durch verderbte Fürsten,
Durch Unterdrückung, durch Tyrannen strafen,
So thut sie nichts, als was wir längst verdient:
Sie züchtigt uns durch unsre eignen Laster.
Die Fürsten sind nur schlimm, weil wir es sind!
Die Schmeichler, die verderbten Höflinge,
Die Sclaven sind es, die Tyrannen machen.

Northumberland. Ach, meine Tochter, wie betrügest Du
Nicht meine Hoffnung nur, des ganzen Rathes,
Des Volkes Hoffnung! — Soll denn eines Mädchens
Unbiegsamkeit — Doch nein, Du wirst Dich fassen!
Ein Wenig Zeit und reifre Ueberlegung
Wir Deine Zweifel heben.

(Er sieht sich um und sieht von ferne Lady Suffolk sich nähern.)

Wie erwünscht
Kommt Deine Mutter! welch Entzücken schimmert
Aus ihren Augen! Sie empfindet besser
Als Du den Werth der angebotnen Krone,
Ihr überlass' ich Dich — (Er geht ab.)

Dritte Scene.

Lady Suffolk. Lady Johanna.

Lady Suffolk. O meine Tochter,
O Du, mein Stolz, mein Kleinod, meine Freude!
O, komm in meinen Arm! Komm, laß
Mit Inbrunst an mein Mutterherz Dich drücken!
Wie glücklich — Aber wie? — Antwortest Du
Mit Seufzern nur dem Ausbruch meiner Freude? —
Du weinst, mein Kind? —
Lady Johanna. Ach, meine Mutter
Lady Suffolk. — Wie?
Du weißt, Johanna, welch ein glänzend Glück
Dir angetragen wird, und kannst noch trauern?
Kann Englands Thron, die Majestät der Würde,
Die Sterbliche zu ird'schen Göttern macht,
Ein Hof, ein mächtig Volk zu Deinen Füßen,
Kann die Gewalt, Glückselige zu machen
Und unter Allen selbst die Glücklichste zu sein,
Dein Auge nicht entwölken? — Edward's Geist
Ist schon befriedigt! Sein Gedächtniß fordert
Von Deiner Liebe keine Thränen mehr!
Komm, überlaß Dich ganz den reizerfüllten Bildern
Der schönsten Zukunft, die er Dir und uns
Durch Dich vermachte! — Ganz gewiß, Johanna,
War es der Engel einer, die das Haupt
Des Sterbenden umschwebten, der ihm noch
In seiner letzten feierlichsten Stunde
Des Himmels großen Rathschluß in die Lippen hauchte,
Zur Erbin seines Throns Dich zu erklären!
Lady Johanna. Warum denn kann ich nicht wie Ihr mich freuen?
Warum empört mein bebend Herz sich so
Vor dem, was Euch entzückt? — Wie soll ich das,
Was ich empfinde, nennen? diese Schauer,
Die Ahnungen, die meine Brust erschüttern? —
O Edward, Du bist glücklich! —
Lady Suffolk. Ohne Zweifel
Genießt er jetzt das reine Glück der Engel;
Dir, meine Tochter, ist das höchste Glück
Der Erde zugedacht! Er selbst, Dein Edward selbst

Bestimmt' es Dir! — Kann der Gedank' allein
Es Dir nicht schätzbar machen?
Lady Johanna. Eben dies
Mehrt meine Zweifel. — Konnte der Gerechte,
Der fromme Jüngling in der letzten Stunde,
Im Angesicht der Engel, an der Pforte
Des offnen Himmels noch ein Unrecht thun?
Das erste Unrecht seines kurzen Lebens,
Im letzten Augenblick? Wie kann ich's glauben!
Er liebte mich; er pflegte seiner Seelen
Geheimste Wünsch' und stille Sorgen oft
In meinen schwesterlichen Schooß zu schütten.
Warum verbarg er mir doch ein Geheimniß,
Das mich so nah betraf? und ein Geheimniß
Von solcher Wichtigkeit, von solchen Folgen! —
Und war ich nicht in seiner letzten Nacht
Bei seinem Lager? Faßten meine Lippen
Nicht seinen letzten heil'gen Seufzer auf?
Wie konnt' er? Doch — jetzt fällt mir etwas bei —
Ich ward einmal von ihm hinweggerufen —
Man hielt mich auf, und als ich wiederkam,
So schien sein brechend Auge zärtlicher,
Mit ernsten Blicken, die bedeutend schienen,
Auf mir zu ruhn. Er drückte meine Hand,
Sein Mund versuchte mich noch anzureden;
Allein der Ton verlor sich auf den Lippen
In leises Lispeln. — Ach, so war es dies,
Was Du mir sterbend noch entdecken wolltest? —
Mein Edward! —
Lady Suffolk. Rufe diese Trauerbilder
Nicht stets zurück! Entfern ihr Angedenken
Aus Deinem Geist! O, gieb mir meine theure
Johanna wieder, die der Kummer fast
Unkennbar macht! Wo ist die edle Denkart,
Der königliche Geist, die reife Tugend,
Die in den Augen Aller, die Dich sahen,
Dich über Dein Geschlecht erhoben?
Jetzt fordert Dich der Ruf des Himmels auf,
Vorm Angesicht der Erde sie zu zeigen.
Sei freudig, was er Dir gebeut, die Mutter,
Die Retterin, die Königin der Briten!

Lady Johanna. Wie gern versprechen wir doch unsern Wünschen
Des Himmels Beifall! — Doch wenn Edward wirklich
Berechtigt war, die Kron' auf Heinrich's Schwesterkinder
Zu übertragen, ist die Reihe denn
An mir? — Was müßte meine Mutter sein,
Eh mir der Thron gebührte?

Lady Suffolk. Deine Mutter!
Und stolzer auf den Titel Deiner Mutter
Als auf den Ruhm, die glänzende Monarchin
Der ganzen Welt zu sein! — Ja, liebstes Kind,
Mit Lust entsag' ich meinem nähern Anspruch,
Mit Freuden wähl' ich mir die Dunkelheit,
Nur Dich, den holden Liebling meines Herzens,
Erhöht zu sehn! Welch ein Triumph für mich,
Dich auf dem Ziel der kühnsten Hoffnungen,
Im schönsten Licht, worin die Tugend sich
Der Erde zeigen kann, von Nationen
Geliebt, bewundert, angebetet sehn!
Genug für mich, wenn diese Myriaden,
Die Du beglücken wirst, die Mutter segnen,
Die Dich gebar, die Brust, die Dich gesäugt;
Wie wallt mein Herz bei dieser frohen Aussicht
Von Freuden über! —

Lady Johanna. Ach, das meine schmilzt
Von Wehmuth! — Beste, zärtlichste der Mütter!
Was soll ich thun? — O, warum kann ich nicht —

Lady Suffolk. Nichts mehr, mein Kind! — Ich sehe, wie gerührt Du bist —
Ich will Dich jetzt verlassen — Einsamkeit
Und stille Ueberlegung wird Dich bald
Zu einem Schluß, der Deiner werth ist, bringen!

Vierte Scene.

Lady Johanna (allein).

Lady Johanna. Wie klopft mein Herz! wie taumeln durch mein Haupt
In innerm Streit die zweifelnden Gedanken!
O Edward, Edward! Diese Augen sahen
Die Deinen brechen! sahn das letzte Lächeln,

Das Die beglückte Seel' im Scheiden noch
Auf Deinem bleichen Angesicht zurückließ
Bald folg' ich Dir! Was ist mir eine Krone?
Des Hofes Pomp und seine eiteln Freuden?
Der Krone, die Dein Haupt jetzt unverwelklich schmückt,
Der werth zu sein, ist Alles, was ich wünsche! —
Und doch entzückt der reizende Gedanke
Mein Innerstes, das Glück so vieler Menschen
Zu machen! — Ach, wie oft, wie oft war dies
Der Seufzer meines jugendlichen Herzens!
Um dieses nur, nur um die edle Macht,
Den Menschen wohlzuthun, Gott nachzuahmen,
Beneidet' ich das Glück der Könige!
Wie, sollt' es wahr sein? Riefe mich die Vorsicht
Zu diesem großen, göttlichen Geschäfte? —
Wie gerne öffnet sich mein willig Herz
Dem seligen Gedanken! Soll ich glauben,
Was Guilford's Vater, was der Mütter zärtlichste,
Was, wie es scheint, die Weisesten und Besten
Des Rathes glauben, Edward's Wille sei
Des Himmels Schluß, den Gott dem Sterbenden
Ins Herz gehaucht? — Zu rasche Hoffnung! Nein,
Du täuschest mich! Ein ungerechter Rath
Kann nicht vom Himmel kommen! — Aber wie?
Verdient die graue Weisheit meiner Väter,
Verdient der majestätische Senat
Britanniens die ungerechten Zweifel,
Die ich in ihre reifre Einsicht setze?
Wie, wenn sie besser als ein unerfahrnes Kind,
Was recht ist, wissen, was die große Pflicht
Fürs Vaterland und für die Nachwelt fordert? —
Wie ängstigt dieser zweifelhafte Stand
Mein ungewisses Herz! — Wer führet mich
Aus diesem Labyrinth? Wen kann ich fragen? — Alle
Sind wider mich! — O Himmel, leite Du
Dein gleitendes Geschöpf! Dein Will' allein
Gebiete meinem Willen! — Soll ich nicht
Der leisen Warnung folgen, die mein Geist
Stets in sich hört, der Stimme des Gewissens,
Die mir verbeut, zu thun, was ich als Unrecht fühle?
Ja, ja, ich folge Dir! Du bist

Die Stimme Gottes! Kein Phantom der Sinnen,
Kein blendendes Gewebe falscher Schlüsse
Soll mich vom ebnen Pfad der Tugend weichen machen!
(Sie sieht Suffolk und Guilford kommen.)
O Himmel, stärke mich!

Fünfte Scene.

Herzog von Suffolk. Lord Guilford. Lady Johanna.

Suffolk. Ist Dein Entschluß,
Wie ihn die Pflicht und unsre Liebe wünschet,
So laß, Johanna, Deinen alten Vater
Und Guilford, der Dein ganzes Herz verdient,
Die Ersten sein, die das erwünschte Ja
Von Deinen Lippen hören! Wie? Du zögerst noch?
Hat Guilford's Vater Dich nicht rühren können?
Mein Kind, betrüge meine Hoffnung nicht!
Die Rettung Deines armen Vaterlands —
Sie hängt an Deinem Ja! Du kennst, Johanna,
Die dringende Gefahr, worin wir schweben;
Der Staat, die Kirche, alle Frommen seufzen
Nach einer Fürstin, die das große Werk,
Das Edward's Frömmigkeit begann, vollende!
Lady Johanna. Erlaube mir, mein Vater, eine Frage!
Ist wirklich sonst kein Weg zu Englands Rettung
Als dieser? —
Suffolk. Nein! wofern der Himmel
Nicht Wunder thut, die wir von ihm zu fordern
Kein Recht, noch zu erwarten Hoffnung haben.
Es ist kein andrer Weg zu Englands Rettung!
Lady Johanna. Und war es Edward selbst, der sterbend mich
Zur Königin erklärt'?
Suffolk. Er war es selbst!
Lady Johanna. Er selbst? — So war's in einer bangen Stunde,
Da sein Gemüth vom Todeskampf des Leibes
Entkräftet lag! — Er that's — vielleicht gezwungen.
Suffolk. Ja, von der Liebe seines Volks gezwungen,
Vom Eifer, der in seiner Engelsbrust
Für Gott und seine Wahrheit brannte!

Von einem Eifer, der die feigen Zweifel
Der falschen Klugheit dieser Welt verschmähte;
Der zwang ihn! — Fühltest Du, was er empfand —
Lady Johanna. O, könnt', o, könnte doch mein Blut
Dich retten,
Mein Vaterland! Wie froh sollt' es für Dich
Aus jeder Ader sprudeln! — Du, Allwissender,
Du bist mein Zeuge! —
Lord Guilford. — Erlaube, Theuerste,
Erlaube Dem, der Deine Seele liebt,
Den rühmlichen Versuch, Dich zu erbitten!
Doch nein! Dein Guilford haßt, verschmäht den Zweifel
An Deiner Großmuth! Niemals liebt' ich Dich
Mit tiefrer Ehrfurcht, niemals schienst Du mir
Bewundernswerther als in dieser großen Stunde!
Aus Tugend weigerst Du Dich unsern Wünschen;
Nur eine Heldenseele wie die Deine
Ist fähig, Kronen auszuschlagen! Aber jetzt,
Geliebte, jetzt ist's größre Tugend, jetzt ist's Pflicht,
Sie anzunehmen! Laß nicht allzu zarte,
Spitzfindige Begriffe Deinen Geist
Zum Nachtheil Deines reinen Herzens täuschen!
Was einem ganzen Volke, was den Enkeln
Der Enkel nützt, wie könnten die Gesetze
Es Unrecht nennen? Ist das oberste Gesetz,
Das einzige, das keine Ausnahm' zuläßt,
Johanna, ist es nicht des Volkes Wohlfahrt?
Komm, überlaß Dich frei den schönen Trieben
Der Großmuth und dem sanften Zug der Liebe
Zum menschlichen Geschlecht! Verdiene
Die Freudenthränen des entzückten Danks
Von Myriaden, die nur Dir ihr Leben,
Ihr Glück und ihre Freiheit schuldig werden!
Wie wird die späte dankerfüllte Nachwelt
Noch mit Entzücken Dein Gedächtniß segnen!
Die Mutter, mit dem Säugling an der Brust,
Der fromme Greis, der mit vergnügten Blicken
Die Enkel überzählt, die Gatten, die wie wir
Sich lieben, Alle werden Dich, Johanna,
Die Schöpferin von ihrem Glücke, segnen!
Lady Johanna. Ach, Guilford! Guilford! —

Lord Guilford. Sieh Dein Vaterland
In mir zu Deinen Füßen! Theures Mädchen!
Du kennst das Elend, das auf Alle wartet,
Auf Alle, die die Fesseln Rom's zerbrachen,
Auf alle Redlichen! — Ach, Kerker, Bande
Und Schwert und Flammen sind den Heiligen
Gedräut, den unbeweglichen Bekennern
Des Evangeliums! — Die Grausamkeit
Der Priester schont des schwächeren Geschlechts,
Der Kinder nicht, des zarten Säuglings nicht!
Erbarme Dich des namenlosen Elends,
Das Rach' und Blutdurst Deinem Volke dräut!
Erbarme Dich —

Suffolk. Soll Dein Gemahl, Dein Vater,
Dein Vaterland, soll Edward selbst vom Himmel
Vergeblich flehen?

Lady Johanna. Nein, mein theurer Lord!
Steh auf, mein Guilford! Kniee nicht vor mir!
Mein Herz ersinket unter der Gewalt
Der Bitten, die von Deinem holden Munde
So rührend schallen! — Nehmet mich, mein Vater;
Nimm, Guilford, mich, macht aus Johanna Gray,
Was Euch gefällt! —

Sechste Scene.

Northumberland. Die Vorigen.

Northumberland. Die Fürsten Albion's
Erwarten sehnlich ihre Königin!
Hat Großmuth endlich über ihre Zweifel
Den Sieg erhalten?

Suffolk. Ja, sie hat gesiegt.
Sie gab uns noch die Probe des Gehorsams,
Die sie uns schuldig war!

Northumberland. Hinfür gebührt es uns,
In Deinen Winken unsre Pflicht zu lesen.
Heil Dir, Prinzessin, Heil Dir, Enkelin
Von alten Königen, Du schönste Blume
Von York's und Lancaster's vereintem Stamme!
Durch deren Eifer, unter deren Schutze
Die göttliche Religion der Christen

Ihr leuchtend Angesicht, von ihren Flecken
Gereinigt, siegreich über alle Länder
Erheben soll! durch deren klugen Scepter
Gesetz und Freiheit, Fleiß und Ueberfluß
Und Wonne diese segensreiche Insel
Zur Königin der Erde krönen sollen!
Mein Knie beugt sich zuerst, Dir ehrfurchtsvoll
Den Bund der unverletzten Treu' zu weihen!
Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!

Suffolk. Lady Suffolk. Guilford. Heil, Ruhm und Glück
der Königin Johanna!

Northumberland. Gefällt es Dir, Prinzessin, den Senat
Durch Deine Gegenwart zu ehren
Und von den Edelsten der Briten
Den Eid der Treue zu empfangen?
Dann soll das ganze Volk den theuern Namen hören,
Der unsern Enkeln heilig bleiben wird!

Lady Johanna. Ich folge Dir! (Sie bleibt allein.) Geheimnißvolles Schicksal,
Wie spielst Du mit den Menschen! — Diese schnelle
Verwandlung — Doch ich schweige. Höre Du,
Der Du die Unschuld dieses Herzens kennest,
Die heißen Seufzer meiner bangen Seele!
Häuft dieser schwarze Tag das Maß des Unrechts
Auf Englands Haupt, ist Dein gerechter Zorn
Noch nicht versöhnt und warten neue Plagen,
Sich über dieses unglücksel'ge Land
Zu stürzen? — Gott, so höre mein Gebet!
Verschone seiner! Laß auf mich allein
Die Strafe fallen, — mich allein, o Gott,
Für mein geliebtes Volk zum Opfer werden! (Geht ab.)

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

Sidney. Lady Johanna.

Sidney. Heil Dir, Johanna, Du, in welcher Edward
In engelähnlicher Gestalt vom Himmel
Zurückgekommen scheint, sein Volk zu retten!
Die Tugend selbst besteigt mit Dir den Thron
Und würdigt uns, für unser Glück zu sorgen.
Dein Anblick heitert jede trübe Stirne
Mit Hoffnung auf und trocknet unsre Thränen.

Lady Johanna. O meine Schwester (diesen süßen Namen
Wird stets mein unverändert Herz Dir geben),
O, hoffe nicht zu früh! Noch ist es dunkel
Rings um uns her; das Schicksal hat den Ausspruch
Noch nicht gethan. Noch darf ich es nicht wagen,
Der süßen Hoffnung mich zu überlassen,
Die mehr als tausend Königskronen glücklich
Mich machen würde, dieser theuern Hoffnung,
Britannien befreit, beglückt zu sehn —
Ach, dürft' ich's! Schreckten nicht geheime Schauer
Und bange Zweifel mein beklemmtes Herz —
Wie glücklich! —

Sidney. Fürchte nichts, Du schöne Unschuld!
Dein bloßer Anblick könnt' in Tigerseelen
Des Lammes zahme Sanftmuth hauchen!

Dein Nam' erhitzt die muthigen Beschützer
Der guten Sach', entnervet Deine Feinde!
Und könnte ja die Ungerechtigkeit
Der Menschen Dich verlassen — o, so wird
Der Himmel sich zu Deinem Schutz eröffnen!
So werden Seraphim, zu Tausenden
Von Gott gesandt, sich sichtbar um Dich lagern,
Mit jenen Waffen, die den ersten Aufruhr
Im Himmel dämpften, mit dem Donner Gottes
Die Häupter der Rebellen zu zerschmettern.

Lady Johanna. O, dürft' ich mich mit dieser Freudigkeit,
Mit dieser Kühnheit, welche das Bewußtsein
Der Unschuld giebt — Und doch — was that ich denn,
Daß mir mein Herz von unbekannten Schrecken
So ängstlich bebt? — Mein innerster Gedanke
Giebt meinem unbefleckten Willen Zeugniß;
Kein Stolz, kein eitler Wunsch, mich über Alle
Erhöht zu sehn, kein thörichtes Gefallen
Am Flittergold der falschen Ehre,
Am leeren Schaum der Freuden dieser Welt
Besiegte mich! Was ich gethan, das that ich,
Den Untergang von diesem Volk zu wenden! —
Warum erbebst Du denn, zu schwaches Herz?
Was zagest Du, wie ein Verbrecher zagt,
Den das Bewußtsein seiner Thaten martert?
O süße Ruh', o heitre, sorgenfreie,
Zufriedne Zeit der unschuldsvollen Kindheit!
O Tag', in stillen unbereuten Freuden,
Im Schooß der blühenden Natur, mit Dir,
Mein Edward, in der heiligen Gesellschaft
Der Weisen Gräciens gelebt, o goldne Tage,
O sanfte Nächt', in ungekränkter Ruh'
Und leichten Träumen unbemerkt verschlummert,
Wo seid Ihr hingeflohn? ach, niemals, niemals
Mich wieder zu besuchen! — Welch ein Tand
Sind diese Kronen! Ach, wie wenig scheut
Der bleiche Gram den königlichen Purpur!
Wie spottet dieses schimmernde Gepränge
Der Sorgen, die in meinem Busen klopfen!

Zweite Scene.

Die Vorigen. Lord Guilford.

Lord Guilford. Ich komme, meine theu'rste Königin,
Dir die Versichrung von der festen Treue
Der Stadt zu bringen! Muth und frommer Eifer
Für ihre Königin erhitzt die Bürger,
Beseelt den Rath. Die nie verschlossnen Tempel
Ertönen stets von Seufzern und Gelübden
Für Dich und für den Sieg der guten Sache.
In dieser Stunde, zweifle nicht, Geliebte,
Wird sich im Angesicht der ganzen Erde
Der Himmel selbst für Dich erklären —
Bald wird Northumberland im Siegsgepränge
Durch unsre Thore ziehn und Deine Feinde
Zu Deinen Füßen legen!

Lady Johanna. Meine Feinde!
Ach, das ist Euer Werk! Ich Unglückselige,
Ich hatte keinen Feind! Mein sanftes Herz
Hat nie des Hasses Regungen empfunden;
Es athmet Huld und allgemeine Güte.
Ich liebt' in jedem Menschen einen Bruder!
Ich hatte keine Feinde, bis Ihr mich
Zu dieser That verführtet, die Euch Allen
Vielleicht verderblich ist, die wider mich
Die halbe Welt empört und meinen Namen
Der späten Nachwelt noch zum Abscheu macht.
O, wie bethörte mich mein eignes Herz!
Mich selbst, mich klag' ich an. Ich sah die Folgen
Vorher, sie schwebten fürchterlich verbreitet
Vor meiner Stirn, ich fühlt' ein warnend Lispeln
In meiner Brust — und dennoch gab ich nach!

Lord Guilford. Großmüthig gabst Du unserm Flehen nach,
Dein Vaterland vom Untergang zu retten.

Lady Johanna. O, schone meiner, Guilford, nenne mir
Dies Wort nicht mehr, das meines Unvermögens
So schmerzlich spottet! Ach, wen kann ich retten?
Was hab' ich meinem Vaterland zu geben
Als Thränen? — Thränen, in das Blut zu mischen,

Das jetzt — o Gott, um meinetwillen fließt!
Ich Unglücksel'ge bin's, die über England
Den Jammer häuft! Ich waffne Brüder gegen Brüder
Und färbe dieses Land mit seiner Kinder Blut —
Und wenn Maria siegt, wenn ihre Rachsucht,
Gereizt von meinem Frevel, sie zu Wuth
Und grenzenloser Grausamkeit entflammt;
Wenn Ströme Bluts den Zorn versöhnen müssen,
Den ich allein verdien' — o liebster Guilford,
Wie kann ich sie ertragen, diese schwarzen,
Entsetzlichen Gedanken! —

Lord Guilford. Meine Königin,
Was quälest Du Dein Herz, dies Paradies,
Wo Ruhe nur und Wonne lächeln sollten,
Mit diesen schreckenvollen Träumen?
Nein, nein, Du schöne Unschuld! Nein, die Vorsicht
Verläßt Dich nicht! Sie kann Dich nicht verlassen,
Dich, deren Geist das Bild der Gottheit strahlt!
Ist sie mit Dir, wen fürchtest Du, Johanna?
Das Glück? — Es ist der Vorsicht unterthan!
Kein blinder Zufall stört den Plan der Weisheit,
Die Alles lenkt, die Harmonie der Dinge.
Ist Dir Mariens Anhang fürchterlich?
Verachte diese lasterhafte Rotte
Von Mißvergnügten, welche nur der Umsturz
Des Vaterlandes glücklich machen kann,
Von Schwärmern und von Mönchen, deren Waffen
Nur Flüche sind, die in der Luft zerflattern,
Verschmäht vom Himmel oder auf die Häupter
Der wilden Eifrer selbst zurückgeschleudert!
O, fürchte nichts, so lange noch die Tugend
Bewundrer hat, so lange Suffolk lebt,
So lange Pembrok, Mason, Arondel,
Des Adels Häupter, Deinen Scepter ehren!
Du sahst ja selbst den kühnen Muth der Männer,
An deren Stirne Dein Northumberland
Der kleinen Rotte bebender Rebellen
Entgegenzog, die Sussex aufgewiegelt.
Der Sieg ist Dein, wenn anders noch die Tugend
Wie einst den Busen ihrer Söhn' erhitzt.
Er wird nicht blutig sein. Der bloße Anblick

Der Helden wird die feige Schaar entwaffnen.
Die frohe Zeitung kann nicht mehr verziehn.

Lady Johanna. Du hoffst zu freudig, Guilford, weil Du liebst.
Die Liebe macht Dich kühn; mich macht sie zittern.

Lord Guilford. Hat denn die Traurigkeit Dein zärtlich Herz
So ganz erfüllt, daß für die süße Hoffnung
Kein Raum mehr ist? — O, fühltest Du, was ich!
Wie würden schnell des Kummers düstre Wolken
Vom reinen Himmel Deiner Seel' entfliehn!
O, Dein Besitz hat mir mein ganzes Wesen
Zur Lust gestimmt! Was ich empfind' und denke,
O, jeder Pulsschlag, jeder Athemzug
Ist Freud' und Wonne — Dich, in deren Bildung,
Was nur das Auge liebenswürdig sehen,
Die Seele denken kann, vereinigt ist;
Dich, deren Geist im Sonnenschein der Weisheit
So früh zur schönsten Blüthe reifte,
In deren Brust die Tugend alle Triebe
Zu schwesterlicher Harmonie gestimmt,
Die Jeder liebt, der Dich erblickt, bewundert,
Wenn er Dich hört, verehrt, wenn er Dein Leben sieht;
Dich mein zu nennen, ganz für mich geschaffen,
Und mich für Dich! In Deinen holden Armen
Ein Leben gleich dem schönsten Frühlingstag
In ungestörter Heiterkeit zu leben —
Wie sollte solch ein Glück mich nicht entzücken!
Und o, wie ist die Vorsicht meinen Wünschen selbst
Zuvorgekommen! Sie, die Dich
Auf einen Thron gesetzt, erklärt dadurch,
Daß nur die höchste Stufe Deiner würdig sei.
Die göttliche Johanna wird nicht nur
Die Wonne ihres treuen Guilford's sein,
Sie wird der Stolz, die Freude eines Volkes,
Sie wird ein Wunder allen Völkern sein.
Sie wird die himmlische Religion
Zu ihrer Rechten setzen, wird den Frieden
Und sein Gefolge, Fleiß und Ueberfluß und Künste,
Im milden Schatten ihres Thrones lagern.
Sie wird —

Lady Johanna. O theurer Guilford! reize nicht
Mein allzu willig Herz, in süße Träume
Sich einzuwiegen! — Was Du hoffst, Geliebter,
Ist allzu viel für dieses Prüfungsleben.
Doch was mein Schicksal sei, in Deinen Armen
Soll auch das Elend, soll der Tod mir selbst
Willkommen sein! — Ach, Guilford, diese Höhen
Des Glücks sind schlüpfrig, sind mit jähen Klippen
Und Tiefen rings umzäunt! O, lebten wir
Fern von des Hofes ungetreuen Freuden
In unbekannter Einsamkeit! Verbärg'
Ein schlechtes Strohdach unser Glück dem Neide
Der großen Welt! O, lebt' ich da mit Dir
Von Sorgen frei und frei von eiteln Wünschen,
Vergnügt mit dem, was die Natur begehrt
Und willig schenkt, durch unsre Liebe glücklich —
Wie freudig wollt' ich an den Schäferstab
Den Scepter tauschen und statt dieser Perlen
Mit frischen Rosen meine Locken schmücken!
Lord Guilford. Du Engelseele, wie entzückst Du mich!
Wie würdig zeigt Dich diese große Denkart
Des Thrones, den Du zieren wirst!
Die Hütte würde, wenn sie Deinen seltnen Werth
Verbärge, glänzender als diese Wohnung
Der Könige. Durch Deine seltne Tugend
Wird dieser Königssitz ein heil'ger Tempel
Des allgemeinen Glückes werden.
Lady Johanna. Vor wenig Stunden war mein höchster Wunsch,
Von Unschuld und von Weisheit stets geleitet,
Mich unbemerkt durch diese Welt zu schleichen;
Mein größter Stolz, Dich, mein Geliebter, glücklich
Zu machen. Niemals ahnte meinem Herzen,
Auch nur im Traum, was mir begegnet ist.
Der König stirbt; die gleiche Unglücksstunde
Setzt mich auf seinen Thron; ich widersteh' umsonst;
Erschüttert von den Bitten unsrer Väter
Und des Senates, überlass' ich mich
Der fremden Führung; und nun ist ein Schlachtfeld
Der Richter zwischen mir und Edward's Schwester.
Northumberland ficht nun mein Schicksal aus.

Ich falle, wenn er fällt, und siege, wenn er siegt.
O Guilford, welch ein Räthsel ist dies Alles
Für meinen Geist! Was wird noch aus uns werden! —
Der Himmel weiß es! — In gelassner Demuth
Ergeb' ich mich in seinen heil'gen Willen!

Lord Guilford. Wenn mich nicht Alles trügt, so wird der Ausgang
Dein Räthsel — Still! Wer nähert sich? — Es ist
Dein Vater — Himmel, was verkündigt uns
Sein kummervoller Blick?

Dritte Scene.

Die Vorigen. Suffolk.

Suffolk. Ach, meine Kinder!

Lord Guilford. Was ist's, mein Vater?

Suffolk (indem er gen Himmel sieht).
Stärke mich! — Mein Sohn!
O Tochter, eines bessern Glückes würdig!
O meine Kinder! Ach, wie soll ich's sagen?
Mein Anblick spricht für mich. O bange Stunde!

Lady Johanna. Das Schrecklichste, was dieser Tag uns brachte,
War Edward's Tod! — Der Schlag hat mich auf Alles
Schon vorbereitet.

Lord Guilford. Redet, theurer Lord!
Die Ungewißheit foltert meine Seele.

Suffolk. Dein großer Vater, er, auf dessen Macht
Und Muth und Klugheit alle unsre Hoffnung
Sich stützt', er ist —

Lady Johanna. Wie? ist er todt? erschlagen?

Suffolk. Er ist verrathen! ganz zu Grund gerichtet,
Und wir mit ihm! Das Heer, an dessen Stirne
Wir ihn gesehen, war ein Schwarm Verräther.
Schon auf dem Wege schmolzen sie zusehends
Von seiner Seite weg. Mit einem kleinen Haufen
Stößt er auf Sussex. Plötzlich fliehen auch
Die Wenigen, die ihm geblieben waren,
Mariens Anhang zu. Die Luft erschallt vom Namen
Der neuen Königin, und jauchzend rufen Alle:
„Maria leb', es stürze der Tyrann!"

Er sucht umsonst zu fliehn. Der ungetreue,
Verrätherische Graf von Arondel
Umringt ihn, macht ihn in Mariens Namen
Zum Staatsgefangnen und ist jetzt begriffen,
Ihn im Triumph durch London aufzuführen.

Lady Johanna. Dies, Guilford, war's, was mir mein schaudernd Herz
Vorhergesagt.

Lord Guilford. Ha, welch ein Donner schleudert mich vom Himmel
Zum Acheron herab! Bestürzung und Entsetzen
Versteinert mich! Wie? — Alles umgestürzt —
Northumberland verrathen und in Fesseln —
Maria Siegerin! — Und Du, Johanna —
O schrecklicher Gedanke —

Lady Johanna. Fasse Dich, mein Guilford,
Und bete schweigend an!

Lord Guilford. Und kannst Du diesen Donnerschlag des Schicksals
So ruhig dulden?

Lady Johanna. Soll ich klagen, Guilford,
Daß ich aus einem Morgentraum erwache?
Daß diese Kronen, diese Wolkenbilder
Von Majestät und königlichem Pomp
Ins Nichts, das sie gebar, zerflossen sind?
Nein, theurer Guilford, nein! Ich klage nicht!
Ihr irret Euch. Der Himmel hatte mich
Zu dieser glänzenden Bestimmung nicht berufen,
Wozu Ihr mich erhobt!

Lord Guilford. O, lege nicht, Johanna,
Dem Schluß der Vorsicht zu, was nur die Wirkung
Der Niederträchtigkeit der Menschen ist!
Gerechter Himmel! Welche Welt ist das?
Ist's möglich? Sind denn Alle, die ich redlich,
Sind Alle, die ich unsre Freunde glaubte,
Verräther worden? Ist es Pembrok auch?
Ist's Mason auch? Nein, nein! — Die gute Sache
Liegt noch nicht ganz! Es sind noch Tugendhafte!
Ich eile, sie zu suchen! — Alles ist
Noch nicht verloren! Nein! Ein Streich des Unglücks
Soll tapfre Seelen nicht zu Boden schlagen.

Lady Johanna. O Guilford, bleibe! Zeige Deine Größe
Durch männliche Geduld! Dem Himmel widerstreben,
Ist falscher Heldenmuth!

Lord Guilford. Die Tugend, Königin,
Prallt nicht vor jedem Widerstand zurücke.
Gefahren sind für sie nur stärkre Reize,
Die Kräfte zu verdoppeln. Halte mich
Nicht auf, Johanna! Alles kann sich noch
Zu Deinem Vortheil ändern! (Geht ab.)

Suffolk. Wohin, zu edler Jüngling, willst Du eilen?
Vergeblich suchst Du Helden, die Dir gleichen,
Vergeblich Freunde! — Ach, der Unglücksel'ge
Hat keinen Freund! Er mag sich selig preisen,
Wofern er noch statt Hilfe Mitleid findet!
Doch er ist weg.

Lady Johanna. O Gott, verlaß ihn nicht!

Vierte Scene.

Suffolk. Lady Johanna.

Suffolk. Ach, mein geliebtes Kind, wie darf's Dein Vater wagen,
Sein Aug' auf Dich zu richten, Dich, vor Kurzem
Den Gegenstand, auf dem es mit so süßer
Befriedigung und stiller Wonne ruhte!
Ach, selbst Dein stummer Anblick klagt mich an!
Ich half Dich elend machen!

Lady Johanna. Theurer Vater,
Verschonet mich! Nur Euer Leiden kann
Mich elend machen, dieser Wechsel nicht!

Suffolk. Wo war mein Geist? Wo waren meine Sinnen,
Als ich den eiteln Anschlag fassen half,
Von dem jetzt Du und wir das Opfer werden?
O mein zu schwaches Herz! Wie konnten mir
Northumberland's ehrgeizige Entwürfe
Verborgen bleiben! Wie bezauberten
Mich seine Künste! Ach, sein Stolz allein,
Sein Stolz, jetzt seh' ich's, ist die Quelle unsers Jammers!
Zu spät sieht mein entnebelt Auge hell!

Es öffnet sich, doch nur des Abgrunds Tiefen
Zu sehn, in welche wir gestürzet sind.
Lady Johanna. Ich, theurer Lord, ich seh' in unserm Schicksal
Auf die geheime Hand der Vorsicht nur.
Sie, sie regiert mit unbegrenzter Weisheit
Die Sphäre unsrer Thaten, lenket Alles
Nach ihrem Plan und schafft aus Bösem Gutes.
Mein Herz ist ruhiger, es klopft mit sanftern Schlägen,
Ich athme wieder frei, seitdem mein Schicksal
Entschieden ist — Die Vorsicht sei gelobet,
Auch wenn sie uns durch rauhe Wege führt!
Sie sind die kürzesten in eine bessre Welt.
Suffolk. O, diese Tugend, die in solchem Glanze
Sich in der Prüfung zeigt, durchbohrt nur tiefer
Mein väterliches Herz! — O, wärst Du nicht
Mein treuer Zeuge, der Du die Gedanken
Der Geister siehst, daß meine Absicht rein war;
Daß nur der fromme Eifer, Deine Kirche
Den Flammen zu entziehn, dies arme Land
Dem Untergang — mein wankend Herz besiegte:
O, stützte dieses tröstende Bewußtsein
Nicht meinen Muth — Doch hier kommt Deine Mutter,
Johanna! — Wie viel Unglückselige
Hat dieser Tag gemacht! — (Er geht ab.)

Fünfte Scene.

Lady Johanna. Lady Suffolk.

Lady Suffolk. Verwünscht sei mein fataler Rath! verwünscht
Die Zunge, die zu Deinem Untergang
So wortreich war! — Johanna! — Ach, mein Kind!
Mir bricht mein Herz —
Lady Johanna. Geliebte, theure Mutter —
Lady Suffolk. O, nenne mich mit diesem süßen Namen,
Der einst mein Stolz war, nicht! Ich bin's nicht würdig —
Lady Johanna. Nur dies, nur was Ihr leidet, ängstigt mich!
Wenn Ihr nicht elend seid, so bin ich ruhig.

O, quält mich nicht, die Vorwürf' anzuhören,
Die Ihr Euch selber macht! Ihr waret schuldlos!
Aus Mitleid gegen mich besänftigt Euern Schmerz,
Der mir das Herz zerreißt —

Lady Suffolk. O Himmel, fielen alle Deine Blitze
Auf mich allein! — Könnt' ich mit meinem Leben
Den holden Liebling meines Herzens retten!
Dann, dann, Johanna, würde Deine Mutter
Sich glücklich halten. —

Lady Johanna. Mutter, mildre Deine Zärtlichkeit!
Sie tödtet mich. So ist denn gar kein Weg
Zu unsrer Rettung übrig?

Lady Suffolk. Keiner!
Ach, keiner! Alles, Alles ist verloren!
Ich sah Northumberland in Fesseln, hörte
Des Volkes Hohngelächter, ihn so niedrig,
So klein zu sehn. Sie nannten ihn mit Flüchen
Verräther, Feind des Vaterlandes, Mörder
Des ehrfurchtswerthen Vormunds unsers Edward's,
Des frommen Sommerset's. — Indeß hat Sussex schon
Mit seinen Kriegern sich der Stadt bemeistert.
Maria hat den alten Gardiner,
Den Wüthrich, der von außen ein Johannes,
Von innen wilder als Herodes ist,
Vorausgeschickt; er führt das große Siegel
Des Reichs und donnert allenthalben schon
Befehle, die nur Jammer prophezeihen.

Lady Johanna. So fahret wohl, Ihr goldnen Hoffnungen
Von Glück und Seligkeit auf dieser Erde!
Mein Vaterland und Du, Du kleine Schaar
Der Redlichen, der Lehrer und Bekenner
Des Evangeliums! — Euch wird der Himmel retten!
Ja, unsichtbare Macht, die Du allgegenwärtig
Die Sphären lenkst und Alles siehst und ordnest,
Du sahst, was meinen tiefen Abscheu brach,
Den aufgedrungnen Scepter anzunehmen.
Schau jetzt, ich beuge dankvoll meine Knie,
Daß Du Dein Amt aus meinen schwachen Händen
Zurücke nimmst! Dein ist's, die Menschen, die Du schufst,
Die Kirche, die Du pflanztest, zu erhalten! —
Du wirst es thun! — An mir gescheh' Dein Wille!

Sechste Scene.

Die Vorigen. Lord Guilford.

Lord Guilford. Verwünscht sei diese ungeheure Welt
Und das Gezücht von Schlangen und Harpyien,
Das sie bewohnt! — Wie? — Sind dies Menschen? — Nein!
Des Abgrunds Rachen hat Euch ausgespieen,
Verräther! Euer schwarzer Hauch vergiftet
Die milde Luft! — O Sonne, kannst Du noch
Dein heilig Licht zu solchen Gräueln leihen?
Wie tobt mein feurig Blut! —

Lady Johanna. Mein Guilford!
Was ist's?

Lady Suffolk. Was kann noch Aergers auf uns warten,
Als was wir wissen?

Lord Guilford. Alle diese Freunde,
Johanna, die mit falscher Zunge Dir
Vor wenig Stunden noch ihr Leben weihten,
Die schmeichlerische Brut der Höflinge,
Die kaum vor uns ihr schändlich Knie noch beugten,
Und selbst — o Scheusal! — Deine Räthe selbst,
Die kaum mit aufgehabnen Händen schwuren,
Dir, dem Gesetz und unserm heil'gen Glauben
Getreu zu bleiben, alle sind Verräther,
Verdammte Heuchler! — Pembrok, — ach, mein Freund,
Mein Pembrok selbst — von Gardiner betrogen,
Fiel zu Marien ab!

Lady Johanna. Und kannst Du, Guilford,
Mir einen Zeitlauf nennen, da die Menschen
Nicht so geartet waren? Glaube mir,
Die schöne Tugend hat zwar viele Schmeichler,
Doch wenig treue Freunde! Glück und Macht
Und Pomp und Glanz, wenn diese das Gefolge
Der Tugend sind, dann findet sie Verehrer;
Doch fallen diese von ihr ab,
So flieht der Heuchler Schwarm, vergöttert jetzt
Mit gleicher Falschheit das gekrönte Laster,
Und Du, o nackte Tugend, bleibst allein!

Lady Suffolk. Den Schmerz, der meine Brust zerreißt,
Hat keine Mutter noch gefühlt! — Mein Mund

Versagt mir Klagen, meine Qual zu lindern,
Mein Auge Thränen.
Lady Johanna. Warum kann ich doch
Die Einzige nicht sein, die leidet? — Ach, mein Schicksal
Liegt hart auf mir! — Ich bin dazu verurtheilt,
Die Freude Aller, die Natur und Freundschaft
Mir theuer macht, in Jammer zu verkehren.
Doch murre nicht, mein Herz! — Die Leiden, die der Himmel
Uns schickt, sind heilsamer als selbstgewählte Freuden.
Lord Guilford. Gott, welche schreckliche Verwandlung!
Wo bin ich? — Bin ich Guilford? — Bin ich Der,
Der noch vor wenig Stunden kaum die Engel
Beglückter hielt als sich? — War's nur ein Traum,
Als lauter Wonne, lauter Hoffnung mich
Umlächelte? — Wozu erwach' ich jetzt?
Zu welcher dunkeln, grauenvollen Aussicht
In Jammer ohne Maß! — Ein Augenblick
Hat rings um mich die Welt in eine Hölle
Verwandelt! Die ich Menschen glaubte,
Sind Furien und Schreckgespenster worden!
O, dieses blaue himmlische Gewölbe,
Der Thron des Tages, ist ein schwarzer Kerker
In meinen Augen! Diese Frühlingsluft,
Der Blumen reinster Athem, haucht mir Gift!
Mich dünkt, ich steh' allein auf den Ruinen
Der eingesunknen Welt, von todten Schatten
Und Schrecknissen umringt. —
Lady Suffolk. Welch ein Getümmel!
Wer kommt? — O, weh uns! Gardiner! —
Er ist es selbst. —

Siebente Scene.

Die Vorigen. Bischof Gardiner. Ein Officier und Soldaten.

Gardiner. Mit Recht erschreckt Euch meine Gegenwart,
Ihr doppelten Verräther, gegen Gott
Und Eure Königin! Empfindet jetzt
Der Rache schweren Arm! Die Häupter der Verschwörung,
Northumberland und Suffolk, sind in Fesseln!
Maria herrscht. Ihr heiliger Befehl

Spricht jetzt durch meinen Mund! — Man führe schleunig
Dem Tower sie zu! —

(Zum Officier.)

Mein Herr, Euch ist die Sorge
Für die Gefangnen von der Königin
Vertrauet. Euer Leben wird für sie
Die Bürgschaft sein.

(Zu den Soldaten.)

Thut Eure Pflicht! Was zaudert Ihr?

Lady Suffolk. Unmenschlicher! Ach, warum nimmt mein Elend
Mir nicht die Sinnen ganz? —

Lord Guilford. Zurück, Verruchte!
Erkühnt Euch nicht — Ha! Tod und Hölle sei
Dem Ungeheuer, dessen wilde Faust —

Gardiner. Sinnloser Jüngling! diese eitle Wuth
Wird weder sie noch Dich erretten.
Ergreifet ihn und dies bethörte Mädchen,
Das, von Geburt bestimmt, die Schleppe
Des königlichen Schmucks Marien nachzutragen,
Sich würdig glaubte, ihren Thron zu füllen!

Lord Guilford. Zertheilt Euch, Wolken — Schau empor, Tyrann,
Und sieh die Engel über diesen Anblick weinen!

Vierter Aufzug.

Der Schauplatz ist ein Zimmer im Tower.

Erste Scene.

Lord Guilford. Lady Johanna.

Lord Guilford. Du schweigst, Johanna, hörest meinen Klagen
Verstummend zu, und ernste Stille ruht
In Deinem Blick; nicht eine Thräne schleicht
Von Deinen schönen Wangen. Fühlst Du denn
Dein eignes Elend nicht? Du, deren Herz
So schnell, so zärtlich fremde Leiden fühlet!
Wie weintest Du auf Edward's Leiche hin!
Und jetzt, da Dich ein eisernes Geschick
Vom kaum bestiegnen Thron in diesen Abgrund
Von Jammer stürzt; da Dein betäubtes Ohr
Noch von dem Siegsgeschrei der Feinde widerhallt;
Da ihre Wuth nach Deinem Leben schnaubt
Und dieser Pöbel selbst, der kürzlich Dich gesegnet,
Mit Flüchen jetzt Dein Todesurtheil spricht;
Da jedes nähernde Geräusch vielleicht
Der Fußtritt eines Todesboten ist:
Herrscht Seelenruh' und unbewölkte Stille
In Deiner Brust, ergießt sich sichtbarlich
Durch Dein Gesicht und bindet Deine Zunge.

Lady Johanna. O Guilford, glaube nicht, ich fühle minder
Als Du den ganzen Umfang unsers Jammers!

Wie könnt' ich Alles, was mir theuer ist,
Den besten Vater und die zärtlichste
Der Mütter, wie Dich selbst, mein Guilford, Dich,
Unglücklich sehn und unempfindlich bleiben?
O, was ich fühle — Aber soll ich noch
Durch Bilder meiner Pein Dein Elend häufen?
Mein Mund ist stumm, mein Auge leer an Thränen!
Doch hier, hier, Guilford, bebt von namenlosen Leiden
Die bange Seel' und ächzt zum Himmel auf!

Lord Guilford. Durch diese düstre schreckenvolle Nacht,
Die uns so schnell den schönsten Tag entzog,
Durch dieses Kerkers Todesschatten selbst
Dringt noch ein Strahl von Hoffnung in mein Herz.
Du wirst nicht sterben, göttliche Johanna!
Nein, nein, der Himmel, der so liebenswürdig,
So würdig der Unsterblichkeit Dich schuf,
Erschuf Dich nicht, um in der ersten Blüthe
Zerstört zu werden! Nein, er sandte nicht
So viel Vortrefflichkeit in Dir herab,
Der Welt so schnell sich wieder zu entziehen —
Du wirst noch leben und den Menschen lange
Der schönsten Tugend schönstes Urbild sein!
Und ich? In Deinem Arm ist mir das Leben
Ein Paradies und selbst der Tod willkommen!

Lady Johanna. Wie gerne wünscht' ich Deinen Hoffnungen
Des Himmels Beifall! — Aber — ach, Geliebter,
Du schmeichelst Dir zu viel. Die Zeit der süßen Träume,
Der unschuldsvollen, reizenden Bezaubrung
Der jugendlichen Liebe ist vorbei!
Die Hoffnung, die Dir lächelt, ist ein Traum,
Ein eitler Traum, womit Dein liebend Herz
Sich selber täuscht. Die Erde läßt uns nichts
Zu hoffen übrig. Komm, mein theurer Guilford,
Die Zeit erfordert ernstere Gedanken;
Nichts bleibt uns übrig, als uns zu gewöhnen,
Den Untergang der reizendsten Entwürfe
Von Glück und Liebe, jede süße Hoffnung
Im Keim' erstickt, des Lebens beste Freuden
Zerstört zu sehn! — Des Elends bangsten Scenen
Und Allem, was die menschliche Natur

Mit Angst erfüllt, was uns in jeder Ader
Das Blut erstarren, jede Nerve zucken macht,
Mit unbewegtem Auge ins Gesicht zu schauen,
Dies, Guilford, ist's, was wir jetzt lernen müssen!

Lord Guilford. O, sage mir, Du Heldin, sage mir,
Welch eine Kraft erhöht Dein sanftes Herz
Zu dieser wundervollen Größe?

Lady Johanna. Der Glaube, Guilford, den die göttliche Religion
In unsrer Brust entzündt; das große Beispiel,
Das unser Meister gab; die frohe Zukunft,
Die er versprach; o, diese helle Aussicht
In jene grenzenlosen Seligkeiten,
In Freuden, die kein Schmerz verbittert,
Kein Ende kürzt: dies unterstützt den Muth
Der redlichen sich selbst bewußten Unschuld;
Dies macht den Märtyrer der Flammen lächeln
Und hebt die Seele (ob der Leib von Staube
Sie gleich noch fesselt) über jede Schwachheit
Der irdischen Natur empor.

Lord Guilford. O Du, vom Himmel mir zum Genius
Geschenkt, Du sichtbars Ebenbild der Tugend,
Wie mächtig fühl' ich diesen Augenblick
Die Stärke Deines Beispiels! — Welch ein Muth
Ergießt aus Deinem seelenvollen Auge
Sich in mein Herz und schwellet meine Triebe!
O Tugend, o Religion der Christen,
Wie schön seid Ihr! Zu welcher Engelsgröße
Erhebet Ihr den Sohn des Staubs, den Menschen!
Wie fühl' ich Eure Schönheit! Wie entflieht
Vor Euerm Glanz der Kummer und die Klage —

Lady Johanna. Mein Guilford, hörst Du nichts? Mir war, ich hörte
Von fern die Stimme meines Vaters! — Ach,
Wie kann die kranke Phantasie sich täuschen! Ist er nicht
In Fesseln? — Himmel! welch ein Wunder!
Er ist es selbst!

Zweite Scene.

Herzog von Suffolk. Die Vorigen.

Lady Johanna. O theurer Vater!
Sprich, welch ein Engel hat Dich aus dem Kerker
Zu uns geführt?

Suffolk. Die Vorsicht, die Dich liebt,
Die Schützerin der Unschuld, meine Tochter,
Die führet mich zu Dir. Sie brach die Fesseln,
Schloß meinen Kerker auf und brachte mich zu Dir.
Ein Strahl vom Himmel hat Mariens Herz
Für uns gerührt. Sie schenkte mir die Freiheit.
Und ein Gerüchte, welches mein Begegniß
Glaubwürdig macht, verspricht mir, meine Kinder,
Euch bald aus diesen grauenvollen Mauern
Erlöst zu sehn. Nur diese Hoffnung macht
Mir meine Freiheit werth.

Lord Guilford. Was sagt mein theurer Vater?
O Suffolk! Ehrenvoller Greis! Dein Antlitz
Ist meinem Blick das Antlitz eines Engels!
O Wunder! Darf ich's glauben? oder öffnet sich
Mein Herz zu schnell dem ungewissen Schimmer
Des bessern Glücks? — Ja, Vorsicht, uns geziemt
Von Deiner Güte stets das Beste zu erwarten!

Suffolk. Ich hörte, Gardiner, der alte Bischof
Von Winchester, sei von der Königin
Zu Dir geschickt, Johanna, ihren Willen
Dir anzukünden —

Lady Johanna. Was seit Edward's Tode mir
Begegnet ist, füllt meine Seele
Mit Zweifel, Furcht und innerlicher Ahnung;
Der Himmel hat zu neuen Prüfungen
Vielleicht mich auserſehn; von ihm allein
Erwart' ich Kraft, die Probe wohl zu halten!

Lord Guilford. Laß, Theuerste, laß Deines Vaters Freiheit
Dies unverhoffte Wunder jener Macht,
Die unsichtbar den Lauf der Dinge lenket,
Laß dieses mindstens Dein zu ängstlich Herz
Mit frohern Ahnungen erheitern!
Noch können wir, Johanna, glücklich werden.

Noch kann mich Deine Liebe glücklicher
Als der Besitz von tausend Kronen machen.
Ja, Himmel, senke nur mein ruhmlos Leben
In dunkle Niedrigkeit; bestimme mich,
Nach harter Arbeit mit beschwitzten Händen
Mein Brod zu essen — laß mir Diese nur,
Die beste Gabe, die ich von Dir bitten
Und Deine Güte mir gewähren konnte!
An ihrer Seite wird mein frohes Leben
Auch in der ärmsten Hütte paradiesisch
So wie des ersten neu erschaffnen Paares
In Eden's schöner Einsamkeit verfließen!

Suffolk. Ach, Guilford! Ach, Johanna! Wenn ich Euch
Mit dieser schnellen Wiederkehr von Hoffnung
Nur nicht zu früh geschmeichelt habe! —
Ein Rückfall wäre tödtlich — Aber hier
Ist Gardiner bereits —

Dritte Scene.

Gardiner. Die Vorigen.

Gardiner. Ich komme nicht, Prinzessin, Deine Wunden
Noch durch Verweise tiefer aufzureißen.
Du strebtest lüstern nach versagten Höhen;
Dein Fall ist Deine Strafe! — Doch Maria,
Nach deren Krone Du die kühne Hand
Verräthrisch ausgestreckt, sie, welcher die Geburt
Ein unverletzlich Recht zum Scepter gab,
Will jetzt durch Proben ihrer Großmuth zeigen,
Daß eine königliche Seele
Das reinste Blut von York's und Lancaster's
Vereintem Stamm in ihrer Brust belebt.
Sie will durch ihre Tugenden allein
Sich würdiger als Du des Thrones zeigen.
Sie giebt Dein Leben, Lady, Deine Freiheit,
Dein Glück und ihre Huld in Deine Macht.
Du strebtest frevelhaft nach ihrem Throne;
Sie schenkt Dir mehr als einen Thron, — das Leben!

Lady Johanna. Ihr würdet, Mylord, diese hohe Sprache
Nicht mit mir reden, wenn des Glückes Gunst
Mich an Mariens, sie an meine Stelle

Gesetzet hätte! — Doch ich spreche mich
Von meiner Schuld nicht frei; ich fordre keine Gnade.
Britanniens Gesetz verdammet mich.
Hier bin ich, willig, seine Heiligkeit
Mit meinem Blute zu versöhnen!
Mir ist genug, daß über uns im Himmel
Ein Richter ist, der mich nach meinem Herzen richtet!

Suffolk. Ach, meine Tochter! Dieser edle Stolz
Der sich bewußten Tugend ist zwar schön,
Ist Deiner werth — allein bedenke, daß die Rede
Von Deinem Leben ist — Ach, denk an Deine Mutter,
— An Guilford, — denk an Deinen alten Vater!
Komm, folge, wirf mit uns Dich zu den Füßen
Der Königin —

Gardiner. Sie will den Anfang ihrer Herrschaft
Mit Wohlthun machen. Deine zarte Jugend,
Prinzessin, Deine Schönheit, die Verdienste,
Die ein gerechter allgemeiner Ruhm
An Dir bewundert, schmelzen ihre Seele
Zu sanftem Mitleid. Auch in Deinen Adern
Fließt ihr verwandtes, königliches Blut.
Die Königin, die jetzo Dir vergiebt,
Hofft ihrer Liebe Dich einst werth zu finden.
Dein frühes Alter war zu unerfahren,
Northumberland's Entwürfe durchzuschauen.
Du wardst getäuschet, Lady. Dein Vergehen
Verdient Verzeihung. Diese edle Unschuld,
Die Dein Gesicht umlächelt, spricht für Dich.
Maria will sich nur durch Großmuth rächen.
Laß keinen mißverstandnen Stolz die Wirkung
Der königlichen Gnade Dir entziehn!
Die Fürstin will nicht, daß Du für Dein Leben
Ihr danken sollst; großmüthig stellt sie es
In Deine eigne Macht!

Lord Guilford. O, lies in meinen Augen,
Johanna, was in diesem Augenblicke
Mein Herz Dir sagt! — Ich finde keine Worte —

Lady Johanna. Wie kann mein Leben, Mylord, wie Ihr sprecht,
In meiner Willkür stehn? — Ich fasse noch
Den Sinn der räthselhaften Worte nicht.

Gardiner. So höre denn! Die erste große Sorge
Der frommen Königin, seit Edward's Tod
Sie auf den väterlichen Thron erhoben,
Ist, ihr verirrtes, ihr betrognes Volk
Dem mütterlichen Schooß der alten Kirche
Zurückzugeben. Sie erkennt anbetend
Den Finger Gottes in der plötzlichen Verändrung
Des Zustands unsers Reichs. — Der junge Fürst,
Der als ein Säugling mit der Muttermilch
Des Irrthums tödtlich Gift schon eingesogen,
Den Cranmer's täuschende Beredsamkeit
Und graues Ansehn und verstellte Heiligkeit —

Lady Johanna (für sich). O Gott, gieb mir Geduld! —
Was muß mein Ohr erdulden!

Gardiner (fortfahrend). Noch tiefer in den Labyrinth verstrickte,
Der in den Abgrund führt — Ach, dieser Edward
Hat, einem Raubthier gleich, die Kirche Gottes
Durchwühlt, beraubt, zerstört. Die stillen Wohnungen
Der Gottgeweihten, die der Welt entsagen,
Sind eingestürzt, die Priester ausgetrieben,
Die milden Stiftungen aus frömmern Zeiten
Ein Raub der schnöden Ueppigkeit des Höflings.
O Schand'! O Gräuel! Ketzerische Füße
Entweihen ungescheut die Heiligkeit des Altars!
Der Ketzerei, der frechen Lästrung Stimme
Hallt ungestraft in unsern Tempeln wider
Und täuscht das leichtbetrogne Volk! — So tief,
So tief war Albion, so nah zur Hölle
Hinabgesunken: als die Hand des Gottes,
Der seine Kirch' auf einen Felsen gründete,
Den auch der Hölle Wüthen nicht erschüttert,
Durch einen schnellen unverhofften Schlag
Den Feind des Glaubens plötzlich weggerafft!
Maria herrscht! Die Gottesfurcht bestieg
Mit ihr den Thron. Ein heil'ger Eifer flammt
In ihrer frommen Brust, von allen Gräueln
Dies Land zu säubern und die Last des Fluches
Von ihrem armen Volke abzuwälzen.
Sind sanftre Heilungsmittel ohne Frucht,
So mag Britannien durch's Feu'r gereinigt werden!

Die Häresie, die schon ihr Schlangenhaupt dem Himmel
Entgegenthürmt, muß ausgerottet sein!
Marien graut, auf einem Thron zu sitzen,
Den noch der Bannstrahl schwärzt, in einem Reich zu herrschen,
Das mit dem Himmel noch nicht ausgesöhnt ist.
Sie eilt, den racheschwangern Blitzen
Des Donnergottes noch zuvorzukommen;
Doch soll die Sanftmuth alle ihre Künste
Zuerst versuchen, eh der Eifer sich
Mit Strenge waffnet. Den Verführern nur
Dräut sein gezücktes Schwert. Doch die Verführten,
Die ihre Einfalt oder ihr Geschlecht
Und zartes Alter schützt, soll Reu' und Wiederkehr
Mit Gott und mit der Kirche auszusöhnen
Genugsam sein! — Du hast es nun gehört,
Prinzessin, was von Dir erwartet wird!
Dein Beispiel ist es, — welches Tausende
Verirrter nach sich ziehen und mit Dir
Zugleich erretten wird! Dein Beispiel fordert
Die Königin, und Deine Wiederkehr
Die Kirche! Schau, sie streckt voll Zärtlichkeit
Die Arme nach Dir aus, sie öffnet lockend
Dir ihren mütterlichen Busen! Schau, ich selbst
Erniedre mich, Verweis' und Dräuungen
In Bitten zu verwandeln! Mitleid
Und ungewohnte Regungen erweichen
Mein Herz für Dich! — Bedenke Dich, Prinzessin!
Dein Heil, Dein Leben schwebt auf Deinen Lippen!

Lady Johanna. Und denkt Ihr, Mylord, daß des Todes Anblick
So schrecklich sei? —

Gardiner. Mich dünkt, Prinzessin,
Wem zwischen Leben oder Tod die Wahl
Gelassen ist, der sollte wenig Zeit
Sich zu entschließen brauchen.

Lady Johanna. Meine Wahl
Ist schon getroffen! — Dankt in meinem Namen
Der Königin für eine Huld, die mir
Zu theuer angeboten wird — Das Leben,
Wornach ich dürste, kann der Tod nur geben.
— Ich sollte Gott, ich sollte Dich verleugnen,

Dich, mein Erlöser, und Dein Evangelium,
Die Wahrheit, die Du selbst mit Deinem Blut versiegelt!
Dir und der heiligen Gemeine
Der Auserwählten, die in frommer Demuth
Dir folgen — sollt' ich untreu werden?
O Schande! — Und warum? — Ein Leben zu verlängern,
Worin ich fern von Deinem Anblick schmachte?
Verschonet meiner, Mylord! — Treibet nicht
Die müdgemarterte Geduld zum Murren!
Verschont mein Ohr, Versuchungen zu hören,
Wovon der bloße Schall mir Gräuel ist!

Gardiner. Was hör' ich? Wie? Ist das die Dankbarkeit,
Womit das Uebermaß der königlichen Großmuth
Empfangen wird? Ist das die Antwort, Lady,
Die ich der Königin von Deinen stolzen Lippen
Zurücke bringen soll? —

Lady Johanna. Auf Euern Antrag
Ist keine andre möglich! — Saget mir,
Mein liebster Vater, sage mir, mein Guilford,
Ist eine andre möglich? —

Lord Guilford. Ach, Johanna!
Wie sehnlich wünscht' ich —

Lady Johanna. Still, mein Guilford! Laß mich
Nichts weiter hören! — Mylord, mein Entschluß
Befremdet Euch? — Ihr kennt mein Herz nicht! Nie,
Nie fühlt' ich nur das mindeste Verlangen
Nach Macht und Purpur! Edward's Tod
Erweckt' in mir nur brennende Begierden,
Ihm nachzufolgen und bei Dem zu sein,
Den meine Seele liebt! — Der Himmel weiß,
Was wider meine Neigung, die sich stets
Dagegen sträubte, mich bewogen hat,
Den Schritt zu thun, der durch die weise Leitung
Der Vorsicht nun zum Ziele meiner Hoffnung
Mich bringen wird! — Ich wollte das vollenden,
Was Edward angefangen. Doch der Schluß
Des unerforschten Schicksals hält den Fortgang
Des großen Werks noch auf. Maria herrscht!
Der Aberglaube sitzt an ihrer Seite,
Ihr sanftes Herz mit fremder Grausamkeit
Und einem Eifer, der den Gott der Liebe

Mit Menschenblut versöhnen will, zu füllen.
Was soll mir nun das Leben? Soll ich mich
Durch Uebelthaten zu dem bangen Anblick
Der schreckenvollen Scenen aufbehalten,
Die Eure heil'ge Wuth mir angekündigt?
O nein! gesegnet sei der Tod, der Führer
In eine bessre Welt! Gesegnet sei
Der Mund, der ihn mir angekündigt hat!

Gardiner. Du triumphirst zu früh, Verkehrte! Wenn Dich ja
Die Lust zu sterben so ergriffen hat,
So stirb! Doch wisse, Deines alten Vaters
Und Guilford's Leben sind an Deins gebunden!
Dein Tod ist ihrer! — Sieh, ich biete Dir noch einmal
Den Schooß der Kirche und Dein Leben an!
Sprich Nein, so sprichst Du Dir und Deinem Vater
Und Deinem Bräutigam das Todesurtheil!
Bedenke Dich! (Er geht ab.)

Vierte Scene.

Lady Johanna. Suffolk. Guilford.

Lady Johanna. O Guilford! O mein Vater!
O welche Prüfung! — Ach! — Gerechter Himmel!
Sind diese stillen Seufzer, die ich unablässig
Für sie zu Dir geschickt, ach, sind sie alle
Vergeblich, unerhört? — O, der Du mir
Das Leben gabst, o Du, mit dem ich es
Zu theilen hoffte, Euer Leben ist
Unendlich kostbarer als meines! Könnt' ich es
Mit meinem Blut erkaufen, o, wie wollt' ich
Mich glücklich preisen! — Meine Seele nur,
Nur mein unsterblich Theil ist mir noch theurer
Als Euer Leben! — Nein, Ihr fordert nicht,
Erwartet nicht, daß ich —

Suffolk. O Tochter, Deine Tugend,
Dein Werth entzückt und ängstigt mich zugleich!
Du zwingest mich, den bangen Mund zu öffnen,
Der lieber, gleich dem Marmorbild der Trauer
Auf einem Grabmal, ewiglich verstummte! like patience on a monument'

Ach, mein geliebtes Kind! Sieh, ich bin alt,
Das schwache Leben, das mir die Natur
Noch stundenweise vorgezählet hätte,
Hat keinen Reiz als Dich! Das Beil kann mir
Nur wenig Tage rauben. Ach, Johanna!
Für Dich, für Dich allein zerfließt mein Auge
In väterlichen Zähren — Du sollst sterben? —
Du, Liebling meiner Seele, sollst Du sterben?
Gewaltsam vor der Zeit, im Frühling Deiner Jahre
Vernichtet werden? — O mein Kind, die Qualen,
Womit der schwarze schreckliche Gedanke
Mein Herz zerreißt, kann nur Dein Vater fühlen.
Vor Kurzem priesen mich noch alle Lippen
Den glücklichsten der Väter, und ich war's!
Ach, dacht' ich jemals, wenn Dich meine Arme
Umschlossen hielten, wenn mein thränend Auge
Mit stummem Dank von Dir zum Himmel aufsah,
Konnt' ich es denken, daß Dein Elend einst
Den Wunsch aus meiner Seele zwingen würde,
Daß — ach! — der süße Vatername mich
Aus Deinem Munde nie entzücket hätte!

Lord Guilford. Vergieb dem Uebermaß der unaussprechlichen
Gedrängten Schmerzen, die mein Herz bestürmen,
Mein Herz, das einzig Dich zu lieben athmet!
Du solltest sterben? Schönste Zier der Schöpfung,
Die kalte Hand des ungerechten Todes
Soll vor der Zeit Dich pflücken! — Diese Augen,
Wo in der Farbe des entwölkten Himmels
Der schönste Geist sich spiegelt, sollen sich
Auf ewig schließen! Diese keuschen Wangen,
So blühend wie die Rosen, die am Haupte
Der Engel duften, soll der Tod entfärben!
Ach, dieser holde Mund sich nimmer wieder
Zu Reden öffnen, die mir süßer sind
Als Sterbenden — Johanna, höre mich!
Wo wendest Du Dein himmlisch Auge hin? —

Lady Johanna. O Guilford, Guilford!
Sind das die edeln, muthigen Gedanken,
Womit der Christ sich zu der letzten Größe
Im Tod erhebt? — Vergiß mich oder liebe

Mich so wie Einer, dessen reine Seele
Sich jetzt entkörpern soll! — Mein Vater, mein Gemahl!
Der Tod ist nicht, wie sich der Aberglaube,
Nicht, wie die Seelen, die zu tief im Schlamme
Der Sinnlichkeit versunken sind, nicht, wie
Des Lasters bebendes Gewissen
Ihn malt: er ist ein Uebergang ins Leben!
Nur um zu sterben, wurden wir geboren!
Er raubt uns nichts als unsre Sterblichkeit,
Die Quelle unsrer Leiden! — Laßt uns sterben!
Was kann der Christ, der Tugendhafte sich
Und Denen, die er liebet, Bessers wünschen,
Als schön zu sterben?
Suffolk. Jetzt, mein theures Kind,
Bereite Dich zum letzten Streich des Unglücks!
Sieh, Deine Mutter kommt!

Fünfte Scene.

Lady Suffolk. Die Vorigen.

Lady Johanna (gen Himmel schauend). O, stärke mich! —
Lady Suffolk. Ich lag und weint' und flehte zu den Füßen
Der Königin, als Gardiner hereintrat
Und Deine Antwort brachte! — O mein Kind,
Mein theures Kind! Wie donnerten die Worte
Von seinem Mund in mein erstarrtes Herz! —
Und willst Du sterben? — Aber — ach, bedenke,
Daß mein Verhängniß mir den Trost versagt,
Mit Dir zu sterben! — Ach, die grausame Maria
Zwingt mich zum Leben! Himmel, welch ein Leben,
Wenn Du, wenn Guilford, wenn Dein Vater, Alle
Rings um mich her gefallen sind! — Johanna,
Schau her! O, wende Deine holden Blicke
Auf Deine Mutter! Kannst Du Die, die Dich
Mit Schmerz gebar, die Dich in ihren Armen,
An ihrer Brust erzog, die Dich den Stolz,
Die Wonne ihres frohen Lebens nannte,
O, kannst Du, kannst Du sie so elend machen?
Sieh mich zu Deinen Füßen! Laß mich nicht

Vergebens flehn! Erbarme Dich, Johanna,
Der unglückseligsten der Mütter! — Lebe!
Ach, lebe, daß ich nicht das Licht verfluchen müsse —

Lady Johanna. O meine Mutter! O, das ist zu viel!
Mein Herz erliegt im innerlichen Kampfe —
Es bricht —

(Sie sinkt beinahe ohnmächtig in ihrer Mutter Arme und wird auf einen Lehnstuhl gebracht.)

Lady Suffolk. O Gott! Sie stirbt, sie stirbt! O Engelsseele!
Verweile noch —

Suffolk. Du siehest ihren Kampf!
Sie folgt der Lehre, die ihr Meister gab,
Und liebt nur Gott noch mehr als Eltern und Gemahl.
Ach, könnte sie, ihr — zärtlichs frommes Herz
Verzöge keinen Augenblick, uns Alle
Durch ein erfreuend Ja aufs Neue zu beleben!
O flieh, Geliebte! Deine Gegenwart
Erschöpfet nur den schwachen Rest vom Leben,
Der noch in ihren Adern glimmt.

Lady Suffolk. Ich gehe,
Die Königin um meinen Tod zu flehen.

Sechste Scene.

Die Vorigen, ohne Lady Suffolk.

Lord Guilford. — Johanna! Engel, welchen noch
Auf kurze Zeit die Sichtbarkeit umschleiert,
Hörst Du mich nicht? Eröffne Deine Augen!
Sie strahlen eine Kraft in meine Seele,
Die mich zu Dir erhebt —

Suffolk. Sie lebet wieder auf,
Die Farbe kommt den bleichen Lippen wieder,
Sie schaut umher —

Lady Johanna. Wo ist sie? Wo ist meine Mutter?

Suffolk. Sie ging hinweg, den Himmel im Verborgnen
Um Trost zu flehn.

Lady Johanna. Sie wird ihn auch erhalten!

Siebente Scene.

Gardiner. Die Vorigen.

Gardiner. Dein Vater, Guilford, dieser einst so stolze,
Gefürchtete Tyrann, Northumberland,
Ist nicht mehr! —

Lord Guilford. Himmel! Jeder Augenblick
In dieser schwarzen Stunde ist
Ein neuer Ruf zum Tode!

Gardiner. Die Gesetze,
Das Vaterland, Maria und Ihr selbst
Sind nun gerochen! Er verrieth sie Alle!
Ja, Euch verrieth er! Er bekannte selbst
Vor seinem Ende, daß ein unbezähmter,
Verruchter Stolz ihn zum Verräther
An Edward und Johanna Gray gemacht;
Daß nicht der Eifer für den neuen Gottesdienst,
Nur die Begier, mit Deiner Hand, Johanna,
Den Königstab zu führen, ihn getrieben,
Dem jungen Edward, als er mit dem Tode
Schon rang, den letzten ungerechten Willen
Noch abzuzwingen, der die Königin
Des Rechts, das ihr der Himmel gab, beraubte.
Voll Seelenangst verflucht' er seine Ränke
Und sein Verbrechen, dessen Schlangenbisse
Ihm nicht erlaubten, wie ein Held zu sterben.
Und dennoch hinterließ er Euch ein Beispiel,
Das würdig ist, von Euch befolgt zu werden.
Vor allem Volk entsagt' er mit Verwünschung
Dem neuen Glauben und gestand voll Reue,
Daß nur der Eigennutz ihn wider sein Gewissen
Zu Edward's Zeit in Heuchelei verlarvt!
Er starb versöhnt mit unsrer heil'gen Mutter,
Der Kirche. —

Lord Guilford. Ha! Was hör' ich? Zu verwegner Bischof!
Kannst Du so grausam sein und unser Elend
Noch durch Entehrung meines Vaters häufen?
Des Himmels Zorn vergelte Dir —

Gardiner. Halt ein,
Zu rascher Jüngling! Was ich sage, hat
Das ganze Volk gehört, von dessen Flüchen

Verfolgt, die Seele des Verbrechers angstvoll
Dem Leib entflog.
Lord Guilford. Laß ab! laß ab, o Schicksal!
Mein blutend Herz steckt voll von Deinen Pfeilen!
Komm, meine Freundin, siehe mich bereit,
Mit Dir zu sterben! O, mir graut, mir ekelt
Vor diesem Leben! Meine Seele lechzt
Mit Ungeduld der Todesstund' entgegen,
Wie Einer, den des Mittags strengste Gluth
Auf dürrem Sand gesengt, nach einer Quelle lechzet.
Mein Vater! — Ach, mein Vater, muß ich noch
Im Tod erröthen, daß ich — Meine Seele schauert,
Den schrecklichen Gedanken auszudenken!
Gardiner. Und ist nun, Lady, Dein Entschluß gefaßt?
Du hast Dich zu bedenken nur
Noch wenig Augenblicke! — Soll ich Dich
Von Neuem flehn, Dein Leben nicht zu hassen?
Der Zorn der Königin ist durch die Strafe
Northumberland's versöhnt und fordert weiter
Kein Opfer mehr! Sei weise! Wirf Dich eilig
In ihrer Großmuth Arme —
Lady Johanna. O, wenn Ihr anders meiner Noth nicht spottet,
So laßt mich knieend, Mylord, Euer Mitleid
Für eine Unglückselige erbitten,
Die stets in Unschuld lebt' und keinen Menschen
Vor diesem schwarzen Tag beleidigt hat!
Laßt Euch erweichen! Fleht die Königin,
Für Guilford und für meinen Vater mich
Allein zum Opfer anzunehmen!
O Mylord, auch Ihr hattet einen Vater!
Erbarmt Euch meiner! Laßt mich nicht die Schuld
An seinem Tod mit in die Grube nehmen!
Gardiner. Hartnäckiges, selbst unerbittlichs Weib,
Du flehst umsonst! — Sie sterben unvermeidlich,
Wofern Du nicht —
Lady Johanna. O, so vergebet mir,
Mein Vater, mein Gemahl! Vergieb mir, theure Mutter,
Und fluche nicht dem Tag, der mich gebar!
Ihr wißt, mit welcher heißen Zärtlichkeit
Ich Euch geliebt — Doch unbegrenzte Liebe

Bin ich nur Gott, nur meinem Schöpfer schuldig! —
Laßt uns wie Christen sterben!

Gardiner. Kerkermeister,
Soldaten! Auf! Herbei! Führt die Gefangnen
Hinweg! Sorgt, daß sie abgesondert
Verschlossen werden und sich ohne meine
Bewilligung nicht sehn! — Und Ihr, bereitet Euch
Zum nahen Tode! — (Geht ab.)

Achte Scene.

Lady Johanna. Suffolk. Guilford.

Lord Guilford. O Grausamkeit!

Lady Johanna. Gottlob, die Vorbereitung ist geschehn!
Ich lebte nur, um glücklich einst zu sterben!

Suffolk. Und müssen wir denn scheiden, meine Tochter? —

Lord Guilford. Uns niemals —

Lady Johanna. Nein, uns bald in jener bessern Welt,
Dort unter jenen goldnen Sternen wieder
Zu sehn und zu umarmen und voll Wonne
Im himmlischen Triumph aus unsers Gottes Hand
Die Siegeskrone zu empfangen!

(Sie gehen auf verschiednen Seiten ab.)

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Lady Suffolk. Sidney.

Lady Suffolk. Welch eine Nacht war das! O theure Sidney!
Du liebst Johannen auch, Du warest ihrer Kindheit
Gespielin, auch Dein Herz zerfließt in Wehmuth!
Urtheile nun aus dem, was Du empfindest,
Vom Leiden einer Mutter! Einst die glücklichste
Von allen, preis' ich die jetzt selig, welche nie
Ihr neugebornes Kind an ihren Busen drückte,
Nie von des Säuglings holden Lippen
Den süßen Mutternamen lallen hörte!
O Sidney, was für eine Nacht war das!
Wie langsam schlichen, Schreckgespenstern gleich,
Die schwarzen Stunden neben mir vorüber!
Ich mußte sie verlassen. Meine Klagen,
Mein Ungestüm hätt' ihre sanfte Seele
Zu sehr verwundet. Ach, ich mußte sie
Verlassen — und, o Gott! in welcher Lage!
Nur diese Nacht, nur wenig Stunden trennten
Sie noch vom Tode! Wie zermarterten
Die grausamen Gedanken meine Seele!
Verzweifelnd, trostlos irrt' ich in den Zimmern
Des einsamen Palasts umher, als wie
Von Furien gejagt — Ich klagt', ich schrie,
Ich winselte; dann schwieg ich halb entseelt

Und saß verstummend da und rang die müden Arme
Und sah gen Himmel auf und konnte nicht mehr weinen.
Bald wälzt' ich mich im Staub und flehte wimmernd
Der Engel Mitleid an, bald fordert' ich
Mit Ungestüm vom Himmel Wunderwerke.
Dann warf ich mich, entkräftet von der Wuth
Der Schmerzen, auf mein Lager, suchte Ruh'
Und seufzte, daß ich sie nicht finden konnte.
Und da zuletzt der Schlummer sich mitleidig
Auf meine wunden Augenlider senkte,
So störten Träume, fürchterliche Träume
Die kurze Ruhe — Doch was quäl' ich Dich
Umsonst mit diesen Bildern — Sage mir,
O Sidney, sage mir, wie hat Johanna
Die Nacht durchlebt?

Sidney. Wie Eine, die den Tod
Für einen Engel hält, der sie ins bessre Leben
Hinübertragen soll —

Lady Suffolk. Solch eine Größe wirkt in edeln Seelen
Der Christen Glaube! — Wie beschämt sie mich!

Sidney. Zwar blieb ihr zärtlich Herz nicht immer in der gleichen
Erhabnen Fassung, nicht von sanften Klagen
Ihr Mund, Ihr Auge nicht von Thränen leer.
Doch war's nur ihre Mutter, nur ihr Vater,
Nur Guilford, nur ihr Volk, um die sie klagte.
Als sie allein sich in dem Kerker sah,
Den eine dunkle Lampe kaum ein Wenig
Erheiterte, da sprach sie ernsthaft lächelnd:
„O Sidney, dieses Zimmer schickt sich besser
Zum Zustand meiner Seele als die goldnen
Geschmückten Zimmer, die wir jüngst bewohnten.
Willkommen, Kerker! Und Ihr schweren Fesseln,
Willkommen! Euch zu tragen, hat die Unschuld
Sich nie geschämt." — Jetzt sah sie schweigend nieder
Und schien zu staunen. Endlich rief sie aus:
„Und bin ich nun allein? — Wo ist mein Vater?
Wo ist mein Guilford? — Ach, wie hart, wie grausam,
Im Tod uns noch zu trennen! — Doch Geduld!
Bald werden wir uns wiedersehn, um nimmer
Getrennt zu werden!" — Da sie dieses sprach,

Fiel eine Thrän' aus ihren aufgehabnen
Still-heitern Augen. Lange schwieg sie drauf,
In himmlische Gedanken, wie es schien,
Vertieft, bis sie mich weinen sah. — „Was weinst Du,
Geliebte?" sprach sie; „weine nicht um mich!
Bald werd' ich glücklich sein! Ihr, die ich hinter mir
Zurücke lasse, Ihr verdienet mehr
Als ich, beweint zu werden! Nur für Euch
Seufzt meine Seele! — Welche Prüfungen
Erwarten Euch! Doch seid getrost! der Himmel
Hat Allmacht, unsrer Schwäche Kraft zu geben."
In solchen Reden, deren süßer Ton
Mein Ohr noch jetzt umsäuselt, schlich
Sich eine Stunde nach der andern weg.
Zuletzt besuchte noch der letzte Schlummer
Den matten Leib. Sie lag und lächelte
Im sanften Schlaf, als schwebten himmlische Gesichte
Um ihren Geist —

Lady Suffolk. O Sidney! Es ist Balsam
Für mein zerrissnes Herz in Deiner rührenden
Erzählung — Mich verlangt, die Heilige zu sehen —
Sie ist es! Ja, sie ist zu heilig, länger
Die Tochter einer Sterblichen zu sein!
Schläft sie noch, Sidney?

Sidney. Sehet hier sie selbst!

(Der mittlere Vorhang wird aufgezogen und entdeckt das Gefängniß, worin sich Lady Johanna befindet.)

Zweite Scene.

Lady Johanna. Die Vorigen.

Lady Johanna (welche ihre Mutter noch nicht gewahr wird).
Der Tag bricht an, die Stunde nähert sich!
Zum letzten Mal, o Sonne, sieht mein Auge
Dein süßes Licht! Bald wird mein Ohr die Stimme
Der Freundschaft nicht mehr hören, bald mein Mund
Zum letzten Mal zu Segnungen sich öffnen! —
Und ist es denn gewiß? und werd' ich heute,
Von diesem Leib' enthüllt, das wahre Leben
Der reinen Geister leben? Bin ich wirklich
Der Seligkeit so nah? — O meine Feinde,

Ihr liebet mich, da Ihr mich hassen wollet!
Ihr wollt mich strafen, und Ihr macht mich glücklich!
Ihr brecht den Kerker ab, worin
Mein königlicher Geist vielleicht noch lange
Nach seiner angebornen Freiheit
Geschmachtet hätt'! — Empfanget meinen Segen
Für Eure Wohlthat!

Lady Suffolk (sich nähernd). Schönste aller Seelen,
Die je die Sterblichkeit umhüllte,
Wie viel verliert mit Dir —

Lady Johanna. Was hör' ich? Welche Stimme?
O meine Mutter!

Lady Suffolk. Theuerste Johanna!
O, glänzte nicht aus Deinem Auge schon
Der Engel, der sich bald enthüllen soll, hervor,
Wie könnt' ich diesen Augenblick ertragen!

Lady Johanna. Vortrefflichste der Mütter, möchtest Du
In meine Seele blicken können!
Der Tod hat keine Bitterkeit für mich
Als diese, daß er mich aus Deinen Armen reißet.

Lady Suffolk. Warum will mir Maria nicht erlauben,
Mit Dir zu sterben? Ach, was zwingt man mich,
Dies ohne Dich verhaßte Licht noch länger
Zu sehn? — Beweine mich, Johanna, wein
Um Deine Mutter, die ihr zürnend Schicksal
Dich überleben heißt! Was ist für mich das Leben?
Was soll mein Auge sehn? Was soll ich hören?
Du warst das Liebste, was mein Auge sah;
Das Süßeste, was je mein Ohr entzückte,
War Deine Stimme. Jeder neue Anblick
Der blühenden Entfaltung Deiner Jugend
Gab mir die Freuden meiner Jugend wieder!
Ach, wenn das Grab Dich deckt, dann schmachtet nur
Die Hälfte noch von mir. Mit Dir stirbt mein Vergnügen,
Mein Stolz, mein Ruhm! Was bleibt mir übrig,
Als jeden Abend, jeden dunkeln Morgen
Dein Grab mit meinen Thränen zu begießen!
Und wenn mein Arm den kalten Grund umfasset,
Wo Deine Asche ruht —

Lady Johanna. O theure Mutter,
Erweiche nicht mein zärtlich Herz zu sehr!

Erinnre mich an nichts, was meine Lust
Zum Sterben hemmen könnt'! — Ich bin dem Tode
Geheiligt! — Zwinge nicht in dieser Feierstunde
Noch einen Seufzer, der mein Herz entweihte,
Aus meiner Brust! —
Sidney. O Himmel! — theur'ste Lady!
Dein Guilford kommt!

Dritte Scene.

Die Vorigen. Lord Guilford.

Lady Johanna. Ist's möglich? Bin ich noch
So glücklich, eh ich sterbe, Dich zu sehen?
Mein Guilford! welch ein Trost für mich,
In Deinen Mienen diese stille Größe
Und Seelenruh' zu sehn!
Lord Guilford. Wen würde nicht Dein Beispiel,
Du Göttliche, Dir nachzueifern reizen?
Du, Freundin, lehrtest mich, im Frühling meines Lebens
Dem Tode kühn ins Angesicht zu schauen!
Du wecktest meine Seele zum Gefühl
Der Würde, die ihr Ursprung und ihr Ziel
Ihr geben soll! — Ich seh' vor meinen Augen
Die schönsten Hoffnungen wie Wolkenbilder schwinden;
Du lehrest mich, sie mit Geduld verschwinden
Zu sehn. — Ich hofft' in Deinem Arm zu leben;
Jetzt scheint mir's Seligkeit, mit Dir zu sterben!
Lady Johanna. Das, was wir hier in dieser Schattenwelt
Das Leben nennen, ist kein wahres Leben!
Sprich, dünkt Dir nicht die ganze wundervolle
Geschichte dieser Tag' ein Traum? — Wir träumten
Von Glück, von Macht, von königlichen Scenen,
Von Welten, die zu unsern Füßen rollten,
Von Götterfreuden — und als wir erwachten,
Schloß uns ein Kerker ein! Auch das ist Traum,
Ein düstrer Traum, der einem heitern folget.
Bald werden wir erwachen, und — o Guilford,
Zu welchem Glück! — O, könnt' ich Dir beschreiben,
Was schon davon mein ahnend Herz empfindet!
Lord Guilford. Du bist schon reif zum Himmel, schon zu heilig
Für diese Welt! Nur Engel sind zum Umgang

Mit Dir geschickt! — Ach, warum kann ich nicht
Mit gleichem Flug mich neben Dir erheben?
Mich zeucht die irdische Natur
Noch allzu mächtig nieder. — Ach, Johanna,
Wenn nur die Grausamkeit des alten Bischofs
Mich zu der Marter nicht verdammt, Dich sterben
Zu sehn — o schrecklich, schrecklicher Gedanke!
Wenn ich ihn denke, bebt mein ganzes Wesen!
Mein Blut erstarrt in jeder kalten Ader,
Die Erde schwanket unter mir, der Himmel
Dräut über mir zu fallen —

Lady Johanna. Schrecket Dich
Die Art des Todes? Wär' ich minder todt,
Wenn eine Krankheit mich nach langer Marter
Entseelen würd'? O Guilford, dieser Tod,
Der uns bevorsteht, kann die Unschuld nicht entehren;
Dies selige Bewußtsein macht die Ketten
An meiner Hand so leicht, als wären sie von Rosen.
Kränkt Dich's, daß dieser Leib verwesen soll?
Er wird verklärt, unsterblich auferstehn!
Wir schlummern kurze Zeit und werden bald
Zu himmlischen Umarmungen erwachen!

Vierte Scene.

Die Vorigen. Ein Officier.

Der Officier (zu Guilford). Verzeihet, Mylord! — Ach, mein Mund vermag
Nicht auszusprechen, was ich sagen soll!

Lord Guilford. Nun bin ich glücklich! Himmel, habe Dank!
Der Tod ruft mich zuerst!

Lady Suffolk. O Sidney, führe mich von dieser Scene!
Ich bin zu schwach, sie auszuhalten —

Lady Johanna. Nur noch das letzte Lebewohl, nur noch
Den letzten Dank mit diesem Kuß der Liebe!

(Sie umarmt Lady Suffolk.)

Lord Guilford. Nur noch von diesen mütterlichen Lippen
Den letzten Segen, zärtlichste der Mütter!

Lady Suffolk. Der Himmel thut schon über Euch sich auf!
O, segnet mich, — mich, die Ihr hier im Elend
Zurücke laßt! — O meine — meine Tochter —

Und Du, mein Sohn! laßt Eure letzten Seufzer
Für mich zum Himmel flehn! — (Lady Suffolk geht ab.)

Lord Guilford. Nun bin ich glücklich!
Ich eile vor Dir her! Umarme mich, Geliebte!
Aus diesen Armen schwingt sich nun mein Geist
Den Seraphinen zu, die, im Triumphe
Dich einzuholen, aus des Himmels Pforten
Zu Myriaden strömen und mit Thränen
Der himmlischen Entzückung Deinen Tod
Betrachten werden! — Dort, in ihren Armen
Erwart' ich Dich! — Du weinst, Du Göttliche! —
Bald bin ich's werth, mit solcher Zärtlichkeit
Von Dir geliebt zu sein!

Lady Johanna. Die Thränen, die ich weine,
Sind lauter Wonne! — Nur noch Augenblicke,
So folg' ich Dir! (Guilford geht mit dem Officier ab.)

Fünfte Scene.

Lady Johanna (allein).

Lady Johanna. O Glaube der Unsterblichkeit,
Was wär' ich ohne Dich! In welchem Abgrund
Von Jammer würde sich die hoffnungslose Seele
Verzweifelnd wälzen — trennte das Verhängniß
Die Liebenden auf ewig, würd' ich Dich,
Mein Guilford, niemals, niemals wiederfinden!
— O Tod, dann wärest Du das schrecklichste
Von allen Uebeln! Aber nein, die Seele
Lebt unvergänglich! Das Verhängniß trennt
Die Frommen nicht auf ewig! — Ja, Geliebter,
Wir finden uns in einem Leben wieder,
Wo keine Noth uns mehr erreichen kann,
Wo nur der Ueberschwang der grenzenlosen Wonne
Das Herz in Dank und Freudenthränen schmelzt.
Auf, triumphire, meine Seele! — Schau,
Der Himmel thut sich auf! — O, welch ein Licht! —
Welch liebliches, entzückendes Gewimmel
Von sel'gen Geistern! — Welche Harmonie
Entzückt mein Ohr! Wo bin ich? — Schon
Vom Leib entkleidet? schon —

Was für ein Augenblick war das! — Ich sah
Und hörte schon, was in der Menschen Sprache
Unnennbar ist! —

Sechste Scene.

Sidney. Lady Johanna.

Sidney. O theuerste Prinzessin!
Es ist vorbei! Ich sah ihn — sterben.
So stirbt ein Held! Wie war er Deiner würdig!
Wir Alle, die ihn sterben sahn, wir standen
Von Wehmuth und Erstaunen an den Boden
Geheftet, starr, leblosen Bildern gleich!
Jetzt bringen sie den Leichnam des Erwürgten
Hierher! Die grausame Maria will
Durch seinen Anblick noch Dein Märterthum vollenden!

Lady Johanna. Sie irret sich! Dies ist die letzte Wohlthat,
Die meine Feinde mir erweisen können.

(Man bringt den Leichnam des Guilford.)

Und ist denn dieses
Mein Guilford? Nein, betrognes Aug'! Es ist
Die Hülse nur des tugendhaften Geistes,
Den jetzt der Himmel hat! — Sie wird einst auferstehen!
Ja, diese Augen werden einst verklärt
Mir wieder lächeln! Himmlische Begeistrung
Wird diesen blassen starren Mund eröffnen!
O, nimm noch diesen letzten heil'gen Kuß
Der frommen Liebe! — Wie? Hat selbst der Tod
Nicht Macht, sein edles Antlitz zu entstellen?
Nicht Macht, dies holde Lächeln auszulöschen,
Das noch die Seel' auf seinem Mund zurückließ?
Vergieb, o sel'ger Geist, vergieb der Thräne,
Die noch auf diese kalten Wangen sinkt,
Dem letzten Zoll der unvollkommnen Liebe! —
Nun ist mein Lauf vollbracht! Das Maß der Leiden
Ist voll! Ich kann nichts mehr verlieren! —
Was hör' ich? — Ja, die Geister meiner theuern
Verstorbnen rufen mir! Mein Edward
Ruft seiner Schwester, Guilford seiner Gattin!
Ich folg', ich folge! Komm, willkommner Tod!
O, komm und gieb mich ihren Armen wieder!

Clementina von Porretta.

Ein Drama, aus Richardson's Geschichte Sir Karl Grandison's gezogen.[1])

1760.

1) Erschien zuerst 1760 in 8°, Zürich bei Orell und Compagnie, unter dem Titel: „Clementina von Porretta. Ein Trauerspiel. Von dem Verfasser der Lady Johanna Gräy", dann in Frankfurt 1761 und 1771, und nochmals Zürich bei Orell, Geßner, Füeßlie und Comp. 1772 unter dem Titel: „Clementina von Porretta. Ein Trauerspiel von Herrn Wieland. Neue Auflage", desgl. daselbst 1775. Im ersten Druck stand noch eine Widmung „An Ihre Königliche Hoheit, die Princessin von Preussen" und eine Vorrede, welche beide später weggelassen sind. Wir geben hier den Text nach dem 5. Supplementbande der Werke.

Personen.

Der Markgraf von Porretta.
Der Bischof,
Der General,
Jeronymo, } dessen Söhne.
Sir Karl Grandison.
Graf von Belvedere.
Pater Marescotti.
Die Markgräfin von Porretta.
Clementina.
Camilla, deren Hofmeisterin.
Laura, Kammerfrau.

Der Schauplatz ist zu Bologna, im Palaste des Markgrafen.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Der Schauplatz ist ein Saal im Palaste von Porretta.

Der Graf von Belvedere. Der Pater Marescotti.

Belvedere. Sagen Sie mir nichts mehr von Geduld und Verleugnung, Pater Marescotti — Ich schwöre Ihnen, Clementina soll die Meinige oder wenigstens nicht diesem englischen Protestanten werden! Der bloße Gedanke an das, was die Folge seiner Zurückkunft sein könnte, bringt mich zur Verzweiflung. — (Etwas gelassner.) Verzeihen Sie mir, ehrwürdiger Vater — aber ich kann und will nicht ohne Clementinen leben!

P. Marescotti. Sie wissen, Herr Graf, wie sehr ich immer Ihr Freund war, Sie wissen, wie sehr die ganze Familie von Porretta für Sie eingenommen ist! Der Markgraf, die Markgräfin, der Bischof, der General, Alle haben ihr Herz auf die Vermählung ihrer Tochter und Schwester mit einem so würdigen Mann, als der Graf von Belvedere ist, gesetzt. Ganz Italien hat keinen edeln Jüngling, der an Geburt und persönlichen Verdiensten der vortrefflichen Clementina würdiger wäre als Sie. Aber bedenken Sie den Zustand der unglücklichen jungen Gräfin! Sie kennen diesen außerordentlichen Mann, diesen Grandison. Ich selbst, so große Ursache ich hatte, wider ihn eingenommen zu sein, ward endlich von seinen Verdiensten überwältiget. Ich mußte ihn bewundern, wie alle Welt ihn bewundert. Er hatte der Familie Dienste geleistet, die eine außerordentliche Dankbarkeit forderten. Dies

schien das Uebermaß zu rechtfertigen, womit alle Glieder eines großmüthigen und wahrhaft edeln Hauses ihre Verbindlichkeit gegen einen Mann bezeigten, dessen Großmuth und Tapferkeit sie das Leben ihres geliebtesten Sohns, ihres Jeronymo, zu danken hatten. Sie vergaßen, daß Derjenige, den sie als Freund, Sohn und Bruder in die Familie aufnahmen, ein Ketzer, ein hartnäckiger Ketzer, ein Feind der Kirche, ein Verworfener war, mit dem die strenge Heiligkeit der Religion eine so enge Verbindung verdammt. Die Welt fand sie unvorsichtig, der Himmel strafbar. Ich wenigstens kann mich nicht enthalten, die unglückliche Leidenschaft der jungen Gräfin für ein Gericht eines beleidigten Gottes anzusehen. — Ach, Herr Graf, sie war eine Heilige, ehe sie diesen zauberischen Mann kannte. — Wahr ist's, sie kämpfte mit der strafbaren Leidenschaft; sie bewaffnete sich mit der ganzen Stärke der Religion; sie stritt mit dem Muth und der Standhaftigkeit eines Engels: aber die Natur erlag unter dem entsetzlichen Kampfe, und ihre Vernunft mußte das Opfer ihrer Tugend werden!

Belvedere. O, halten Sie inne! Ich kann den abscheulichen Gedanken nicht ertragen — Clementina! — das glorwürdige Geschöpf! — so tief erniedriget! — Und durch wen? — Sie war die Zierde von Italien, der Stolz ihres Hauses; von Allen, die sie sahen, bewundert; von Allen, die sie kannten, geliebt; von den Schönsten und Vollkommensten ihres Geschlechts beneidet. Welch ein Wunder der Natur hat dieser Elende zu Grunde gerichtet! Meine Seele empört sich wider ihn! Er soll —

P. Marescotti. Ihre Hitze macht Sie ungerecht, lieber Graf! Grandison verdient weder Ihre Vorwürfe noch Ihre Rache. Ich gestehe es, anfangs war er mir verdächtig. Es war unglaublich, daß der lange Umgang mit der jungen Gräfin nicht den Wunsch, ein so seltnes Gut zu besitzen, in ihm erweckt haben sollte; und wofern er diesen Wunsch hegte, noch unglaublicher, daß er keine Kunstgriffe versucht haben sollte, sich nach und nach in ihr Herz einzustehlen. Ich theilte meinen Verdacht dem Markgrafen und dem Bischofe mit. Wir beobachteten ihn aufs Genaueste, wir legten ihm sogar Fackstricke; aber die Prüfung zeigte ihn unschuldig und untadelig. Doch wozu sag' ich Ihnen Alles dieses? Sie können nicht vergessen haben, daß Grandison Ihnen selbst Dienste geleistet, daß er mit einem Eifer für Ihr Bestes mit der

Gräfin Clementina gesprochen hat, die ihm ihren Unwillen zuzog.

Belvedere. Ach, mein ehrwürdiger Freund! Was sollte ich nicht vergessen, da ich meiner selbst vergessen habe! — Die Liebe zu einer Clementina — eine hoffnungslose Liebe, und doch von allen ihren Verwandten aufgemuntert — der Kaltsinn, der Abscheu Derjenigen, die ich anbete, und was mich noch mehr ängstiget, ihr Unglück, die Zerüttung ihrer schönen Seele und nun, was mich beinahe wahnsinnig macht, die Ankunft dieses glücklichen Nebenbuhlers, sein Triumph und meine Schmach! — O, wenn Alles dies nicht genug ist, die heftigste Leidenschaft zu rechtfertigen — Aber ich bitte Sie, Marescotti, war denn kein andres Mittel in der Welt, die englische Clementina wiederherzustellen, als die Zurückberufung dieses Grandison's?

P. Marescotti. Können Sie glauben, daß die Familie von Porretta sich zu einem so demüthigenden Schritt entschlossen hätte, wenn ihr irgend ein anderes Mittel übrig geblieben wäre? Sie kennen den gerechten Stolz eines Hauses, das an Alterthum und Glanz den größten Italiens gleich ist; denken Sie, was es ihnen kosten mußte, einen solchen Schritt gegen einen Mann zu thun, der, so groß er in Absicht seines persönlichen Charakters sein mag, in allen andern Stücken unter ihnen ist; gegen einen Fremden, einen Engländer, einen Ketzer, der hartnäckig und übermüthig genug gewesen war, ihre Clementina, ihren Liebling, das Kleinod ihrer Familie auszuschlagen, als sie ihm unter der einzigen Bedingung angeboten wurde, die einen so herablassenden Antrag rechtfertigen konnte! Ich selbst widersetzte mich lange dem anhaltenden Bitten Jeronymo's, der die Zurückberufung seines Freundes als das einzige Mittel, seine Schwester und ihn selbst zu retten, mit ungestümer Zärtlichkeit erflehte. Der Bischof, der General unterstützten mich; der Markgraf selbst konnte sich nicht zu einer Erniedrigung entschließen, die diesen stolzen Protestanten in der Familie so wichtig machte. Wir hofften, die Zeit würde ein Heilungsmittel für die bedauernswürdige Clementina bringen. Aber wir hofften umsonst. Die Noth, welche die verzweifeltsten Mittel rechtfertigt, gab uns zuletzt ein, die Strenge zu versuchen. Clementina wurde nach Urbino in das Haus der Gäfin Sforza, ihrer Tante, gebracht. Die grausamen Begegnungen, die sie daselbst ohne unser Wissen er-

duldete, vollendeten ihr Unglück. Der traurige Zustand, worin sie in das Porrettische Haus zurückgebracht wurde; die immer zunehmende Krankheit ihres Bruders; die auf ewig verlorne Ruhe einer Familie, die in allen ihren Zweigen so glücklich gewesen war; ein von Kummer verzehrter Vater, eine trostlose Mutter; der Anblick ihres Jammers, ihre Thränen, ihre Klagen; der stumme Gram, der desto wüthender in ihrem Inwendigen nagte — ich gestehe Ihnen, Herr Graf, mein Herz erlag unter diesem Anblick. Ich vereinigte mich zuletzt mit Jeronymo, und ich hoffe in Demuth, der Himmel, den ich unabläßig flehte, habe mir selbst in den Sinn gegeben, zu einem Mittel zu rathen, welches, so widrig es ist, doch das einzige scheint, wovon wir eine heilsame Wirkung hoffen können.

Belvedere. Ach, Marescotti! Was soll ich thun? Was soll ich nicht thun? Ich bin ohne Besonnenheit. — Meine Lage ist ohne Beispiel! Ich bete die göttliche Clementina an; ohne sie ist das Leben nichts für mich, und ich selbst muß das Mittel gut heißen, welches mich ihrer auf ewig berauben wird! Ich hasse in diesem Grandison einen Nebenbuhler, und muß seine Tugenden bewundern! — Ja, ich liebe Clementinen, liebe sie mehr als mich selbst — Aber, bei allen Heiligen des Himmels, ich kann dem Triumph meines Nebenbuhlers nicht zusehen! Irgend eine verzweifelte That soll meine Ungewißheiten enden und meiner Schande zuvorkommen.

P. Marescotti. Lassen Sie Sich erbitten, liebster Graf! Fassen Sie Sich! Noch ist nicht alle Hoffnung verloren. Die Familie hat keinen Entschluß gefaßt, der Ihre Verzweiflung entschuldigen könnte. Vertrauen Sie dem Himmel und meiner Freundschaft! Sie wissen, daß meine eifrige Ergebenheit für das Haus von Porretta mir einiges Ansehen in demselben giebt. Verlassen Sie Sich darauf, daß ich die Sache der Religion und die Ehre einer Familie, die mir die Sorge für ihre Seelen anvertrauet, nicht so sehr verrathen werde, um zuzugeben, daß die Gräfin Clementina mit einem ketzerischen Manne vermählt werde, bei dem sie in Gefahr wäre, die eitle Glückseligkeit einer befriedigten Leidenschaft mit dem Verlust ihrer Seele zu büßen. Mein Gewissen, Herr Graf, arbeitet noch stärker zu Ihrem Vortheil als die Freundschaft selbst. Aber ich sehe den Bischof kommen. Er scheint bestürzt, Sie noch hier anzutreffen.

Zweiter Auftritt.

Der Bischof. Die Vorigen.

Der Bischof. Um Ihrer eignen Ruhe willen, liebster Belvedere, bitte ich Sie, Sich hinweg zu begeben. Wir erwarten alle Augenblicke einen Gast, dessen Anblick Ihnen nicht so angenehm sein kann, als er uns sein muß.

Belvedere. Ich bin in einen Zustand gebracht, worin auch der Feigste sich zu fürchten aufhört.

Der Bischof. Eben das ist es, warum ich eine Zusammenkunft zwischen Ihnen und dem Chevalier Grandison verhindern möchte. Wir sind ihm dafür verpflichtet, daß er sich aus Gefälligkeit gegen uns in einer so beschwerlichen Jahrszeit seinem Vaterland und den Armen seiner Freunde entrissen hat. So sehr hat uns unser Unglück gedemüthiget, daß wir die Ankunft dieses Mannes als eine Herablassung ansehen müssen. Sie begreifen selbst, daß es uns unruhig machen würde, wenn Herr Grandison bei seinem Eintritt in unser Haus —

Belvedere. Vergeben Sie mir, gnädiger Herr! — Ich bin unglücklich. Haben Sie Mitleiden mit mir! Eine Clementina zu verlieren! — So wenig ich bisher Hoffnung hatte, so hatte ich doch Hoffnung. Ihre Gütigkeit munterte mich auf! Aber jetzt — ein glücklicher Nebenbuhler kommt, und ich bin verloren.

Der Bischof. Sie sollten von unserer Freundschaft überzeugt sein, liebster Graf! — Aber — die Hand des Schicksals liegt auf uns. Wir sind nicht Meister über unsere Maßregeln. Wären wir es, so wäre unsere Clementina glücklich, und Sie wären es durch ihren Besitz. Wir wissen nicht, was der Ausgang dieser unglücklichen Geschichte sein wird. Zwar hat Grandison durch die hartnäckige Verwerfung unsrer Bedingungen alle Ansprüche an Clementinen verloren. Wir sind frei. Aber er hat andere Vorschläge gethan; und vielleicht zwingt uns noch die Noth, sie anzunehmen, so sehr wir sie anfangs verworfen haben. Wenn dies das einzige Mittel wäre, unsere Clementina wiederherzustellen — Ich muß es Ihnen noch einmal sagen, wir haben keine Freiheit, unsern Neigungen zu folgen. Aber glauben Sie mir, wir selbst werden nicht anders glücklich sein, als wenn Sie es werden. Lassen Sie Sich dies beruhigen!

P. Marescotti. Kommen Sie, Herr Graf! Ich will Sie in den Park begleiten. Der Anblick der Natur und die Stille

eines einsamen Haines sind oft geschickter, unsere Leidenschaften zu besänftigen, als die bündigsten Vernunftschlüsse.

Belvedere. Führen Sie mich, wohin Sie wollen! Für mich ist jeder Ort gleich. (Sie gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Der Bischof (allein).

Der Bischof. Ich darf dem Grafen nicht die Hälfte meiner wahren Gedanken sehen lassen — Ich bedaure ihn — aber wer ist mehr zu bedauern als wir? Unglückliche und doch unschuldige Clementina, wie tief hast Du uns niedergedrückt! — Indessen hat Grandison ein Recht an unsere stärkste Dankbarkeit. Wollte der Himmel — Aber hier ist er schon! Der königliche Mann! Wie sehr scheint er gleich beim ersten Anblick das zu sein, was er ist! —

Vierter Auftritt.

Der Bischof. Grandison.

Der Bischof. Willkommen in Italien und in Bologna, theuerster Grandison! Wie großmüthig, wie freundschaftlich ist es von Ihnen, daß Sie unsere Bitte mit einer so verbindlichen Eilfertigkeit erfüllt haben! — Glauben Sie indessen, daß der Chevalier Grandison der Einzige ist, gegen den wir fähig waren, einen solchen Schritt zu thun!

Grandison. Die Freundschaft und das Zutrauen, gnädiger Herr, womit Ihre erlauchte Familie mich beehrt, berechtigt sie, von ihrem Grandison Alles zu erwarten, was ihn derselben würdig zeigen kann.

Der Bischof. Wir sind Ihnen Alle unendlich verbunden, Herr Grandison! Sie sind der Erretter meines Bruders gewesen, und jetzt entrissen Sie Sich Ihrem Vaterlande, Ihren Freunden, Ihrer Ruhe und setzen bei dieser Jahrszeit selbst Ihr Leben in Gefahr, um Ihre Wohlthat vollständig zu machen. Wie werden wir jemals im Stande sein, Ihnen eine Dankbarkeit zu zeigen, die solcher Dienste würdig sei? — Dieser Gedanke, Herr Grandison, macht uns unglücklicher, als Sie glauben können.

Grandison. Sie demüthigen mich, gnädiger Herr, wenn Sie von Verbindlichkeiten reden. Wenn ja das, was ich ge-

than habe, eine andere Belohnung verdiente als das Vergnügen, womit das Herz sich selbst belohnt, so ist es blos in der Macht des Himmels, sie zu geben. Wenn unser Jeronymo uns wiedergeschenkt wird, wenn die Gräfin Clementina wieder die Freude ihrer Verwandten ist und ich das Vergnügen habe, sie Alle nach ihrem Herzen und nach meinem Wunsche glücklich zu sehen, so bin ich auf die vollständigste Art belohnt. Aber sagen Sie mir, gnädiger Herr, wie lebt der Baron von Porretta? Wie befindet sich die junge Gräfin?

Der Bischof. Jeronymo — ach, der arme Jeronymo! Ehe Sie zu uns kamen, war Alles, was man sagen konnte, daß er noch athmete, um den langsamen Tod desto länger zu fühlen, der mit dem Ueberrest eines schmachtenden Lebens kämpft. Und Clementina — ach, Grandison, sie ist seit Ihrer Abwesenheit höchst elend gewesen! Sie haben von den unglücklichen Maßregeln gehört, wozu der Rath des Generals und der Gräfin Sforza die Familie getrieben. Man wollte die Strenge gegen ein junges Geschöpf versuchen, das an die zärtlichste Begegnung gewöhnt, das lauter Sanftmuth und Güte ist. Man lieferte sie der Gräfin und ihrer Tochter Laurana aus, die von der ersten Kindheit an ihre Gespielin gewesen war und die schwärzesten Absichten unter der Larve der feurigsten Zärtlichkeit verbarg. Ach, wir wußten nicht, daß sie unser unglückliches Kind die ganze Wuth einer unversöhnlichen Nebenbuhlerin empfinden lassen würde. Laurana liebt den Grafen von Belvedere, von dem sie verabscheuet wird. Sie sah unsere Clementina als das einzige Hinderniß ihrer Leidenschaft an und übte die Strenge, die man ihr erlaubt hatte, mit einer Grausamkeit aus, unter welcher die arme Unglückliche erlag. Der zehente Theil dessen, was sie unter den Händen dieses unmenschlichen Geschöpfs gelitten hat, wäre genug, eine Märtyrerin zu machen! — O Grandison, ich fürchte — ich fürchte, ihre Vernunft ist unwiederbringlich verloren. Seit vier Wochen spricht sie kein Wort. Sie kennt Niemand. Sie scheint weder zu sehen noch zu hören. Die beweglichsten Bitten, die Thränen, das fußfällige Flehen ihrer trostlosen Mutter hat sie nicht bewegen können, das entsetzliche Stillschweigen zu unterbrechen. Selbst bei Ihrem Namen, Herr Grandison, ist sie unempfindlich geblieben.

Grandison (mit der äußersten Gewalt über sich selbst, ohne sie ganz verbergen zu können). Ich bin stärker gerührt, als ich es

ausdrücken kann. — Lassen Sie uns hoffen, gnädiger Herr! Ich habe die Gutachten der geschicktesten Aerzte von England über den Zustand unserer theuern Kranken bei mir, und ich setze ein großes Vertrauen in die Erfahrenheit des Herrn Lowther's, der mich zu Ihnen begleitet hat. Es ist Hoffnung da, daß Jeronymo völlig wiederhergestellt werde. Und die Gräfin Clementina —

Der Bischof. Ihre Gegenwart, Herr Grandison — wenn diese nicht die Wirkung thut, die wir hofften, so ist Clementina und mit ihr alle Freude des Lebens für uns verloren. Aber ich sehe Camillen kommen — Sie scheint außer sich zu sein.

Fünfter Auftritt.

Camilla. Die Vorigen.

Camilla. O Herr Grandison! — Ein Engel ist mit Ihnen in dieses Haus gekommen! Welch eine freudige Zeitung bringe ich Ihnen! Clementina — meine theure junge Gräfin — hat diesen Augenblick wieder geredet.

Der Bischof. Seit einem Monat ist dies das erste Mal! Ich wünsche Ihnen Glück, Herr Grandison! Das ist eine glückliche Vorbedeutung. Erlauben Sie, daß ich, indessen Camilla Sie von ihrer Gräfin unterhält, den guten Jeronymo auf Ihre Ankunft vorbereite. Er ist nicht stark genug, ein so großes Vergnügen ohne Vorbereitung auszuhalten. Ich werde sogleich zurückkommen, Sie dem Markgrafen und ihm vorzustellen. (Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Camilla. Grandison.

Camilla. O gnädiger Herr! Möge der Himmel Sie mit der Erfüllung aller Ihrer Wünsche segnen, daß Sie so bereitwillig gewesen sind, durch Ihre Wiederkunft der unglücklichsten Familie Italiens das Leben wiederzugeben! Ich versichere Sie, Sie haben durch diese schleunige Willfahrung unsere Hoffnung übertroffen. Nach dem, was bei Ihrer letzten Anwesenheit vorgefallen — Aber wer darf sich wundern, wenn der Chevalier Grandison großmüthig handelt? Wenn er Alles thut, was schön und groß ist, so handelt er nur sich selbst gleich.

Grandison. Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung, Camilla. Aber befriedigen Sie jetzt meine Ungeduld! Sprechen Sie mir von Ihrer jungen Gräfin! Sie hat geredet, sagen Sie. Und was hat sie geredet?

Camilla. Ach, wenn Sie erst wüßten, in was für einem Zustande sie gewesen ist, ehe sie ihr Bruder, der General, aus den Klauen der teuflischen Laurana errettete! — Es ist nun über einen Monat — Die arme Clementina! Ach, daß sie jemals von der Seite ihrer getreuen Camilla gerissen werden mußte! — Aber ich mißbrauche Ihre Geduld, gnädiger Herr! — Seitdem sie wieder in dem Hause ihrer Eltern ist, ist es unmöglich gewesen, ein einziges Wort von ihr zu erflehen. Sie kannte weder ihre Mutter noch ihren Vater noch ihren Jeronymo; sie kannte Niemand. Ich kann das Gemälde nicht vollenden, Herr Grandison. — Ihr Anblick durchbohrte jedes Herz. Ihre Mutter konnte es nicht aushalten; wir waren etliche Tage ihres Lebens wegen in Sorgen. Nach und nach schien sich die arme junge Gräfin wieder zu erinnern. Sie erkannte mich. Sie erkannte auch zuweilen ihre Mutter, aber nur für Augenblicke, und auch in diesen gab sie es nur durch Geberden zu erkennen. Es war unmöglich, sie zu erbitten. Unsere Thränen, unsere Verzweiflung rührte sie nicht. Sie selbst weinte niemals; aber Seufzer, die den Seufzern eines in der Marter sterbenden Heiligen glichen, waren Alles, woraus wir schließen mußten, was sie in ihrer Seele leide — zu große Leiden, um durch Thränen oder Worte ausgedrückt zu werden.

Grandison. Schonen Sie meiner, Camilla! — Doch fahren Sie nur fort! —

Camilla. O Herr Grandison, wie war es doch möglich, daß ein so großmüthiger Mann so unempfindlich gegen die liebenswürdigste junge Dame sein konnte, deren Glückseligkeit oder Elend in seine Willkür gestellt war? Sie durften nur *ein* Wort sprechen. — Aber Ihre Hartnäckigkeit — Verzeihen Sie mir, gnädiger Herr! Wenn Sie, wie ich, ein Zeuge des Leidens dieses holdseligen Kindes gewesen wären —

Grandison. Ich verzeihe Ihnen, Camilla. Sie können Ihre junge Gräfin nicht zu eifrig lieben — Aber ich bitte Sie, keine Umwege! Was veranlaßte denn die glückliche Veränderung, die Sie uns angekündigt haben?

Camilla. Ihr *Name*, Herr Grandison! Ihr Name machte

sie endlich aufmerksam. Wir sagten ihr, daß Sie aus England zurückkämen, daß Sie wirklich in Bologna angelangt wären, daß Alles — Aber, Himmel, wen sehe ich? — Heilige Jungfrau, es ist der Graf von Belvedere! Wie ergrimmt! wie verzweifelnd! (Vor sich.) Ich eile, den Bischof zu rufen.

Grandison. Sagen Sie nichts, Camilla, so lieb Ihnen meine Freundschaft ist!

(Camilla eilt hinweg.)

Siebenter Auftritt.

Belvedere. Grandison.

Belvedere. Ich würde nicht aufrichtig sein, Herr Grandison, wenn ich Sie in Bologna willkommen hieße. Ich komme in ganz andern Absichten hierher. Ich liebe die Gräfin Clementina. Sie lieben sie auch, sagt man — Sie wissen, daß ich Ansprüche habe — den Beifall, die Aufmunterung der ganzen Familie, die in dem Unglück ihrer Tochter Ursache genug fühlt, den Tag zu verwünschen, da der Ritter Grandison die Schwelle ihres Hauses betrat. Wenn die Neigung der Tochter für Sie ist, Grandison, so haben Sie wenig Ursache, sich eines Vorzugs zu rühmen, der der vortrefflichsten Dame Italiens die Vernunft kostet — doch ich tadle die Flamme nicht, die in der Brust einer Clementina brennt; sie ist rein und unschuldig, was auch der Gegenstand sein mag, der sie entzündet hat — Und wenn ich Sie nicht als einen Nebenbuhler ansehen müßte, Grandison, so würde ich der Erste sein, die Neigung der theuern Gräfin zu rechtfertigen! — Aber Sie? — Nein, Sie können keine Ansprüche, keine Hoffnung haben; Sie müssen es wissen, daß eine Vermählung der Gräfin Clementina mit Ihnen das äußerste Unglück für die Porrettische Familie wäre. — Doch ich will Sie nicht beleidigen, Grandison. Ich bin nur hierher gekommen, Ihnen zu sagen, daß Sie mir vorher das Leben nehmen müssen, ehe Sie der Besitzer meiner Geliebten sein können. Folgen Sie mir in den Garten; etliche Augenblicke werden mein und Ihr Schicksal entscheiden.

Grandison. Ich werde Ihnen nicht folgen, Herr Graf! Es ist nicht meine Schuld, wenn Sie den Mann nicht kennen, mit dem Sie sprechen.

Belvedere. Sie wollen mir nicht folgen? Sie machen

Ansprüche an meine Geliebte und weigern Sich? — Sie haben nicht Muth genug —

Grandison. Brauchen Sie einen stärkern Beweis meines Muthes als die Gelassenheit, womit ich die Ausschweifungen Ihrer Leidenschaft dulde?

Belvedere. Sie spotten meiner, Grandison?

Grandison. Ich bedaure Sie.

Belvedere. O, Sie haben diesen verstellten Kaltsinn nicht nöthig, mich zum Muth zu entflammen! — Aber keinen Wortwechsel! — Wenn Sie der Mann sind, für den Sie gehalten sein wollen, so folgen Sie mir in den Park! — Sie wollen nicht?

Grandison. Mäßigen Sie Ihre unanständige Hitze! Ich bin nicht gewohnt, in diesem schnaubenden Tone mit mir reden zu lassen. — Doch der Zustand, worin ich Sie sehe, verdient Nachsicht. Sie sind zu entschuldigen, daß Sie keine Achtung für mich haben, da Sie die Achtung für Sich selbst verloren haben. Herr Graf Belvedere, Sie wissen meine Grundsätze! Lassen Sie Sich dieses genug sein.

Belvedere. Und halten Sie mich für einen so feigen Elenden, daß ich mich durch Worte abweisen lassen sollte? Oder erwarten Sie, daß dieser kaltsinnige Stolz Sie vor meiner Wuth sicherstellen werde? Zwar in den Mauern dieses Palastes sind Sie sicher — Aber, beim Himmel, Sie sollen mir nicht entgehen! Ich verlasse Sie nicht, bis Sie mir in den Garten folgen.

Grandison. Ungestümer und unbesonnener Mensch! Hören Sie mich erst an, und wenn Sie alsdann noch darauf bestehen, so will ich Ihnen folgen, wohin Sie wollen. — Ich schätze Sie hoch, Graf von Belvedere, wie ungleich Sie auch in diesen Augenblicken der Leidenschaft Sich selbst sind. Ich will gegen Sie thun, wessen ich noch keinen zornigen Menschen gewürdigt habe; ich will mit Ihnen wie mit einem Manne reden, der Gründen Gehör geben kann. — Ich mache Ihnen keine Vorwürfe; dies wird, wenn Sie ruhiger sind, Ihr eignes Herz für mich thun. Nur das muß ich Ihnen sagen, wenn ich A n s p r ü c h e an die Gräfin Clementina hätte, so sollten weder Sie noch eine ganze dräuende Welt mich abschrecken können, sie zu behaupten. Ein rechtschaffner Mann fürchtet nichts. — Aber beruhigen Sie Sich! Ich habe und mache keine Ansprüche. Die uneigennützigste Freundschaft,

nicht die Liebe hat mich nach Italien zurückgeführt. Es ist mit dem Beifall des Markgrafen und der Familie geschehen. Ich selbst habe jetzt keinen andern Wunsch als die Gesundheit meines Jeronymo und seiner Schwester. Wenn ich an ihrem Zustande den zärtlichsten Antheil nehme, so ist es nichts mehr, als wozu mich der Name eines Bruders berechtiget, womit sie mich auf Befehl ihres Vaters selbst beehret hat.

Belvedere. Ist's möglich? — Grandison! — Reden Sie im Ernst? — Sie haben keine besondern Absichten? O, Sie geben mir das Leben wieder! — Was für ein Mann sind Sie! — Aber wie ist es möglich?

Grandison. Ich habe niemals Ursache gegeben, daß an meinem Worte gezweifelt werde, und Demjenigen am Allerwenigsten, der nicht vergessen haben sollte, mit welchem Eifer ich ehemals seine Sache zu meiner eignen gemacht habe. — Doch verzeihen Sie mir, Herr Graf, ich wollte Ihnen keine Vorwürfe machen.

Belvedere. Ich erröthe vor mir selbst! Ich bin ungerecht gegen Sie gewesen, Grandison! — O, wie sehr hat diese unglückliche Leidenschaft meine Seele erniedriget! Bei ruhigerm Blute verschmähe ich auch den Schatten des Unrechts und der Niederträchtigkeit — Sie sind der edelste und würdigste unter den Männern, Grandison! Verzeihen Sie mir! — Aber — ach, wie kann ich mir mein Schicksal verbergen? Sie werden zuletzt doch der Gemahl Clementinens werden und ich — der elendeste unter den Menschen.

Grandison. Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß ich ohne eine solche Absicht nach Bologna gekommen bin. Indessen mache ich mir kein Bedenken, zu gestehen, daß ich die Gräfin Clementina bewundre, obgleich ihr Besitz in meinen Augen allezeit ein Gut gewesen ist, das der Himmel nicht für mich bestimmt zu haben scheint. Ich würde das unglücklichste unter allen Wesen sein, wenn ich mir wegen des Unfalls, der diese liebenswürdige junge Dame betroffen hat, den mindesten Vorwurf machen müßte. — Die Sache ist zu zärtlich, davon zu reden. — Sie wissen, unter was für einer Bedingung mir ehemals gestattet wurde, mich in den Besitz eines Glückes zu setzen, nach welchem ich niemals vermessen genug gewesen war zu trachten. Es war eine Bedingung — die ich ausschlagen mußte. Der bloße Gedanke an die Verlegenheit, worin ich damals war, macht mich schauern. Ich that einen

andern Vorschlag, der mit Hitze verworfen wurde; Clementina war die Erste, die ihn verwarf. Sie wissen das Uebrige, Herr Graf! Da ich gewissermaßen die Folgen der Maßregeln, die man genommen hatte, voraussahe, so erklärte ich mich, daß ich mich durch meinen Vorschlag so lange für gebunden ansehen würde, als eine Möglichkeit da wäre, daß er künftig angenommen werden möchte. — Sie sehen nun meine Umstände, Belvedere! Sollte dieser verworfne Vorschlag von der Familie selbst erneuert werden, so setzen Sie Sich an meine Stelle und entscheiden, was ich thun soll! — Aber warum wollten Sie Sich mit entfernten, ungewissen und sogar unwahrscheinlichen Möglichkeiten quälen? Der Zustand der theuern Clementina sollte jetzt Sie und mich unser selbst vergessen machen. — Sehen Sie mich als einen Freund an, Belvedere! Nehmen Sie meine Hand zur Bekräftigung, daß ich mich aufrichtig freuen werde, wenn das Schicksal den Grafen von Belvedere zum Besitzer des Herzens und der geliebten Person seiner Clementina machen wird.

Belvedere. Unwiderstehlicher Mann! Wie groß sind Sie, und wie klein bin ich! — Was kann ich sagen? Was kann ich thun? Ich bin überwunden. Hier ist meine Hand, Grandison! Ich weiche der Uebermacht Ihrer Tugend und verehre sie. — Himmel! Hätte ich's jemals für möglich gehalten, eine solche Erklärung gegen einen Nebenbuhler zu thun? — Doch Sie sind es nicht. Ich verlasse mich auf Ihr Wort, Herr Grandison!

Grandison. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich ohne eigennützige Absichten gekommen bin, ob ich mich gleich in Absicht der Familie von Porretta für gebunden halte. Ich überlasse den Ausgang der Vorsicht; und wenn je Clementina die Meinige werden sollte, so müßte ich von der Familie selbst aufgemuntert und der zufriedensten Genehmhaltung aller Personen in derselben gewiß sein.

Belvedere. Sie beruhigen mich, Herr Grandison! Ich verlasse Sie als ein aufrichtiger Bewunderer Ihres Charakters. Jetzt, da mein Herz gelassener ist, sind alle meine Wünsche für Clementinen! Was auch mein Schicksal sein möge, so will ich Denjenigen als meinen Wohlthäter ansehen, den der Himmel zum Mittel gebraucht, das schönste seiner Werke wiederherzustellen. (Geht ab.)

Achter Auftritt.

Grandison (allein).

Grandison. Wie wunderbar ist mein Schicksal! — Von dem Tag an, da ich meiner eignen Führung überlassen wurde, war meine größte Sorge, den geraden Weg der Rechtschaffenheit zu gehen und mich nicht durch eigene Schuld, durch Unvorsichtigkeit oder Leidenschaft in Schwierigkeiten zu verwickeln — Was hat es mir geholfen? — Eine unsichtbare Hand schien mich wider meinen Willen fortzuziehen, und unvermuthet sehe ich mich in einem Labyrinth ohne Ausgang, ohne daß ich mir einen vorsätzlichen Fehltritt vorzuwerfen habe. Ich handle gerecht und großmüthig gegen Andere und kann dennoch weder ihren Vorwürfen noch ihren Beleidigungen entgehen. Ich bezähme meine eignen Leidenschaften und muß durch fremde geplagt werden. Ich bemühe mich, Andere glücklich zu machen, und bin selbst nicht glücklich! — O Tugend, wie unwiderstehlich ist Deine Schönheit, da Du uns desto liebenswürdiger wirst, je mehr wir um Deinetwillen leiden!

Neunter Auftritt.

Der Bischof. Grandison.

Der Bischof. Verzeihen Sie, Herr Grandison! — Ich war bei einem Auftritte zugegen, mit dessen Schmerzen ich Sie verschonen wollte. Der arme Jeronymo! Diesen Augenblick haben ihn die Wundärzte verlassen. Er schmachtet nach dem tröstenden Anblick seines Grandison.

Grandison. Lassen Sie uns zu ihm eilen, gnädiger Herr! Ich bin ungeduldig, ihn zu sehen. (Sie gehen ab.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Der Schauplatz ist in des Jeronymo Zimmer. Jeronymo in einem Lehnstuhl.

Jeronymo. Der Bischof.

Jeronymo. Ich bin erfreut, mein liebster Bruder, daß ich Sie so wohl für meinen Grandison gesinnet sehe. Aber wie sollte es möglich sein, diesen Mann nicht zu lieben? Wann ist jemals an jeder Tugend, jeder großen und liebenswürdigen Eigenschaft Seinesgleichen gewesen? — Glauben Sie mir, Bruder, ich fühle den ganzen Stolz unsers Hauses in mir; aber ich bin darum nicht minder überzeugt, daß es uns eine Ehre wäre, einen solchen Mann den Unsrigen zu nennen.

Der Bischof. Wäre er ein Katholik, liebster Jeronymo, so würde ich Ihrer Meinung sein. Aber bedenken Sie —

Jeronymo. O, ich mag nichts denken, das meinem liebsten Wunsche zuwider ist! Mein ganzes Herz ist auf ihn gerichtet, und wenn ich wieder zu leben wünsche, so ist es, um meine Schwester in den Armen meines Freundes glücklich zu sehen. Ich bin voller Hoffnung. Er kann nicht unerbittlich sein. Wir sind ihm das erste Mal nicht begegnet, wie er es verdiente. Wir glaubten ihm eine unverdiente Ehre zu erweisen, da wir ihm Clementinen unter unsern Bedingungen anboten; wir beleidigten seinen Stolz. Aber wenn wir zeigen, daß wir ihn zu schätzen wissen; wenn seine Großmuth durch die unsrige gereizt wird; wenn die Bitten seines Jeronymo,

wenn die noch rührendern Bitten, die Blicke, die Thränen seiner Clementina sein Herz zerschmelzen —

Der Bischof. Und was wird denn aus dem Grafen von Belvedere werden?

Jeronymo. Wenn ich den Chevalier nicht kennte, so wäre der Graf der Erste, den ich zu meinem dritten Bruder wählen wollte.

Der Bischof. Er ist aus einem Hause, das dem unsrigen an Ansehen und Reichthum gleich ist; er ist ein Katholik; er hat Verdienste; er ist liebenswürdig; er betet Clementinen an —

Jeronymo. Aber Clementina hat kein Herz für ihn. Das Schicksal, liebster Bruder, das Schicksal selbst hat sie meinem Grandison bestimmt.

Der Bischof. Es wird sich bald aufklären. Dieser Morgen ist zur ersten Zusammenkunft zwischen ihnen angesetzt. Wenn seine Gegenwart einen erheiternden Strahl in das entsetzliche Dunkel wirft, das ihre Seele so lange umwölkt; wenn sich ein Schimmer von wiederkehrender Vernunft bei ihr zeigt: so muß ich selbst glauben, der Himmel — Ich höre Jemand. Es ist Grandison.

Zweiter Auftritt.

Grandison. Die Vorigen.

Grandison. Vergeben Sie, gnädige Herren, daß mich das Verlangen, meinen theuern Jeronymo zu sehen, vor der bestimmten Stunde hierherführt. Wie befindet sich mein geliebter Freund?

Jeronymo. Ich habe Sie wiedergesehen, liebster Grandison, ich befinde mich wohl. Der gestrige Abend hat mehr zu meinem Besten gewirkt als alle schmerzenlindernden Mittel der Aerzte. Seit Monaten habe ich keine so erträgliche Nacht gehabt als diese. Es gab Augenblicke, da ich schlafen konnte, und da träumte ich von Ihnen, von Clementinen, von Allem, was ich liebe. Die angenehmsten Bilder schwebten um meine Seele, süße Ahnungen, glückliche Vorbedeutungen —

Grandison. Möchten sie erfüllt werden! Möchte Ihnen der Himmel alle Glückseligkeit gewähren, die ich Ihnen wünsche, und wenn ich sie mit der Hälfte meiner eigenen erkaufen müßte!

Der Bischof. Wir würden unsern Charakter verleugnen, Chevalier, wenn Ihre Großmuth nicht die unsrige erweckte. Unsere Glückseligkeit soll nicht mit der Ihrigen erkauft werden! — Es ist ein Mittel, beide auf ewig mit einander zu verknüpfen. — Erlauben Sie, daß ich den Markgrafen von Ihrer Ankunft benachrichtige. — (Er geht ab.)

Dritter Auftritt.

Jeronymo. Grandison.

(Grandison setzt sich neben Jeronymo.)

Jeronymo. O mein Grandison, was für eine Macht hat die Seele über ihren Leib! Vor Ihrer Ankunft war ich kaum noch der Schatten von mir selbst. Die wilden Schmerzen unheilbarer Wunden und die langwierigen Martern, die ich ohne Wirkung unter den Händen der Aerzte erduldete, hatten meine Lebensgeister erschöpft; die Zukunft zeigte mir lauter fürchterliche Aussichten, und das Unglück meiner Schwester vollendete mein Elend. Wie oft habe ich den Tod angefleht! Wie oft erlag meine ermüdete Seele unter ihren Leiden! Aber seitdem ich Sie wiedergesehen habe, seitdem diese Arme meinen Freund, meinen Bruder, meinen Grandison wieder umschlossen haben, scheint eine neue Quelle von Leben in meine Adern zu fließen; ich vergesse meiner Schmerzen, das Dasein ist wieder ein Gut für mich, und ich fange an zu hoffen. — Theurer Grandison, wie sehr, wie sehr sind wir Ihnen verbunden! — Die Wirkungen, die ich selbst von Ihrer Gegenwart erfahre, machen, daß ich auch für meine Schwester hoffe. — O Grandison, sie liebt Sie unaussprechlich! Niemals hat eine so reine Zärtlichkeit, eine so heilige Liebe in einer unschuldigern Brust geglühet! — Mein theurer Freund, Sie müßten nicht sein, was Sie sind, wenn Sie durch so viel Liebe bei so vielen Vorzügen nicht gerührt würden!

Grandison. Gewiß kann mein Jeronymo das Herz seines Freundes nie so sehr verkennen, um daran zu zweifeln. Aber haben Sie jemals die Schwierigkeiten meiner Stellung überdacht? Wenn Sie es gethan hätten, Sie würden mich bedauert haben. Wie sehr mußte mein Geist alle seine Stärke anwenden, die schönste, die gerechteste Leidenschaft zu unter-

drücken, die das tägliche Anschauen der allzu reizenden Vorzüge Ihrer Schwester in mir nährte! — der Einzigen unter Allen, die ich je gesehen habe, von der mir mein Herz sagte, daß ich sie über Alles lieben könnte! Wie sehr mußte ich meine Zunge, meine Blicke, meine Mienen beherrschen, damit nicht die mindeste Spur von demjenigen sichtbar würde, was ich in meinem Innersten zu bewahren entschlossen war! Ein bedeutender Blick, ein verrätherischer Seufzer würde in meinen Augen ein Verbrechen gewesen sein. Denn damals konnte auch nur der Gedanke nicht in mir entstehen, daß ich die bewundernswürdige Clementina jemals in einem andern als in dem Verhältniß einer Schwester würde ansehen dürfen. Ich wußte zu sehr, daß, wenn auch alle andern Hindernisse gehoben werden könnten, diejenigen, die mein Vaterland und meine Religion machten, unübersteiglich wären.

Jeronymo. Ach, Grandison, Sie durchbohren mein Herz! — Und sind sie denn unübersteiglich? Ich kann, ich mag es nicht glauben! Rauben Sie mir die süße Hoffnung nicht, die Alles ist, was mich noch beim Leben erhält! — Aber ich höre, wie mich dünkt, meinen Vater und meine Mutter kommen. Ich muß es auf eine andere Gelegenheit verschieben, Ihnen den Entwurf, den ich gemacht habe, zu entdecken.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Markgraf. Die Markgräfin. Der Pater Marescotti. Laura.

(Im Hereingehen sagt die Markgräfin Lauren etwas ins Ohr, die sich sofort wegbegiebt.)

Der Markgraf. Ich bin sehr von Ihrer Gütigkeit gerührt, Herr Grandison! Diese letzte und stärkste Probe derselben, Ihre Wiederkunft in mein Haus, hat mich Ihnen ganz eigen gemacht. Ich danke dem Himmel, daß in meiner ganzen Familie keine undankbare Seele ist!

Grandison. Sie beschämen mich, gnädiger Herr! Es ist eine Folge Ihrer großmüthigen Art zu denken, daß Sie —

Der Markgraf. Nein, Herr Grandison, wir haben weder nach unserm Herzen noch nach Ihren Verdiensten gehandelt. Aber Sie sind edelmüthig; Sie empfinden die Schwierigkeiten unserer Lage und können uns entschuldigen.

Grandison. Sie benennen mit einem verdienstlichen Namen, was auf meiner Seite bloße Gerechtigkeit ist. Ich würde mich selbst hassen, wenn ich eines eigennützigen Wunsches fähig wäre, der das mindeste Opfer von Ihnen forderte.

Der Markgraf. Nein, Grandison! So gering müssen Sie nicht von uns denken, daß wir Sie bei so großen Verbindlichkeiten, die wir Ihnen haben, unbelohnt lassen sollten. Sie *müssen* belohnt werden, und auf eine Art, wodurch alle Welt überzeugt werde, daß wir Ihre Verdienste und Ihre Freundschaft zu schätzen wissen.

Die Markgräfin. Ich besorge nur, mein Theuerster, die einzige Belohnung, die dem Herzen des Chevalier angenehm hätte sein können, sei seiner nicht mehr würdig. Die arme Clementina! ehemals war sie eines Fürsten würdig! Jedermann liebte sie, man pries uns ihretwegen glücklich, man beneidete uns — Jetzt — Ach, Grandison, ihr Anblick wird Ihnen durch die Seele gehen! — Sie haben ein zärtliches Herz. Sie sind — ich hoffe, Sie sind nicht gleichgiltig gegen meine Clementina!

(*Grandison* antwortet der *Markgräfin* blos durch einen stummen und mit Mühe zurückgehaltenen Ausdruck der tiefsten Rührung.)

Jeronymo. Der Chevalier fühlt mehr, als er sagen kann. Er leidet mit uns, und vielleicht mehr als wir selbst. Lassen Sie uns hoffen, beste Mutter! Alles kann noch gut werden. Clementina —

Die Markgräfin. Ich weiß nicht, warum sie so lange verzieht. Ich habe Lauren befohlen, sie zu fragen, ob sie ihren Jeronymo besuchen wolle. Sie haben ihr gesagt, daß Sie hier seien, Chevalier, aber sie glaubt es nicht. Man hat sie aus unbesonnener Zärtlichkeit zu oft hintergangen, als daß sie trauen sollte. Das arme Kind! sie wird kaum ihren eigenen Augen glauben!

Jeronymo. Sie sind traurig, liebster Grandison! — Wie gütig sind Sie!

Grandison. Wenn Sie wüßten, oder wenn ich Worte finden könnte, das zu beschreiben, was in meiner Seele vorgeht, Sie würden Mitleiden mit Ihrem Grandison haben.

Die Markgräfin. Ich kann nicht länger warten. Ich fürchte — O, wie furchtsam ist ein mütterliches Herz! — Ich will selbst nach Clementinens Zimmer gehen.

(Indem sie bei *Grandison* vorbeigeht, sagt sie leise zu ihm.)

Sie müssen mein Sohn sein, wenn ich wieder eine Tochter haben soll!

(Grandison antwortet mit einer tiefen Verbeugung. Seine Miene und Stellung ist traurig und tiefsinnig.)

(Die Markgräfin geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Bischof. Die Vorigen.

Der Bischof (zum Markgrafen). Gnädiger Herr, ich habe einen Brief von meinem Bruder, dem General, erhalten; seiner Anzeige nach ist er auf dem Wege nach Bologna. Er weiß nicht, daß der Chevalier schon hier ist, und scheint ungeduldig zu sein, ihm zuvorzukommen.

Jeronymo. Ich zittere vor dieser Ungeduld und vor der Unruhe, die uns seine allzu große Hitze verursachen könnte. Er hat die Sache des Grafen von Belvedere zu der seinigen gemacht, er liebt ihn —

Der Markgraf. Ich liebe ihn auch; aber ich liebe meine Tochter noch mehr, ich habe nur eine Clementina. — Ich Unglücklicher! ich habe sie gehabt, sollte ich sagen! Ich muß das marternde Andenken dessen, was sie gewesen ist, verbannen, um nicht völlig unter meinem Gram zu ersinken.

Jeronymo. Der General macht mir Kummer! Er kennt meinen Grandison nicht, wie wir ihn kennen. Er hat Vorurtheile wider ihn; er ist von einem Andern eingenommen; ich besorge —

Grandison. Besorgen Sie nichts, liebster Freund! Ich verehre die Verdienste des Herrn Generals, ohne seine Hitze zu scheuen. Wenn er Vorurtheile hat, so ist seine Hieherkunft das beste Mittel, sie zu heben. Und was auch endlich sein Betragen gegen mich sein möchte, so bin ich meiner selbst so gewiß, daß es niemals in seiner Gewalt sein wird, mich vergessen zu machen, was ich dem ersten Sohne des Markgrafen von Porretta schuldig bin.

Der Markgraf. Und er müßte nicht mein Sohn sein, wenn er dem Chevalier Grandison anders begegnete, als es sein Charakter und seine Freundschaft gegen uns verdienen.

Sechster Auftritt.

Die Markgräfin. Die Vorigen.

Jeronymo. Sie kommen ohne meine Schwester, gnädige Frau?

Die Markgräfin. Ach, Jeronymo! Deine arme Schwester — kommt nicht! Sie ist wieder in ihr voriges Stillschweigen verfallen. Sie antwortete mir auf keine Frage, die ich an sie that. Sie saß unbeweglich wie eine Bildsäule, den Kopf auf ihren Arm gestützt. Ihre Seele schien ganz in sich selbst zurückgezogen. Sie empfand meine Thränen nicht, die auf ihre Wangen tröpfelten. Endlich nannte ich ihren Jeronymo. Dieser Name weckte sie. Sie schlug ihre Augen auf, deren heitern Glanz Trübsinn und Schwermuth so lange schon ausgelöscht haben. Ein Blick, der meine Seele durchbohrte, und ein Seufzer, in welchem sie die ihrige auszuhauchen schien, war Alles, was sie mir antwortete. Ich konnte es nicht länger aushalten — Ach, Grandison, was für ein Schicksal liegt auf uns! — Meine Clementina ist unschuldig; Sie sind ein rechtschaffner Mann; ich glaube, ich hoffe, wir sind Alle rechtschaffen. Warum, warum müssen wir denn so sehr unglücklich sein? — Sie, Herr Pater Marescotti, Sie sind nicht nur ein frommer Mann, Sie sind ein Heiliger; Ihr verdienstliches Gebet sollte schon allein vermögend gewesen sein, uns vor einem Kreuze zu bewahren, welches zu schwer ist, ertragen zu werden!

P. Marescotti. Eben darum, weil es Ihnen aufgelegt ist, wird es erträglich sein. Es ist, wie Sie sagten, gnädige Frau, ein Schicksal, ein unbegreifliches Schicksal in dieser Sache. Doch die Züchtigungen des Himmels werden allezeit durch ihre Folgen gerechfertiget. Vielleicht (o, dürfte ich mich dieser Hoffnung überlassen! — Aber der allmächtigen Gnade ist Alles möglich!), vielleicht ist die Bekehrung dieses vortrefflichen Mannes die Absicht und die Folge der Widerwärtigkeiten, die Ihnen jetzt so unerträglich scheinen.

Der Markgraf. Ein Engel spricht aus Ihrem Munde, mein ehrwürdiger Vater! Möcht' es eine gute Vorbedeutung sein! — Ja, Herr Grandison, wenn dieses die Folge unsers Unglücks wäre, so würde ich mich für Alles, was ich seit einem Jahr gelitten habe, dreifach belohnt halten.

Jeronymo. Und wir hätten Hoffnung, wieder die glücklichste Familie zu werden.

(Grandison antwortet auf Alles dies mit Stillschweigen und den äußerlichen Merkmalen einer großen Gemüthsbewegung und Verlegenheit.)

Die Markgräfin. Sie schweigen, Herr Grandison? — Sie geben uns keine Hoffnung? Ach, wie können Sie — Aber nein! es ist unmöglich, daß Sie dem Anblick dieser schuldlos Unglücklichen widerstehen! Sie haben sie noch nicht gesehen! Wie sehr werden Sie erstaunen, sie so verändert zu finden! —

Siebenter Auftritt.

Laura. Die Vorigen.

Laura. Gnädige Frau, die junge Gräfin ist aus ihrem Zimmer gegangen. Sie lehnt sich stillschweigend an Camillens Arm und geht mit langsamen Schritten auf dieses Zimmer zu.

Der Markgraf (aufstehend). Ich getraue mir nicht, diesen Auftritt auszuhalten.

P. Marescotti. Ich begleite Sie, gnädiger Herr.

(Sie gehen ab.)

Achter Auftritt.

Die Markgräfin. Grandison. Jeronymo. Der Bischof. Clementina. Camilla.

Grandison (steht nach einem kleinen Stillschweigen voller Unruhe auf und sagt vor sich). Und wie werde ich ihn aushalten können! (Er setzt sich wieder; indem Clementina hereintritt, steht er wieder auf, als ob er auf sie zugehen wollte, tritt aber sogleich wieder zurück und scheint nicht zu wissen, was er thut.)

Jeronymo (leise). Setzen Sie Sich, liebster Grandison! Wie erfreut bin ich, Sie so gerührt zu sehen!

(Clementina nähert sich, an Camillens Arm gelehnt, mit kleinen Schritten und auf den Boden gehefteten Blicken. In der Mitte des Zimmers bleibt sie einige Augenblicke stehen, ohne darauf Acht zu haben, daß Jemand gegenwärtig sei. Darauf macht sie eine Bewegung, als ob sie wieder zurückgehen wolle; aber Camilla zeigt ihr einen Stuhl zwischen ihrer Mutter und dem Bischof und spricht.)

Camilla. Hier, gnädige Gräfin, hier!

(Clementina setzt sich, ohne die Augen aufzuheben. Alle Personen außer ihr drücken ihre Betrübniß auf verschiedene Art aus.)

Die Markgräfin (nimmt sie bei der Hand und sagt). Schaue doch auf, meine Liebe — Siehe Deinen Jeronymo — Er weint.

(Clementina bleibt noch immer in der gleichen Stellung, ohne sich zu bewegen.)

Der Bischof. Liebste Schwester, schlagen Sie doch Ihre Augen auf! Sehen Sie uns an! Verschmähen Sie uns nicht! Sehen Sie Ihre Mutter und Ihren Jeronymo in Thränen! — Lieben Sie Ihren Jeronymo nicht mehr?

Clementina (schlägt die Augen auf und erkennt zuerst ihre Mutter. Sie umfaßt mit ihren beiden Händen derselben Hand und beugt ihr Haupt auf selbige; hierauf dreht sie ihren Blick langsam gegen Jeronymo und erblickt Grandison, welcher höchst gerührt ist. Sie stutzt über diesen Anblick; sie schaut zum zweiten Mal nach ihm, als ob sie ihren Augen nicht traue, und stutzt wieder; dann läßt sie plötzlich ihrer Mutter Hand los, steht auf, schlägt ihre Arme um Camillen und ruft). O Camilla!

(In diesem Augenblick steht Grandison in einer heftigen Bewegung auf, als ob er auf sie zugehen wolle; er wird aber von Jeronymo zurückgehalten.)

Jeronymo. Bleiben Sie auf Ihrem Stuhle, liebster Grandison! Lassen Sie uns die Wirkungen beobachten, die ein so unverhoffter Anblick auf das Herz des lieben Kindes macht.

Clementina (sieht indessen wieder unverwandt nach Grandison und ruft endlich mit aufgehobnen Händen). O Camilla, treue gute Camilla! — Nun endlich haben sie mir die Wahrheit gesagt! — Er ist es! er ist es!

(Nachdem sie dies gesprochen, lehnt sie ihr Gesicht an Camillens Arm, ihre Thränen zu verbergen.)

Die Markgräfin (steht auf und nimmt Clementinens Hand). Siehe hier, mein Kind, den Chevalier, den Freund Deines Bruders und den unsrigen! Willst Du ihn nicht in Bologna willkommen heißen?

Grandison (nähert sich ihr, nimmt knieend eine von ihren Händen, die wie leblos ausgestreckt hängt, und drückt sie an seine Lippen). Verzeihen Sie mir, gnädige Gräfin Clementina —

Clementina (scheint, indem Grandison sich ihr nähert, vor allzu heftiger Bewegung beinahe ohnmächtig zu werden und lehnt sich an Camilla zurück; sie erholt sich aber wieder und blickt Grandison mit Augen voll Liebe und Zärtlichkeit an, ohne etwas Andres sagen zu können, als). Ach, Chevalier!

(Hierauf geht sie langsam nach der Thüre, dreht aber im Hinausgehen den Kopf um, um so lange, als ohne still zu stehen möglich ist, nach Grandison zu sehen. Die Markgräfin und Camilla folgen ihr.)

Neunter Auftritt.

Grandison. Jeronymo. Der Bischof.

Grandison. Theure, englische Clementina! O, warum darf ich meinem Herzen nicht — Verzeihen Sie mir, gnädige Herren, — meine innerste Seele ist verwundet! — Diese Mischung von Martern und Entzückungen ist mehr, als das männlichste Herz ertragen kann!

Der Bischof (aufstehend). Wenn uns noch ein Zweifel übrig gewesen wäre, so würden wir jetzt wenigstens gewiß sein! — O Chevalier! Sie sind meiner Schwester Alles! Sie müssen, Sie werden der Unsrige werden!

Grandison. Sie erweisen mir eine Ehre, gnädiger Herr, die ich wünschte verdienen zu können.

Jeronymo. Unser Glück, unsere Ruhe, mein Leben, Clementinens Leben ist in Ihrer Hand, Grandison! Sie haben es gesehen, wir Alle haben es gesehen, wie wichtig Sie diesem liebenswürdigen Geschöpfe sind.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Pater Marescotti.

Jeronymo (zu Marescotti). Sie, Herr Pater, müssen die Hand meiner Schwester mit der Hand dieses würdigsten unter den Männern vereinigen. Sie kann und soll keines Andern werden! Er ist der Erste, der jemals ihr Herz gerührt hat, und er allein verdient, ein solches Herz zu besitzen.

P. Marescotti. Möchte doch ein Strahl vom Himmel eine Seele erleuchten, die für ihn gemacht ist! Möchten Sie, Herr Grandison, in die mütterlichen Arme der Kirche zurückkehren, die mit Sehnsucht nach Ihnen ausgestreckt sind! Wie glücklich würden Sie dadurch uns Alle machen! — Ich komme diesen Augenblick von dem Markgrafen. Er hat die Veränderung schon erfahren, die mit der jungen Gräfin vorgegangen ist. Er hoffet, die Folge derselben —

Grandison. Lassen Sie uns den Himmel erflehen, ehrwürdiger Marescotti, daß diese Folgen glücklich sein mögen! — Liebster Jeronymo, so empfindlich mein Herz ist, so sehr es gerührt ist, so bin ich doch unveränderlich entschlossen, ihm nicht den geheimsten Wunsch zu gestatten, so lange die Ge-

sundheit der theuern Clementina zweifelhaft ist. Ich bin über die anscheinende Hoffnung entzückt, die Sie von ihrer Wiederherstellung haben. — Möchte ich doch, wenn Jemand unter uns unglücklich sein soll, der Einzige sein, der es wäre! Ich würde mich bestreben, mein Unglück wenigstens erträglich zu machen; und der Gedanke, daß Diejenigen glücklich wären, die ich am Meisten liebe, würde es versüßen.

Elfter Auftritt.

Camilla. Die Vorigen.

Camilla (zu Grandison). Gnädiger Herr, meine junge Gräfin wünscht Sie zu sehen. Sie macht sich Vorwürfe, daß sie das Zimmer so schleunig verlassen, ohne Sie willkommen zu heißen. Sie fürchtet, Sie beleidigt zu haben. Eilen Sie zu ihr, gnädiger Herr! Sie werden sie in dem kleinen Saale antreffen. Die Markgräfin ist allein bei ihr. (Sie geht ab.)

Jeronymo. Ich besorge, aus einem Traum zu erwachen, so erwünscht und über Alles, was ich hoffen durfte, sind die Veränderungen, die in dieser kurzen Zeit vorgegangen sind.

Grandison. Ich werde Sie wiedersehen, gnädige Herren, ehe ich den Palast verlasse. (Er geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Der Schauplatz ist ein Saal.

Die Markgräfin. Clementina. Camilla.

Die Markgräfin. Fürchte Dich nicht, mein Kind! Du hast ihn nicht beleidigt. — Der Chevalier liebt Dich, meine Clementina, Du kannst ihn nicht beleidigen —

Clementina. Er liebt mich, sagen Sie? — O nein, nein, das thut er nicht! — Und warum sollt' er mich lieben? — Aber, gnädige Mama, denken Sie nicht auch, daß der Chevalier undankbar ist?

Die Markgräfin. Undankbar? — Warum glaubst Du das, mein Kind?

Clementina. Er wußte, wie unglücklich ich war, er wußte, wie grausam Laurana mit mir umging, er sah es, und wollte mich nicht retten. Wie oft bat ich ihn! Ich warf mich

zu seinen Füßen, mit Thränen beschwor ich ihn; aber er hörte mich nicht! — Die unbarmherzige Laurana! Sie haßte mich — Aber jetzt — Arme Unglückliche! sie ist dahin, und ich bete für ihre Seele.

Die Markgräfin (für sich). O mein Kind! o meine Clementina, wie zerreißest Du mein Herz! — (zu Clementinen) Schaue auf, meine Liebe! siehe den Chevalier —

Dreizehnter Auftritt.

Grandison. Die Vorigen.

Grandison. Verzeihen Sie, gnädige Frauen! Ihre Erlaubniß macht mich so kühn — Wie befindet sich die theure Gräfin Clementina?

(Clementina steht auf, da sie Grandison erblickt, und schaut aufmerksam nach ihm — Darauf wirft sie ihre Arme um Camillens Hals und verbirgt ihr Gesicht, als ob sie sich schämte. Alsdann wirft sie wieder einen verschämten Blick auf Grandison, dann auf ihre Mutter, wechselsweise, als ob sie nicht schlüssig werden könnte. Endlich geht sie mit sachten Schritten gegen ihn, kehrt aber gleich wieder um, schlägt einen Arm um ihrer Mutter Hals und sieht Grandison mit einer holdseligen Unschlüssigkeit an.)

Grandison (indem er sich zu ihren Füßen wirft). Sehen Sie, gnädige Gräfin, den Mann, den Sie ehemals mit dem Namen Ihres vierten Bruders beehrten — Kennen Sie den dankbaren Grandison nicht mehr, den Ihre ganze Familie mit ihrer Achtung beehrt hat?

Clementina. O ja, ja! ich kenne ihn. — Aber wo sind Sie diese ganze Zeit gewesen?

Grandison. In England, gnädige Gräfin, und ich bin erst kürzlich gekommen, Sie und Ihren Jeronymo zu besuchen.

Clementina. Der gute Jeronymo! — Ich habe ihn lange nicht gesehen. — Und Sie lieben ihn? Sie kommen, ihn zu besuchen? Das ist sehr gütig!

Die Markgräfin. Der Chevalier ist der beste, der großmüthigste Mann, mein Kind!

Clementina. Denken Sie das, gnädige Mama? — Aber mich dünkt, Sie sind sehr lange weggewesen, Chevalier! Warum kamen Sie nicht eher?

Grandison. Es war unmöglich, gnädige Gräfin! Ich hoffe, Sie halten mich keiner Undankbarkeit fähig. Das sehnlichste Verlangen meines Herzens ist allezeit gewesen, Sie und Ihren Jeronymo glücklich wiederzusehen.

Clementina. Glücklich? — O, das kann niemals, niemals sein! — Aber setzen Sie Sich zu mir, Herr Grandison, ich habe Ihnen Vieles zu sagen, sehr Vieles —

Die Markgräfin. Wie entzücken mich diese Sonnenblicke der wiederkehrenden Vernunft! — Rede, liebstes Kind! Was hast Du dem Chevalier zu sagen?

Clementina. Sie müssen wissen, Herr Grandison — Was wollte ich doch sagen? — Ach, mein Kopf!

(Sie legt die Hand auf die Stirne.)

Wohl! — aber Sie müssen mich jetzt verlassen — Es ist etwas nicht recht — Verlassen Sie mich! — Ich kenne mich selbst nicht.

Grandison. Ich will mich entfernen, weil Sie es befehlen.

Die Markgräfin. Bleiben Sie noch, Chevalier! es ist eine Phantasie, die ihr bald wieder vergehen wird.

(Clementina sitzt eine Weile mit niedergeschlagenen Augen wie in tiefen Gedanken; dann steht sie plötzlich auf, als ob sie fortgehen wollte.)

Die Markgräfin. Wo willst Du hingehen, mein Kind?

Clementina. Ich will zu dem Pater Marescotti gehen — Aber hier ist ja Camilla — Gehen Sie, Camilla, suchen Sie den Pater Marescotti — Melden Sie ihm —

(Sie hält inne, als ob sie sich besinne.)

Melden Sie ihm, ich habe ein Gesicht gesehen — Er solle für uns Alle beten! (Camilla geht.)

(Nach einer kleinen Pause fährt sie fort.)

Sie weinen, liebste Mama? — Sie sehen mich traurig an, Herr Grandison? Sie verbergen Ihr Gesicht? Betrübe ich Sie? — O ich Unglückselige! warum lebe ich noch! ich mache Alle unglücklich, die mich kennen — Und doch liebe ich alle Menschen, — auch die grausame unerbittliche Laurana, die kein Erbarmen mit mir hatte, ob ich sie gleich niemals beleidiget hatte. — Mir ist nicht wohl, gar nicht wohl; ich muß in mein Zimmer gehen — Folgen Sie mir nicht, Chevalier! Ihre Hand, gnädige Mama! Vergeben Sie Ihrem Kinde, haben Sie Mitleiden mit ihm! — O, Sie wissen nicht, was meinem armen Kopf ist! Ich bin nicht mehr ich selbst, nicht mehr die Clementina, die Sie liebten, die Jedermann liebte — Ach, Grandison!

Die Markgräfin. Du bist meine geliebte, meine theure

Clementina; Du bist es allezeit gewesen und jetzt mehr als jemals. Ich will Dich in Dein Zimmer führen. Du hast Ruhe vonnöthen. Leben Sie wohl, Chevalier, wir werden uns bald wiedersehen.

(Clementina sieht Grandison mit einem zärtlich-traurigen Blick an und geht mit ihrer Mutter ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Grandison (allein).

Grandison. Und kann ich endlich meinen Empfindungen den Lauf lassen? — Es ist Zeit! Der Anblick dieses leidenden Engels, ihre Unschuld, ihre Zärtlichkeit, ihr Unglück — und der entsetzliche Zwang, den mir eine grausame Pflicht auflegt, zerdrücken mein Herz! — O Clementina! Niemals haben meine Lippen Dir gesagt, wie sehr ich Dich liebe! — Hartes Verhängniß! grausame Nothwendigkeit! Ich darf weder reden noch schweigen! Ich bin gezwungen, Diejenige unglücklich zu machen, die ich liebe, und mich selbst eines Gutes zu berauben, für welches ich Welten hingäbe! — Warum, ach, warum wurden meine ersten Vorschläge nicht angenommen? Verwünscht sei dieser betrogne Eifer, der so viele Unglückliche macht! — Doch mein Schmerz macht mich unbillig! — Sie handelten nach ihren Grundsätzen, wie ich nach den meinigen. Sie halten sich berechtigt, ein Opfer von mir zu verlangen — kein geringeres als mein Vaterland und mein Gewissen. — Ich kann keinen Augenblick unentschlossen sein — Ach, Clementina, geliebte Clementina, theurer als mein Leben, theurer als Alles, was diese Welt geben oder nehmen kann, könnte ich Deine Ruhe mit meinem Blut erkaufen! — Ich kenne, ich fühle ihren ganzen Werth, ich liebe sie, ich verehre sie! — Aber, o meine Religion! o mein Vaterland! ich kann, ich kann Euch nicht entsagen! Was kann dieses kurze Leben versprechen, was kann es geben, das genug wäre, solch ein Opfer zu ersetzen?

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Camilla (allein).

Camilla. Wenn nicht ein unglückliches Verhängniß die schönsten Anscheinungen zu nichte macht, so wird diese Stunde das Ende der Widerwärtigkeiten des Porrettischen Hauses und der Anfang neuer, glücklicher Zeiten sein. — Ich sehe den Pater Marescotti; er kommt zu gelegener Zeit.

Zweiter Auftritt.

Der Pater Marescotti. Camilla.

P. Marescotti. Wie befindet sich Ihre junge Gräfin, Camilla?

Camilla. Ihre Besserung übertrifft unsere Hoffnung. Die Wiederkunft des Chevaliers hat die Wirkung gethan, die ich allezeit vermuthet hatte. Warum mußte man doch so lange zögern, ein Mittel zu ergreifen, das der jungen Dame und ihren Verwandten so viele Trübsale erspart hätte! Sie ist, seitdem sie Herrn Grandison gesehen, ganz verändert. Ihr Gesicht heitert sich wieder auf, und in ihren Begriffen und Reden findet sich immer mehr Zusammenhang. Sie erinnert sich wieder des Vergangenen und nimmt Antheil am Gegenwärtigen. Es ist wahr, sie ist noch immer dunkel und niedergeschlagen. Zuweilen scheint sie in ihre alte Schwermuth zurückzufallen; sie sucht die Einsamkeit; sie spricht oft mit sich selbst oder mit einem Abwesenden, der (wie es scheint)

ihrem Herzen allezeit gegenwärtig ist. Aber diese Anstöße ihrer ehemaligen Krankheit dauern nicht lange; und wir hoffen, daß sie ihre völlige Gesundheit erhalten haben werde, ehe sie noch die Gemahlin des Herrn Grandison ist.

P. Marescotti. Dank sei der wohlthätigen Macht, die mit unsichtbaren Händen an unserm Glücke arbeitet und sich oft dessen, was wir für die größten Uebel halten, als Mittel zu ihren wohlthätigen Absichten bedient! — Aber ich besorge, die Familie sei zu voreilig, sich der Hoffnung zu überlassen, die sie von dem Chevalier gefaßt hat. Er ist ein hartnäckiger Mann.

Camilla. Ein großer Theil ihrer Hoffnung beruhet auf Ihnen, ehrwürdiger Herr! Gehen Sie in den Garten! Seine Eminenz, der Bischof, und Herr Grandison erwarten Sie daselbst. Sie sollen den letzten Versuch machen, den Verstand des Chevaliers zu besiegen. Sollte es mißlingen, so wird sein Herz, welches großmüthig und zärtlich ist, einer Probe ausgesetzt werden, der es nicht wird widerstehen können.

P. Marescotti. Der Himmel gebe, daß der Ausgang unsern Wünschen gleich sei. (Geht ab).

Dritter Auftritt.

Camilla. Belvedere.

Camilla. Mich dünkt, ich sehe den Grafen von Belvedere kommen — Ja — er ist es, den sein böses Gestirn hieher führt, sein Unglück zu erfahren.

Belvedere. Ich höre seltsame Neuigkeiten. Das ganze Haus ist in Bewegung, und Einer flüstert dem Andern ins Ohr, die Gräfin Clementina werde in Kurzem mit Herrn Grandison vermählt werden. Wenn dies wahr ist, so ist mein Unglück gewiß — Aber, beim Himmel! ich will nicht allein unglücklich sein!

Camilla. Wie sehr beklage ich Sie, gnädiger Herr! Ihre Verdienste sind eines bessern Schicksals würdig. Aber wollen Sie mit dem Verhängniß streiten? Es ist in dieser ganzen Sache etwas Fatales, eine wunderbare Verwicklung von Umständen, die von einer unsichtbaren Hand herrührt und (wie es scheint) von ihr allein wird entwickelt werden. Sie können Niemand anklagen, wenn Sie gerecht sein wollen. Euer Gnaden verzeihen, daß ich so freimüthig spreche.

Belvedere. Sie haben nicht nöthig, Camilla, mich an etwas zu erinnern, woran mich mein Herz zu meiner Qual nur allzu oft erinnert — Das Leben wird mir zu einer unerträglichen Bürde — O, warum ist es nicht erlaubt — Doch ich werde bald wissen, was erlaubt ist! Die Markgräfin hat mir eine Unterredung bewilligt, und ich bin hier, die Entscheidung meines Schicksals zu vernehmen.

Camilla. Hier ist sie, gnädiger Herr! Ich entferne mich.

(Sie geht ab.)

Vierter Auftritt.

Die Markgräfin. Belvedere.

Belvedere. Verzeihen Sie, gnädige Frau! — Mein Unglück macht mich ungestüm — Der Himmel wolle, daß die Verzweiflung mich nicht verwegen mache!

Die Markgräfin. Die Unterredung, die ich Ihnen zugestanden habe, Herr Graf, soll Ihnen ein zureichender Beweis meiner Freundschaft sein.

Belvedere. Wenn nicht diese Achtung, deren Eure Gnaden mich würdigen, mir noch einen Strahl von Hoffnung übrig ließe, so weiß ich nicht, was aus mir geworden wäre! — Haben Sie Mitleiden mit mir, gnädige Frau! — Himmel! wie unglücklich bin ich, daß ich um dasjenige als eine Gnade flehen muß, was die bitterste Kränkung des menschlichen Stolzes ist! — Ehemals, gnädige Frau, hielten Sie mich der Ehre nicht unwürdig, mit Ihrem Hause verbunden zu werden. Ich bin mir nicht bewußt, etwas gethan zu haben, das eine Aenderung Ihrer guten Meinung von mir erfordert hätte. — Doch, was sage ich? die Rede ist nicht von meinen Verdiensten. Ich habe deren nicht genug, um darauf zu trotzen, und ich könnte niemals genug haben, um des Besitzes einer Clementina würdig zu sein. Auf Ihre Güte, gnädige Markgräfin, auf Ihre Freundschaft, auf Ihr Mitleiden gründet sich alle meine Hoffnung. Ich liebe Ihre Clementina, liebe sie bis zur Anbetung. Umsonst habe ich versucht, eine Leidenschaft zu besiegen, die eine so englische Vortrefflichkeit zum Gegenstand hat; ich kann ihr bezauberndes Bild nicht aus meiner Seele reißen. Ich kann nicht ohne Ihre Tochter leben, gnädige Frau, es ist unmöglich! Der Tag, der ihre Hand einem Andern geben wird, wird der letzte meines Lebens sein —

Sehen Sie dies nicht als die eitle Drohung eines Liebhabers an. Ich kenne mein eigenes Herz. Es hat nie geliebt, ehe es die göttliche Clementina kannte. Aber seit diesem Augenblick ist sie mir mehr als Alles. Das Glück, wie verschwenderisch es auch gegen mich gewesen ist, hat nichts für mich gethan, wenn es mir Diejenige versagt, für die ich, wenn sie in einer Hütte geboren wäre, einen Thron verlassen wollte, um Armuth und Niedrigkeit mit ihr zu theilen und in ihren Armen das Glück der Könige zu verachten! — So ist mein Herz, gnädige Frau! So ist meine Liebe! Sie ist mit meiner Seele verwebt. Das Schicksal meiner Liebe wird das Schicksal meines Lebens sein!

Die Markgräfin. Ich bedaure Sie von Herzen, lieber Graf! — Aber was ist unfruchtbares Mitleiden? Wollte der Himmel, daß ich mehr für Sie thun könnte! — Sagen Sie — sagen Sie mir, was verlangen Sie von meiner Freundschaft? was kann ich für Sie thun?

Belvedere. Alles, gnädige Frau, Alles! Mein Glück ist in Ihren Händen. Sie können mir Clementinen geben. Grandison hat sich gegen mich erklärt. Er hat keine Ansprüche. Sie sind in Absicht seiner gänzlich frei. Die theure Clementina hat niemals einen Abscheu gegen mich bezeigt. Ihr Vorurtheil für einen Andern wird den erhabnen Beweggründen der Ehre und Religion Platz machen. Sie hat ein gütiges, ein edles Herz. Wenn die zärtlichste Liebe, die tiefste Ehrerbietung, die lebhafteste Dankbarkeit, wenn alle nur ersinnliche Achtung und die Unveränderlichkeit dieser Gesinnungen ein großmüthiges Herz rühren können, so darf ich nicht verzweifeln, das ihrige endlich zu gewinnen. Lassen Sie Sich erbitten, gnädige Frau — Reden Sie für mich; unterstützen Sie die Bemühungen des Generals; geben Sie mir Clementinen, und ich werde Ihnen mehr schuldig sein als Derjenigen, die mir das Leben gegeben hat!

Die Markgräfin. Hören Sie mich nun auch, mein lieber Graf! Setzen Sie Sich in meine Verfassung, und alsdann sagen Sie mir, was ich thun soll! So parteiisch die Liebe Sie machen muß, so will ich es doch auf Ihren Ausspruch ankommen lassen — Meine Tochter — liebet — den Chevalier Grandison. Warum soll ich verschweigen, was ich nicht verbergen kann? — Sie ist bis zu diesem fatalen Zeitpunkt die Freude meines Lebens gewesen. Ihre Aufführung war so

rein, so untadelig als ihre Seele. Sogar ihre Neigung für diesen allzu liebenswürdigen Fremden verdient keinen Tadel. Ihr ganzes Verbrechen war, daß sie nicht gefühllos war; so wie man Grandison keinen andern Vorwurf machen kann, als daß er alle Vorzüge in sich vereiniget, die einen Mann einer Krone würdig machen könnten — Sie wissen das Uebrige. Ach, Belvedere! Aber Sie wissen nicht, mit welcher Tugend, mit welcher Größe der Seele dieses allzu unglückliche Geschöpf einer Leidenschaft entgegengekämpft hat, die bei andern Umständen ihr Ruhm gewesen wäre! — Es war ein Unglück für sie, daß sie die Flamme so lange verbarg, die ihr schweigendes Herz verzehrte. Noch unglücklicher waren die Maßregeln, die man nahm, selbige zu ersticken. Ich mag, ich kann nicht an die entsetzlichen Folgen zurückdenken, worein uns ein allzu großer Eifer für die Ehre der Familie und die geheimen Absichten einiger Glieder derselben stürzten, und die endlich durch die völlige Verfinsterung des Verstandes meines armen Kindes und die gänzliche Zerstörung der Ruhe unsers Hauses hren Gipfel erreichten. Die Verzweiflung nöthigte uns zuletzt zu einem Mittel, welches die Klugheit lange zuvor hätte eingeben sollen. Wir baten den Chevalier, uns zu besuchen. Wäre er weniger großmüthig, so wäre dies die Gelegenheit gewesen, sich wegen der Begegnung zu rächen, die er vor seiner letzten Abreise aus Italien von uns erduldet hatte. Aber er willfahrte uns auf die verbindlichste Art. Er eilte zu uns herüber, und seine Ankunft that eine Wirkung, die uns nun völlig überzeugen muß, wie nothwendig er zu der Glückseligkeit und selbst zu dem Leben unsers Kindes sei. Er muß nicht mehr von ihr getrennt werden, wenn wir sie nicht auf ewig verlieren sollen. Dieser einzige Beweggrund wäre genug, die Aufopferung aller unserer Bedenklichkeiten zu fordern, wenn auch unsere Dankbarkeit nicht verpflichtet wäre. Aber sagen Sie mir, Belvedere, mit welcher Stirn sollten wir dem Erretter unsers Sohns, dem Manne, der uns unsere Clementina wiedergegeben hat, einem Manne, der durch die großmüthigste und schönste Aufführung in einer langen Reihe der schwierigsten Umstände sich als einen ächten und uneigennützigen Freund unsers Hauses bewiesen hat, mit welcher Stirn sollten wir einem solchen Mann ins Gesicht sehen, wenn wir fähig wären, uns anders gegen ihn zu beweisen, als er von uns zu erwarten berechtigt ist! Es ist kein Zweifel, daß er Cle-

mentinen hoch achtet und eine Verbindung mit uns gehörig zu schätzen weiß. Unsere Pflicht vereiniget sich mit der Nothwendigkeit, wir müssen weichen. — Aber das ist noch nicht Alles, Herr Graf! Wir haben eine Hoffnung, deren Erfüllung uns in eine neue Verbindlichkeit, gerecht gegen Grandison zu sein, setzen und zu gleicher Zeit den Schritt, den wir thun müssen, vor den Augen der Welt rechtfertigen wird. Es ist unnöthig, Ihnen dies deutlicher zu erklären. Urtheilen Sie nun, werther Belvedere; setzen Sie Sich in unsere Umstände, sagen Sie mir, was Sie an unserer Stelle thun würden!

(Belvedere steht in einer trostlosen Stellung, er schweigt, er seufzt und heftet seine Augen unbeweglich bald auf den Himmel bald auf den Boden.)

Die Markgräfin. Reden Sie, Belvedere! sagen Sie mir, was können, was sollen wir thun?

Belvedere (fährt, nachdem er eine Zeit lang stumm und unbeweglich gestanden, auf und sagt mit einer Veränderung des Gesichts, die sich zu seiner Rede schickt). Ja, Clementina, ich will mich Deiner würdig zeigen. Ich will beweisen, daß ich Dich mehr als mich selbst liebe. Wenn ich unglücklich sein muß, so will ich doch den Trost haben, daß ich ein besseres Glück verdienet hätte. Ich will ohne Hoffnung lieben, ich will mich selbst aus Deinen Augen verbannen; Du wirst glücklich sein, und ich werde in dem Vergnügen, Dich zu lieben, und in dem Gedanken, daß Du glücklich bist, eine Linderung finden, die den kurzen Ueberrest meines Lebens erträglich machen wird.

Die Markgräfin. Dieser Entschluß ist Ihrer würdig, Belvedere! Entfernen Sie Sich eine Zeit lang; aber überlassen Sie der Zeit nicht Alles! Sie ist zwar vermögend, die heftigsten Schmerzen zu stillen; aber wo bleibt die Macht der Tugend, die wir in glücklichen Umständen so hoch erheben, wenn sie nicht vermögend ist, der Zeit zuvorzukommen und uns diese wahre Größe der Seele zu geben, die sich mit gesetztem Muthe dem Sturm der Leidenschaften und den Anfällen des Schicksals entgegenstellt?

Fünfter Auftritt.

Laura. Die Vorigen.

Laura. Gnädige Frau, der Markgraf ersucht Sie um Ihre Gegenwart. Er ist in dem Zimmer des Barons.

Belvedere. Ich entferne mich, gnädige Frau. Ich will

mich bemühen, mein Unglück wie ein Mann zu ertragen. Ich will noch mehr thun. Der General soll mich (wenn's möglich ist) nicht mehr in Bologna antreffen. Seine feurige Freundschaft für mich würde, wenn er mich gesehen hätte, Ihre Unruhe vergrößern, ohne mir helfen zu können. (Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Die Markgräfin (allein).

Die Markgräfin. Der arme Mann! — Ich beklage ihn! Wir hätten ihn und er uns glücklich machen können. O, warum mußte doch Grandison nach Italien kommen? Warum mußte er der Freund meines Sohns werden? Warum mußte er es sein, der ihn aus den Händen der Meuchelmörder errettete? Warum mußte ihn Clementina sehen? — Aber wie schweife ich aus! Wen klage ich an? — O himmlische Macht, ich verehre Dein Schicksal und schweige! Möchte doch Deine Güte so viele Leiden mit einem Ausgang belohnen, der ebenso sehr zu Deiner Ehre als zu unserer Glückseligkeit gereichte! (Sie geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Der Schauplatz verändert sich in Jeronymo's Zimmer.

Der Markgraf. Jeronymo.

(Der Markgraf sitzt in einiger Entfernung von Jeronymo in einer kummervollen Stellung. Sie schweigen eine Zeit lang; endlich sagt)

Der Markgraf. Mir wird bange, mein Sohn! Ich besorge, sie werden den Chevalier nicht überreden. Er ist ein stolzer Mann und ein hartnäckiger Protestant. — O, wozu hat mich dieses Kind gebracht, das der Liebling meines Herzens war! — Armselige Vorzüge! Was ist Adel der Geburt? Was ist hoher Stand? Was ist Reichthum? Was sind alle diese Gunstbezeigungen des Glücks, von denen wir uns in freudigen Tagen dünken lassen, daß sie uns über das Loos der Sterblichkeit erheben? Können sie uns vor Sorgen und Schmerzen, vor den bittersten Kränkungen unsers Stolzes, vor der schimpflichsten Erniedrigung bewahren? — Beklage mich, mein Sohn! Beklage Deinen Vater, der dahin gebracht ist, den Mann, der an dem Unglück seines Hauses Schuld

ist, um dasjenige als eine Gunst zu bitten, was sich ehemals Fürsten Italiens für eine Ehre geschätzt hätten. Arme, erniedrigte Clementina! — Ich habe Mühe, diese Vorstellungen mit Gelassenheit zu ertragen.

Jeronymo. Erlauben Sie mir, gnädiger Herr, Sie zu erinnern, daß Sie selbst von der Unschuld und dem untadelhaften Betragen meines Freundes überzeugt sind. Ich gestehe, unser Unglück wäre unerträglich, wenn der Mann, der die unschuldige Gelegenheit dazu ist, nicht Grandison wäre. Aber seine Verdienste, sein Charakter rechtfertigen Alles; die Liebe meiner Schwester hört auf, eine Schwachheit zu sein, und Alles, was die Familie für ihn thun kann, ist Gerechtigkeit.

Der Markgraf. Die Freundschaft führet Dich zu weit, mein Sohn! Du kannst ihn nicht so sehr erheben, ohne zu vergessen — Doch ich muß es ja selbst vergessen! — Meine Betrachtungen verwirren mich! Es ist hart, sich von einer gewohnten Größe so herabgesetzt zu sehen! — Aber mein Entschluß ist genommen: ich will nicht ungerecht, nicht undankbar sein!

Achter Auftritt.

Die Markgräfin. Die Vorigen.

Die Markgräfin. Grandison ist noch nicht da? Ich besorge —

Jeronymo. Und ich habe alle meine Hoffnung auf die Zärtlichkeit seines Herzens gesetzt. Aber wenn sie fehlschlagen sollte, so erinnern Sie Sich, ich beschwöre Sie bei Ihrer Liebe zu Clementinen und mir, an das, was Sie mir versprochen haben!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Grandison. Der Bischof. Der Pater Marescotti.

(Diese Drei kommen mit einander herein, Jeder mit einer Miene, die auf eine seinem Charakter gemäße Weise Verwirrung und Betrübniß ausdrückt.)

Der Bischof (zu Jeronymo). Ach, Jeronymo!

Jeronymo. Ich lese Alles in Ihrem Gesicht. — Es ist genug!

Der Markgraf. Setzen Sie Sich, wenn es Ihnen gefällt, Chevalier! Ich muß mit Ihnen von einer Sache sprechen,

von der die Ruhe meines übrigen Lebens abhängt. Sie sind unser Freund, ein edler, bewährter Freund. Ich sehe Sie nach Allem, was seit zwei Jahren unter uns vorgegangen ist, für ein Mitglied unserer Familie an, gegen welches ich mich ohne Bedenklichkeit frei und offenherzig erklären darf.

Grandison. Sie erweisen mir viel Ehre, gnädiger Herr! Ich bin im Innersten der Seele bekümmert, daß ich —

Der Markgraf. Hören Sie mich zuerst, Herr Grandison, und fragen Sie alsdann Ihr Herz, was Sie thun können! — Sie haben meine Umstände gesehen, als Sie zuerst in mein Haus kamen. Ich war glücklich, das Haupt einer Familie, die sich einiges Ansehens rühmen kann, der Vater von Kindern, die mein Stolz und mein Vergnügen waren. Clementina war das Kleinod unter denselben. Sie haben sie in ihrer Blüthe gesehen, in vollem Glanze der Schönheit, der Jugend und der unbefleckten Ehre. Alle übrigen Vortheile, die wir dem Glück zu danken haben, zogen uns weniger Achtung und weniger Mißgunst zu als der Vorzug (so nannte es die Welt), Clementinen in unserer Familie zu haben. Wir lebten in der süßesten Eintracht; wir liebten einander; wir waren Eines in dem Andern glücklich. Wir kannten keinen Kummer, unsere Tage flossen in heitern Freuden dahin, und unsere Aussichten übertrafen unsere Wünsche. So fanden Sie uns, Chevalier, da Sie zum ersten Mal zu uns kamen! — Und wie haben Sie uns gefunden, da Sie Sich erbitten lassen, uns zum dritten Mal zu besuchen? — Es sei fern von mir, Ihnen Vorwürfe zu machen. Unsere Bekanntschaft fing sich mit Wohlthaten von Ihrer Seite an. Sie verpflichteten uns, ehe Sie uns kannten. Sie sind in gedoppeltem Verstande der Erretter meines Sohns gewesen. Sie erretteten sein Leben und seine Sitten. Sie haben so unter uns gehandelt, wie nur Grandison handeln konnte. Nein, ich kann Ihnen keine Schuld geben! ich kann weder ungerecht noch undankbar sein! Ich will nur Ihr Mitleiden erwecken.

Grandison. Mein Mitleiden, gnädiger Herr! Ist's möglich, daß Ihnen das Herz Ihres Grandison noch unbekannt sein kann? Wer bedarf mehr Mitleiden als Derjenige, der sich, ohne daß ihm sein Herz Vorwürfe machen kann, als die fatale Ursache so vieler Trübsale ansehen muß, die er, wenn's möglich wäre, gern mit Darbietung seines Lebens von Ihnen abgewendet hätte!

Der Markgraf. O Grandison, Grandison! Sie wissen nicht, was für Qualen das Herz eines Vaters fähig ist. Aber ich will Ihrer Zärtlichkeit schonen. Sie sehen eine Familie vor Sich, die erst seit Ihrer Ankunft wieder zu leben anfängt. Vollenden Sie Ihr Werk; es ist Ihrer würdig! Geben Sie uns eine Glückseligkeit wieder, die Sie allein uns geben können! Wir haben Verbindlichkeiten gegen Sie, die alle unsere Dankbarkeit übersteigen. Sie können Clementinen unter Ihren eigenen Bedingungen von uns fordern. Aber Sie sind zu großmüthig, Chevalier, als daß Sie uns nichts aufopfern sollten, da wir geneigt sind, Alles für Sie zu thun. Ueberwinden Sie Ihren Stolz, entsagen Sie den Vorurtheilen Ihrer Erziehung, werden Sie ein Katholik, und Sie sollen in Clementinen und mit Clementinen einen Schatz bekommen, der Ihrer würdig ist! Was ich ehemals aus Nothwendigkeit gethan hätte, will ich jetzt aus Bewunderung für Ihre Tugend thun. Theurer Grandison, lassen Sie Sich erbitten! Ich will stolz darauf sein, Sie meinen Sohn zu nennen! Sie sollen mir lieber sein als Diejenigen, die das Leben von mir empfangen haben! Sie werden meine Clementina glücklich machen, Sie werden uns Alle glücklich machen, und Sie werden es selbst sein!

Grandison (mit Wehmuth). Gnädiger Herr —

Der Markgraf. Ich getraue mir nicht, Ihre Antwort zu erwarten. Bedenken Sie Sich, Chevalier, bedenken Sie Sich!

(Er geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen.

Jeronymo. Ist's möglich, Grandison! Sie können Clementinen lieben und so unerbittlich sein?

Grandison. Und auch Sie, mein Freund, auch Sie durchbohren mein Herz!

Jeronymo. Liebster Grandison, ich weiß, daß die Einwendungen, die Sie wider unsere Religion haben, nicht unumstößlich sein können.

P. Marescotti. Gewiß sind sie es nicht. Es ist unmöglich, die Gründe umzustoßen, die Seine Eminenz der Bischof und ich dem Chevalier vorgelegt haben.

Grandison. Sie glauben dies, Herr Pater Marescotti!

Die Ueberzeugung ist etwas, das nicht von unserm Willen abhängt. Lassen Sie uns, ich bitte Sie, nicht weiter davon sprechen!

Jeronymo. O Grandison, was für eine Glückseligkeit opfern Sie Ihren Bedenklichkeiten auf! Sie wissen nicht, nein, Sie wissen nicht, was Sie aufopfern. Sie verhärten Sich gegen Alles, was das unempfindlichste Herz zerschmelzen könnte. — (Mit einer Lebhaftigkeit, worin Ungeduld und Unwillen merklich ist.) Und müssen wir denn Alle vergeblich flehen?

Grandison. Kann mein Jeronymo gegen seinen Grandison ungerecht sein? Wenn es möglich wäre, daß meine Seele in einem Entschluß wankend gemacht würde, der die Folge der unveränderlichsten Ueberzeugung ist, so müßte ich der verworfenste unter den Menschen sein, wenn ich gestattete, daß so verehrungswürdige Personen als diese vor mir sich herabließen, mich zu bitten.

Die Markgräfin. Sagen Sie nichts von Herablassung, Chevalier! Was wollte ich nicht thun, Sie zu erbitten! — Sie haben keine Mutter mehr, Grandison! Mit welcher Entzückung, mit welchem Stolze wollte ich Sie als meinen Sohn umarmen, wenn Sie es auf diejenige Art sein wollten, die uns allein glücklich machen kann!

Grandison. Verehrungswürdigste Dame, lassen Sie mich zu Ihren Füßen um Ihr Mitleiden flehen! Hören Sie auf, mich durch eine Großmuth, eine Gütigkeit zu ängstigen, die meine Seele zur Verzweiflung treibt, weil ich sie nicht nach Ihren Wünschen verdienen kann! Bedenken Sie, gnädige Frau, was Sie von mir fordern! Es ist nicht in meiner Gewalt, Ihre Wünsche zu erfüllen. Glauben Sie mir, da Sie mich fähig sehen, in diesem Augenblick Alles zu verleugnen, was meinem Herzen am Theuersten ist. Hätte ich Kronen, hätte ich alle Schätze der Welt, und ich müßte sie für Clementinen geben, ich würde sie für Staub achten. Mein Gewissen ist das Einzige, was ich nicht aufopfern kann. Fordern Sie (diesen einzigen Punkt ausgenommen), was Sie wollen: ich bin bereit, jede andere Bedingung einzugehen.

Die Markgräfin. Stehen Sie auf, Chevalier! Ich sehe, daß es vergeblich wäre, einen Mann wie Sie erbitten zu wollen. Stehen Sie auf! — Und so ist denn unser Verhängniß, ohne Rettung elend zu bleiben? So kann Clementina nicht die Ihrige sein?

Grandison (etwas heftig). Nein! — Niemals, niemals ist ein Mensch in einem grausamern Zustande gewesen als ich. Ich hoffte nicht verdient zu haben — Vergeben Sie mir, gnädige Frau! Aber warum wollen Sie doch nicht bedenken, wie ungleich die Bedingungen sind, die Sie mir auflegen, und diejenigen, die ich vorschlage? Sie bieten mir mit Ihrer Clementina eine Glückseligkeit an, die meine kühnsten Hoffnungen übersteigt, und nehmen mir Alles wieder, da Sie die Aufopferung meiner Ehre und meines Gewissens fordern. Es thut mir leid (erlauben Sie mir, es zu sagen), daß man geglaubt hat, die unschätzbare Clementina werde durch die Reichthümer, die man mir mit ihr verspricht, einen höhern Werth in meinen Augen erhalten. Ich bin weit über diese Art von Versuchung hinweggesetzt. Die Vorsehung hat mir Vermögen gegeben, Andere glücklich zu machen; ich bin zufrieden. Clementina allein ist, nachdem ich zu einem so stolzen Wunsch aufgemuntert worden bin, der Gegenstand meiner Wünsche. Geben Sie mir Clementinen und lassen Sie mir meine Religion, so wie ich ihr die ihrige lassen werde, und ich werde der glücklichste unter allen Sterblichen sein. Ich würde die Vorschläge, die ich Seiner Eminenz, dem Bischofe, gemacht habe, nicht gemacht haben, wenn ich nicht von ihrer Billigkeit überzeugt wäre; und ich bin genöthigt, Ihnen zu sagen, daß dasjenige, wozu ich mich erbiete, mehr ist, als ich thun wollte, die Erbin eines Königreichs zu erhalten.

Der Bischof. Es wäre ungerecht, dem Chevalier Vorwürfe zu machen. Es ist sein Unglück und das unsrige, daß seine Irrthümer so tief in seine Seele eingewurzelt sind. Ich sehe, wir werden diesen Punkt aufgeben müssen, obgleich unsere Ehre, unsere Ruhe und unsere Sicherheit für Clementinens Seele an demselben hängt.

Grandison. Ich hoffe, gnädiger Herr, meine Ehre sei zureichend, Sie gegen Alles sicher zu stellen, was Sie wegen der Gräfin Clementina befürchten. Sie soll, wenn sie die Meinige ist, ebenso frei und ungestört in der Ausübung ihrer Religion sein, als sie in dem väterlichen Hause gewesen ist. Die gleiche Gesinnung, welche mir verbeut, wider meine Ueberzeugung zu handeln, verbeut mir, Andere in der ihrigen zu beunruhigen.

Elfter Auftritt.

Camilla. Die Vorigen.

Camilla. Die Gräfin Clementina bezeigt ein Verlangen, den Herrn Grandison zu sprechen; sie ist einige Stunden lang sehr trübsinnig gewesen. Ihr Herz schien beklemmt, sie gab keine Acht auf meine Fragen; aber ihre Gesichtszüge verriethen, daß ihre Seele in einer großen Bewegung war. Sie schloß sich endlich in ihr Cabinet ein. Ich hörte sie seufzen. Ich näherte mich unbemerkt und sah durch die Thür, daß sie auf ihren Knieen lag und ihr Gesicht zwischen ihren ausgebreiteten Armen auf einen Lehnstuhl verbarg. Endlich hob sie die Augen auf, sah einige Minuten unbeweglich gen Himmel und schien zu lauschen, als ob sie eine Stimme hörte. Hernach stand sie auf, kam mit einer feierlichen Heiterkeit in ihrem Gesichte heraus und befahl mir, den Chevalier zu suchen. Ich sagte ihr, daß er bei ihrem Bruder, dem Baron, sei. „So will ich selbst zu ihm gehen", war ihre Antwort. Ich eilte ihr also zuvor, zu sehen, ob Herr Grandison noch hier sei.

Die Markgräfin. Sie erwartet ohne Zweifel, den Chevalier bei ihrem Bruder allein zu finden. Wir wollen uns entfernen.

P. Marescotti. Mir ahnet etwas von dem, was sie mit ihm sprechen will. Vielleicht bedient sich die Gnade dieses Mittels — O Chevalier, der Himmel sendet einen Engel zu Ihnen!

(Die Markgräfin, Pater Marescotti, der Bischof und Camilla gehen ab.)

Zwölfter Auftritt.

Grandison. Jeronymo. Clementina.

Grandison. Sie kommt. Wie sehr gleicht sie wirklich einem sichtbar gewordenen Engel, der in göttlichen Geschäften zu den Sterblichen kommt! O Himmel, gieb mir in diesem Augenblick Deine Stärke, da ich fühle, daß mich die meinige verläßt!

Clementina. Ich suchte Sie, Chevalier; ich bin erfreut, Sie hier anzutreffen. Setzen Sie Sich! Ich komme in einer wichtigen Angelegenheit zu Ihnen — Schließen Sie nichts

daraus, daß ich Sie suche! Sie sind mein Bruder, das wissen Sie. Meine Eltern befehlen mir, Sie so zu nennen. — Es war eine Zeit — erinnern Sie Sich dessen noch? — da man mir befahl, Sie in einem noch nähern Lichte zu betrachten. Ich widersetzte mich umsonst. Ich bat meine Mutter auf meinen Knieen, ich beschwor sie, mir eher den Tod zu geben. Und doch liebte ich Sie, Chevalier! — Ich erröthe nicht, es zu gestehen — Aber ich liebte meinen Gott noch mehr! Ihm, ihm wollte ich in einer heiligen Freistätte, einsam und vor dem Anblick der Welt beschützt, den Ueberrest eines traurigen Lebens widmen. Aber man hörte mich nicht. Sie wurden von Wien nach Bologna zurückgerufen. Niemand außer mir zweifelte daran, daß Sie, durch das Ihnen angebotene Glück (so nannte man es) verblendet, sich das Opfer gefallen lassen würden, das man von Ihnen forderte. Ich allein zweifelte; denn ich kannte Sie. Reichthümer können eine Seele, wie die Ihrige ist, nicht verblenden. Der Adel unsers Hauses, auf den wir vielleicht zu stolz sind, konnte wenig über einen Mann vermögen, der in seinem Vaterlande nicht minder edel ist, und der (wie ich wußte) auf dieses Vaterland stolz war. Sollten also die Verdienste der armen Clementina mächtiger gewesen sein, Sie zu rühren? Nein, Chevalier, sie waren es nicht. Ich hatte es nicht erwartet. Sie schlugen mich aus; ich vergebe es Ihnen. — Sie sehen, daß ich mich des Vergangenen noch erinnere. Dank sei dem Himmel, daß ich es wieder kann, ob mir gleich der wieder aufgehende Tag eine entsetzliche Rücksicht in die Finsternisse giebt, worin ich verirret gewesen bin. — Aber wozu sage ich Ihnen dies Alles? — Ja, Sie sehen, daß ich über alle eigennützigen Absichten erhaben bin. Ich wollte Ihnen zeigen, daß ich einen höhern Beweggrund haben muß, weil ich Sie selbst gesucht habe. Eine himmlische Stimme befahl es mir. Konnte ich ungehorsam sein?

Grandison. Theuerste Gräfin Clementina —

Clementina. Machen Sie mir keine Einwendungen, Chevalier! Der Himmel bedient sich oft schwacher Werkzeuge zu großen Absichten — Aus der Säuglinge Mund — Erinnern Sie Sich dieser Stelle nicht? O Grandison, diese Welt! Was ist diese Welt? Welch ein eitler, nichtiger Traum! Sehen Sie, Chevalier, sehen Sie an mir, was diese Welt ist! Es war eine Zeit, da mir von Jedermann geschmeichelt wurde, da ich lauter schöne Tage sah, lauter glänzende Aussichten

rings um mich her — Nun ist Alles vorbei, schon lange ist Alles vorbei, und ich beklage mich nicht. Sie sehen, daß ich heiter und gelassen bin. Aber — erinnern Sie Sich dessen, was ich gesagt habe! Verschmähen Sie die Wahrheit nicht, weil sie aus dem Munde eines unschuldigen Mädchens redet, welches Sie verschmähet haben! — Es kommt eine Zeit, da diese Welt nichts in unsern Augen ist. O Grandison, dort, dort (sie steht auf, indem sie dieses sagt, und zeigt mit ihren Augen und mit der rechten Hand gen Himmel), dort wird entschieden, was wir in dieser Welt gewesen sind! Stoßen Sie den Himmel nicht von sich! Ihre Irrthümer sind die Wolken, die ihn vor Ihren Augen verbergen. Aber Ihr Herz, Ihr Herz kann diese Wolken zerstreuen. Der Verstand irret nur, weil das Herz den Irrthum liebt. Stellen Sie Sich vor, Chevalier, daß ich gestorben bin, — ich werde vor Ihnen in die Unsterblichkeit hinübergehen — und daß ich jenseits des Grabes stehe und Ihnen rufe und Sie vermahne, Ihre Seele zu retten! — Was antworten Sie mir? — Sie schweigen, Chevalier? Sie sind traurig? Thränen laufen über Ihre Wangen? Habe ich Sie gerührt? O, möchte ich Sie gerührt haben! Mit welcher Freude wollte ich mein Leben hingeben, Ihre Seele zu retten!

Jeronymo (weinend). O Grandison, Grandison! Wenn das Sie nicht rühren kann — Ich kann es nicht aushalten.

Grandison (mit einer Miene und Geberde, die den höchsten Grad von Zärtlichkeit und Wehmuth ausdrückt). Allzu rührender Engel! — Erlauben Sie — erlauben Sie, mich einen Augenblik zu entfernen! (Er eilt weg.)

Dreizehnter Auftritt.

Jeronymo. Clementina.

Jeronymo (ruft Grandison mit einer halb erstickten Stimme nach). Wohin gehen Sie, mein Freund? O, bleiben Sie, bleiben Sie! Widerstehen Sie dem Eindruck nicht, den dieses liebenswürdige Geschöpf auf Ihr Herz gemacht hat! — Er ist fort. Namenlose Angst, mit der zärtlichsten Sehnsucht vermischt, war auf seinem Gesicht. Was muß er leiden, wenn es ihm unmöglich ist, sich zu ergeben, — auf so herzrührende Vorstellungen aus dem Munde Derjenigen, die er liebt!

Clementina (sitzt indessen, daß Jeronymo spricht, mit dem Kopf auf den Arm gestützt, in einer melancholischen Stellung. Auf einmal fährt sie zurück und ruft). Wo ist der Chevalier? Ist er fort·

gegangen, Jeronymo? Warum ging er fort? — Was habe ich gesagt? — Ach, Bruder, er ist auf mich erzürnt — Ich habe ihn beleidigt. Er weinte, er sah mich mit einem Blick an — Himmel! welch ein Blick war das! Und er ging fort. Begreifst Du das, lieber Bruder? Sage mir die Wahrheit: habe ich etwas gesagt, das ihn beleidigen konnte?

Jeronymo. Ihn beleidigen? Liebste Schwester, Du hast nichts gesagt, Du kannst nichts sagen, das ihn beleidige. Der Chevalier betet Dich an, Clementina, er liebt Dich wie seine Seele. Er wird bald wieder zurückkommen. Vielleicht schämte er sich, sehen zu lassen, wie sehr er gerührt war.

Clementina. Du schmeichelst mir, liebster Bruder — Oder glaubst Du wirklich, daß der Chevalier mich liebt? — Aber was hälfe es ihm? Er würde unglücklich sein, und ich wär' es gedoppelt. — Und doch ist es tröstend für mein Herz, zu denken — Weg, angenehmer Betrug! — Ich will gehen, Jeronymo! Ich getraue mir nicht, seine Wiederkunft zu erwarten. Ich will zu unsrer Mutter gehen — Nein, — ich will in den Garten gehen. Ich will allein sein. Meine Gesellschaft verbreitet Traurigkeit über Alle, die mich sehen — O, warum kann ich nicht allein unglücklich sein! (Sie gehet ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Jeronymo. Grandison.

Jeronymo. Kommen Sie, liebster Freund; fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen Vorwürfe mache! Mein Herz blutete für Sie, da ich sah, was es Ihnen kostete, der zaubernden Beredsamkeit dieses holdseligen Geschöpfes zu widerstehen. Ich bewundere die Größe Ihrer Seele. Nach dieser letzten Probe, die Sie ausgehalten haben, müssen Sie keiner andern ausgesetzt werden.

Grandison. Wo ist sie, Jeronymo, wo ist die theure Heilige?

Jeronymo. Sie wollte nicht warten, bis Sie zurückgekommen wären. Vielleicht getraute sie sich nicht, sich in der stillen Größe zu erhalten, zu der sie sich emporgeschwungen hatte.

Grandison. Ich sehe sie noch vor mir; ihre reizende Stimme tönt noch in meinen Ohren — Jedes Wort, das sie aussprach, jeder gütige Blick, womit sie es begleitete, war

ein feuriger Pfeil, der meine Seele durchdrang! — Ach, Clementina! es ist einer andern Welt vorbehalten, uns glücklich zu machen! — Reden Sie mir nicht mehr von Hoffnung, Jeronymo! Mein Herz weissagt mir einen traurigen Ausgang —

Jeronymo. Weder Sie noch Clementina wissen, was ich für Sie gethan habe. Verzeihen Sie mir, mein Freund, daß ich mich mit den Uebrigen vereinigte, Sie zu quälen. Ich war dazu genöthigt. So sehr ich wünschte, daß Sie in Ansehung der Religion weniger standhaft wären, so habe ich doch niemals gehofft, daß Sie es weniger sein würden. Ich kannte Sie zu wohl! Aber eher wollte ich sterben, als zugeben, daß meine Schwester noch einmal von Ihnen getrennet würde! Es wird nicht geschehen, mein Freund! Ich habe schon Alles vorbereitet. Meine Mutter ist sehr für Sie eingenommen; es war nicht schwer, sie zu erbitten. Wir verlassen uns auf Ihre Ehre, liebster Grandison! Clementina soll unter Ihren Bedingungen die Ihrige sein. Selbst der Pater Marescotti fängt an, sich für Sie zu erklären. Ich fürchte Niemand als meinen Bruder, den General. Er vermag viel über meinen Vater; er fühlt das Ansehen, das ihm die Erstgeburt in der Familie giebt; er ist stolz und ungestüm; aber sein Herz ist edel. Er wird meinen Gründen und meinen Bitten nachgeben. O, wie glücklich werden wir dann Alle sein! Wie wird meine Seele frohlocken, wenn ich eine Schwester und einen Freund vereiniget sehe, die Alles sind, was mir in der Welt am Theuersten ist!

Grandison. Ach, Jeronymo! Sie hoffen — weil Sie mich lieben! aber ich besorge, Sie hoffen umsonst. Ich kann diese traurigen Ahnungen nicht unterdrücken — Meine Seele ist umwölkt — Ich muß mich entfernen.

Jeronymo. Bei Ihrer Zurückkunft, mein Freund, werden Sie sehen, daß ich nicht umsonst gehofft habe. Meine Liebe für Sie soll in dieser Zwischenzeit nicht müssig sein. Kommen Sie nur bald zurück, Ihre Clementina von der Hand eines Bruders anzunehmen, der keiner andern Glückseligkeit mehr fähig ist, als sich an der Ihrigen zu erfreuen!

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Clementina (allein).

Clementina. Aus was für einem fürchterlichen Traume bin ich erwacht! Wie sehr hat sich Alles verändert! Ich habe Mühe, zu erkennen, wer ich bin, und wo ich bin! — Sie erheben Alle den Chevalier in die Wette; sie werden nicht müde, Gutes von ihm zu sagen; sie sprechen von seiner Liebe zu mir; sie billigen den Vorzug, den ihm mein zu leicht gerührtes Herz gegeben hat. Was bedeuten diese Veränderungen? — Sollten sie sich entschließen können? — Nein, sie können nicht, sie werden nicht! — O Du allzu schwaches, verkehrtes, voreiliges Herz! Was pochest Du? Was für Wünsche — Wünsche, die Du nicht wagen darfst, Dir selbst zu zeigen — Und wie, ach, wie wirst Du sie Demjenigen zeigen dürfen, vor dessen heiligen Augen die scheinbarste Tugend unrein ist! — Unglückliche, betrogene Clementina! Du hieltest Dich für unschuldig; Du nährtest eine Neigung in Deiner Brust, die Du für rein, für untadelhaft hieltest, weil sie den liebenswürdigsten unter den Menschen zum Gegenstand hatte. Mit Entzückung, mit stillem Triumphe hörtest Du sein Lob, die Billigung Deiner geheimen Leidenschaft, aus jedem Munde! — Betrügerische Einbildungen! — Was ich für unschuldige Neigung hielt, war Verbrechen. Der erzürnte Himmel fällte sein Urtheil über mich! — Was für ein verkehrtes Geschöpf mußte ich sein, um eine solche Strafe verdient zu haben! — Doch nenne es nicht Strafe, Un-

glückliche! Es war Wohlthat; es war eine Hand aus den Wolken, die Dich von dem Abgrunde zurückriß, in den Du mit verblendeten Augen auf dem sanften Irrwege der Liebe und der irdischen Freude Gefahr liefest, auf ewig hinabzustürzen. O, fliehe, fliehe! Alles ist Bezauberung um Dich her; Alles ist Gefahr und Verführung und Verderben! Fliehe, unglückliche Clementina, fliehe die Liebe, die Welt, Dich selbst! — Himmel, wen sehe ich! — Grandison?

Zweiter Auftritt.

Grandison. Clementina.

Clementina. O Chevalier, in was für einem Augenblick kommen Sie!

Grandison. Endlich, theuerste Gräfin, endlich ist es Ihrem Grandison erlaubt, zu reden. Die gütige Aufmunterung Ihrer Familie erlaubt mir, meine Wünsche zu ihrer geliebten Clementina zu erheben. Alle Schwierigkeiten sind gehoben. Ich darf Ihnen sagen, wie sehr ich Sie verehre, und es steht nur allein in Ihrer Macht, den Ausspruch zu thun, ob der zärtlichste und dankbarste unter den Menschen auch der glücklichste sein soll.

Clementina. Was sagen Sie mir, Chevalier? — Ist's möglich? — Sie kommen von meinen Eltern?

Grandison. Ich komme von ihnen. Der Bischof, Ihr Jeronymo und der Pater Marescotti waren zugegen. Die feurige Freundschaft des zärtlichen, des großmüthigen Jeronymo hat Alle zu meinem Vortheil eingenommen. Sie haben mir erlaubt, unter den Bedingungen, die ich vor meiner letzten Abreise vorgeschlagen, mich um die größte Glückseligkeit zu bewerben, die ein Sterblicher diesseits des Himmels sich wünschen kann. Darf ich hoffen, gnädige Gräfin, nachdem ich auf eine so großmüthige Art mit dem Beifall Ihrer Eltern beehret worden, daß die vortreffliche Clementina nicht minder gütig gegen einen Mann sein werde, der sich bestreben wird, durch alle Handlungen seines Lebens eine Liebe und Dankbarkeit zu beweisen, die zu groß ist, mit Worten ausgedrückt zu werden?

Clementina. Wie willig, wie allzu willig ist mein Herz, Ihnen zu glauben! — Es ist nun in meiner Macht, sagen Sie, den Chevalier Grandison glücklich zu machen? — Wollte

der Himmel, es wäre in meiner Macht! Wollte der Himmel, ich könnte Sie glücklich machen! Wer würde es besser, sorgfältiger, freudiger thun als ich? — Aber ich bin nicht zu einer so schönen Bestimmung auserwählt! — Mein Herz ist sehr beunruhigt, Herr Grandison, mehr, als ich Ihnen sagen kann! Ich fühle den ganzen Umfang der Verbindlichkeiten, die wir Ihnen haben, die ich Ihnen besonders habe — und dies Gefühl vollendet mein Elend.

Grandison. Kränken Sie mich nicht, theuerste Gräfin, durch die Erwähnung von Verbindlichkeiten! Was habe ich anders gethan, als dem Rufe der Freundschaft folgen, welchem ein Jeder von Ihrer Familie in gleichen Umständen würde gefolget haben? Und gesetzt, es wäre in meiner Macht gewesen, Sie zu verbinden, so ist es in der Ihrigen —

Clementina. Hier ist meine Schwierigkeit, Herr Grandison! Sie können nicht belohnt werden — Ich kann Sie nicht belohnen. — Sehen Sie mich nicht mit dieser zärtlichen Traurigkeit an! — meine Seele leidet nur zu sehr unter dem Gedanken, daß ich Sie nicht belohnen kann! — Wie soll ich Ihnen beschreiben, was in meinem Gemüthe vorgeht? Meine Pflicht gegen Gott, gegen meine Eltern — meine Dankbarkeit gegen Sie — Aber ich kann noch nicht von dieser Sache reden. Ich wünschte groß zu handeln. Sie haben mir ein Beispiel gegeben, Herr Grandison!

Grandison. Theuerste Clementina, Sie erschrecken mich! Was bedeutet dieser feierliche Ernst und diese Reden, die irgend ein trauriges Geheimniß zu verhüllen scheinen? Warum sollte es nicht in Ihrer Macht sein, mich glücklich zu machen? — Das Beispiel, dessen Sie erwähnen, kann keines für Sie sein. Die Umstände sind ganz verschieden. Es wird nichts von Ihnen gefordert, was Ihr Gewissen nicht erlauben könnte, zu bewilligen. Sie werden, wenn Sie die Meinige sind, in Ausübung Ihrer Religion völlige Freiheit behalten. Ich verehre Ihre Frömmigkeit, gnädige Gräfin, und die Ruhe Ihrer Seele ist so wichtig für mich als die Ruhe der meinigen.

Clementina. Großmüthiger Mann, was soll ich Ihnen sagen? — ich, die nicht weiß, was ich mir selbst sagen soll! Aber ich habe angefangen, Alles aufzuschreiben, was mir über diese wichtige Sache beigefallen ist. Ich darf meinem Gedächtniß nicht trauen — auch meinem Herzen nicht! Ich will fortfahren, meine Gedanken aufzuschreiben —

Dritter Auftritt.

Laura. Die Vorigen.

Laura. Gnädige Gräfin, der Herr General ist angelangt.
(Sie geht wieder ab.)

Clementina. Er wird betroffen sein, daß Sie schon hier sind, Herr Grandison! Er wird Ihnen vielleicht — Ach, von wie vielen Uebeln bin ich die unglückselige Ursache gewesen! Ich habe Ihnen Unruhe gemacht; ich habe meine Eltern gekränkt, die besten, die gütigsten Eltern! ich bin eine Plage Aller gewesen, die mir angehören! Es ist billig, daß ich leide! — O Chevalier, es ist eine große Veränderung mit mir vorgegangen, seitdem Sie hier sind. Vorher war mir sehr schlimm; aber ich fühlte nicht den ganzen Umfang meines Unglücks! — Ich verlasse Sie, um meinen Bruder zu sehen, bevor er Sie siehet. Ich zittre vor seiner Hitze —

Grandison. Besorgen Sie nichts, gnädige Gräfin; ich habe mehr Gelegenheit gehabt, meine Hitze zu bezähmen, als der General. Ich werde gelassen, und er wird nicht unbillig sein.

(Clementina geht ab.)

Vierter Auftritt.

Grandison (allein).

Grandison. Was für ein neues Gewölk zieht sich in ihrer Seele auf? So viel Bedeutung, so eine erhabne Schwermuth in ihren Augen! — Sie schien zu fürchten, daß ich mehr in ihren Augen lesen möchte, als sie mir sagte; aber ich habe nur zu viel darin gesehen! — Wunderbares Verhängniß! Kaum geht mir endlich ein Schimmer von Hoffnung auf, so verschwindet er wieder und läßt mich in einer marternden Ungewißheit zurück! — O Glückseligkeit, schöner Name! Du wohnest nicht unter dem Monde. Mit erhitztem Verlangen verfolgen wir Dich; wir glauben Dich zu berühren, und umfassen einen Schatten. — Ich will zu Jeronymo gehen. Die Tröstungen eines Freundes — Aber hier ist der General! Clementina hat ihn verfehlt, wie ich sehe.

Fünfter Auftritt.

Der General. Grandison.

Der General. Ihre Ankunft in Bologna, Herr Grandison, hat Wunder gewirkt, höre ich. Wir sind Ihnen sehr verbunden; und Sie haben Ursache, stolz darauf zu sein, daß Sie Sich in einer Familie, wie die des Markgrafen von Porretta ist, so wichtig haben machen können.

Grandison. Wenn ich auf etwas stolz sein könnte, Herr General, so wäre es auf mein Herz. Es ist unglücklich für mich, daß Sie in dieser ganzen Zeit von Bologna entfernt gewesen sind, in welcher Ihre schärfste Aufmerksamkeit auf mein Betragen meine beste Rechtfertigung gewesen wäre. Erlauben Sie mir aber, Ihnen zu sagen, daß ich Ansprüche an Ihre Hochachtung mache, weil ich mir bewußt bin, daß ich sie verdiene, und daß ich keine andern Ansprüche zu machen habe, so lange Jemand in der Familie ist, der mich der seinigen unwürdig hält.

Der General. Sie reden, wie man es von einem Mann erwarten kann, der von dem Triumph aufgeschwollen ist, den er über Leute erhalten hat, die in der That nicht geboren waren, unter den Ritter Grandison herabgedemüthiget zu werden. Ich weiß nicht, was für ein Taumel von fanatischer Dankbarkeit meine Verwandten bethört. Aber das weiß ich, daß ich keine von den schwindlichten Seelen bin, die sich durch den Schein einer schwülstigen Großmuth zu Boden blenden lassen. Erwarten Sie keinen Dank von mir, Herr Grandison! oder soll ich Ihnen dafür danken, daß Sie durch die Künste einer angenommenen Uneigennützigkeit und einer in Freundschaft verkleideten Liebe das Herz meiner Schwester erschlichen, daß Sie die liebenswürdigste junge Dame Italiens in eine Leidenschaft verstrickt haben, die ihren Ruhm befleckt, ihren Verstand verwirrt und die Ruhe ihres Lebens vernichtet hat? Soll ich Ihnen dafür danken, daß Sie dieses unglückliche Geschöpf und ihre noch unglücklichern Verwandten zum Spott und zur Fabel der Welt gemacht haben? — Wahrhaftig, wir haben große Ursache, unsre Verbindlichkeiten gegen den Chevalier Grandison durch irgend eine außerordentliche That zu erkennen; und es fehlt nichts, als durch die Vermählung der Clementina von Porretta mit ihm die ganze Welt zu über-

zeugen, daß sie ihre Krankheit der ganzen Familie mitgetheilt habe.

Grandison. Herr General, Sie mögen meiner Gelassenheit bei Ihren Beleidigungen ebenso leicht als meinen übrigen Handlungen Beweggründe leihen, die mich verunehren; aber ich bin entschlossen, gelassen zu bleiben. Ihre Vorwürfe verdienen keine Antwort. Ich sehe, daß Sie von einer Leidenschaft getrieben werden, die Ihnen nicht erlaubt, gerecht zu sein. Sie werden mich entschuldigen, wenn ich mich hinwegbegebe. Eine umständliche Unterredung mit Ihrem Herrn Bruder, dem Bischofe, wird das beste Mittel sein, Sie zu Sich selbst zu bringen.

Der General. Glauben Sie, mich mit dieser angemaßten Erhabenheit zu täuschen, weil sie Ihnen vielleicht bei Ungeübtern, als ich bin, gelungen ist? Ihre Gegenwart ist hier nöthig, Herr Grandison! Ich verlange nur eine Antwort auf eine einzige Frage: Unterstehen Sie Sich, in meiner Gegenwart zu bekennen, daß Sie Ansprüche an meine Schwester haben?

Grandison. Wenn es Ihnen gefallen wird, Herr General, auf eine Art zu fragen, die einer Antwort würdig ist, so sollen Sie eine Antwort erhalten.

Der General. Dieser Uebermuth ist nicht auszustehen — Doch ich will mir Gewalt anthun. Ich erinnere mich, daß Sie der Erretter meines Bruders gewesen sind — Aber der Gedanke, daß Sie meine Schwester und die ganze Familie, die durch Sie verunehret worden, im Triumph aufführen sollen, ist mir unerträglich.

Grandison. Und ich erkläre Ihnen, mein Herr, daß mir diese Sprache unerträglich zu werden anfängt. — Wie verächtlich macht eine blinde Leidenschaft die edelsten Menschen!

Der General. Ich bediene mich solcher Reden, die man durch Thaten erklärt. (Er greift an den Degen.)

Sechster Auftritt.

Der Bischof. Die Vorigen.

Der Bischof. Was für ein heftiger Wortwechsel? — Wie? mein Bruder? — Grandison? — Halten Sie ein, Bruder! Sie vergessen, wen Sie vor Sich haben, und in wessen Hause Sie sind.

Grandison. Ich überlasse Ihnen den Herrn General, gnädiger Herr! Er hat nöthig, zu sich selbst gebracht zu werden. — Ich werde mich nicht weit entfernen, Herr General. (Er geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Der Bischof. Der General.

Der Bischof. Mäßigen Sie Ihre Hitze, Bruder! Sie wissen, wer Grandison ist, Sie wissen, was wir ihm für Verbindlichkeiten haben, und Sie begegnen ihm so? In Wahrheit, Sie bedenken nicht, in was für neue Schwierigkeiten Sie uns verwickeln.

Der General. Sie werden die Heftigkeit meiner Gemüthsbewegung besser begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß ich eben jetzt von dem Grafen von Belvedere komme. Er war im Begriff, sich selbst aus Bologna zu verbannen. Der Zustand, worin ich ihn fand, war mehr, als es bedurfte, meinen lange gesammelten Groll gegen diesen Grandison bis zum Unsinn zu entflammen. Ich erkläre Ihnen, Bruder —

Der Bischof. Ich bitte Sie, erklären Sie Sich nicht, ehe Sie wissen, wie weit die Sachen gekommen sind, und was für Gründe unsern Entschluß gelenkt haben.

Der General. Ich hoffe, ich habe mich des Rechts nicht verlustig gemacht, meine Meinung zu Angelegenheiten zu sagen, welche die Ehre und die Ruhe einer Familie betreffen, in der ich der Erstgeborne bin. Die Sachen mögen gekommen sein, wohin sie wollen; ich habe dem Grafen von Belvedere mein Wort gegeben, und ich will es gehalten wissen! Er ist von der ganzen Familie aufgemuntert worden; alle Gründe sind für ihn. Der bloße Gedanke, daß ein Fremder, ein Mann von geringerm Stande, ein Engländer, ein Protestant der Nebenbuhler des Grafen von Belvedere um Clementina von Porretta sein soll, und — verfluchter Unsinn! ich schäme mich, es zu sagen! — daß er ihm vorgezogen werden soll — Ich sage Ihnen, es ist unerträglich, nur daran zu denken! — Aber, beim Himmel, so lange noch Athem in mir ist, soll Belvedere nicht aufgeopfert werden!

Der Bischof. Und doch werden Sie Sich entschließen müssen, entweder ihn oder Ihre Schwester aufzuopfern.

Der General. Meine Schwester? — Ich will keine Schwester haben, die den Namen beschimpft, den sie trägt.

Der Bischof. Reden Sie nicht so ungerecht von Clementinen! Sie ist ein unschuldiges, edles Geschöpf. Sie ist es mitten in der äußersten Verfinsterung ihrer Vernunft geblieben. Sie hat nichts gethan, das einen billigen Vorwurf verdiente. Und ich bitte Sie, Bruder, vergessen Sie nicht, daß wir noch einen Vater und eine Mutter haben! Der Markgraf ist entschlossen, seine Tochter nicht aufzuopfern; und Sie werden Sich gefallen lassen, eine Schwester zu behalten.

Der General. Sie werden sehr hitzig, Bruder! — Ich begreife nicht, wie dieser Grandison alle Welt so sehr bezaubert hat. Wer wird sich nunmehr wundern, daß ein junges unerfahrnes Mädchen zu schwach gewesen ist, ihm zu widerstehen?

Der Bischof. Wenn Sie ihn ohne Vorurtheil ansehen werden, so werden Sie ebenso von ihm denken wie wir. Die Religion ist Alles, was man gegen ihn einwenden kann. Wäre er ein Katholik, so sollte sich ein König vergeblich neben ihm um Clementinen bewerben.

Der General. Was? Sie erzählen mir immer größere Wunder! Er wird ein Protestant bleiben, und Sie wollen ihm Clementinen geben? Sie, ein Prälat der Kirche, geben Ihren Beifall dazu? Wahrhaftig, das ist außerordentlich! Ohne Zweifel wird der Pater Marescotti auch Ihrer Meinung sein?

Der Bischof. Er wird sie nach England begleiten. — Glauben Sie, Bruder, daß es uns genug gekostet hat, uns zu einem solchen Entschluß zu überwinden! Man hat Alles vorher versucht. Aber was sollten wir mit einem Mann anfangen, den die glänzendsten Versprechungen nicht zu versuchen vermochten, der bei den zärtlichsten Bitten unbeweglich blieb? der Clementinen selbst, die er anbetet, seiner Religion aufzuopfern bereit war? — Es ist unser Unglück, daß wir ihn nicht so wohl entbehren können als er uns.

Der General. Und so muß um dieses liebekranken schwindlichten Mädchens willen die Ehre des Hauses von Porretta auf ewig verdunkelt und ein Mann wie Belvedere der Verzweiflung preisgegeben werden? — Ueberlassen Sie mich mir selbst, Bruder, ich habe Einsamkeit nöthig —

Der Bischof. Ich bin hiehergekommen, Sie zu dem

Markgrafen zu führen. Sie können von Niemand besser in den Gründen seines Entschlusses unterrichtet werden als von ihm.

Der General. Gehen Sie nur voran. Ich werde Ihnen sogleich folgen.

Achter Auftritt.

Der General (allein).

Der General. Ich bin ganz betäubt — Was soll ich sagen? Wozu soll ich mich entschließen? — Soll ich der Entehrung meines Hauses zusehen? Soll ich meine Schwester unglücklich machen? Soll ich meinen Freund verlassen? — Oder soll ich seinen eigenen Vorstellungen Gehör geben? — Der arme Belvedere! Er liebt die Undankbare bis zur Ausschweifung. Er will sich selbst für ihre Ruhe aufopfern. Er hat die Sache seines Nebenbuhlers mit einer Großmuth gegen mich behauptet, die von der Heftigkeit seiner Liebe zeugt! — Aber nein, es kann nicht sein! Eher soll Derjenige sterben, der der Urheber aller dieser Verwirrungen ist!

Neunter Auftritt.

Grandison. Der General.

Grandison. Ich habe Ihnen Zeit gelassen, zu Sich selbst zu kommen, Herr General! Wenn Sie jetzt in einer gesetztern Fassung sind, so hören Sie mich an und lernen Sie mich kennen. Die Sache, wovon ich mit Ihnen reden muß, ist zu zärtlich, als daß ich die Unbilligkeit der Vorwürfe, die Sie mir gemacht haben, in ihr völliges Licht setzen könnte. Es ist auch nicht nöthig. Was die ganze Familie weiß, kann Ihnen nicht unbekannt sein. Es wird also genug sein, Ihnen zu sagen, daß ich ohne Absichten nach Bologna zurückgekommen bin. Ihre Eltern, Ihre Brüder verlangten meine Gegenwart; ich folgte dem Rufe der Freundschaft. So sehr ich Ihre Schwester bewunderte, so fühlte ich doch die ganze Stärke der Gründe, die mir, auch in Absicht auf mich selbst, nicht erlaubten, an eine nähere Verbindung zu denken. Ich entschloß mich also, mich in einer Sache leidend zu verhalten, worin mir nicht vergönnt war, nach meinem Herzen zu

handeln. Ich bin gewohnt, mich in die Stelle Andrer zu setzen. Es konnte mir nicht verborgen sein, daß Ihre Familie sich zu einer Verbindung mit mir nicht ohne Widerwillen bequemen werde, und ich fand diese Art zu denken in ihren Umständen natürlich.

Der General. Sie haben Sich und uns Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Grandison. Die gleiche Denkungsart, die mich gegen Andere gerecht sein heißt, macht, daß ich es gegen mich selbst bin. Ein Beweis davon kann Ihnen sein, daß ich mich nicht erniedrigen wollte, die Tochter eines Königs unter schimpflichen Bedingungen anzunehmen, und daß ich selbst auf Clementinen Verzicht thue, so lange Jemand in Ihrer Familie ist, der mich ihrer Hand unwürdig hält. Sie haben meine Erklärung, Herr General! Das Uebrige belieben Sie mit Ihren Verwandten auszumachen. Diese werden Ihnen am Besten sagen können, was sie zu den verbindlichen Gesinnungen bewogen hat, die sie für mich angenommen haben.

Der General. Ha! Ist es so weit gekommen, daß uns der Chevalier Grandison Trotz bieten darf? Ich bin außer mir! Wie? wir sollen uns noch allzu glücklich schätzen, wenn ein Mann wie Sie sich erniedrigen will, die Tochter des Markgrafen von Porretta mit seinem Namen zu beehren? — Und Derjenige, der sich untersteht, mir eine solche Erklärung zu thun, ist weniger als ein König? Er müßte auch mehr als ein Sterblicher sein, meiner Rache zu entgehen!

Grandison. Drohungen haben mich nie erschreckt, Herr General. Ich würde mich selbst verachten, wenn ich eine Antwort auf eine so willkürliche Auslegung meiner Worte nöthig hielte.

Der General. Keine Worte mehr! Ich bin nicht gewohnt, mich der Zunge statt eines Waffens zu bedienen. Kommen Sie mit mir in den Park, Chevalier! Ihr Leben oder das meinige! Die Erde kann nicht zwei so stolze Menschen, als wir sind, zugleich tragen.

Grandison. Ich bin bereit, mit Ihnen zu gehen, wohin Sie wollen. (Sie gehen ab.)

Zehnter Auftritt.

Pater Marescotti (allein).

P. Marescotti. Ich habe die Stimme des Generals gehört. Es war die Stimme eines Drohenden. Er redete, wie ich glaube, mit Grandison. — Aber hier ist Niemand. Sie sind fortgegangen. Der Himmel verhüte, daß es in schlimmen Absichten geschehen sei! Ich will sie aufsuchen — Aber sehe ich nicht hier den Grafen von Belvedere?

Elfter Auftritt.

Der Pater Marescotti. Belvedere.

P. Marescotti. Ich glaubte, Sie wären nicht mehr in Bologna, Herr Graf.

Belvedere. Der General fand mich, da ich im Begriff war, abzureisen. Ich hatte eine Unterredung mit ihm. Meine Besorgnisse für Clementinen, der ich fest entschlossen bin mich selbst aufzuopfern, machten, daß ich mit Eifer zum Vortheile meines Nebenbuhlers sprach. Es war umsonst. Der General verließ mich auf eine ungestüme Art. Ich machte mich sogleich fertig, ihm zu folgen, und ich komme jetzt, Alles anzuwenden, ihn mit Grandison auszusöhnen. Ich weiß, was ich thue, Herr Pater Marescotti! Es wird mir das Leben kosten; aber ich werde die Zufriedenheit haben, die Glückseligkeit Derjenigen befördert zu haben, die ich liebe.

P. Marescotti. Vielleicht belohnt der Himmel diese edeln Gesinnungen mit einem ganz andern Ausgang, als Sie jetzt vermuthen. Das Glück ihres Nebenbuhlers ist noch nicht außer Zweifel. Ich komme eben jetzt von einer langen Unterredung mit der jungen Gräfin — Aber wir haben nicht Zeit, hier zu verweilen — Wir wollen gehen, den General zu suchen.

Belvedere. Sie haben mich ganz bestürzt gemacht — Aber ich will meine Ungeduld zurückhalten — Lassen Sie uns eilen!

Zwölfter Auftritt.

Die Scene ist das Zimmer des Jeronymo.

Jeronymo. Clementina.

(Clementina sitzt, den Kopf auf ihren Arm gestützt, in einem schwermüthigen Stillschweigen, das zuweilen durch Seufzer unterbrochen wird.)

Jeronymo. Was fehlt Ihnen, meine liebste Schwester? Sie nähern Sich dem Augenblick, der alle Ihre Trübsale enden wird. Sie werden über Ihre Hoffnung glücklich werden, und Sie sind traurig? Sie beantworten die zärtlichen Ausbrüche meiner Freude mit halb erstickten Seufzern, und indem ich in Entzückung über Ihr bevorstehendes Glück aller meiner Schmerzen vergesse, schleichen stille Thränen, die Verräther irgend eines geheimen Kummers, über Ihre Wangen?

Clementina. Ach, Jeronymo! —

Jeronymo. Wie ist es möglich, meine Clementina, daß so frohe, so glänzende Aussichten nicht jede Spur der Traurigkeit aus Ihrer Seele tilgen? — Glückliche, dreimal glückliche Schwester! die Geliebte, die Freundin, die Gemahlin meines Grandison! Welch ein Himmel von Glückseligkeiten liegt in diesen Namen, welch ein Vorzug vor Allen Ihres Geschlechts!

Clementina. Halten Sie ein, liebster Jeronymo — Wollte der Himmel, meine eigene Phantasie wäre weniger geschäftig, mir das Glück auszumalen, dem ich zu entsagen genöthigt bin!

Jeronymo. Was sagen Sie, Schwester? Was für neue Besorgnisse? Woher diese Kleinmüthigkeit und diese hoffnungslose Sprache? Hören Sie auf, Sich selbst zu quälen! Alle Hindernisse sind gehoben. Fürchten Sie nicht, daß unsere Eltern ihren Entschluß ändern möchten! Das unvergleichliche Betragen unsers Freundes hat sie so sehr eingenommen, daß sie diese Verbindung jetzt ebenso heftig wünschen als ich selbst. Oder fürchten Sie etwa den General? Sein Widerstand wird nur den Sieg unsers Freundes zu erhöhen dienen. Verbannen Sie also alle traurigen Gedanken, liebste Clementina! Sie haben die schwerste Prüfung überstanden; der Augenblick ist nun gekommen, der Sie für alle Ihre Leiden belohnen wird.

Clementina. Ach, Jeronymo! Sie wissen nicht — Ich

kann nicht reden — Ich fürchte mich, Ihnen zuzuhören — Ich fürchte mich vor mir selbst — Verzeihen Sie mir, lieber Bruder! — Aber ich muß Sie verlassen —

(Sie steht auf, um fortzugehen.)

Dreizehnter Auftritt.

Die Markgräfin. Die Vorigen.

Die Markgräfin. Ich freue mich, Euch bei einander zu finden, meine Kinder. Dein Bruder, meine theure Clementina, wird Dir angekündigt haben, was wir für den Chevalier zu thun entschlossen sind. Er ist Deiner würdig, Clementina; und so schwer es mir auch fallen wird, den Liebling meines Herzens aus meinen mütterlichen Armen zu lassen, so beruhigt mich doch die Gewißheit, daß Du durch den Mann, den Dein Herz erwählt hat, so glücklich werden wirst, als man es in diesem Leben sein kann.

Clementina (umfaßt ihrer Mutter Kniee). O gnädige Mama, wie gütig sind Sie! und was für eine tiefe Empfindung habe ich von Ihrer und meines Vaters liebevoller Nachsicht! Wie soll ich jene ausdrücken? Wie soll ich diese erwidern? — Wie unwürdig würde ich der wiederkehrenden Vernunft sein, wenn ich mich nicht bemühen würde, sie gänzlich zu Erfüllung meiner Pflicht gegen Gott und Sie anzuwenden! — Aber erlauben Sie mir, ich bitte Sie, daß ich mich in mein Zimmer begebe und einige Stunden ungestört bleibe. Ich habe nöthig, mich zu der Scene, die mir bevorsteht, vorzubereiten.

(Sie begiebt sich eilfertig hinweg.)

Vierzehnter Auftritt.

Die Markgräfin. Jeronymo.

Die Markgräfin. Was sagte das liebe Geschöpf? Wie feierlich war ihr Gesicht und der Ton ihrer Stimme! Und wie eilfertig ging sie hinweg! — Sie hat etwas auf dem Herzen; aber ich begreife nicht, was es sein kann. — Wenn ich nicht selbst gehört hätte, wie freundschaftlich der Pater Marescotti sich zum Vortheil des Chevaliers erklärte, so würde ich glauben, daß er sie mit neuen Zweifeln beunruhiget habe.

Jeronymo. Ich werfe keinen Verdacht auf Marescotti. Er ist zu rechtschaffen und zu klug, sich einer solchen Uebereilung schuldig zu machen. Clementina wird von Allem, was ihr begegnet, noch zu stark gerührt. Die Ankunft des Generals hat sie erschreckt. Furcht und Hoffnung streiten in ihrer Seele, und das Glück, das ihr angekündigt worden, ist zu groß und unverhofft, als daß sie es glauben könnte. Sie wird ruhig werden, sobald sie nicht mehr zweifeln kann.

Die Markgräfin. Du beruhigst mich wieder, mein Sohn! Wir haben angenehme Aussichten vor uns; dasjenige, was sie uns gekostet haben, erhöhet ihren Werth. Wir wollen jetzt alle unsere Gedanken darauf richten, Deinen Bruder, den General, mit dem Chevalier zu versöhnen. Ich habe deshalben nicht den geringsten Kummer. Es ist unmöglich, gegen die Verdienste dieses Mannes auszuhalten.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Grandison. Camilla.

Camilla. Ich wünsche Ihnen Glück, gnädiger Herr, zu dem Siege, den Sie über die Hindernisse Ihres Glücks erhalten haben. Sie haben aus dem General einen Freund und aus Ihrem Nebenbuhler selbst einen Fürsprecher Ihrer Sache gemacht. Alle Glieder der Familie haben es der Gräfin Clementina aufgetragen, die Verbindlichkeiten zu erstatten, welche sie Euer Gnaden schuldig zu sein erkennen. Die allzu zärtliche Denkungsart der jungen Gräfin ist die einzige Schwierigkeit, die Ihnen, wie ich besorge, noch zu überwinden übrig ist.

Grandison. Die vergangene Nacht ist mir lang geworden, Camilla! Ich weiß nicht, was für traurige Vorempfindungen sich meiner bemeistert haben. Ich gestehe Ihnen, daß ich vor der Zusammenkunft zittre, die mir mit Ihrer Gebieterin bevorsteht.

Camilla. Die Gräfin Clementina befindet sich in den gleichen Umständen. Sie hat diese ganze Nacht schlaflos zugebracht, und ihre Furcht vor dieser Zusammenkunft scheint jetzt ebenso groß, als ihre Erwartung derselben anfangs ungeduldig war. Seit dem Augenblick, da ihr die Markgräfin den Entschluß der Familie entdeckte, ist ihr Bezeigen ganz anders als vorher. Sie ist still, zurückhaltend und auf eine feierliche Art ernsthaft. Sie hat etliche Stunden in ihrem Cabinet mit Schreiben zugebracht. Es war Mitternacht, da sie noch schrieb. „Morgen, Camilla," sagte sie endlich nach

einem langen Stillschweigen, und ihr Gesicht veränderte sich, indem sie dies sagte, „morgen wird ein wichtiger Tag für mich sein. O, daß er schon gekommen und auch schon vorüber wäre!“ — Es kostete mir viele Mühe, sie zu bereden, daß sie sich zur Ruhe begeben möchte. Doch um vier Uhr des Morgens stand sie schon wieder auf und ging an ihren Schreibetisch. Ich vermuthe, sie setzt einige Bedingungen auf, welche Sie unterzeichnen sollen. Aber aus etlichen Worten, die ihr ungefähr entfallen sind, getraue ich mir zu sagen, daß es großmüthige Bedingungen sein, und daß sie mehr Phantasie als Härte haben werden.

Grandison. Hat Ihre junge Gräfin während meiner Abwesenheit eine Unterredung mit dem Pater Marescotti gehabt?

Camilla. Ja, und ich bekenne Ihnen, daß ich der Begierde nicht habe widerstehen können, sie zu behorchen. Ich hatte keine böse Absicht. Was ich von ihrer Unterredung hören konnte, gereicht zur Ehre dieses würdigen Mannes. Er erhob Ihren Charakter, gnädiger Herr, in Ausdrücken, die nur das Herz eingeben kann; und ich hörte ihn sagen, er hoffe, Clementina werde, wenn sie die Ihrige sei, das gesegnete Werkzeug Ihrer Bekehrung sein.

Grandison. Ich habe niemals einen Zweifel in die Redlichkeit des Paters Marescotti gesetzt. — Aber die Stunde der Zusammenkunft ist da. Melden Sie mich der Gräfin, Camilla!

Camilla. Sie ersucht Euer Gnaden, Sich indessen bei ihrem Bruder Jeronymo zu verweilen, bis sie, wie sie sagt, mehr Muth gefaßt hat, Sie zu sehen. Die Wunden des armen Barons haben sich diese Nacht verschlimmert. Sie werden die Aerzte bei ihm antreffen.

Zweiter Auftritt.

Der Schauplatz stellt Clementinens Zimmer vor.

Clementina (kommt mit einem Papier in der Hand aus ihrem Cabinette).

Clementina. Nun ist sie da, die gefürchtete Stunde — O, daß sie schon vorüber wäre! Wie werde ich mein Gesicht zu diesem erhabenen Manne aufheben? Was werde ich ihm sagen? Was werde ich ihm antworten können? — Dieses Papier soll

für mich reden! — Aber, o Grandison, wenn Du Clementinen liebst; wenn es mehr als Mitleiden und Großmuth ist, was Du für sie empfindest; wenn ihr Besitz Dich glücklich gemacht hätte: — wirst Du ihr vergeben können? Wüßtest Du, was es ihr gekostet hat! Doch die Thränen, womit dieses traurige Blatt befleckt ist, werden Dir's sagen. — Camilla! — Aber nein, noch kann ich ihn nicht sehen — Ich bin noch nicht gefaßt —

Dritter Auftritt.

Clementina. Camilla.

Camilla. Sie haben mir gerufen, gnädige Gräfin!

Clementina. Ich will allein sein, Camilla — Verlassen Sie mich!

Camilla. Wissen Sie, gnädige Gräfin, daß der Chevalier auf die Erlaubniß wartet, Sie zu sehen?

Clementina. Ich kann ihn noch nicht sehen — Keine Widerrede, Camilla! Ueberlassen Sie mich mir selbst!

(Camilla geht ab.)

Vierter Auftritt.

Clementina (allein).

(Sie wirft sich, nachdem sie etlichemal in tiefen Gedanken auf und ab gegangen, in großer Unruhe und Beängstigung auf einen Sopha.)

Clementina. O, warum mußte ich ihn sehen? Warum mußte ich ihn sehen? Warum mußten einem Manne, der nicht mein Bruder sein konnte, der Name und die Rechte eines Bruders gegeben werden? Warum mußte sein untadeliger Werth meine Liebe zugleich entflammen und rechtfertigen? — Unglückselige, wen beschuldigest Du? Klage Deine eigene Schwachheit an! Was zwang Dich zu reden? Warum ließest Du nicht Dein trauriges Geheimniß, in ewiges Stillschweigen gehüllt, an Deiner stummen Brust nagen? — O, daß ich schon bei Denen wäre, die im Grabe schlummern! O, daß meine Seele schon entfesselt, schon in jene Welt hinübergerettet wäre, wo die Tugend nicht mehr kämpfen muß und die Glückseligkeit nicht an ewiges Elend grenzt! — Doch sie kommt, ich fühle es, sie nähert sich, die glückliche Stunde — meine Tage laufen zum Ende — Trostvolle Hoffnung, Du giebst meiner Seele ihre ganze Stärke wieder!

(Sie steht auf.)

— Ja, ich will groß, ich will wie eine Unsterbliche handeln! Und Du, dem ich dieses Opfer bringe, Du wirst mich stärken! — Aber, o bester, liebenswürdigster unter den Männern, soll ich Dir entsagen, soll ich Dich auf ewig von mir verbannen, ohne daß Du wissest, wie sehr Deine Clementina Dich geliebt hat? Wirst Du es auch glauben, wirst Du es begreifen können, daß nur eine Liebe wie die ihrige ein menschliches Geschöpf fähig machen konnte, das zu thun, was ich thun will? — Ja, Geliebter, nur damit ich Dich ohne Vorwürfe meines Herzens, ohne Gefahr meiner Seele lieben könne, entsage ich dem Glück, die Deinige zu sein! Eine bessere Welt soll uns wiedergeben, was uns diese vorenthält. Dies sollen meine unermüdeten Gebete und meine glühenden Thränen vom Himmel erbitten! — Mich dünkt, ich bin nun ruhiger — Ja, ich bin es, ich will Camillen rufen — Camilla!

(Camilla erscheint.)

Sagen Sie dem Herrn Grandison, daß ich ihn erwarte. —

(Camilla entfernt sich wieder.)

— Nun wird er kommen! Nun soll ich ihm sagen — Ach, niemals, niemals werden es meine Lippen aussprechen können — O Ihr Engel und Ihr Heiligen des Himmels alle, stehet mir bei! Ihr Zeugen meiner geheimen Thränen und des schmerzhaften Kampfes, den meine Seele gekämpft hat, verlasset mich nicht in diesem furchtbaren Augenblicke!

Fünfter Auftritt.

Grandison. Clementina.

Grandison. Wie sehr, liebenswürdigste Clementina, hat mich nach dieser Zusammenkunft verlangt! Das Gut, nach welchem ich zu streben aufgemuntert worden, ist zu unschätzbar, als daß ich ruhig sein könnte, ehe ich des Besitzes desselben gewiß bin. Diese englische Gütigkeit, die ich in Ihren Augen sehe, macht mich kühn — Darf ich hoffen, theuerste Gräfin, daß Ihr Entschluß mit demjenigen übereinstimmt, was nunmehr der vereinigte Wunsch aller Ihrer Verwandten ist?

(Clementina sitzt mit niedergeschlagenen Augen und antwortet blos mit Seufzern.)

Grandison. Die Bedingungen sind Ihnen schon eröffnet worden. Der Pater Marescotti wird fortfahren, Ihr geist-

licher Führer zu sein. Ich werde stets um das andere Jahr wechselsweise in Italien und England durch meine Clementina glücklich sein.

Clementina (mit einem Gesicht und Ton, welche eine Mischung von Vergnügen und Wehmuth ausdrücken). Ihre Clementina? — Ach, Herr Grandison! (Sie wendet ihr Gesicht.)

Grandison. Ja, gnädige Gräfin, die Hoffnung, daß Sie es sein werden —

Clementina (fällt ihm schnell in die Rede). Halten Sie ein, Chevalier — Sprechen Sie es nicht aus — Ach, wie werde ich —

(Sie geht gegen ihr Cabinet, kehrt aber wieder um und wendet sich mit einem Blick voll zärtlichen Ernstes gegen Grandison.)

Und sind Sie unveränderlich entschlossen, Herr Grandison? Werden Sie, können Sie kein Katholik werden?

Grandison. Sie haben ja eingewilliget, gnädige Gräfin, als ich das letzte Mal in Italien war, daß ich den Ansprüchen meines Gewissens folgen dürfe.

Clementina (zeigt in ihrem Gesicht und durch ihre Geberden die äußerste Verlegenheit. Sie versucht zu reden, aber sie kann kein Wort hervorbringen. Endlich geht sie nach ihrem Cabinet, und indem sie dem Grandison ein Papier in die Hand giebt, sagt sie mit stockender Stimme). Dieses Papier — Lesen Sie es — Verlassen Sie mich! Verlassen Sie mich!

Sechster Auftritt.

Grandison (allein).

Grandison. O, das ist zu viel! Was seh' ich? Sie fällt auf ihre Kniee — sie zerfließt in Thränen — O, dies Aechzen durchbohrt meine Seele! Es ist das Aechzen eines Sterbenden — Meine Ahnungen sind erfüllt! — Aber, o Clementina, in diesem Augenblick habe ich keinen Wunsch, keinen Gedanken für mich selbst! — Ich zittre, dieses Papier zu eröffnen. — Doch sie verlangt es. —

(Er eröffnet das Papier und versucht zu lesen.)

Ich kann nicht lesen — meine Augen sind umnebelt — Gütiger Himmel, welch ein Ausgang ist das!

Siebenter Auftritt.

Die Markgräfin. Grandison.

Die Markgräfin. Was ist vorgegangen, lieber Chevalier? Ich finde Clementinen in Thränen. Sie bittet mich, sie dem Kampfe mit sich selbst zu überlassen. Die Beängstigung ihres Herzens macht sie athemlos. Sie fürchtet Ihren Unwillen, Chevalier! Sie hat Ihnen ein Papier gegeben. „Lassen Sie ihn das lesen," sagte sie, „und lassen Sie mich hier so lange bleiben, bis er nach mir fragt; wofern er anders, nachdem er es gelesen hat, ein Geschöpf noch vor seinen Augen leiden kann, das seiner Gütigkeit unwürdig ist" — Ich bin ganz erstaunt — Was bedeutet Alles dieses?

Grandison. Gnädige Frau, Sie sehen mich so bestürzt, als ich niemals gewesen bin. Ich weiß den Inhalt des Papiers noch nicht. Ich will es Ihnen vorlesen, wenn ich kann.

Die Markgräfin. Lesen Sie es allein, Chevalier! Ich gehe, dem Markgrafen zu melden, was vorgeht.

Achter Auftritt.

Grandison (allein).

Grandison. Ich errathe den Inhalt dieses Papiers. Ihre Einbildungskraft, die durch ihre Krankheit über die natürliche Höhe getrieben worden, hat die Bedenklichkeiten ihres Gewissens geschärft. Sie wird sich verpflichtet glauben, dem Himmel ein Opfer von ihrer Liebe zu bringen. — Liebste Clementina, soll ich Deinen Besitz — Doch ich will lesen.

(Er setzt sich und liest.)

— Vortreffliches Geschöpf! — Ich muß innehalten — Welche Zärtlichkeit! welche Unschuld! welche Hoheit der Seele! — O Clementina, warum mußtest Du Dich in der strahlenden Vollkommenheit eines Engels vor meine Augen stellen, wenn ich Deinem Besitz entsagen soll? —

(Er fährt fort zu lesen.)

— Unwiderstehliches Geschöpf, wie verehre ich Dich! — Es ist genug! Ich bin Alles, was Du willst, daß ich sein soll!

Neunter Auftritt.

Der Bischof. Grandison.

Der Bischof. Was höre ich, liebster Grandison? Was ist aus meiner Schwester geworden? — Sie sind außerordentlich gerührt, Chevalier! Was hat diese liebe Träumerin —

Grandison. Lesen Sie, gnädiger Herr, lesen Sie dieses Papier, und sein Sie stolz auf Ihre Schwester! Sie ist ein Engel! Ihr Besitz würde ein irdischer Himmel für mich gewesen sein! — Sie hat mich abgewiesen — aber aus so großen Beweggründen und auf eine solche Art, daß ich sie mehr als jemals verehren muß — Sie ist das liebenswürdigste unter allen menschlichen Wesen —

Der Bischof. Ich begreife nichts von dieser seltsamen Aufführung. Ich will ihr Papier dem Markgrafen und der Markgräfin lesen. Aber der Inhalt mag auch sein, welcher er will, so hoffe ich, Sie werden Sich nicht so schnell durch die hochfliegenden Schwärmereien eines phantastischen Mädchens blenden lassen. Ihre Einbildungskraft ist auf einer Höhe, worauf sie sich nicht erhalten kann. Sie wird ganz anders denken, wenn sie wieder gelassner sein wird.

Grandison. Lesen Sie, gnädiger Herr, bewundern Sie Clementinen und bedauern Sie mich!

(Der Bischof geht mit dem Papier ab.)

Zehnter Auftritt.

Grandison. Clementina. Camilla.

(Indem Grandison mit den äußerlichen Zeichen einer großen Unruhe auf und ab gehet, erscheint Clementina auf dem hintern Theile des Theaters. Sie bleibt stehen, da sie Grandison sieht, und lehnt sich an Camillen zurück.)

Clementina. Können Sie mir verzeihen, Grandison? — Können Sie einer Creatur verzeihen, die Ihren Unwillen weder vermeiden noch ertragen kann?

Grandison. Ihnen verzeihen, theuerste Clementina? Vergeben Sie mir, daß ich so vermessen gewesen bin, daß ich noch so vermessen bin und hoffe, einen solchen Engel mein zu nennen.

Clementina. Reden Sie nicht von Hoffnung, Chevalier! Sagen Sie, daß Sie mir vergeben! Beruhigen Sie mein Herz, wenn es Ihnen möglich ist!

Grandison. Sie haben nichts gethan, das Vergebung nöthig hat. Ich bete die Größe Ihrer Seele an — Aber — O, dürfte ich Ihr Mitleiden — Vergeben Sie mir, allzu liebenswürdige Clementina — Ich schweige. Was auch mein Herz dabei leiden mag, so will ich doch nichts Anders sein, als was Sie wollen, das ich sein soll.

Clementina. Wenn Sie mich lieben, theurer Grandison, so machen Sie mir Muth, in dem Entschlusse standhaft zu bleiben, den ich gefaßt habe! Ich würde unaussprechlich elend sein, wenn der Verlust meiner Person Sie unglücklich machen könnte. Meine Liebe können Sie nie verlieren. Die besten, die zärtlichsten Empfindungen meines Herzens sind Ihnen heilig. Sie sind in den Grund meiner Seele eingewebt. Sie werden unsterblich sein wie sie.

Grandison. Verehrungswürdiger Engel! Wie gütig muntern Sie mich auf, mich Ihrer würdig zu zeigen! — Fahren Sie fort, liebste Clementina! Helfen Sie mir, lehren Sie mich einen Verlust zu ertragen, dessen ganze Größe Sie mich erst jetzt kennen gelehrt haben!

Clementina. Könnte Grandison schwächer sein als seine Clementina? — O, wüßten Sie, was es ihr gekostet hat, diesen Entschluß zu fassen! — Ich habe keine Ursache mehr, zu verbergen, wie theuer Sie mir sind! — Ja, liebster Chevalier, wenn ich ohne Unruhe meines Gewissens die Ihrige hätte sein können, die wildeste Einöde wäre mir mit Ihnen ein Paradies gewesen. Schließen Sie aus der Größe meiner Selbstverleugnung, mit welcher Stärke die Beweggründe auf mein Gemüth wirken müssen, die mich derselben fähig machen! — Das Opfer war groß, das der Himmel von mir forderte. Aber da ich die Kürze dieses Lebens betrachtete und die Ewigkeit mit allen ihren Hoffnungen und Schrecknissen vor meiner Seele lag, konnte ich mich da bedenken, was ich wählen sollte?

Grandison. Ich verehre Ihre Beweggründe, ob sie mich gleich nicht überzeugen; ich verehre die Zärtlichkeit Ihrer Denkungsart und diese Frömmigkeit, die Sie in meinen Augen über die menschliche Natur erhebt. Aber — o meine Clementina — Ich bemühe mich umsonst, Ihnen zu verbergen, wie schwer es mir ist, einer Glückseligkeit zu entsagen —

Clementina (indem sie ihm mit zärtlichen Geberden die Hand auf

den Mund legt). Liebster Chevalier, sagen Sie das nicht! — Wie soll ich sonst meinen Vorsatz halten? — Lassen Sie mich nicht in meiner Hoffnung betrogen werden! Ich sah Sie als den Freund meiner Seele an — ich kannte Sie als den edelsten und besten unter den Sterblichen — hätte ich es sonst wagen dürfen, mein Schicksal Ihrer Großmuth zu überlassen?

Grandison. Sie sollen Sich nicht betrogen haben, unnachahmliche Clementina! Ich will der Freund Ihrer Seele sein; und diese geliebte Seele nehme ich zum Zeugen, daß ich von diesem Augenblick an jedem eigennützigen Wunsch entsage und mich aller Vortheile begebe, die mir die Großmuth Ihrer Verwandten, meine Liebe und die Gütigkeit der Gräfin Clementina selbst zu Bestreitung Ihres Vorsatzes geben könnte.

Clementina. Wie würdig sind Sie in diesem Augenblicke meiner ganzen Zärtlichkeit! — Unsterbliche, liebster Grandison, Engel schauen auf uns herab und billigen uns! O, möchte ich durch den Dienst dieser unsichtbaren Freunde der Menschen den Geliebten meiner Seele dort wiederfinden, wo uns nichts mehr trennen könnte! — Hören Sie mich, Grandison, und geben Sie mir noch den letzten Beweis, daß Sie mich lieben! — In dem Augenblicke, da ich entschlossen war, den Wunsch meines Herzens meiner höchsten Pflicht aufzuopfern, habe ich alle Ansprüche an irdische Glückseligkeit aufgegeben. Die Welt hat keine Reizungen mehr für mich. Dasjenige, was ich durch meine Krankheit erlitten, und was mir der gewaltthätige Kampf mit mir selbst gekostet hat, bekräftiget die Ahnung, die ich in mir fühle, daß ich nicht lange mehr zu leben habe. Soll ich nicht den Ueberrest meines Lebens anwenden, glücklich zu sterben? Ja, Chevalier, ich bin entschlossen, mich von der Welt zu entfernen. Alle meine Gedanken, alle meine Wünsche sind auf dieses Einzige gerichtet. Helfen Sie mir, Chevalier! Sie vermögen Alles bei meinen Eltern. Unterstützen Sie mein sehnliches einziges Verlangen! — Meine Liebe zu Ihnen wird mir in die heilige Freistätte folgen, die ich mir erwählet habe. Die ewige Glückseligkeit Ihrer Seele soll Tag und Nacht der Gegenstand meines Gebetes sein. Gott wird die Thränen eines armen Geschöpfes ansehen, das ihm Alles aufgeopfert hat. Seine Gnade wird Sie erleuchten — und — o entzückende Hoffnung! — ich werde Sie in den himmlischen Wohnungen wieder-

finden! — Was sagen Sie zu meinem Vorhaben, Chevalier? Wollen Sie Ihrer Clementina diesen Beweis geben, daß Sie Ihre Seele lieben?

Grandison. Auf was für eine Probe stellen Sie eine Liebe, an der Sie nicht mehr zweifeln können? Wie soll ich einwilligen, wie soll ich selbst dazu behilflich sein, daß eine Dame von so außerordentlichen Vorzügen in der Blüthe ihrer Jugend der Gesellschaft entzogen werde, welche desto gerechtere Ansprüche an sie hat, je größer ihre Tugenden sind? Wie soll ich es wagen dürfen, Ihren Eltern einen Antrag zu machen, der sie einer Tochter beraubte, von der sie hoffen, daß sie das Vergnügen ihres übrigen Lebens sein werde? Ein Antrag, der mir das Ansehen geben würde, als ob ich wünschte, daß Sie, weil Sie nicht die Meinige sein können, für alle Welt verloren sein möchten! — Erlauben Sie, gnädige Gräfin, Ihrem Grandison, Sie zu bitten, daß Sie mit verdoppelter Aufmerksamkeit erwägen, was Sie so gütigen Eltern und so zärtlichen Verwandten wie die Ihrigen schuldig sind, ehe Sie Sich —

Clementina (unterbricht ihn ein Wenig hitzig). Ich habe Alles erwogen, Chevalier! Meine Eltern verlieren nicht mehr, als sie durch unsere Vermählung verloren hätten. Ich fühle mit der gerührtesten Dankbarkeit Alles, was ich ihnen schuldig bin; aber ist nicht meine Pflicht gegen sie einer höhern Pflicht untergeordnet? Glauben Sie mir, daß ich Alles erwogen habe! Ich bin überzeugt, daß der Trieb, den ich in mir fühle, von Gott ist. Er ist unwiderstehlich. — O Grandison, warum wollen Sie mich des einzigen Mittels berauben, welches mir den Schmerz unserer Trennung erleichtern kann? Und haben Sie auch wol bedacht, was die Folgen davon sein werden, wenn Sie mich verhindern, den Schleier anzunehmen? Ach, Chevalier, von Ihnen hätte ich das nicht vermuthet! Von dem Augenblick an, da Sie Bologna werden verlassen haben, werde ich den Verfolgungen des verhaßten Belvedere und meines Bruders ausgesetzt sein. Alle werden sich wider mich vereinigen. Man wird mich zur Verzweiflung treiben, und ich werde mein elendes Leben vor der Zeit endigen, ohne daß ich den Trost gehabt habe, mich zu dem künftigen vorzubereiten. Können Sie so grausam sein, Chevalier, und mich einem solchen Zustand überlassen?

Grandison. Theure Clementina, Sie setzen mich in die

äußerste Verlegenheit. Ich darf es nicht wagen, Sie um die Widerrufung des strengen Gesetzes zu bitten, das Sie mir aufgelegt haben — Ich habe mein Wort gegeben — Ich kann nicht unedel sein — Aber ist denn kein ander Mittel als der Schleier, Sie vor demjenigen, was Sie fürchten, sicherzustellen? Ich kenne ein Mittel, das unfehlbar ist. Sie haben Beweise von der Gütigkeit Ihrer Eltern. Von einem so großmüthigen Vater, von einer so zärtlichen Mutter dürfen Sie sich Alles versprechen. Und erlauben Sie mir auch zu sagen, daß der Graf von Belvedere Sie zu sehr verehrt, als daß er sich der Freundschaft Ihrer Verwandten bedienen sollte, Ihnen Unruhe zu machen. Er ist unglücklich, weil er Clementina ohne Hoffnung liebt; aber er verdient es nicht, daß Sie ihn hassen.

Clementina (für sich, mit einer trostlosen Stimme und Geberde). Arme, unglückliche Clementina! — So vereiniget sich Alles, Dich elend zu machen! — Es war ein Trost für mich, zu glauben, daß er mich liebe — Der angenehme Betrug schläferte meine Schmerzen ein und gab mir Augenblicke von Ruhe — Mußte ich auf eine so grausame Art belehrt werden, daß ich mich betrogen habe?

Grandison. Hören Sie auf, Clementina, mein Herz mit diesen ungütigen Zweifeln zu martern! — Doch es ist noch größere Pein für mich, Sie von diesen selbstgemachten Schmerzen gequält zu sehen! — Sie können nicht an meiner Liebe zweifeln, liebste Clementina! Was wollte ich nicht thun, was wollte ich nicht leiden, Sie zu überzeugen —

Clementina. Vergeben Sie mir, Chevalier! Ich bin ungerecht gewesen — Vergeben Sie Ihrer Clementina! Aber, o lassen Sie mich Sie bitten —

(Sie wirft sich ihm zu Füßen.)

Grandison (indem er sie aufheben will). Stehen Sie auf, liebste Gräfin — Ich beschwöre Sie, stehen Sie auf!

Clementina. Nein, Grandison, ich will nicht aufstehen; hier zu Ihren Füßen will ich liegen bleiben und nicht aufhören, Sie zu bitten — O, wenn Ihnen Clementina jemals werth gewesen ist, wenn Ihr großmüthiges Herz nicht für sie allein ohne Mitleiden ist — bei meiner Liebe, Grandison, bei den Thränen, die nun so lange mein einziges Labsal sind, beschwöre ich Sie, lassen Sie Sich erbitten! Billigen Sie, unterstützen Sie meinen Entschluß! Lassen

Sie den Ueberrest meines Lebens glücklich sein! Lassen Sie mich —

Grandison (hebt sie auf). Unwiderstehlicher Engel, ich will — ich will Alles, was Sie wollen! Meine Seele wird von der Ihrigen fortgerissen — Vergeben Sie mir, daß ich mich Ihren Wünschen widersetzte; ich habe keine andere als Ihre Glückseligkeit!

Clementina. O Grandison, der Allmächtige belohne Sie für diese großmüthige Liebe, die ich nicht belohnen kann! — Ich werde also nicht ganz unglücklich sein! In der Stille einer einsamen Zelle werde ich ungetadelt und ungestört meiner Zärtlichkeit und meiner Thränen genießen. Nur unsichtbare Engel werden sie sehen und die Seufzer zu dem Throne des Ewigen tragen, in denen sich meine Seele für Sie aushauchen wird! — Sie haben mir das Leben wiedergegeben, Chevalier! — Gehen Sie, meinen Vater zu bewegen, daß er meinen Vorsatz billige. Lassen Sie mich Ihnen die einzige Glückseligkeit zu danken haben, deren ich fähig bin!

Grandison. Möchten Sie in diesem Augenblick in meine Seele schauen können! Ich gehe — Sie verlangen es! — O Clementina, wenn nicht ein besseres Leben auf uns wartete, wie unglücklich wär' es, geboren zu sein! (Er geht ab.)

Elfter Auftritt.

Die Markgräfin. Clementina.

Die Markgräfin. Ich glaubte, den Chevalier bei Dir zu finden, Clementina?

Clementina. Er hat mich diesen Augenblick verlassen, gnädige Mama!

Die Markgräfin. Du hast uns Alle in Erstaunen gesetzt, Clementina! Wer hätte einen solchen Ausgang vermuthen sollen? Wir sind in großer Verlegenheit — Dein Bruder Jeronymo dringt hitzig darauf, daß wir uns nicht an Deine Schwärmereien kehren sollen. Dies war sein Ausdruck. Das Uebermaß seiner Dankbarkeit gegen Grandison macht ihn ungehalten auf seine Schwester. Aber Du hast an dem Pater Marescotti und mir Fürsprecher gefunden. Ich bedaure den Chevalier; ich bedaure Dich, Clementina; ich fühle alle die Wunden, womit der Kampf Dein Herz zerreißen mußte, ohne den Du keinen solchen Sieg erhalten konntest. — Aber wirst

Du auch Stärke genug haben, meine Liebe, bei dem Vorsatze zu bleiben, den Du so großmüthig genommen hast?

Clementina. Ich fühle meine Schwäche, und ich hoffe, dieses wird meine Sicherheit sein. Ich habe nicht ohne Ueberlegung gehandelt. Ich überdachte alle meine Pflichten; ich setzte mich an die Stelle einer Person, die mich in solchen Umständen wie die meinigen um Rath fragte. Die Entscheidung war wider den Vortheil meines Herzens. Ich zweifelte, mein Herz empörte sich wider die Aussprüche meiner Vernunft; ich durfte mir selbst nicht trauen. In der Beängstigung, worein mich diese Ungewißheit setzte, nahm ich meine Zuflucht zum Himmel. Ich bat die heilige Jungfrau, einer Unglücklichen beizustehen, deren Herz willig war, seine Pflicht zu thun, deren Vernunft aber geschwächt war. Mein Gebet wurde erhört. Es wurde mir eingegeben, was ich thun sollte. Ich schrieb Alles auf. Meine Seele war des himmlischen Triebes voll, der ihr geschenkt wurde. Ich war gelassen und tapfer, bis die Stunde kam, die ich dem Chevalier bestimmt hatte. Der innerliche Streit fing jetzt wieder an; ich rang mit mir selbst; sein Anblick erschütterte alle meine Entschließungen. „Ach, könnte ich ihm nur mein Papier geben," dachte ich, „so würden alle Schwierigkeiten vorüber sein. Ich bin gewiß, wenn er die Redlichkeit meines Vorsatzes siehet, so wird seine Großmuth mich selbst darin unterstützen." Ich habe mich in meiner Erwartung nicht betrogen, und nun hoffe ich, sein Beispiel und eben die unsichtbare Macht, die mir Muth gegeben, nach meiner Pflicht zu handeln, werde mir Standhaftigkeit geben, darin zu verharren.

Die Markgräfin. Liebste Clementina, was kann ich Dir sagen? Ich bewundere Dich und verehre die geheime Leitung der Vorsicht. So sehr Dein Entschluß meiner Erwartung und selbst meinen Wünschen entgegen ist, so kann ich ihn doch nicht mißbilligen. Ich bin stolz auf Dich, meine Clementina! — Aber was sollen wir nun mit diesem vortrefflichen Manne machen? Du warst das einzige seiner würdige Geschenk, das wir ihm anbieten konnten. Nun vermehrt selbst die Großmuth, womit er in Deinen Vorsatz williget, die Last unsrer alten Verbindlichkeiten.

Clementina. Dies ist's, was mich am Meisten beunruhiget. — Aber ich bin versichert, daß diese Unruhe den Chevalier beleidigen würde, wenn er sie wüßte. Großmüthige

Handlungen sind seiner Seele zur Natur geworden. Seine Tugend erhebt ihn über alle Belohnungen; sie macht ihn durch sich selbst groß und glücklich. Aber, gnädige Mama — Erinnern Sie Sich — Ich wünschte — Ich fürchte mich, zu reden — Sie sagten, daß Sie mich bedauerten — Ach, liebste Mutter, ich habe aller Ihrer Zärtlichkeit, alles Ihres Mitleidens vonnöthen!

Die Markgräfin. Rede frei, meine Clementina! Du bist Alles, was mir am Theuersten ist. Kannst Du an meiner Liebe zweifeln? Sage, was Du von mir verlangst! Deine Glückseligkeit ist mir mehr als meine eigene.

Clementina. Eben diese allzu gütige Zärtlichkeit macht mich furchtsam. — Aber ich muß reden — Sie wissen, gnädige Mama, daß von der Kindheit an mein Verlangen gewesen ist, mich dem einsamen Stande zu widmen. Sie wissen, wie sehr dieser Trieb zugenommen hat, seitdem ich den Chevalier kannte. Ihre Liebe zu mir hat sich bisher meinem sehnlichen Verlangen widersetzt, und meine Dankbarkeit, mein Gehorsam gegen die beste unter den Müttern hat auf Unkosten meiner Ruhe mit dem Triebe meines Gewissens gekämpft. Befreien Sie mich, liebste Mutter, von einem Streit, unter welchem ich erliegen muß — Machen Sie Ihre Clementina glücklich! — Hat nicht mein unglücklicher Zustand auch Sie unglücklich gemacht? — In der Welt würde ich es allezeit bleiben. Lassen Sie mich unter die Flügel einer heiligen Einsamkeit fliehen! Ich werde nicht aufhören, Ihr Kind zu sein, wenn ich ein Kind Gottes bin — Sie werden Ruhe und Heiterkeit auf meinem Gesichte sehen; Sie werden den Frieden des Himmels, die Hoffnungen der Unsterblichen in meinen Augen lesen; Sie werden mich glücklicher sehen, als mich der Besitz aller irdischen Güter machen könnte, und dieser Anblick wird Ihr Herz mit Trost und Freude erfüllen.

Die Markgräfin. Ach, Clementina, was forderst Du von meiner Zärtlichkeit? — Du kennest die Gründe, welche die Familie verhindern, in Dein Begehren zu willigen. Unsere Liebe zu Dir giebt ihnen eine überwiegende Stärke. Wir können uns weder von Dir trennen noch unsere Absichten mit Dir aufgeben.

Clementina. Und könnten Sie zusehen, gnädige Mama, daß Ihre Clementina das unglückliche Opfer von Absichten würde, an denen ihr Herz keinen Antheil nehmen kann? —

Nein, ich beleidige Ihre Großmuth! Sie können es nicht! — Bedenken Sie, was ich schon gelitten habe! — Schonen Sie Ihres armen Kindes! Lassen Sie mich nicht durch einen Widerstand in dem einzigen Wunsche, auf den mein Herz gerichtet ist, von Neuem muthlos gemacht werden. Ein Rückfall könnte mich auf immer zu Grunde richten.

Die Markgräfin. Allzu rührendes Kind, wer kann Deinen Bitten widerstehen? Du ängstigest mein Herz, Clementina — Hier kommt Dein Vater; wenn er in Dein Begehren williget, so werde ich mich unterwerfen müssen.

Zwölfter und letzter Auftritt.

Die Vorigen. Der Markgraf. Grandison. Der Bischof. Der General. Der Pater Marescotti.

Der Markgraf. Ich habe Mühe, zu glauben, was ich sehe und höre. Ist es möglich, meine liebe Clementina, daß Du bei einem Entschlusse beharrest, der unserer Erwartung und Deinen eigenen Wünschen so sehr entgegen ist?

Clementina. Die Stimme meiner Pflicht hat so stark zu mir gesprochen, daß es unmöglich war, ungehorsam zu sein. Ich empfinde mit dem gerührtesten Herzen Ihre Gütigkeit gnädiger Herr; Sie haben aus Mitleiden gegen mich —

Der Markgraf. Es ist ebenso sehr aus Dankbarkeit gegen den Chevalier und aus Hochachtung gegen seine Verdienste als aus Liebe zu Dir geschehen, daß ich Deine Verbindung mit ihm beliebt habe.

Clementina. Wenn ich wüßte, daß ich ihn glücklich machen könnte — Aber ach, Chevalier, ich würde Sie nicht glücklich machen!

Grandison. Ich empfinde es zu stark, daß Sie es könnten, gnädige Gräfin, als daß ich —

Clementina. O, versuchen Sie nicht mehr, mich zu bereden, lieber Grandison! Ihre Güte gegen mich macht Sie parteilich. Clementina ist Ihrer nicht mehr würdig. Ihr geschwächter Verstand, ihre gestörte Gemüthsruhe, die Zweifel, die ihr Herz ängstigen würden, die Versuche, die sie immer erneuern würde, Sie zu bekehren, ihr Verdruß, wenn diese Versuche vergeblich wären, das Mißtrauen gegen mich selbst und die Furcht, die mir selbst Ihre Zärtlichkeit zu einer Quelle

von Plagen machen würde — Alles dies würde Sie mit Derjenigen unglücklich machen, mit der Sie ein Leben verwebt hätten, das ihr theurer ist als ihr eigenes, und welches so sehr verdient, glücklich zu sein.

Der General. Ich bewundere meine Schwester. Sie handelt, wie es einer Clementina von Porretta würdig ist.

Grandison. Sie können sie nicht mehr bewundern, Herr General, als ich es thue, obgleich unsere Beweggründe sehr verschieden sind.

Der Bischof. Die Großmuth des Chevaliers verdient so viel Bewunderung als die Entschließung meiner Schwester. Welcher Andre hätte so edel handeln können, als er in dieser ganzen Sache gehandelt hat?

Die Markgräfin. Ich will Sie mit meinen Lobsprüchen verschonen, werther Grandison! Dieser Ausgang ist meinen Hoffnungen und meinen Wünschen zuwider. Die fehlgeschlagene Verbindung mit einem so würdigen Manne ist eine Glückseligkeit, die wir verloren haben.

Grandison. Ich bin ohne Hoffnung und ohne eigennützige Absichten nach Bologna gekommen, gnädige Frau. Meine Erwartung wurde übertroffen, da man mich aufmunterte, nach dem Besitz der unvergleichlichen Clementina zu streben; und jetzt finde ich einen Trost darin, daß ich so gütig von Ihnen bedauert werde, nachdem mich Ihre bewundernswürdige Tochter auf eine Art abgewiesen hat, die von ihrer Seite so edel und für mich so rühmlich ist.

Clementina. Es ist mein Schicksal, theurer Grandison, daß ich Ihnen verbunden sein soll, ohne meine Dankbarkeit zeigen zu können. — Erlauben Sie mir nun, gnädiger Herr (sie wendet sich gegen ihren Vater), daß ich die gütige Nachsicht, die Sie so oft gegen Ihre Clementina bewiesen haben, zum letzten Mal erflehe. — Die Ruhe, die mein Gesicht und mein Betragen ankündiget, betrügt vielleicht Diejenigen, die mich sehen. Sie gründet sich ganz allein auf die Hoffnung, daß meine Bitte werde gewähret werden. Die Verweigerung derselben würde mich zum elendesten aller Wesen machen.

Der General. Ich errathe Deine Bitte, Schwester! Es ist die Eingebung einer fehlgeschlagenen Liebe. Aber ich hoffe, die gleiche Empfindung Deiner Pflicht, die Dich verhindert hat, die Nachsicht Deiner Eltern zum Vortheile dieser Neigung zu gebrauchen, werde Dich zurückhalten, einen Schritt zu thun,

der das ganze Verdienst einer so schönen That vernichten würde.

Clementina. Ich kenne Ihre Absichten, Bruder, und ich vergebe Ihnen. Aber ich bin fest entschlossen, keine Kränkungen mehr zu leiden, die ich verhindern kann. — An Sie wende ich mich, theuerster Vater; ich weiß, daß Sie die Glückseligkeit Ihres Kindes verlangen. Ich habe keinen Anspruch, keinen Wunsch für irdische Glückseligkeit. Lassen Sie also meine Seele glücklich werden! Alles, was mir seit zweien Jahren begegnet ist, beweiset, daß ich berufen bin, aus der Welt auszugehen — Es würde unbillig sein, meine Sehnsucht nach dem Schleier einer fehlgeschlagenen Liebe beizumessen. Wurde es nicht in meine Gewalt gestellt, dem Triebe meines Herzens zu folgen? — Dieser Trieb befiehlt mir, die Welt zu verlassen. Ich weiß, daß er von Gott ist! Wenn er es nicht wäre, so hätte er die Liebe nicht überwiegen können, die ich für diesen würdigsten unter den Männern ohne Erröthen gestehe. — Ich kenne Ihre Frömmigkeit, gnädiger Herr! Sie kann Ihnen nicht erlauben, mich abzuhalten, dem Rufe des Himmels zu folgen. Aber ich wünschte, daß Sie es ohne Abneigung thun könnten! — O, wenn Sie wüßten, wie sehr meine Seele nach diesem glücklichen Zustande schmachtet, Sie würden mich in diesem Augenblick meines Wunsches gewähren.

Der Markgraf. Meine liebste Clementina — hast Du auch erwogen, was die Welt von einem solchen Schritt urtheilen wird? Glaube mir, so rein Deine Beweggründe sein mögen, so wird sie Dir doch solche zuschreiben, die Deinen Ruhm verdunkeln werden.

Clementina. Das Urtheil der Welt bekümmert mich nicht mehr. Ich habe ihren Beifall aufgegeben. Meine einzige Sorge ist, wie ich vor dem Gerichte meines Gewissens und Dessen, der durch dasselbe über mich urtheilet, bestehen möge — Ich weiß Alles, was gegen meinen Entschluß eingewendet werden kann. Ich entsage einem großen Vermögen — aber es ist Staub in meinen Augen. Ich entziehe mich den Freuden der Welt — aber diese Freuden sind Träume, die mit wirklichen Plagen, mit immerwährender Unruhe, mit dem Verluste reinerer Freuden und der Gefahr der Seele zu theuer erkauft werden — Die Entfernung von Ihnen, liebste Eltern, und von meinen Brüdern und Freunden ist das Einzige, was

mir schmerzlich ist. Aber soll ich Demjenigen nichts aufopfern, der mir Alles anbietet?

Der Markgraf. Deine Verachtung gegen die Güter der Welt ist die Frucht der Schwermuth, der Du Dich so sehr überlässest. Deine Großväter waren fromme Männer; sie bemerkten, daß Du Dein größtes Vergnügen im Wohlthun fandest, und sie setzten Dich in den Stand, Deinem Herzen genug zu thun. Du entsagest dem Vermögen, Gutes zu thun, wenn Du Dich eines Erbtheils begiebst, auf welches Deine Brüder so großmüthig Verzicht gethan haben, um eine geliebte Schwester desto glücklicher zu sehen.

Clementina. Lassen Sie diese Güter meiner Base Laurana werden! Wie kann ich einen bessern Gebrauch davon machen, als Derjenigen freiwillig Gutes zu thun, die mir durch ihre Verfolgungen wider ihre Absicht Gutes bewiesen hat?

Der General (zum Bischof). Welche schwärmerische Großmuth! Brauchen wir einen stärkern Beweis als diesen, daß ihr Verstand noch nicht in seiner natürlichen Fassung ist?

Der Markgraf. Deine Entschlossenheit verwundet das Innerste meines Herzens, meine Tochter! — Du willst Dich von mir reißen? — Du zerstörest die Entwürfe, die ich zu Deinem Glücke gemacht habe? Du raubest mir die gehofften Freuden meiner sinkenden Jahre! — Nein, Clementina, ich kann Dich nicht von mir lassen — Du sollst nicht vor der Zeit gestorben sein! — Verlange nicht, daß Dein Vater Dich überleben soll!

Die Markgräfin. Vergiß nicht, Clementina, vergiß nicht, daß Du eine Mutter hast! Denke, ehe Du ihr entsagst, daß sie, als sie Dich mit Schmerzen gebar, hoffte, Du würdest der Trost ihres Alters sein! — Siehe mich an, meine Liebe, lies in meinen Augen — Ich kann nicht reden —

Clementina. O, wie durchbohren Sie mein Herz!

Grandison. Theuerste Gräfin! —

Der Bischof. Liebste Schwester! —

Clementina (wirft sich ihren Eltern zu Füßen). Vergeben Sie mir! ach, vergeben Sie mir! — O, wenn nicht eine göttliche Kraft mich unterstützte! — Zürnen Sie nicht auf Ihr Kind — Der entsetzliche Kampf, den Sie in mir erregen, kann mir das Leben nehmen; aber er kann meinen Entschluß nicht erschüttern! Wie könnte ich der Stimme Gottes ungehorsam sein! Bedenken Sie, daß ich zu viel gelitten habe, um noch lange zu leben. Lassen Sie mich mein Gelübd' erfüllen, das

ich dem Himmel gethan habe! Lassen Sie mich als eine Geweihte Gottes sterben!

P. Marescotti. Der Ruf des Himmels ist zu stark, als daß wir ihm länger widerstehen dürften.

Der Markgraf. Ich erkenne ihn, und ich verehre die Hand, die mich verwundet. — Stehe auf, Clementina; Du bist ein Engel in meinen Augen! —

Clementina. Lassen Sie mich hier zu Ihren Füßen die Versicherung Ihrer Liebe und Ihren Segen empfangen! Segnen Sie — segnen Sie Ihre dankbare Clementina!

Der Markgraf. Der ganze Himmel öffne sich über Dir, meine Tochter, seine Segnungen auf Dich herabzuschütten! — Stehe auf und bitte den Ewigen, dem Du heilig bist, für Diejenigen, die Du in einer kummervollen Welt zurücklässest!

Grandison. Göttliche Clementina, erinnern Sie Sich in der geheiligten Abgeschiedenheit, die Sie Sich erwählt haben, erinnern Sie Sich zuweilen auch Desjenigen, der fähig war, Ihrem Besitze zu entsagen, weil er Ihre Seele liebte! Die Verschiedenheit des Glaubens trennte uns, aber eine bessere Welt wird uns wieder vereinigen! — Ich verlasse Sie, von der Größe Ihrer Seele durchdrungen! Das Bild der himmlischen Clementina wird mich wie ein Schutzengel durch den Labyrinth dieses Lebens begleiten! Das unauslöschliche Andenken Ihrer Frömmigkeit wird mich aufmuntern, so zu leben, daß ich verdienen möge, Sie bei den Bewohnern des Himmels wiederzusehen.

Clementina. Nun bin ich glücklich! — Die Welt rollt unter meinen Füßen; unbegrenzte Himmel öffnen sich über mir! — Selige Einsamkeit! Dunkle, der Andacht geheiligte Zelle, sei mir willkommen! Willkommen, Du werthes Bild des Grabes, worin ich bald diesen, dem Tode geweihten Leib niederlegen werde, um in das unsichtbare Land der Unsterblichen zurückzukehren! — Leben Sie wohl, theure, verehrungswerthe Eltern! — Lebet wohl, meine Brüder! — Leben Sie wohl, ewig werther Grandison! Erinnern Sie Sich Alle Ihrer Clementina mit Zärtlichkeit! — Und Du, dem ich Alles schuldig bin, und dem ich Alles aufopfre, zu Deinen Füßen lege ich jeden irdischen Wunsch, jede Hoffnung einer weltlichen Glückseligkeit nieder. Mit Freuden folge ich Deinem Rufe! Was ich Vergängliches zurücklasse, ist Tand, und was unsterblich ist, werde ich in Deinem Schooße wiederfinden!

Anhang,

enthaltend

Schriften, die in den bisherigen Gesammt-Ausgaben fehlen.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Der nachfolgende Anhang enthält Schriften, welche Wieland in seine Sämmtlichen Werke nicht aufgenommen hat, und welche zum größten Theil der frühesten Periode (von 1751—1757) angehören.

Nach der Ankündigung (Th. XXXVIII. S. 656 f.) und dem Vorbericht (das. S. 658 f.) der Sämmtlichen Werke, möchte man meinen, daß Wieland ursprünglich nicht die Absicht gehabt, alle seine Schriften dieser Periode aufzunehmen; es finden sich auch nur zwei derselben, „Cyrus" und „Araspes und Panthea" im sechzehnten Theil. Ganz besonders geht dies aus dem Vorbericht hervor, wo Wieland hofft, daß es sich von selbst verstehe, die angekündigte Vollständigkeit könne nur so aufgefaßt werden, daß nur diejenigen Werke und Aufsätze zur Aufnahme gelangten, die er nach einer strengen Prüfung des Aufbewahrens nicht ganz unwürdig finde. Eine solche Prüfung hat aber zu verschiedenen Zeiten verschiedene Resultate ergeben; so bezeichnet z. B. der Vorbericht zu den „Platonischen Betrachtungen über den Menschen" (Th. XXXIX) in den Prosaischen Schriften dieselben als eine Arbeit, welche „die Schärfe einer philosophischen Prüfung nicht aushalten könnte", und trotzdem fanden sie Eingang in die Sämmtlichen Werke, wenn auch nur in die Supplemente.

In die letzteren wollte Wieland nach der Ankündigung derselben auch alle seine frühesten Arbeiten als „unentbehrliche Beläge zu der Geschichte seines Geistes und Herzens" aufnehmen (vgl. Th. XXXVIII. S. 660) und zählt a. a. O. S. 661 deren sechzehn auf. Dies Versprechen ist weder von ihm selbst gehalten noch von späteren Herausgebern berücksichtigt worden. Wie in vielen anderen Fällen hat man sich auch hier damit genügen lassen, am Hergebrachten festzuhalten. Die Aufsätze des Teutschen Merkur sind bis auf unsere Ausgabe nirgend vollständig gesammelt, und in den bisherigen Ausgaben der Werke fehlen ebenso überall sowol die nachfolgenden Schriften des Anhangs als auch

diejenigen, die bereits in Th. VI unserer Ausgabe abgedruckt sind. Es mag schon früher mühevoll gewesen sein, nach so langer Zeit Einzeldrucke wie „Ankündigung einer Dunciade“, „Von den Schönheiten des epischen Gedichtes Der Noah“ ꝛc. ꝛc. noch aufzufinden.

Um so lebhafter ist unsere Genugthuung, zuerst Wieland's eigenstes Vorhaben in unserer Ausgabe seiner Werke zur Ausführung gebracht zu haben und den Verehrern dieses eminenten Geistes dessen Schriften in einer Vollständigkeit vorlegen zu können, wie sie bisher noch nicht erreicht worden ist. Nicht allein die Aufsätze des Teutschen Merkur haben wir (in Th. XXXIV bis XXXVIII, nach dem Stoff geordnet) gesammelt; es glückte uns auch, von seinen anderweiten Schriften manche verschollen geglaubte Perle wieder aufzufinden.

Soweit Wieland selbst seine Werke in die Ausgabe letzter Hand aufgenommen, hatte der Herausgeber die Pflicht, ihm zu folgen; die letzte Fassung war als endgiltige wiederzugeben und alle Veränderungen, denen im Laufe der Zeit fast jede Schrift unterworfen wurde, mußten unberücksichtigt bleiben (die Wiedergabe aller dieser Veränderungen würde eine stattliche Reihe von Bänden füllen). Gegen die Verehrer Wieland's hat der Herausgeber dagegen die weitere Pflicht zu erfüllen, ihnen auch das nicht vorzuenthalten, was vielleicht durch äußere Zufälligkeiten nicht den Weg in die Gesammtausgaben fand. Niemand wird die „Beläge zu der Geschichte des Geistes und Herzens“ eines so hoch begabten Dichters entbehren wollen. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, haben wir in den nachfolgenden Anhang alle diejenigen Schriften, Aufsätze und Gedichte aufgenommen, die in den bisherigen Ausgaben und auch in der Ausgabe letzter Hand fehlen, aber von dieser nicht absichtlich ausgeschlossen wurden (s. „Die Supplemente betreffend“ Th. XXXVIII. S. 660 ff.), sondern wol nur deshalb darin vermißt werden, weil Wieland zur Ausführung seines Vorhabens, sie aufzunehmen, eben nicht mehr gekommen ist.

Auch hier haben wir die chronologische Ordnung beibehalten.

Zwei Gedichte

aus der Knabenzeit.

Wie in Wieland's Biographie (Th. I. S. 8) erzählt wird, versuchte sich der Knabe schon in dem siebenten bis vierzehnten Jahre in lateinischen und deutschen Gedichten, welche von seiner Mutter zwar sorgfältig gesammelt, von ihm selbst aber später verbrannt wurden. Von diesen Gedichten ist daher nichts erhalten, wohl aber sind die nachfolgenden zwei, an Personen bei besonderer Gelegenheit gerichtet, aus jener Zeit noch aufgefunden.

Das erste, welches der Dichter 1746 in einem Alter von dreizehn Jahren verfaßte, entnehmen wir Ofterdinger's „Christoph Martin Wieland's Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz" (1877). Es besingt das funfzigjährige Amtsjubiläum des Senior Gutermann zu Biberach.

Das zweite ist im „Korrespondenzblatt des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben", 1877. Nr. 6, abgedruckt und enthält eine Gratulation zum Namenstag seiner Großmutter Maria Christina Kick.

Die eigenthümliche Orthographie der Gedichte ist beibehalten, ebenso die Zugaben, als Widmung ꝛc., um dem Leser ein Bild von dem Stil jener Zeit zu geben.

Preißwürdig-graues Haupt, dem zwar vorlängsten schon
Amt, Stand, Verstand und Kunst, samt vielen seltnen Gaben,
Als eine von Verdienst geflochtne Ehren-Cron,
Bei jedermann Respect und Gunst erworben haben;
Heut blüht Dir noch ein Tag, der ohne Wörter-Pracht
Dich, Theurster Senior! zum neuen Wunder macht.

Du feyrst im grauen Schnee, der Deine Haare deckt,
Den Tag, den keiner noch in Biberach erfahren,
An dem Eusebia Dir selber Loorbeer steckt,
Weil Du als Prediger schon über fünfzig Jahren
Die Schaafe unterrichtst, die Dir der Ober-Hirt
Der Heerde, Christus selbst, bisher hat zugeführt.

O welch ein tiefes Meer, Ruhmwerther Gottesmann!
Von Wundern ist allhier, wo man's erwägt, fürhanden,
Die uns Dein Lebenslauf vor Augen legen kann.
Was hast Du nicht vordem zur Kriegszeit ausgestanden?
O! wie viel Ungemach, das keiner leicht erfährt,
Hat dennoch Gottes Schutz zu Deinem Heyl verkehrt.

Du hast beherzt gekämpft vor Christi reines Wort,
Mit großer Freudigkeit Dein heilig Amt versehen,
Wie manchen sauern Tritt mußt Du an diesem Ort
In unserer Vater-Stadt zum Heyl der Bürger gehen;
Gott aber, Dein Panier, riß Dich aus der Gefahr,
Und stellt Dich unversehrt den frohen Augen dar.

Ein jeder siehet Dich als eine Ceder an,
Die auch im Winter frisch und fruchtbar können grünen.
Du treibst Dein göttlich Amt, wie Du bisher gethan,
Und willt im Alter noch der Heerde Christi dienen,
Denn Gott schützt selber Dich, als einen solchen Mann,
Der vieles zu dem Bau des Himmelreichs gethan.

Hochwerthester Patron! ich füge meine Pflicht,
Die aus dem Herzen quillt, ich füge meine Freude
Der andern Herzens-Lust, (die Deinen Unterricht
Im theuren Predig-Ammt, für ihre Seelen-Weyde
Zu halten schuldig sind) mit diesen Worten bey:
Herr! gib, daß Gutermann noch lange mit uns sey.

Nun feyre, theures Haupt! Dein frohes Jubel-Fest.
Es jauchzt die ganze Stadt, und wünscht Dir Glück und Seegen,
Den Gott, der Dich noch heut dis Fest erleben läßt,
Auf Dich und auf Dein Haus in Gnaden wolle legen;
So daß die Nachwelt einst erstaunend lesen kann:
Es war kein Senior so groß, als Gutermann.

Mit diesen geringen Zeilen suchte seine ehrerbietigste Devotion und geziemende Gratulation an den Tag zu legen

Ihro Hoch-Ehrwürden

Gehorsamster Diener

Christoph Martin Wieland,
Philolog. Cult.

Als
S. T.
Frau Maria Christina Kikhin
gebohrne Rauchin
ihren Nahmens Tag
d. 24 Julj, 1746
höchst erfreut beging
wollte mit diesen geringen
Zeilen
seine ergebenste Freude an den Tag legen
Dero
Gehorsamster Enkel-Sohn
Ch. Mart. Wieland.

Gleichwie ein kluger Mann sein Haus auf Felsen baut,
wo er vor Bliz und Sturm und starker Windesbraut
will recht gesichert seyn; so machens fromme Seelen
die sich ein felsicht Land zu ihrem Bau erwählen.
Gott selbst, der starke Fels, der unbeweglich steht,
den nichts bewegt, und der zu keiner Zeit vergeth;
Der, der ist ihr Panier, auf den sie feste trauen
Ein unbewegter Grund, auf den sie keklich bauen.
Ein unerfahrner Thor sucht sich ein eben Land,
erwehlt sich den Morast, und bauet in den Sand;
Allein was nützt ihn das? wenn sich die Wasser thürmen,
wenn der ergrimte Nord mit ungebrochnen stürmen
an seine Eken stößt, so fällt das gantze Haus,
thut einen starken Fall, und wird ein Steinhauff draus.
Hochtheurste Grosmama, sie werden selber wissen,

zu was vor einer Art, sie sich gesellen müssen.
Sie haben jederzeit auf keinen Sand gebaut,
und nicht auf Menschengunst, noch auf sich selbst getraut.
Gott war ihr Schirm und Schild, der hat sie stets regieret,
und durch die schnöde Welt bis itzt hindurch geführet.
Wie manches Unglük ist das sie in ihren Jahren,
Von Anfang bis hieher erlidten und erfahren;
Doch hat sie Gottes schutz im Ungemach getröst,
in allem Creutz gestärkt, aus aller Noth erlöst.
Nun celebriren Sie zu eigenem Vergnügen,
zu ihrer Kinder-Lust, durch Gottes weises Fügen
Ihr frohes Nahmens-Fest, ich gratulire dann,
Ich wünsche alles guts von Grund des Hertzens an.
Gott sey ihr Schutz und Schirm auf allen ihren Wegen
Daß sie Christinen-Tag noch oft begehen mögen.
Er führe sie hinfort mit treuer Vater-Hand
Durch dieses Jammerthal, durch dieses Thränenland,
Nach lang verflosner Zeit auf starken Adlers-Flügeln
In jene Salems Stadt, zu Zions Freudenhügeln.

Sendschreiben

an einen Freund

von der

Bestimmung des poetischen Genie.

Aufgesetzt im Sommer des Jahrs 1752.

Der erste Druck, Zürich 1752, führt den Titel: „Schreiben an Hrn. . . . von der Würde und Bestimmung eines schönen Geistes"; in der ersten Ausgabe der Poetischen Schriften (1762) erhielt die Schrift den gegenwärtigen Titel.

In der zweiten Ausgabe der Poetischen Schriften (1770) fehlt das Gedicht, vermuthlich, weil Wieland schon damals bedauerte, dasselbe überhaupt veröffentlicht zu haben; wenigstens erklärt er später in den „Unterredungen mit dem Pfarrer von ***" (zuerst abgedruckt im Teutschen Merkur von 1775), daß es ihn gereue, „das Schreiben . . . mit so viel unbestimmten Halbwahrheiten, so unreifen Urtheilen und so unbilligen Ausfällen auf unschuldige Leute angefüllt zu haben" (Werke, Th. XXXII. S. 225).

Beim Wiederabdruck folgen wir den Poetischen Schriften.

Vorbericht.

Nach Allem, was die gelehrtesten und ansehnlichsten Männer der ältern und neuern Zeiten von der Würde und Bestimmung der Poesie geschrieben haben, und nach dem Beispiele, welches die größten Dichter aller Völker durch den edeln Gebrauch ihrer Talente hierüber gegeben, wäre es überflüssig, die Ernsthaftigkeit des folgenden Schreibens zu rechtfertigen. Diejenigen, welche sich durch das strenge Urtheil über allzu leichtsinnige, wollüstige und schlüpfrige Gedichte beleidiget gefunden und den Verfasser bereits seit etlichen Jahren die Schärfe ihres Zorns haben fühlen lassen, werden zu bedenken belieben, daß seine Absicht nicht war, sie zu beleidigen, sondern die Nachahmer abzuschrecken; daß er ihre Talente und die meisten Werke von Einigen unter ihnen allezeit hochgeschätzt hat, ob er gleich nach seiner uneigennützigen Freundschaft gegen alle Leute von Genie wünschte, daß sie von sich selbst groß genug denken möchten, um nach den Beispielen eines Beza, Grotius und Andrer ihre Juvenilia mit einer gewissen Gleichgiltigkeit anzusehen; und endlich, daß eine Zeit kommt, da ein jeder Schriftsteller, der für die Belustigung des Publici gearbeitet hat, sich selbst bewußt zu sein wünschte, was nach dem Tode des vortrefflichen Thomson in dem Prologus vor seinem Coriolan zum verdienten Lob der tugendhaften Muse dieses Dichters gesagt worden.

Freund, es nähern sich uns nach langem Verweilen die Tage,
Die den *germanischen* Musen ein goldnes Alter verheißen;
Wo die Dummheit sonst saß und mit zuversichtlichem Antlitz
Herrschte, da sitzt die Dichtkunst, die Tochter des Himmels, ihr Auge
Strahlt mit Olympischer Hoheit; die goldne Harf' an der Schulter,
Stehet die *Harmonie* mit lieblich sich öffnenden Lippen
Ihr zur Seite; mit angeborner, bezaubernder Anmuth
Lächeln zu ihrer Rechten die sittsamen *Charitinnen.*
Statt des geistlosen Reims, der mit *obotritischem* Klappern
Feinere Ohren beleidigt, statt unnatürlicher Töne,
Die ein *Lohenstein* gurgelt, beleben *Teutoniens* Haine
Lieder, von Geist und Anmuth beseelt, den harmonischen *Griechen*
Abgelernet und werth, von den Musen gesungen zu werden.
Geist und Witz und zarten Geschmack, die Natur zu empfinden,
Gab die Muse den Griechen.*) Doch war die Anzahl der Seelen,
Welche der Geist der Natur belebt, schon im Frühling der Künste
Unansehnlich. Indem ein Sokratischer *Sophokles* blühte,**)
Auf dem Schauplatz ein Lehrer der Tugend, ein Schrecken des Lasters,
Hatte die Mutter der Künste schon ihre *Boyers* und *Pradons*,
Und es fehlte *Horazen* sogar an einem *Pantil* nicht,
Seinen erhabenen Flug in ihm verbotenen Sphären
Zu verspotten. Es gab schon damals *Bave* und *Mäve*,
Die in Gesellschaft schmierten und sich die Ewigkeit schenkten.

*) Grajis ingenium, Grajis dedit ore rotundo
Musa loqui.
Horat. [Ars Poet., 323. 324].

**) Die Wahrheit zu sagen, dieses Beiwort schickt sich besser auf den *Euripides* als den *Sophokles*; denn von dem Ersten ist bekannt, daß er ein Freund und Lehrjünger des *Sokrates* war und durch den Gebrauch, den er in seinen Tragödien von der Philosophie desselben machte, den rühmlichen Titel eines *Philosophen auf der Schaubühne* erhalten. S. Dictionnaire de *Bayle*, T. II., Artic. *Euripide*, u. D.

Auch sie hört' ein August; er hätte S** gehöret,
So bezaubernd klang ihm das Lob, es mocht' ihn nun Maro
Auf Homerischen Saiten in unvergänglichen Liedern
Oder ein staubichter Schmeichler in matten Strophen besingen.
Chörilus*) sang so den Alexander. Der Held war des Sängers
Würdig. Doch hat wol Hermann verdient, daß Schönaich ihn sänge?

Damis, wir lachen der übelgelungnen letzten Versuche
Des barbarischen Schwarms. Wie lang wird er noch schwärmen?
Wer ist so stumpf am Gehör, den der Nachtigall zärtliche Lieder
Nicht dem heisern Gezwitscher der Vögel der Venus entlockten?
Nur gefühllose Seelen, nur die dem Reize des Schönen
Und der Natur widerstehn, sind kalt beim göttlichen Milton.
Den wird gewiß die Weisheit in ihrem menschlichsten Glanze
Nicht zur Bewundrung ziehn, den Bodmer's Sipha nicht rühret.
Menschenfeindlich, wie Milton's Satan, beschaute der Even
In der ersten entzückenden Unschuld und könnte sie hassen,
Den Du, Cidli, nicht rührst, der nicht die Unschuld der Menschen
Jener Erde des Milchwegs mit heiligen Thränen verehrt hat.**)
Singet nur, Freunde, die bei der Geburt die heilige Muse
Küßt' und weihte, mit göttlichem Geiste begabet,
Uns zu lehren gesandt; Euch hören die Kinder der Tugend;
Jegliches Herz, das zärtlich und edel vom Schöpfer gebildet,
Ungelehret das Schön' erkennt und die Wahrheit umarmet,
Wird Euch lieben. Der Thor, der Euch zu schmähen verdammt ist,
Höhnt auch die Weisheit und richtet sich selbst, indem er Euch richtet.

Aber Ihr Andern, die fein genug sind, der irdischen Schönheit
Richter zu sein, Ihr Lieblinge der parnassischen Nymphen

*) Plutarch spricht von zwei Chörilis, wovon der erste den Lysander von Sparta und der andre den Alexander in ihren Feldzügen begleitete. Der Letzte war (wie die Alten versichern) ein sehr gleichgiltiger Sänger. Alexander, welcher nicht zugeben wollte, daß ein geringerer Künstler als Lysippus seine Bildsäule machen sollte, mochte es wohl leiden, daß ihn Chörilus in schlechten Versen besang; vermuthlich, weil er eine größere Meinung von der Größe seiner Thaten als von der Majestät seiner Gestalt hatte.

**) S. den fünften Gesang des Messias.

Und der Natur, wie, hört Ihr nicht auch mit leiserm Gefühle
In Euch die Stimme der Wahrheit? Warum mißkennt Ihr das Schöne
In den sittlichen Thaten, da Ihr mit so feinem Geschmacke
Eure Mädchen erwählt und dichtrische Schönheiten prüfet?
O, wie kläglich, daß selbst Horaz, der in hoher Begeistrung
Sich zu den Sternen erhebt, so bald in die Rosen der Venus
Oder zur grausamen Schwelle der harten Lyce herabstürzt!
Doch Der verdient den Tadel noch weniger, der uns die Tugend
Lieben gelehrt, ob er sie gleich selbst nicht würdig gefunden,
Ihr die flüchtigen Freuden der Bürger des Staubes zu opfern.
Künftig wird ihn die Nachwelt nur von der glänzenden Seite
Wundernd ansehn, er wird durch ewige Schriften sie lehren.*)
Aber Die schänden den Witz, der ihnen zu besserm Gebrauche
Von der Natur geschenkt war, die, nur das Laster zu schmücken,
Was die Natur Bezauberndes hat, zu glücklich entwenden.
Feinde der Weisheit, geschreckt von ihrem Olympischen Ernste,
Blöde Seelen, die nur in den Armen verbuhlter Corinnen
Ihre Wirklichkeit fühlen, in denen nur Bacchus die Geister
Wie zu Gedanken erhitzt, Ihr, die uns lehren verachten,
Was die Weisen für groß und des göttlichen Ursprungs der Seele
Würdig halten, Ihr geistlosen Brüder des taumelnden Tejers,
Welche wie er im Fühlen nur leben, und wenn sie erbleicht sind,
Gerne vergingen, wenn etwa nicht Himmel voll küssender Mädchen
Oder Seen von schimmerndem Wein der Weichlinge warten!
Freund, bist Du nicht des Schwärmens der sinnlosen Jünglinge müde,
Die uns verlachen, weil wir unsterbliche Strahlen der Gottheit
In uns gesehn und der Weisheit heil'gen und ewig zu leben
Glauben und einen erhabnern Gott verehren als jenen,
Den auf Idens Gipfel ein dichtes Gewölke beschützte,
Daß nicht die Welt ein Zeuge der Schwäche des Donnerers würde,**)
Uns, die nie, von den Küssen Anakreontischer Mädchen

*) So wird vermuthlich die Nachwelt von dem ebenso belobten als berüchtigten Voltaire urtheilen, wenn einst nichts mehr von ihm übrig sein wird, als was die Unsterblichkeit verdient, seine Henriade, seine Schauspiele und sein Zadig.

**) S. Homer's Iliade, B. 14.

Rasend, Götter zu sein gewähnt — Verächtliche Thoren,
Denen die Tugend gering genug ist, dem witzigen Einfall,
Der beim Kelchglas entstand, geopfert zu werden! Die Weisheit,
Die einst Sokrates übte, die Young und Addison liebten,
Duldet leicht Eure Verspottung; die Unschuld, von Engeln verehret,
Königin höherer Welten, verliert ihr göttliches Ansehn
Wahrlich nicht durch Scherze, die trunkne Chaulieus stammeln.
Aber Ihr schadet Euch selbst. Die Nachwelt wird Euch noch hassen;
Noch nicht geborne Enkel, in deren wächsernen Herzen
Ebenso leicht die Unschuld als wie das Laster sich drückte,
Werden Euch lesen, und jedes Bild, das die Seele beflecket,
Jede unheil'ge Begier, die Ihr zeugt, die wird Euch verdammen.
Trauriger Ruhm, die Neigungen, die von Gott uns entfernen,
Mit Ovidischer Kunst in zärtliche Seelen zu gießen!
Ruhm, von Teufeln beneidet zu werden würdig, des Mädchens
Unerfahrnes, leichtschmelzendes Herz zur thierischen Liebe
Und phantastischen Freuden mit täuschenden Worten zu laden!
Ja, viel besser ist's, aus dem Risse der Schöpfung getilgt sein,
Als mit dem Ruhm des Guarini*) und La Fontaine dahingehn!
Wisset, Ihr Priester des Unsinns, die Seelen, die Ihr vergiftet,
Sind in den Augen des Ewigen werth; von Euch wird er fordern,
Wenn sie den Armen der Unschuld zum reizenden Laster entschlüpfen!

Freund, Du liebest die Tugend; kannst Du den Eifer verwerfen,
Der mein menschenliebendes Herz auf die Thoren erzürnet,
Welche so schamlos die Tugend ins Reich der Feen verweisen
Und nur an Rosen und schäumenden Bechern den Weisen erkennen?

*) Dieses bezieht sich auf ein ohne Zweifel allzu hartes Urtheil, welches Jemand von dem Pastor fido dieses Dichters gefällt, als welchem nach dieses Schäferspiel eine unzählige Menge italienischer Damen dazu gemacht haben soll, was die drei Gevatterinnen beim Boccaz waren. Dieses war mir damals im Gedächtniß; ich erinnere mich aber nicht, wo ich es gelesen hatte.

Sollt' ich um ein anmuthiges Lied die Tugend verrathen?
Soll mich ein Wenig tändelnder Witz so kräftig bezaubern,
Daß ich die häßlichen Lehren der lustigen Weisen verhöre,
Denen Vernunft und Wahrheit zum Lachen nur gut genug scheinen?
Zürnet nicht, Ihr, die gewohnt sind, Die alle für Quäker und Heuchler
Auszuzischen, die es empfinden, daß ihre Bestimmung
Nicht auf Gläser und Tänz' und scherzende Mädchen geschränkt ist;
Zürnet nicht, daß ich die Sache der heiligen Weisheit gerettet!
Was ist ein größer Vergehen, an Euerm spielenden Witze
Sich versündigen oder Vernunft und Sitten mißhandeln?
Wisset, die bloße Schönheit macht Geister so wenig als Leiber
Liebenswürdig; das Herz allein giebt den Reizungen Würde,
Welche den Witz und die äußre Gestalt des Leibes verschönen.
In gesunden vom Bacchus nicht ganz umnebelten Augen
Ist ein Boccaz oder R. . nicht edler als Laïs und Phryne.

Ihr, die ein zärtliches Herz und feinere Kräfte des Geistes
Von der Natur empfangen, erkennet doch Eure Bestimmung!
Niedrigem Vieh, den Kindern des Staubs, den Nachbarn des Stoffes,
Gab sie allein zur sinnlichen Lust empfindliche Seelen.
Geistlos, der sanften Bewundrung, worin die Erkenntniß der Ordnung
Und des Wahren uns wiegt, unfähig, der zärtlichen Freundschaft
Und der Freuden der Großmuth beraubt und des großen Gedankens,
Ewig zu sein, in welchem der Geist so süß entzückt ruhet,
Leben sie nur zum Gefühl und hauchen die glänzenden Lüfte
Und den Athem des Frühlings zu keinem höheren Endzweck
Als zur Lust, die die Nerven mit sanften Bewegungen reizet.
Zwischen diesen und jenen, der Gottheit näheren Geistern,
Die, zu groß zur sinnlichen Freud', aus reineren Quellen
Idealische Wollust, die Speise der Seraphim, schöpfen,
Stehet der Mensch, und wer auf den Flügeln der sinnlichen Schönheit
Zu dem ewigen Urbild der Wahrheit und Ordnung hinauffsteigt,
Daß er im irdischen Schönen die Strahlen der göttlichen Weisheit
Suche und aus den Freuden der Sinne sich geistliche bilde
Und aus niedrigen Thälern zum goldnen Olympus sich hebe,

In den Armen der Tugend getragen, die ihn schon auf Erden
Mit dem Vorschmack der Weisheit, der Weisheit des Himmels begabet:
Das ist des Menschen Bestimmung, dazu sind die Triebe zur Freude,
Reich an Zweigen, im innersten Grunde der Seele gewurzelt.
Dazu sind die Begierden, die, eh sie gestillt sind, uns quälen,
In den Armen der Venus und unter Lyäischem Laube
Unvergnügt brennen und in der göttlichen Tugend nur ruhen.
Nur sie gießet ins Herz, das ohne sie brausenden Meeren
Gleichet, harmonische Still' und Licht und Gefühl des Lebens.
Nur sie bildet die Seele zur ächten Schöne, durch sie nur
Blüht die unsterbliche auf und reizt die Gottheit zur Liebe.

Kennt Euch doch selbst, die Ihr an Witz und Empfindung des Schönen
Andern vorgeht, und lernt, wozu Euch der Himmel versehn hat!
Lehrer der Tugend zu sein, hat er Homere und Miltons
Unter die Menschen gesandt, ein seltnes Geschenk seiner Güte!
Lehrer der Tugend zu sein, sie, die so Wenige kennen,
Die in der strengen Gestalt, worein sie das Vorurtheil hüllet,
Zärtliche Seelen erschreckt, in ihrer siegenden Schönheit
Darzustellen, die Freuden aus eigner Empfindung zu preisen,
Die sie dem Herzen gewährt, das ihr aus Wahl sich ergeben:
Dazu belebt Euch ein feuriger Geist. Die geringeren Menschen
Sollen Euch hören und staunen. Ihr sollt mit göttlichen Tönen
Ihre Herzen zu neuen Gedanken und großen Entschlüssen
Mächtig erhöhn; Euch soll die belehrte Nachwelt noch segnen.
Welch ein heiliger Ruhm! wie werth, ihm Morgen und Nächte
Aufzuopfern! erhabner Beruf, in menschliche Herzen
Weise Gedanken und Triebe zur himmlischen Tugend zu gießen,
Dazu wirklich zu sein! — O wahrlich, ein zärtlicher Seufzer,
Nur ein heiliger Wunsch, nur ein' entfliehende Thräne
Wäre genug, mir die Mühe von ganzen Jahren zu lohnen!
Klopstock, der Ruhm ist Dein, Du theilst ihn mit Milton und Bodmer.
Welche Gedanken erschafft Ihr in uns! Zu welchen Entschlüssen
Weckt Ihr das Herz! O, was für liebenswürdige Thränen
Wurden bei Euern Gesängen geweint! — Ist Niemand, Ihr Deutschen,
Den so ein Ruhm, der edelste Wunsch der Weisen, entzündet,

Ihn zu verdienen? Ist's entwan ein Kleines, die Kräfte des Geistes
Gott und seiner Wahrheit zu weihn? in die Stimmen der Engel
Und der Geister, die glücklich in Gottes Ordnung einhergehn,
Von dem seligen Stande der Freunde Gottes zu singen?
Den mit sterblichen Lippen zu loben, den Seraph und Cherub,
Den unzählbare Welten mit ewigen Liedern erheben?
Ist es ein Kleines, von edeln Seelen geliebet zu werden
Und ihr Lehrer zu sein, die Unschuld noch schöner zu bilden
Und die verachtete Menschheit in würdigen Mustern zu adeln?

Freund, und wenn uns auch Niemand als jene Wenigen hörten,
Welche der Himmel mit feinem Geschmack und Liebe zur Tugend,
Seltnen Gaben, beschenkt hat; und wenn gleich Niemand uns folgte,
Laß uns doch unermüdet die einsamen Höhen ersteigen,
Wo man, dem Himmel näher, mitleidig auf Thoren herabsieht!
Also übet ein Weiser die Tugend, und wenn auch kein Muster,
Als das er selbst sich erschaffen, ihm winkt. Auch ohne Begleiter
Gehet er, stolz auf die Wahrheit, fort und duldet der Sünder
Albernen Hohn mit gleichem Gemüth; ihn stärkt die Empfindung
Seiner Größ'; er siehet vor sich mit geöffneten Augen
Ewigkeiten voll Licht und seiner Tugend Belohnung.

Moralische Briefe
in Versen.

Der

neunte und zwölfte Brief

der ersten Ausgabe von

1752.

Die Moralischen Briefe in Versen haben wir in der Gestalt, die ihnen Wieland in den Werken endgiltig gab, Th. XXXIX. S. 107 ff. abgedruckt; zur Vervollständigung fügen wir hier den neunten und zwölften Brief der ersten Ausgabe, Frankfurt und Leipzig 1752, hinzu, welche in den späteren Drucken ausgefallen sind.

Neunter Brief.

Du bist, Göttliche, mein! durch keine kürzere Dauer
Als durch die Ewigkeit mein! dies nenn' ich für mich geschaffen!
Jeder Tugend erhabenen Wink, der mir unsichtbar sonst war,
Lern' ich durch Deine Liebe verstehn! mit zitternder Sorgfalt
Folget mein Herz dem gebietenden Winke — — — —
Gott selbst lieb' ich noch mehr, weil Du sein hohes Geschenk bist,
Weil ich, wie auf Flügeln von Deiner Unschuld getragen,
Näher dem Liebenswürdigen komm', der so schön Dich gebildet,
Der so fühlend mein Herz und Deines so himmlisch gemacht hat.

Klopstock.

O Freundin, höre mich, ich will mein Glück besingen;
O, fühle dieses Lied, die Liebe wird Dir's bringen,
Die schwesterlich Dich liebt; die Liebe, die ich pries,
Als Dich, von ihr geführt, ein himmlisch Bild mir wies.
Und liesest Du dies Lied, o, segne dann die Stunden,
Da Dein geliebtes Herz mich seiner werth gefunden!
O, segne ihnen nach! mit Himmelsglanz geziert,
Hat sie zu ihrem Thron die Liebe selbst geführt;
Sie sind Aeonen werth, aus ihnen strömen Zeiten
Voll lauter süßer Lust und bessre Ewigkeiten.

Und Du, der Gottheit Bild, der Freuden Schöpferin,
Die dort um Deinen Thron in Ursprungsschönheit blühn,
O, laß sich Deinen Strom in meine Lieder gießen,
O, möchte, wer mich liest, von Wünschen überfließen,
Geliebt zu sein wie ich! O Freundin, wie gemein,
Wie himmlisch würde dann die seltne Tugend sein!
Dann kehrten, die mit ihr einst zum Olymp gestiegen,
Als sie die Erde floh, das lächelnde Vergnügen,
Die hohe Seelenruh', der Freude Frühlingsblick,
Der Scherz, ihr ähnlichs Kind, in unsre Welt zurück.
Die Wollust würde dann die ernste Weisheit küssen;
Die Stunden würden uns voll reiner Wonne fließen
Und nie zurückbegehrt; des Lasters traurigs Reich

Der Erdkreis, würde nun den edlen Welten gleich,
Wo Göttin Liebe herrscht; mit neuen schönern Blicken
Würd' uns dann die Natur, nicht mehr verschmäht, entzücken;
Alsdann eröffnete voll himmlischem Gefühl,
O Klopstock, jedes Herz sich Deinem hohen Spiel.

Doch diese goldne Zeit, so oft von mir gerufen,
Wenn Deine Küsse mir ihr gleiche Stunden schufen,
Bleibt bessern Welten noch! Nur eine kleine Schaar
Uns gleicher Seelen findt, was ich besinge, wahr
Und kennt ein himmlisch Glück und liebt, wie Daphne*) liebet,
Und fühlt wie Du und küßt, wie Jakob Küsse giebet.**)
Verdammt, die wahre Lust des Lebens nie zu kennen,
Sieht man die Sterblichen nach Aftergütern rennen,
Dir, schöne Liebe, fremd! Sie stillen ihre Brust
Auf eine kleine Zeit mit wilder thier'scher Lust,
Jetzt in Cytherens Arm, jetzt an beschwerten Reben,
Zur feinsten Lust zu grob, die Wein und Liebe geben.
Bethörte, dieses Herz, der Ewigkeit gebildt,
Wird von der Lust nicht satt, die aus der Erde quillt!
Gefesselt an den Stoff, windt sich der Geist verdrossen
Und dürstet nach dem Quell, aus dem er einst geflossen.
Ihn stillen Freuden nicht, die mit der Zeit vergehn;
Was ihm gefallen soll, sei auch den Engeln schön!

O Freundin, diese Brust hat wahres Glück entbehret,
Bis mich Dein erster Blick ein neu Gefühl gelehret.
Erwachend wie vom Tod, empfand mein zitternd Herz,
So däuchte mich, erst jetzt. Ein sanfter neuer Schmerz
War, was ich erst empfand. Jetzt wagt' ich umzuschauen,
Da blühten um mich her unausgemessne Auen,
Ein himmlisch Paradies, der Freuden Aufenthalt;
Ich war an Deinem Arm; in göttlicher Gestalt,
Dir gleich, o Freundin, ging die Tugend uns zur Seiten;
Ich sah, wie ihren Glanz die Fluren schnell verneuten,
Wenn sich mit Eurem Blick die Anmuth auf sie goß;
Wie dacht' ich da so schön! Wie ward mein Herz so groß!
Wie hing mein liebend Aug' an Deinen schönen Blicken!

*) Siehe die vortreffliche Ode an Kleanthen im 2. Th. der Samml. verm. Schrift., S. 488.

**) In dem schönen epischen Gedichte Jakob und Rachel, Ges. II. V. 105.

Jetzt sah ich nicht die Flur; ich sah, sie auszuschmücken,
Den Frühling nicht bemüht, mir düftete kein Baum
Ambrosialisch zu; ich sah im öden Raum
Nur, liebste Freundin, Dich am Arm der Tugend hangen
Und voll Entzückungen mich selbst von Euch umfangen.
Doch ach, der Augenblick, da ich mein Glück empfand,
Flog schnell vor mir vorbei, und alle Lust verschwand.
Du, Freundin, flohest mich; mit Dir floh auch die Tugend,
Und plötzlich schwand mit Euch der heitern Auen Jugend.
Erbebend sah ich um und sahe mich allein;
Ein banger Schauer lief durch mein erschreckt Gebein;
Noch suchte Dich mein Aug' und suchte Dich vergebens,
Ein tödtendes Gefühl des martervollen Lebens
Blieb meinem Geist allein; er fühlte dieses kaum,
Gedankenlos und stumm. Doch jetzt verging mein Traum:
Ich sahe Dich vor mir und Trost in Deinen Zügen,
Ich sah Zufriedenheit in Deinen Mienen liegen,
Des Geistes Großmuth sprach aus Deinem edlen Blick,
Die holde Hoffnung kam in meine Brust zurück.
Die Liebe, welche Dich, gemacht nach ihrem Bilde,
In ihrem Schooß erzog im himmlischen Gefilde,
Eröffnete Dein Aug', es wich des Schicksals Nacht,
Du fandst vor Dir das Herz, das sie Dir zugedacht.
Sie selbst stand ungesehn bei Dir und sah die Thränen
Der reinsten Zärtlichkeit Dein Angesicht verschönen.

Jetzt trennt kein Schicksal nicht der gleichsten Herzen Band,
Die Hoffnung zeiget uns der Liebe Vaterland,
Die Tugend führt uns hin; und kann wol solchen Seelen,
Wie uns der Himmel gab, die Huld der Vorsicht fehlen?
Zu meiner Ruhe darf der Zufall müssig sein.
O Freundin, Dir geliebt, kann ich kein Unglück scheun;
Und wär' ich nur bei Dir und nicht von Gott verlassen,
So möchten mich die Welt und alle Engel hassen!

Wie leicht, wie liebenswerth wird uns jetzt jede Pflicht!
Für uns ist kein Gesetz, für uns kein Richtstuhl nicht.
Wir adeln unsern Geist, uns unser werth zu machen;
Du, Freundin, bist das Ziel von meinem späten Wachen;
So trägt mit schnellem Flug im Arm voll Zärtlichkeit
Die süße Liebe selbst uns zur Vollkommenheit.

Mit Deinem holden Blick, mit Deinen edlen Küssen
Scheint Deine Tugend selbst in meinen Geist zu fließen;
Wie wallt mein zärtlich Herz! wie mächtig schlägt es nicht,
Wenn Dein seraphisch Herz aus Deinen Augen spricht!
Wie fühl' ich dann in mir wie auf äther'schen Schwingen
Die edelste Begier Dir nach zum Himmel dringen!
Da seh' ich unter mir der Kronen Pracht entfliehn
Und unser ewig Glück in schöner Zukunft blühn;
Dann ist der ganze Schatz der Könige der Erden
Zu klein, mit Dir zugleich von mir gewünscht zu werden.
Ich seh' in Dir entzückt, in nachgeahmter Zier
Der Gottheit Widerschein und liebe sie in Dir.
Wie schön muß dieser sein, wie werth vollkommner Triebe,
Der Dich so schön erschuf zum Nachbild seiner Liebe!

Wie schöpfrisch ist die Macht der Tugend, wenn ihr Werth
In einem schönen Leib sich spiegelt und verklärt!*)
Man fühlt und ehret sie: so sehn in stillen Hainen
Die Wandrer ehrfurchtsvoll oft eine Nymph' erscheinen
Und bleiben staunend stehn und ehren ihren Tritt,
Wenn sie Auroren gleich durch Abweg' schlüpfend flieht.

Mich darf das Schicksal nicht im Paradiese setzen,
Mit Dir soll mich der Sand Numidiens ergetzen.
Ich darf der Insel nicht, worein mit Zauberkraft
Den Reiz der ganzen Welt Armid' herbeigeschafft,**)
Wo jugendlich die Flur in stätem Morgen lachet,
Ein zauberischer West die Blumen ewig machet,
Wo ein nektar'scher Duft aus allen Kräutern raucht
Und Alles lebt und fühlt und matte Wollust haucht.
Nein, Freundin, Dein Besitz macht Wüsten zu Tarenten,***)

*) Diesen Platonischen Lehrsatz hat Virgil mit ungemeiner Anmuth beim Euryalus angebracht:

Tutatur favor Euryalum lacrymaeque decorae
Gratior et pulchro veniens de corpore virtus.
Aeneid. L. V. v. 343.

**) Siehe den 16. Gesang des „Befreiten Jerusalem's" des Tasso.

***) Die Gegend um Tarent wird uns vom Horaz öfters als ungemein annehmlich geschildert und angepriesen, z. E.:

Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet, ubi non Hymetto
Mella decedunt viridique certat
Bacca Venafro.

Wenn die Schicksale mich von allem Wohlstand trennten;
Ein Strohdach wäre mir mit Dir ein Marmorschloß;
Reich, wenn nur Du mir bleibst, durch Deine Liebe groß,
Entbehrt' ich ohne Gram Bequemlichkeit und Glücke
Und Ruhm und schimmernd Lob und preiste mein Geschicke.

Ihr Sterbliche, die Ihr den Schmerz so theuer zahlt,
O, zög' der Glanz Euch an, der unser Glück umstrahlt,
Ihr würdet die Natur und Euer Herze hören,
Sie würden Euch die Kunst der holden Liebe lehren.
Welch eine Seligkeit, wenn ein geliebter Freund
Uns zweifach fröhlich macht und uns zur Lindrung weint!
Doch welch ein edlers Glück, die Menschheit sich verbinden
Und in der Nachwelt noch, die um uns seufzen, finden!
Wie werth ist's, daß sich ihm der Edeln Leben weiht!
O, fühlte Timon nur einmal die Süßigkeit,
Die Lust der Menschenhuld, die Wollust zum Entzücken,
Die das Bewußtsein giebt, ein Herze zu beglücken,
Das erst durch unsre Hilf' im rechten Lichte prangt
Und unsrer Zärtlichkeit mit edeln Thränen dankt,
Er würde seine Sphär' nicht mehr auf sich beschränken
Und ins Unendliche sein heilsam Licht versenken!

Ihr aber, Selige, die ihres Schicksals werth
In einer Doris Arm die Tugend lieben lehrt,
O, segnet Euer Glück! Euch gab schon auf der Erden
Die Freuden ihrer Welt die Liebe zu Gefährten!
Du, welchen Daphne liebt, gäbst Du wol einen Blick
Der himmlisch Lächelnden um aller Fürsten Glück?*)

O Doris, sagte Dir dies Lied, was ich empfinde,
Wenn ich für mein Gefühl kein Wort bedeutend finde,
Wenn ein erseufzt Gesicht Dein englisch Bild mir weist,

Ver ubi longum tepidasque praebet
Jupiter brumas et amicus Aulon
Fertili Baccho minimum Falernis
Invidet uvis.
Od. 6 L. II.

*) Num tu, quae tenuit dives Achaemenes
Aut pinguis Phrygiae Mygdonias opes
Permutare velis crine Licymniae
Plenas aut Arabum domos?
Horat., Od. 12 L. II.

Dies oft beweinte Bild, und den geliebten Geist
Im Blick voll Zärtlichkeit, wenn ich Dich dann umfasse
Und allen Glücklichen jetzt gern ihr Glücke lasse — —
Doch nein, nie macht mein Lied, so wenig als mein Mund,
Was kaum die Seele faßt, die schönsten Triebe kund.
Du kennst ja dieses Herz, das Dir so ähnlich schläget,
Du weißt, was es empfindt, wenn sich der Mund nicht reget,
Nur küssend an Dich sinkt und vor Empfindung bebt
Und dann den frohen Dank mit Dir zum Himmel hebt.
O Vorsicht, höre mich! laß allen edeln Seelen
Kein Glück, um wohlzuthun, und keine Doris fehlen!

Zwölfter Brief.

Komm wieder, glücklichs Jahr, Du goldne Zeit der Alten,
Da Wahrheit Treu' und Recht und Menschenliebe galten!
Gellert.

Wie traurig fließen mir die schlechtgenossnen Tage,
O Freundin, fern von Dir, von ungehorchter Klage
Und stillen Schmerzen voll! Bethränt sucht Dich mein Blick
In diesen Wüsten auf und ruft Dein Bild zurück.
Mein Herz, in keinen Arm des Freundes ausgegossen,
Sehnt nach der Ruhe sich, die es bei Dir genossen,
Wenn jeder Augenblick der Tugend heilig war
Und unser Herz, umringt von stiller Freuden Schaar,
Sich, unbemerkt der Welt, der holden Weisheit weihte
Und die Empfindungen der goldnen Zeit erneute,
Womit Urania Dein heilig Lied belebt,
O Klopstock, dessen Ton auf Engelharfen schwebt.
Ach, klage Deinen Freund, der, Deinem Arm entrücket,
Der Tugend starken Reiz in keinem Bild erblicket,
Umsonst nach Freunden thränt und mit furchtsamem Schritt
Die unbekannte Bahn der Edeln einsam tritt!
Wie selig, wenn den Schmerz der Muse Gunst betrüget;
Wenn den ermüdten Geist der fremde Schlummer wieget
Und dann in der Gestalt, wie einst im Paradies
Die holde Tugend sich von Menschen küssen ließ,
Dich, Freundin, vor mich stellt, mein träumend Ohr Dich höret
Und mich Dein schöner Geist aus Deinen Augen lehret!

Oft täuscht mein Herze sich mit Deinem Bild, o Freund,
Den nie mein Auge sah, das oft um Dich geweint,
Der Du mich selbst nicht kennst! Gehüllt in Traumgestalten,
Besuchen öfters mich die ehrenvollen Alten,
Die Weisen, deren Geist in ihren Schriften blüht
Und noch manch bildsam Herz, o Tugend, Dir erzieht.
Dann hör' ich Dich, Virgil, ich seh' mit Deinem Gange'n
Dich, feuriger Horaz, und eil', Euch zu umfangen,
Und wünsche, wenn Ihr flieht, verdrossen und allein,
Wie mein Anakreon: „Ach, schläf' ich wieder ein!"*)

Jüngst, Freundin, da ich lang, vom Bar belehret, wachte
Und seufzend das Geschick der Menschen überdachte,
Bei denen Lust und Wahn der Thaten Federn sind
Und jeder Thor den Preis dem Weisen abgewinnt,
Schloß endlich Müdigkeit und Schlaf die Augenlider,
Der Traumgott schlug um mich sein schlummerreich Gefieder,
Von tausend Bildern schwer, und endlich stellt' er mir,
Was ich erzählen will, in Traumgesichten für.

Mich däucht', ich flog beschwingt an meines Schutzgeists Seiten
In eine neue Welt durchs Reich der Möglichkeiten.
Es war, so dünkte mich, schon lange, daß ich flog,
Als mich ein heller Mond von ferne zu sich zog.
Wir flohn dem Schimmer zu, den er sanft um sich streute,
Weil ihm sein silbern Licht ein neuer Titan leihte;
Ich sah, wie sein Gesicht, da ich ihm näher kam,
Sich drehend wandelte und neue Formen nahm.
Jetzt wich ein blendend Weiß von silbernen Atlanten
Der Auen goldnem Licht, die sich nun zu uns wandten,
Des Frühlings Ebenbild, wie er des Himmels Flur
Umarmt, fern nachgeahmt der niedrigen Natur.**)
Mein Geist schwamm sanft betäubt als wie von Deinem Küssen
Im neuen Anblick um. Mit ungewissen Füßen
Betrat ich jetzt die Welt, als uns von goldnen Höhn

*) Μεμονωμένος ὁ τλήμων
Πάλιν ἤθελον καθεύδειν.
Anacr., Od. 8.

**) „— — — — — der unsterbliche Frühling,
Der die himmlische Flur wie ein junger Seraph umlächelt.
Klopstock.

Ein paradiesisch Thal wie ein Elysien
In seine Schatten lud, die mit Cyther'schen Myrten,
Von jungen Westen voll, die Gegend weit umgürten.
Kaum glich das Meisterstück der schöpfrischen Natur,
Dein irdisch Paradies, o Milton, dieser Flur.
Die Wollust ruhte hier auf Wolken süßer Düfte;
Die Freuden rauschten sanft durch die zufriednen Lüfte;
Der Vögel süßes Lied, was sie die Liebe lehrt,
Bebt lieblich durch den Wald; die junge Dryas hört!
Kein ausgetrillert Lied von wälschen Philomelen
Verdient der Ohren Gunst bei Liedern solcher Kehlen.
Wollüstig sproßt das Feld von Blumen jeder Art,
In welchen dem Geruch sich Glanz und Schönheit paart.
„Wie wenig gleicht dies Land der Erde düstern Gründen,
Wo wir so wenig Reiz, den Geist zu locken, finden!
Da fühlt nie das Gefild' des Frühlings Fruchtbarkeit;
Ein melancholisch Grau, schwarz wie der blasse Neid,
Hüllt alle Schönheit ein; die Dinge regt kein Leben,
Und hätte die Natur dem Schacht kein Gold gegeben,
Wie elend wären wir! Dies ist allein noch werth
Aus allem ihrem Gut, daß es der Mensch begehrt."
So dacht' ich, ganz berauscht von so viel neuer Wonne;
Denn Alles schien mir neu; die freudenvolle Sonne
Schien glänzender als uns, der Himmel lachte mehr,
Die Luft war mehr gesund, die Blume blühender.
Doch bald zog meinen Blick, der sich mit Lust verirrte,
In tausend Freuden floß und sein Gefühl verwirrte,
Von seiner Trunkenheit ein neuer Gegenstand.
Was meinst Du, was ich sah? Die Wesen, die dies Land
In seinem Schooße trägt, sah ich in holden Reihen
Sich mit gemeiner Lust wie Seraphim erfreuen.
Ein schöner Leib umgab den schönern Geist und brach
Aus ihrem Blick hervor, der Lieb' und Hoheit sprach.
Zwar waren sie nicht gleich; man sah in ihren Zügen
Den mannichfachen Grad der innern Schönheit liegen,
Und keines scheute sich, sich überstrahlt zu sehn.
So blickt ein Feld uns an, wo tausendfältig schön
Des Frühlings Schöpfungen in holder Mischung blühen;
Die kleidt ein sittsam Blau, wenn die in Golde glühen;
Die hebt ihr schimmernd Haupt vielblumicht stolz empor
Und strahlet königlich gemeinern Kräutern vor,

Doch jegliche erhöht mit Schatten oder Glanze
Den Schmuck der Nachbarin und ziert mit sich das Ganze.
So war die ganze Schaar, die hier gesellig ging,
Und die mein staunend Aug' mit frohem Blick umfing.
Die Freundschaft führte sie, sie mischten ihre Lieder
Dem Lied der Nachtigall, und Echo gab sie wieder.
Sie sangen Dich, o Gott, mit heil'gem Saitenspiel
Und priesen Deine Huld, und Alles war Gefühl.
Auch sangen sie das Lob der Freundschaft und der Liebe
Und Dich, o Schöpferin der allerschönsten Triebe,
O Tugend, die Du sie die Kunst des Lebens lehrst
Und sie, vom Elend frei, mit Deinen Freuden nährst.

So irrten sie im Thal, Die an der Freunde Seiten,
Die an der Schönen Arm. Mit holdern Lieblichkeiten
Blickt die Natur sie an, die unsre Lust empfindt,
Wenn sie an uns durch sich des Schöpfers Zweck gewinnt.

Ich sah und staunte noch, als mich mein Schutzgeist rührte
Und wie vom Traum erwacht sanft ziehend weiterführte.
„Du sollst", sprach er zu mir, „noch mehr vom Glücke sehn,
Das diese Welt umfließt." Wir flogen. Lichte Höhn,
Vom Abendroth vergoldt, mit schwarz belaubtem Rücken
Und manchem Rosenthal, entflohen unsern Blicken.
Der Friede und die Lust mit ihrem Ueberfluß
Umgaben, was wir sahn, und scheuchten den Verdruß,
Des Scherzes schwarzen Feind, von den bemoosten Hütten,
Worin die Unschuld wohnt mit ungeschmückten Sitten.
Die Städte huben sich in königlicher Pracht,
Stolz auf die Ruh', empor und sicher ihrer Macht.
Die Tugend, nicht die Pflicht band die beglückten Bürger,
Kein nachbarlicher Feind, kein ingeborner Würger
Droht ihren Frieden an; die Menschenlieb' allein,
Nicht schnöder Eigennutz lehrt sie gesellig sein.
Die Fürsten wachen hier, wenn ihre Bürger schlafen,
Geheftet an die Sorg', des Landes Wohl zu schaffen.
Gerechtigkeit und Huld sind ihr geheimster Rath.
Die Künste blühn um sie. Wer ihren Augen naht,
Sieht Gnad' und Zärtlichkeit in ihrem edeln Blicke,
Dem kein Verdienst entgeht. So finden sie ihr Glücke
In der erhabnen Lust, den Frommen wohlzuthun,
Die, wie von Gott bedeckt, in ihrem Schatten ruhn.

Sie wünschen nicht ihr Reich durch Siege zu entgrenzen;
Kein Nachbar sieht ihr Schwert in seinen Feldern glänzen;
Sie sind sich groß genug, wenn Die nur glücklich sind,
Die Gott und innrer Trieb an ihre Sorge bindt.
Wie selig ist ihr Stand! Sie brauchen keine Waffen
Und können unbewacht auf offnem Felde schlafen;
Der Bürger freies Herz, dies ist ihr Eigenthum,
Und ungefürchtet sein ihr allerliebster Ruhm.
Da ist kein Herz, das nicht für seinen Schutzgott schlage
Und Seufzer für sein Wohl zum Herrn der Fürsten trage.
Die frohe Mutter drückt mit unbesorgter Lust
Die Hoffnung ihres Stamms, den Säugling, an die Brust
Und wünscht ihm, in dem Dienst des Königs zu veralten
Und nicht den Tag zu sehn, an dem er wird erkalten.

Hier ist der schnöde Glanz des Goldes unbekannt,
Die Edlern unterscheidt die Tugend, nicht der Stand.
Die Ströme schwellen nicht von weitgereisten Schiffen;
Die Nymphen wohnen frei in ungestörten Tiefen.
Man bessert nicht durch Kunst die weisere Natur,
Im scheinbarn Mangel selbst findt man der Vorsicht Spur.
Die Einfalt lehret sie, den mütterlichen Willen
Der seligen Natur gehorsam zu erfüllen.
Wie wenig braucht ihr Herz zu der Zufriedenheit,
Die unser eigner Wahn, nicht das Geschick uns neidt!
Hier lebet man der Welt, man liebt, geliebt zu werden,
Man wälzt mit freier Hand die drückenden Beschwerden
Von seiner Freunde Haupt; man fühlet ohne Kunst,
Genießt die schnelle Zeit und nützt des Himmels Gunst;
Man kann in jeder Lust sich nur gemeinsam freuen
Und sieht mit jedem Tag sich Aller Wohl erneuen.

O dreimal sel'ge Welt, wie himmlisch ist Dein Glück!
Dir lachte, da Du wardst, Dein segnendes Geschick.
„O, nenne mir dies Reich!“ so sprach ich zum Gefährten,
„Der Welten glücklichste, die Fürstin aller Erden!
Wie heißt dies Vaterland der Tugend und der Ruh'?“
Sanft lächelnd sagt' er mir: „Die Erde siehest Du;
So, Freund, so blühte sie in jener Zeit der Alten,
Da Wahrheit, Treu' und Recht und Menschenliebe galten!“

Vorbericht

an die Deutschen

in der Sammlung

der Zürcherischen Streitschriften

zur

Verbesserung des deutschen Geschmackes.

1753.

Der vollständige Titel der Streitschriften, zu denen Wieland den nachfolgenden Vorbericht verfaßte, lautet:

„Sammlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmackes, wider die Gottschedische Schule, von 1741. bis 1744. Vollständig in XII. Stüken. Neue Ausgabe. Erster, Zweyter, Dritter Band. Zürich, Bey Conrad Orell und Comp. 1753."

Der erste Band enthält das I.—IV., der zweite das V.—VIII., der dritte das IX.—XII. Stück.

Wenn diese Sammlung geistvoller Schriften gleich nicht so viel Lehrreiches und Angenehmes für alle Arten von Lesern und für alle Zeiten enthielte, welches allein ihre fernere Bekanntmachung genugsam rechtfertigte, so würde sie blos wegen der sonderbaren Urkunden von dem Geschmack der Deutschen um das Jahr 1741 u. s. w. und von zwei so außerordentlichen Personen, als die Herren Triller und Gottsched sind, unter die Merkwürdigkeiten unsers Jahrhunderts gehören. Ich vermuthe, daß es diesen beiden Herren nicht verdrießlich sein werde, auf die Nachwelt zu kommen; die Schande, die mit dieser Ewigkeit verknüpft ist, wird viel mehr auf eine Nation, die sich so lang von solchen Leuten zum Besten haben ließ, als auf diese beiden unglücklichen Schreiber zurückfallen. Aber wie, wenn man in hundert Jahren nimmer glauben will, daß diese in der That unglaublichen Stümper wirklich gewesen, welche in dieser Sammlung dadurch gezüchtiget werden, daß man sie nach dem Leben und in puris naturalibus abschildert? Ich werde desto mehr in dieser Vermuthung gestärkt, da ich aus Erfahrung weiß, daß Leute von Verstand und gutem Gemüth, welche Gottscheden, Trillern u. s. w. nur dem Namen nach als in Deutschland berühmte Gelehrte kannten, eher alles Andere als das glauben wollten, daß diese Herren so unwissende Kunstlehrer, so unverschämte Verderber des Geschmacks, so boshafte und dumme Tadler der vortrefflichsten Werke, so jämmerliche Reimer gewesen, wie ich sie ihnen beschreiben könnte, da mir ihre Geschichte und ihr ganzer Werth bekannt sind. Zu allem Glücke waren ihre eigenen Schriften vorhanden; ich legte ihnen Uebersetzungen, Tragödien, Fabelwerke, unverschämte Vorreden und Noten, Dichtkünste, Beiträge, Neuestes aus dem Reich der schönen Wissenschaften, Wurmsamen u. dergl. vor, und diesen Leuten war, als ob sie aus den Wolken gefallen wären, da sie mit eignen Augen sahen, wie den Stümpern so gar nicht Unrecht geschehen. Aber dieses Vortheils sich durch den Augenschein von der Wahrheit zu überführen, wird die Nachwelt entbehren müssen; und wenn nicht die umständlichen

historischen Nachrichten, die diese Sammlung giebt, wenn nicht die Miene der Redlichkeit und Wahrhaftigkeit, die alle kritischen und satirischen Stücke in derselben tragen, und die angezogenen Stellen der Dunse selbst Glauben erwecken: so darf ich nicht hoffen, daß unsre Nachkommen den Herrn Struckaras für möglich halten werden, es wäre denn, daß sie, welches Gott verhüten wolle, selbst mit neuen Gottscheden und Trillern gestraft wären. Man hat aber mit dieser Sammlung ein noch stärkeres Absehen auf die Jetztlebenden als auf die Nachwelt. Da die kriechenden Stümper, die vor zehn Jahren in einem so großen Ansehen standen, daß man sich jetzt dieser Verblendung zu schämen anfängt, nach und nach vergessen werden, und sie wären schon gänzlich vergessen, wenn man sie nicht noch zuweilen belfern hörte; da eine große Menge von Denen, die das Lesen lieben, nichts von ihnen wissen als ihre Titel, Aemter, und daß sie viele große und kleine Bücher haben drucken lassen: so wird das Vorurtheil ziemlich gemein, ihre kritischen und gereimten Schriften seien doch nicht so gar elend, als Einige behaupten, und es könnten wol nicht allzu löbliche Ursachen sein, welche die Zürchischen Kunstrichter gegen sie aufgebracht hätten u. s. w. Alle, welche so denken mögen, können sich aus dieser Sammlung des Gegentheils auf die bündigste Art überzeugen, ohne sich die Plage anzuthun, die ekelhaften Quacksalbereien der bemeldeten Herren selbst einzunehmen. Außerdem sollte dieses Werk auch billig die Wirkung haben, den kunstrichterischen Despoten, der, seitdem man ihm Luft läßt, den halb zertretenen Kopf wieder aus dem Staube hervorhebt und durch ganz neue Ausbrüche der unverschämtesten Großsprecherei und Unwissenheit sich selbst zu übertreffen anfängt, wieder zu erinnern, daß er Gottsched sei, und daß es lediglich darauf ankomme, ihn dem nimmer so bezauberten Deutschland in seiner wahren Gestalt auf einmal zu übersehen zu geben, um ihn der längst verdienten allgemeinen Verachtung und Verhöhnung preiszugeben. Despoten in den Wissenschaften und offenbare Hässer der Wahrheit müssen und sollen zu Boden getreten werden, oder es ist mit dem Geschmack, der Freiheit zu denken und den nützlichsten und menschlichsten Wissenschaften geschehen.

Von dem Vorhaben und dem Endzwecke dieser Sammlung.

Die kritischen Abhandlungen, welche seit zwanzig Jahren und vornehmlich im letztvergangenen 1740sten Jahr von etlichen bekannten Kunstrichtern dieser Stadt nach Schlesien und Sachsen, als das Vaterland der deutschen Musen, geschickt worden, sind daselbst nicht von Jedermann mit Abneigung, Verachtung und Verdrusse gelesen worden. Etliche wenige absonderliche Personen haben mehr davon gehalten als der große Haufen der Leser. Sie haben zu verstehen gegeben, daß sie sich für sich selber, für ihre Väter und das Vaterland schämten, daß man bisher an schlechtem und verworrenem Zeuge, was Poesie und Wohlredenheit anlanget, mehr Geschmackes gefunden als an dem Guten und Vortrefflichen, das man in den Schriften Opitzens, Haller's und Ihresgleichen noch aufweisen kann. Sie haben sich gefürchtet, daß man sie unter dem gemeinen Haufen der deutschen Leser übersehen und mit ihnen für gleich schuldig halten möchte; sie haben in den Urtheilen dieser kunstverständigen Schweizer nicht willkürliche Aussprüche, sondern die Stimme der Vernunft, die aus der natürlichen Empfindung und der nothwendigen Uebereinstimmung der Vorstellungen mit dem menschlichen Gemüthe redet, wahrgenommen und erkannt, und es hat ihnen öfters geschienen, sie erinnerten sich der Wahrheiten nur, die sie von ihnen hörten.

Ich habe Briefe von berühmten jetzt lebenden Männern gelesen, worinnen sie sich mit der höchsten Sorgfalt über diesen Punkt erklärt haben. Einer von ihnen hat es mit diesen Worten gethan: „Ich bitte von dem Leipziger Geschmack nicht zu urtheilen nach denen vielen schlechten Stücken, die hier herauskommen. Sie sind nirgend mehr verachtet als selbst in Leipzig; aber die Licenz ist zu groß.“ Ein Andrer, der selbst ein geschickter Poet ist, hat schon in 1724 die ausdrückliche Klage darüber geführt: „Warum sind wir so unglücklich, daß die Zürchischen Kunstrichter, ungeachtet sie ihre Zusammenkünfte fortsetzen, uns dennoch ihre Arbeit mißgönnen? Halten sie uns Alle für . . . ? Oder glauben sie wol gar, daß wir Alle von dem Geschmacke des . . . seien? Wir haben bessere Kenner in Leipzig und darunter einige so aufgeweckte Köpfe und zugleich grundgelehrte Leute ꝛc. — — —“

In einem andern Briefe entschuldiget Ebendieser die geringe Anzahl der Kenner guter Schriften auf eine scharfsinnige Weise: „R... allein", sagt er, „kann vor eine ganze Menge dienen; denn er schreibt sehr sinnreich, natürlich und wohlfließend, und wenn man je hin und wieder einige Wortspiele oder etwas zu Hochsteigendes bei ihm antrifft, so ist es weniger dem Mangel an gutem Geschmack als der Thorheit des gelehrten Pöbels daselbst anzuschreiben, dem zu Gefallen er dergleichen einfließen lassen muß, weil solche Leute sonst glauben, man könne nicht scharfsinnig oder, wie sie sagen, hoch schreiben, sobald sie verstehen, was sie lesen; da er doch sonst allezeit wider die schwülstige hochtrabende Schreibart gestritten und in allen dergleichen Meinungen sich beständig auf meine Seite geschlagen."

Wir haben hier zugleich eine Ursache, warum Männer von gesundem Geschmack, die so reine Begriffe von ihrer Kunst haben, dennoch öfters derselben zuwider nach dem Geschmack des Pöbels schreiben.

Sie haben das Herz nicht, den Vorurtheilen des vornehmen Pöbels entgegenzuhandeln und der Meinung, welche den Schwang nicht hat, beizufallen. Ob sie noch etwa die Kühnheit haben, die Augen aufzuthun und selbst zu sehen, so folgen sie doch nicht dem Bessern, das sie einsehen, sondern dem Schlimmern; und Mancher hält es für eine Schande

— — — parere minoribus et quae
Imberbes didicere senes perdenda fateri.

Darum hat Herr Weichmann ohne Zweifel die allzu harten und schwülstigen Metaphoren, die läppischen Wortspiele und dergleichen Zeug mehrentheils freiwillige Schwachheiten des Verstandes geheißen. Damit hat er zwar vorgehabt, die Scribenten, die dergleichen haben, zu beschönigen, aber sie nur strafwürdiger gemacht, gleichwie die Sünden, die mit Wissen und Vorsatz gethan werden, die schwerern sind.

Noch einer von meinen Freunden, der zu unseren Nachkommen eine so gute Hoffnung trägt, als er von den gegenwärtigen Zeiten übel denket, meinet, es werde denselben ebenso unwahrscheinlich vorkommen, daß ehmals gewisse theils wassersüchtige, theils winddürre Scribenten die Herrschaft über den Geschmack geführet haben, als es jetzo dem gemeinen Schwarm unglaublich vorkommt, daß etliche wenige Privatpersonen sich wider das, was Allen, wie sie sagen, gefällt, auflehnen dürfen.

„Es möchte noch zu glauben sein," sagt er, „daß um den Unterhalt, um das Glück bemühete Leute oder Lehrlinge, die der Ruthe nur erst entronnen sind, vornehmen Stümpern und gefürchteten Orbilen beistimmten, welche uns zur Strafe mit dem Wahnwitz geschlagen worden, daß sie ohne Geist und Gelahrtheit Poeten und Redner heißen wollen; aber daß so viele geschickte Köpfe von Adel, von Standspersonen, von Männern, die in ihrem Ruhme und Glücke fest stehen, solches nicht nur eine so lange Zeit ungeahndet gelitten, sondern ihnen noch mit ihrem Zujauchzen geheuchelt haben," meint er, „wäre eine Gefälligkeit, eine Höflichkeit, die ebenso widersinnig sei, als sie schädlich und ungerecht ist. Kein Wunder," schließt er, „wenn die Ausländer daher Anlaß nehmen, sogar nachtheilige Meinungen von dem Geschmack und dem Witze der Deutschen überhaupt zu fassen, wie neulich der Autor der Briefe über die Franzosen und Deutschen mit einem triumphirenden Tone an den Tag gegeben und dem gesammten geistreichen Deutschland Hohn gesprochen hat." Die Höflichkeit ist fürwahr liebenswerth, sie macht die Wahrheit angenehm und versüßet das Bittere, so die Vorrückung unsrer geringern Einsicht mit sich führt; aber sie wird zu einer niederträchtigen Unbilligkeit, wenn sie die bessere Wissenschaft in hoher Würde stehenden Schmierern aufopfert; es ist eine verrätherische Zagheit, die Wahrheit, die man erkennet, zu verleugnen, zumal wenn es weder das Glück noch den Kopf gilt. Fürchtet man, daß es den Ruhm kosten möchte, als der in der Gewalt Derjenigen stehe, welche jetzo Beifall und Ansehen haben, und die über die Pressen, über die Buchhändler und die gelehrten Monatschriften Meister sind, so setzt man zu viel Mißtrauen in das Vermögen der Geschicklichkeit, die sich blos mit ihrer eignen Stärke ohne die Hilfe mechanischer Triebräder zu erhalten vermag. Indem man auf diese Weise das Lob Derer, mit welchen man umgehet, zu unbedachtsam suchet, verscherzt man den Beifall der jetzo noch nicht gebornen Welt; man zieht das hinfällige Lob, das man bei Leben genießet, dem beständigen vor, das man sich erst nach dem Tod erwerben könnte; oder vielmehr, man will lieber mit elendem Zeuge, das jetzo gefällt, ein eiteles Lob bei den Mehrern erhalten, als sich mit einem gegründeten Lob etlicher Weniger begnügen, die keine Zahl ausmachen. Ein Lob, das, wenn es gleich von den Scribenten ihrer Nation auf den höchsten Gipfel der Schmei-

chelei erhoben wird, von den mittelmäßigen Schriftstellern andrer Nationen ihnen unter Augen auf die spöttlichste Weise vernichtet wird!

Dieses ist mithin eine Hauptursache, daß die aufrichtige und ebenso großmüthige als billige Kritik nicht so starke Schritte zu ihrer Vollkommenheit thut, als ohne dies geschehen würde. Die schädlichen Bemühungen Derjenigen, welche ihr allzu helles Licht scheuen, mittelst tausend Kunststreiche, höhnischer Auslegungen, dreister Aussprüche, pöbelhafter Schimpfreden, falscher Auszüge, gelehrter Zusammenschwörungen den freien Durchbruch kritischer Schriften zu hemmen, behalten um so viel leichter die Oberhand, und ihre Partei ist noch immer an der Anzahl, wie die Gegenpartei nur am Gewichte, überlegen.

Wenn man denn wenigstens Mittel und Wege erfinden könnte, den verderbten Willen in besagten Stücken zu verbessern, die zaghafte Furcht aus dem Wege zu räumen, die Liebe zu dem Wahren anzuflammen und die Großmuth zu dessen Verfechtung in die Herzen zu pflanzen, so würde der Geschmack, wenn der Verstand mit Freiheit wirkte, bald feiner und allgemeiner werden. Wir würden nicht ganze Jahrhunderte nöthig haben, denselben bei uns auf den gewünschten Gipfel der Verbesserung zu erheben. Man hat eine so lange Zeit zu diesem Werke in der ersten Vorrede zu den Critischen Beiträgen in Leipzig gefordert. Es heißt daselbst: „daß mehr als ein Jahrhundert dazu gehöre, wenn ein ganzes Volk aus seiner natürlichen Rauhigkeit gerissen werden soll. Opitz, der einen ganz andern Geschmack bei den Deutschen eingeführt, sei noch nicht hundert Jahre todt, und wir seien mit der Ausführung eines so großen Werkes, als die Verbesserung des Geschmackes der Deutschen ist, kaum bis auf die Hälfte gekommen". Was für eine Langsamkeit schreibt man hier den Deutschen zu, nicht ohne eine heimliche Beschuldigung einer ziemlichen Plumpheit! Lasset uns ein besseres Vertrauen zu der Geistes- und Verstandesfertigkeit unsrer Landsleute haben! Warum sollten wir so viel Jahre zubringen, den Geschmack zu suchen, der doch schon gefunden ist? Die Betrachtungen der Schriften der vortrefflichen ausländischen Scribenten, sowol der alten als der neuen, wohlüberlegte Anmerkungen darüber, wovon sie selbst schon gründliche Lehrbücher geschrieben haben, lehren uns viele Sachen, auf welche das eigne Erfinden den fertigsten Geist sehr langsam und spät geführt hätte; man kann sich in einem Tage

derer Kunst- und Handgriffe bemächtigen, welche den Erfindern viele Jahre Arbeit und Nachsuchen gekostet haben. Wir wollen darum der Hoffnung, diese allgemeine Verbesserung zum Stande gebracht zu sehen, kein solch entferntes Ziel setzen, das weit über unser Leben hinausreichet. Statt die Gemüther durch dergleichen zaghafte Ausrechnungen niederzuschlagen, wollen wir vielmehr unser Bestes thun und dann Andern überlassen, nachzusehen, wie weit wir es gebracht haben.

In dieser Gemüthsverfassung ist man auf das Vorhaben gefallen, unter dem Titel einer Critisch-poetischen Sammlung*) ein Werk anzufangen, in welchem den Scribenten, die zu unsern Zeiten mit Poesie, Wohlredenheit, Kritik, Sprachlehre umgehen, Lob und Tadel nach Verdienen zugetheilet würde; worinnen die Urtheile nicht auf die veränderlichen Empfindungen, die von Vorurtheilen regiert und von Gunst, Furcht, Haß angeschüret werden, sondern auf die beständig gleiche Natur des Menschen und derselben Verhältniß mit den vorgestellten Gegenständen gesetzet wären; wo man ein absonderliches Auge auf die schlimmen Kunstgriffe richtete, die angewendet werden, die Vorurtheile, woraus der elende Geschmack entsteht, bei Kräften zu erhalten und mittelst derselben das Monopolium in der Poesie und Wohlredenheit fortzuführen. Die Schweiz ist zu dergleichen Vorhaben vor andern Ländern bequem. Die Freiheit, die daselbst im Staate regiert, erstrecket ihren nützlichen Einfluß bis in die Schriften, die dadurch einen gewissen Werth der Aufrichtigkeit und der Großmuth bekommen. Die Entfernung dieser Landesgegend von dem Vaterlande der Poeten und Redner und von dem Gebiete Derer, welche sich ihrer aus Liebe oder Haß annehmen; der Vortheil eines Ortes, wo man sie nicht weiter kennt als aus ihren Schriften und die Hochschätzung oder Verachtung derselben allein nach der innerlichen Beschaffenheit formirt, macht uns eine sichere Hoffnung zu unparteiischen Urtheilen. Und da mittelst dieser Sammlung ein Verfasser in den schweizerischen Gebirgen wie in einem Hinterhalte verborgen liegt, verspricht man sich, daß die geschickten Sachsen und Schlesier, die das Elend einiger von ihren berühmtesten Scribenten erkennen, aber durch den Strom des großen Haufens, durch Höflichkeit, durch Freundschaft, durch Schrecken, durch Furcht genöthiget

*) Unter diesem Titel erschiene das Werk in der ersten Ausgabe.

sind, mit dem Munde zu verehren, was sie im Herzen verlachen, diese Gelegenheit ergreifen werden, der Wahrheit Zeugniß zu geben und einigermaßen in der Ferne wieder gut zu machen, was sie in ihrer Heimath verderben. Dadurch können sie die Nachwelt auf das Allergewisseste überzeugen, daß das verderbte Urtheil bei den jetztlebenden Kunstrichtern nicht allgemein ist, sondern, so oft man zu unsern Zeiten von dem üblen Geschmacke der Deutschen redet, eine billige Ausnahme von einer starken und ins Auge fallenden Anzahl gründlicher und vortrefflicher Kenner vorauszusetzen sei.

Man überläßt einem Jeden, seiner Arbeit, die er durch diesen Weg bekannt machen will, eine Form nach seinem Belieben zu geben; doch wird man diejenigen Stücke am Werthesten halten, worinnen der trockene Vortrag der dogmatischen Lehre auf eine muntere Weise belebet wird, und man wird den Scherz allezeit hochachten, der aus der Sache selber hervorfließt und nichts Anders ist als eine kunstreiche Vorstellung des Lächerlichen, das in der Materie enthalten ist und sie in dem wahren Lichte vorstellig macht. Das Gespötte steht vornehmlich Denen wohl an, welche zuerst den Grund der Thorheiten und Fehler, die sie jetzo zum Gelächter machen wollen, durch ernstliche Untersuchungen in verknüpfter Ordnung angezeiget haben. Denn es ist nicht genug, daß es schamroth mache, es muß daneben auch unterrichten. Dergleichen Scherz ist mit den Einfällen eines Lustigmachers, die keinen andern Grund als dessen verkehrte Phantasie haben, gar nicht einerlei.

Neben diesen kritischen, scherzreichen und satirischen Schriften wird man bedacht sein, geschickte Muster in allen Gattungen der Dicht- und Redekunst beidrucken zu lassen, damit man nicht nur Regeln, sondern auch Exempel gebe. Diese werden aus wohlgerathenen Versuchen, aus Entwürfen zu größern Werken, aus Proben und besondern Stücken bestehen, sie seien ursprünglich von einem Deutschen verfertigt oder nur aus einer ausländischen Feder geschickt übersetzet, sie seien bis dahin ungedruckt oder verdienen, da sie schon gedruckt und dennoch aus Nachlässigkeit im Vergessen geblieben sind, an das Licht hervorgezogen zu werden.

Man gedenkt sich mithin den Zaum nicht so kurz zu halten, daß man nicht nach Gelegenheit der Umstände auch solchen Werken oder deren Beurtheilungen einen Platz in dieser Sammlung einräumen werde, welche nach ihrer Hauptabsicht zwar

nicht zu den obengedachten Künsten gehören, die aber in ihrer Ausführung und Abhandlung einen ausnehmenden Grad von Geist, Scharfsinnigkeit und Geschicklichkeit blicken lassen.

Gelingt es also Demjenigen, der die Aufsicht über diese Sammlung auf sich genommen hat, so wird man darinnen nicht bloße Versicherungen von dem Vermögen des Geistes und des Urtheiles, das die Deutschen noch im Verborgenen besitzen und man uns auf unser Wort glauben muß, antreffen, sondern man wird den Beweis dessen im Werke und in der That vor Augen sehen. Werden ihm nur die muntern und verständigen Köpfe Deutschlands mit ihrer Beihilfe einigermaßen an das Rad stehen und ihm die Stärke ihres Geistes und die Richtigkeit ihres Verstandes in vortrefflichen Proben offenbaren und bekannt machen — es sei in poetischen Schriften durch die vielfältige Ausübung ihrer Kunst oder in kritischen Abhandlungen, worinnen die Verschiedenheit der Kunst nach der Verschiedenheit einer besondern Materie in dem Ganzen und in den Stücken, in dem eigenen Lichte ihrer Trefflichkeit an den Tag geleget wird —: so wird solches das beste Mittel sein, Denjenigen, welche unsrer Nation ihres Geschmackes wegen Uebels nachreden, den Mund zu stopfen.

Abhandlung

von den

Schönheiten des epischen Gedichts

„Der Noah“.

1753.

Diese Schrift ist bisher nur einmal gedruckt Zürich, bei David Geßner Gebrüder 1753, mit dem Zusatz auf dem Titel: „Von dem Verfasser des Lehrgedichts ‚Ueber die Natur der Dinge‘“.

Die zahlreichen Fehler in den Wieland'schen Citaten aus dem „Noah“, welche dieser Druck aufweist, haben wir nach der von Wieland benutzten Ausgabe: „Der Noah. In Zwölf Gesängen. Zürich, bey David Geßner, 1752“ verbessert.

Vorbericht.

Es giebt Leute, die in sich selber gute Gründe finden, warum sie gerne von einem jeden Andern glauben, daß er seine Handlungen nach niederträchtigen Grundsätzen, Vorurtheilen oder Affecten bestimme. Sie glauben liebreich genug zu sein, wenn sie ihren Nebenmenschen ihre eigenen Vorzüge mittheilen. Weil es Leuten von dieser Art zu ihren Absichten dienlich sein kann, zu wissen, daß sich der Verfasser dieser Schrift gegenwärtig in Zürich in dem Hause des Dichters des Noah aufhält, so werden sie hiemit versichert, daß hieran kein Zweifel mehr sein könne. Ich stund zwar anfangs an, ob ich nicht meine Kritik, die ich geschrieben hatte, ehe mein gütiges Geschicke mir die nähere Freundschaft des Herrn Bodmer's gegeben, noch vor meiner Reise zu ihm herausgeben sollte. Ich fand aber, daß es sich nicht verlohne, um einiger verdorbener Köpfe und Herzen willen mir das Vergnügen, diesen theuern Freund zu sehen, auch nur einen Tag vorzuenthalten. Indessen versichere ich Alle, die einer solchen Versicherung nöthig haben, daß ich ihnen gar nicht zumuthe, einen Scribenten für unparteiisch zu halten, der des beurtheilten Verfassers Freund ist, der ihn lobet, und was das Aergste ist, an einem Tische mit ihm ißt.

Zürich, den 8. April 1753.

Erster, allgemeinerer Theil.

Vorbereitung des Lesers. Allgemeine Anmerkungen. Betrachtungen über die Handlung des Noah.

Ich unterziehe mich mit vieler Furchtsamkeit der Ausführung des kühnen Vorhabens, eine Beurtheilung des Noah zu versuchen. Die Ursachen dieser billigen Schüchternheit sind theils in diesem vortrefflichen Werke selbst, theils in mir. Nach meiner Einsicht nimmt der Noah unter den Werken, die der menschliche Geist hervorgebracht hat, eine der obersten Stellen ein. Ein Gedicht von dieser Art muß von einem Jeden, der durch seine Unwissenheit oder Unbescheidenheit nicht eine elende Blöße verrathen will, mit Ehrfurcht, mit Lehrbegierde, mit behutsamer Aufmerksamkeit und Mißtrauen in sich selbst gelesen werden. Es ist schon schwer, seine Vortrefflichkeiten in ihrem rechten Lichte und Verhältniß zeigen zu wollen, und es ist noch schwerer, seine Mängel und Fehler aufzudecken. Die Beispiele, die mir die Geschichte der Gelehrten häufig giebt, wie übel die fertigen Herren angelaufen, welche sich ohne innerlichen Beruf an einen Homer oder Milton, an einen Plato oder Leibniz gemacht und solche außerordentliche und erhabne Geister mit einer Kühnheit beurtheilt haben, welche in richtig sehenden Augen einen großen Grad der Narrheit anzeigt: diese Beispiele müssen einen Jeden witzigen, der sich einkommen läßt, die Werke der vortrefflichsten unter den Menschen mit kritischen Augen zu besehen. Indessen würde mich diese Betrachtung in meinem Vorhaben wenig furchtsam machen, da ich mir bewußt bin, daß ich weder von der Fähigkeit, die Miene eines großen Geistes in seinen Werken zu erkennen, noch der Achtung, die man solchen schuldig ist, so sehr verlassen bin, daß ich mich in diesem Stück merklich vergehen könnte. Allein die Erkenntniß meiner selbst ist mir ein viel größerer Grund zu der Furchtsamkeit, von der ich mit meinen Lesern rede. Weder meine Belesenheit in den vortrefflichsten Schrif-

ten jeder Art noch meine kritischen Einsichten rechtfertigen mich zu meinem Vorhaben; und diese geringe Geschicklichkeit, welche ich nothwendig gestehen muß, wird die Ursache sein, daß ich viele Schönheiten des unschätzbaren Noah entweder gar übersehen oder doch nicht von der rechten Seite ansehen, daß ich Manches hie und da tadeln werde, was viel mehr einen Mangel meiner Erkenntniß als einen Fehler des Dichters anzeigt, und endlich, daß ich auch vielleicht wirkliche Fehler, von welchen die menschliche Natur ihre schönsten Schöpfungen nicht befreien kann, unbemerkt lassen werde, weil sie mir nicht in die Augen gefallen; es mag nun dieses alsdann daher kommen, weil mir einige Regeln der Schönheit und Häßlichkeit unbekannt gewesen, oder weil mich eine große Menge der vortrefflichsten Schönheiten von allerlei Arten meiner Gemüthsbeschaffenheit nach zu stark gerührt, als daß ich wenige kleine Fehler hätte anmerken können. Nach dem, was ich bisher gesagt, sehe ich dies zum Voraus, daß ich dieses Mißtrauen gegen mich auch einigen und vielleicht den meisten meiner Leser mitgetheilet haben werde. Sie werden mich fragen, was mich bei so gestalten Sachen getrieben, eine Beurtheilung eines Werks zu schreiben, bei der ich mich und meine Leser in so manchfaltige Gefahr setze; und ob ich nicht zum Mindsten theils durch meine kleine Geschicklichkeit, theils durch meine Ehrfurcht, welche einigen großherzigen Jünglingen sehr lustig vorkommen wird, in die Gefahr oder wenigstens in den Verdacht setze, ein ebenso großer Schmeichler und ungeschickter Lobredner zu sein, als Magny durch Unwissenheit und Unverschämtheit ein boshafter Tadler und beweinenswürdiger Kritikus des göttlichen Milton gewesen. Auf Beides will ich antworten und damit diesen vielleicht zu großen Eingang beschließen. Die oft wiederholte Lesung des Noah hat mich mit so vielen vortrefflichen und heilsamen Empfindungen seiner ungemeinen Schönheiten angefüllet, daß ich glaubte, ich würde ein nützliches Geschäft thun, wenn ich diese aufschreiben und mit beifälligen Anmerkungen und Betrachtungen erweitern würde. Vielleicht, glaubte ich, könnte eine solche Arbeit dazu dienen, Viele zur Lesung dieses vortrefflichen Gedichtes zu ermuntern, Vielen Schönheiten oder wenigstens Quellen derselben zu zeigen, die sie entweder gar nicht oder nicht genugsam gesehen, Vielen darzuthun, daß sie aus Mangel richtiger Einsicht Schönheiten für Fehler gehalten oder Mißtritte und Sprünge da

zu finden vermeint, wo Ordnung und Zusammenhang ist. Endlich würde ich vielleicht durch meinen sehr unvollkommenen Versuch geschicktere und aufgeklärtere Köpfe bewegen, den Noah vollständiger und gründlicher zu beurtheilen und zugleich meine Fehler zu verbessern. Diese Absichten stellte ich mir vor, sie bewegten mich, ernsthafter an meinen Vorsatz zu gedenken, und ich gerieth alsdann bald auf den Gedanken, meiner Schrift die Gestalt zu geben, die sie gegenwärtig hat. Was aber das Andere betrifft, das vielleicht Einige besorgen, Andere aber aus Gründen, denen die Noth und die Bosheit eine Farbe anstreichen kann, mit Freuden vorgeben werden, so wird die Ausführung deutlich beweisen, daß ich von Schmeicheleien so entfernt als von Unverschämtheit sei. So ehrwürdig und groß erhabne Geister in meinen Augen sind, so sind sie mir doch nicht groß genug, daß ich um ihrentwillen mich kleiner machen sollte, als die Natur wollte, daß ich wäre; und wenn ich den Verfasser des Noah aus seinem vortrefflichen Werk recht kenne, so würde er der Erste sein, der einen Schmeichler verachtete und einen billigen Unwillen empfände, sich von ihm geschändet zu sehen. Ich würde zu großem Vergnügen meiner Eigenliebe diese demüthigende Verwahrung unterlassen haben, wenn es nicht gewisse Originale in Deutschland gäbe, welche nur sich selbst und Ihresgleichen gerecht zu sein erlauben, alle Andern aber für Schmeichler und Phantasten zu erklären für gut befinden, die denjenigen Männern und Schriften die verdiente Hochachtung zuerkennen, welche willkürlich zu verachten jene Herren Gründe genug mit sich herumtragen.

Ich habe dieses voraussetzen müssen, um meine Leser mit mir selbst und meinem Vorhaben bekannter zu machen. Ich füge nun einige Betrachtungen hinzu, welche das Werk, von dem ich einen kritischen Auszug gebe, selbst betreffen. Ohne Zweifel wird erst die Nachwelt und vielleicht ein noch fernes Weltalter die Würde des Noah bestimmen und ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche er von der jetzigen Zeit kaum mit besserem Rechte erwarten kann, als Homer von seinen ungeschliffenen und geschmacklosen Zeitgenossen sich die Einsicht und den Beifall versprechen konnte, mit welchen Aristoteles und die folgenden Jahrhunderte den Werth seiner unsterblichen Werke auf einen festen Punkt gesetzt haben. Ich wünsche von Herzen, daß ich mich in dieser unangenehmen Meinung betrogen haben möge; allein bei einiger Kenntniß des jetzigen

Zustands der deutschen Welt ist eine solche Kleinmüthigkeit ziemlich billig. Wenn jemals Gedichte geschrieben worden sind, die einen heitern und freien Geist, einen natürlichen, unverdorbenen Geschmack und ein zärtliches Herz von ihren Lesern verlangen, so ist es Das verlorne Paradies und Der Noah; so sind es diese edle Einfalt, diese ungekünstelte Schönheit, zwei unzertrennliche Begleiterinnen der Natur, diese erhabnen und seltenen Charaktere und großen Gesinnungen, welche beiden Werken eigen, und wenn ich meiner Empfindung und Einsicht trauen darf, im Noah am Vorzüglichsten sind. Der Noah wird also unter den wenigen Werken sein, welche nur Wenigen recht gefallen, und welche Allen gefallen würden, wenn Alle menschlich und edel wären. Wer beim Anblick einer wild-anmuthigen Landschaft ungerührt bleiben kann; wer die Sonne untergehen sehen kann, ohne eine angenehme Aufwallung in seinem Herzen zu fühlen; wer eine unschuldige Schöne ohne die seligen Empfindungen einer reinen und redlichen Gewogenheit ansehen kann: der wird kalt beim Milton bleiben und über dem Noah einschlafen. Ich sehe zum Voraus, daß es diesem an so unerwünschten Lesern nicht fehlen wird; ich sehe aber auch, daß solchen Uebelsehenden nicht wohl zu helfen ist, und daß man bei den Meisten eine undankbare Mühe anwenden würde, wenn man ihre Bekehrung versuchte. Ich hoffe daher von den Freunden des Noah, daß sie gelassen zusehen werden, wenn die Erzväter der Dummheit oder ihre getreuen Waffenträger mit ihm so verfahren werden, wie sie dem Verlornen Paradies und der Messiade thun; und daß sie lieber durch Entwicklung der Schönheiten dieses Gedichts den Geschmack der Deutschen reizen, als sich mit Zurechtweisung der Thoren bemühen werden, welche eben deswegen unheilbar sind, weil sie gesund zu sein wähnen.

Es ist mir eine recht angenehme Vorstellung, wenn ich mich in Gedanken in ein künftiges Weltalter versetze und mir einbilde, aus was für einem Gesichtspunkt man in tausend Jahren, wenn die Erde diese noch erlebt, den Noah ansehen wird. Vielleicht daß alsdann Deutschland nicht viel besser ist, als es vor zweitausend Jahren war, eine ungebaute Wildniß, eine Wohnung der Bären und Luchse oder auch der Schauplatz des Aberglaubens eines andern Mahommed. Vielleicht sind alsdann die Wissenschaften und Künste zu den Tartarn gezogen, welche jetzt, gegen uns gerechnet, wenig Menschliches

haben, alsdann aber in dem blühendsten Zustand in irgend einer Republik oder unter einem asiatischen Ludwig leben werden. Was wird von den unzählbaren Schriften, womit so viele tausend Büchersäle angefüllt sind, alsdann übrig sein? Was wird aus unsern Scribenten, aus unsern neuesten Dunsen und Doctoribus resolutissimis werden? Leibniz wird alsdann nicht bekannter sein, als jetzt Plato ist, und der Messias und der Noah werden von Wenigen in ihre Ewigkeit begleitet werden. Die Namen, welche Jedermann einfallen werden, ohne daß ich mir die Mühe gebe, sie zu nennen, werden sie bekannter sein, als jetzt Bavius und Mävius sind? oder wird man viel Rühmlichers von ihnen wissen, als was uns Virgil und Horaz von diesen Herren aufbehalten haben? Wie ehrwürdig wird zu einer solchen Zeit unser Noah sein! Welch einen Begriff wird man von unsern Zeiten bekommen, wenn man sie nach ihm schätzt! Ich will aber noch einen andern Fall setzen. Wie, wenn dieses Werk das einzige wäre, das von unsrer Zeit in dieser eingebildeten Zukunft übrig bliebe, so wie Homer's Schriften die einzigen Urkunden sind, die uns das Alterthum seiner Zeit gelassen hat? In diesem Falle würde man aus diesem einzigen Werke einen sehr deutlichen Begriff von dem Zustande der Wissenschaften und Völker unsrer Zeit ziehen können, da dieses Gedicht mit der schönsten Blüthe der gesunden Philosophie angefüllt ist und überall die Merkmale und den Charakter unserer erleuchteten und in Absicht der Künste und Wissenschaften vollkommnern Tage trägt.

Von der Handlung im Noah.

Ich habe mir vorgenommen, in dieser Schrift so wenig mit den Verderbern des Geschmacks zu thun zu haben, als möglich ist. Ich werde mich daher in keine weitläuftige Widerlegung Derjenigen einlassen, welche alle andern großen Männer für unfähig halten, die Hauptpersonen einer Epopöe abzugeben, als Diejenigen, die Helden waren und würgten. Ein episches Gedicht ist überhaupt ein poetisches Gemälde einer wichtigen Begebenheit, welches den Endzweck hat, durch die Manchfaltigkeit wohl nachgeahmter Charakter, durch erhabne Thaten und große Gesinnungen und durch Belohnung der Tugend

und Bestrafung der Laster die Leser vermittelst der Wirkung auf ihre Einbildung und Leidenschaften mit Empfindungen der Natur und den erhabnen Meinungen der Tugend anzufüllen. Zu diesem letzten Zweck muß Alles in einem epischen Gedichte übereinstimmen. Eben deswegen muß die Handlung wichtig und ungemein sein, weil die Eindrücke von alltäglichen und geringen Begebenheiten weder lebhaft noch nützlich sind; sie muß einfach sein, damit des Lesers Aufmerksamkeit und Gemüthsbewegung nicht zerstreut und ermüdet werde. Diese Einheit, welche den Malern und Poeten vorgeschrieben ist, ist die Seele einer jeden Handlung, sie mag nun groß und heroisch sein wie die Epopöe, oder aus einer kleinern Sphäre wie die Erzählungen im besonderen Verstande. Sie erhält das Auge des Lesers beständig auf die Hauptstücke gerichtet, durch welche die größten Bewegungen in unsrer Seele sollen hervorgebracht werden. Man siehet aus diesem kurzen Begriff, den ich von dem epischen Gedichte gegeben habe, welche Handlungen fähig sind, den Stoff zu demselben zu geben, nämlich alle wichtigen Begebenheiten, die für die Menschen interessant und geschickt sind, den sittlichen Endzweck zu erreichen, den der epische Dichter sich vorsetzt. Durch diesen aus der Natur der Sache hergeholten Begriff fallen all die willkürlichen Einschränkungen weg, in welche gewisse ungeweihte Kunstrichter das epische Gedicht zwängen wollen, welche alle Helden, die nicht würgten, aus demselben ausschließen, und deren größte Einwendung gegen den Noah sein wird, daß er nicht Achilles oder Aeneas ist. Nach meinem Begriff haben eben diese Werke keinen wichtigern Fehler, als daß ihre Helden in den Augen eines rechtschaffenen und weisen Mannes sehr klein sind. Wenn Der ein Held ist, der ein Menschenfreund, ein Nachahmer der Gottheit, ein Weiser ist, wie wenig ist Achilles ein Held! Indessen würde ich ebenso sehr fehlen als diese Critici, die ich tadle, wenn ich alle Helden von dem epischen Gedichte entfernen wollte, deren Tugend nicht so heroisch und göttlich ist als des Noah. Jeder außerordentliche Charakter, gesetzt auch, daß er mit vielen schlimmen Zusätzen vermischt wäre, ist in ein Heldengedicht geschickt. Genug, daß die Materie desselben desto vortrefflicher, je größer der Held ist.

Die Handlung im Noah ist keine geringere als die Rettung des ganzen Menschengeschlechts in der wundervollen Erhaltung einer einzigen heiligen Familie aus einer ganzen

Welt voll Sünder, welche in der Sündfluth starben. Man braucht nur wenig zu wissen, um zu sehen, welch einen Vorzug dieses Gedicht in der Absicht des Gegenstandes vor den allermeisten Heldengedichten behauptet. Wie unendlich wichtiger ist der Zorn des Allerhöchsten und seine Gnade in Rettung der wenigen Gerechten als der Zorn des Achilles und seine Wiederversöhnung mit dem griechischen Lager! Wie viel würdiger unsrer Aufmerksamkeit sind die Begebenheiten der heiligen Familie, von der wir und alle Geschlechter der Menschen den Ursprung haben, als die Herumschweifungen und Abenteuer des Ulysses! Und wenn es ein Vorzug eines epischen Gedichtes ist, daß es die Leser interessiren soll, so daß sie es als keine fremde und sie nichts angehende Sache ansehen, sondern an den Thaten und Schicksalen der Hauptpersonen derselben vielen Antheil nehmen, so hat der Noah auch hierin mit dem Verlornen Paradies einen großen Vorzug gemein. Die Handlung der Aeneis gehet vornehmlich die Römer an, da der Held für den Stammvater des Julischen Geschlechts und den Stifter ihres Staates gehalten wurde. Die Handlung des Gottfried's ist schon von weiterem Umfang. Alle Christen müssen einen größern Antheil an der Wiedereroberung desjenigen Landes nehmen, welches der Stifter ihrer Religion durch seine Geburt, Leben und Tod heilig gemacht, und das durch die Unterwerfung unter die Ungläubigen entweihet worden. Der Leonidas ist weniger als die beiden eingeschränkt, weil alle Freunde der Freiheit sich gedrungen fühlen, dem Helden und seinen erhabenen Nacheiferern eine besondere Hochachtung und Liebe zu widmen. Allein vor allen diesen hat der Noah den Vorzug, daß man weiter nichts als ein Mensch zu sein braucht, um den größten Antheil an ihm zu nehmen. Doch ich will mich nicht länger bei diesem Punkt aufhalten, der in meinen Augen was sehr Geringes ist. Der Zweck eines jeden Heldengedichts soll sein, uns zu den erhabensten Tugenden zu reizen. Dieser Zweck ist für jeden Menschen interessant, und ein Tugendhafter und Weiser ist mein Freund und mein Muster, er mag ein Antediluvianer oder ein Jetztlebender, ein Grieche oder ein Franzos, ein Mensch oder gar ein Engel sein.

Wenn die Einheit, welche von einem epischen Gedichte erfordert wird, so viel heißen soll, als daß der Grund der Erzählung eine einzige Begebenheit sein soll; daß der Lauf

der Erzählung durch keine unnöthigen, mit dem Ganzen übel zusammenhängenden und dem Leser, der die Hauptsache vor Augen hat, gleichgiltigen Ausschweifungen oder Einschiebsel unterbrochen werden soll; daß die wichtigsten Personen der Handlung sowol als der Hauptpunkt, auf den Alles ankommt, in dem größten Lichte gezeiget werden und sich vor allen andern Stücken des Gedichts herausnehmen soll: so besitzt der Noah diese Vollkommenheit in einem ausnehmenden Grade, und dieses ist so augenscheinlich, daß die Einwendungen, die man gegen ihn machen wird, gewiß nicht von dieser Seite herkommen werden. Das größte und schönste Stück, mit welchem der Dichter seine Erzählung anfänget, die Entdeckung des Sipha, und was daraus entspringt, ist keine Zwischenfabel, sondern ein Hauptstück der ganzen Erzählung. Sipha und seine Töchter gehörten zu der heiligen Familie, die Gott von den Sündern abgesondert in den paradiesischen Berg eingeschlossen hatte; sie waren nur eine Zeit lang von einander abgesondert, um sich mit desto größerer Empfindung ihrer Seligkeit wieder zu vereinigen. Diese Absonderung hatte zugleich einen Einfluß in die Charaktere der Söhne des Noah's und der Töchter des Sipha, der sie ungemeiner und merkwürdiger macht, wie wir im Folgenden sehen werden. Ihre Vereinigung aber war unentbehrlich, weil ohne dieselbe die Rettung des Menschengeschlechts, als das Hauptstück der Handlung, nicht hätte können bewerkstelliget werden. Alle übrigen Begebenheiten fallen auf das Natürlichste aus einander oder sind mit so großer Geschicklichkeit erdichtet und in das Ganze eingefüget, daß man Zusammenhang und Wahrscheinlichkeit nirgends vermissen wird. Es hat in der That eine ungemeine Scharfsinnigkeit und Richtigkeit der Urtheilskraft dazu gehört, den großen Umfang der Zeit, die die Handlung einnimmt, mit so vielem Leben und Thun anzufüllen, da die Fabel an sich sehr einfältig ist. Uebrigens überlasse ich es Andern, die Dauer der Handlung im Noah auszumessen oder ein Sittensprüchlein aus demselben zu ziehen, welche einige Kunstrichter für ein wesentliches Stück des Heldengedichtes halten. Diejenigen, mit denen ich glaube, daß die natürliche Ausbildung merkwürdiger Gemüthsgestalten die Hauptsache des epischen Gedichts sei, werden mir diese kleine Mühe gerne schenken, zumal bei einem Werke, das vornehmlich seines sittlichen Charakters wegen unschätzbar ist, und

— quid sit pulchrum, quid turpe, quid utile, quid non,
Plenius et melius Chrysippo et Crantore dicit.

Von den Charaktern.

Die Charakter, welche in einem epischen Gedichte durch Handlungen, Reden, Gemüthsbewegungen und dergleichen ausgedrückt werden, sind die Seele eines epischen Gedichts. Sowol in der Erfindung und Wahl derselben als in ihrer guten Ausführung bestehet die höchste Vollkommenheit dieser Art von Gedichten. Ich will mich bemühen, in diesem Abschnitte meinen Lesern begreiflich zu machen, daß der Noah in diesem Stücke den vollkommensten epischen Werken an die Seite zu setzen sei. Ich verstehe unter den Charaktern die besonderen Gemüthsgestalten, wodurch sich einzelne und in der Handlung wichtige Personen von einander unterscheiden, und welche der Poet durch diese Handlung in ihr hellstes Licht setzen und in allerhand Umständen und Verhältnissen zeigen will.

Es hat aber außer diesem besondern Charakter ein episches Gedicht einen gewissen allgemeinen, welcher alle die Bestimmungen in sich begreift, die das Wort von den Umständen der Zeit, des Orts u. s. w. erhält, und deren richtige Beobachtung großen Einfluß in die Wahrscheinlichkeit des Gedichtes hat. So wäre es z. E. ein elender Fehler gegen diesen allgemeinen Charakter, wenn Jemand in einem Gedichte auf den Hermann, den Herzogen der alten Deutschen zu Augustus' Zeiten, eine prächtige Hofstatt und Schlösser nach der römischen Baukunst geben wollte. Man hat auch in dem Noah dergleichen Fehler finden wollen; man hat aber nicht überlegt, wie es scheint, daß es nicht so leicht ist, dem Dichter hierin Unwahrscheinlichkeiten aufzubürden, da wir von der Geschichte der Antediluvianer nur wenige allgemeine Nachrichten haben; da hingegen ein Dichter, der seine Fabel aus neuern und historischen Zeiten nimmt, viel mehr eingeschränkt und der historischen Wahrheit verpflichtet ist. Der Haupteinwurf, den man dem Noah gemacht, betrifft die Gleichförmigkeit, welche die Charakter und Geschichten einiger antediluvianischer Völker mit den Charaktern und Geschichten viel jüngerer Nationen haben. Dieses findet man unwahrscheinlich oder doch nicht geschickt genug. Man wird verdrießlich, sagen Einige, wenn man schon vor der Sündfluth einen Mahommed, eine Parisische Bluthochzeit, ein Sybaris findet. Wir hoffen neue Völker, neue Sitten zu sehen, und man zeigt uns

Spanier, Franzosen, Amerikaner u. s. w. — Das Wunderlichste ist, daß dergleichen Einwendungen nicht blos von Leuten ohne Ueberlegung kommen, sondern daß sich auch vernünftige Leser durch diese Aehnlichkeit beleidigt gefunden. Diese letztern haben hier nichts Weiteres von mir zu erwarten, als was sie sich selbst hätten antworten können, wenn sie vielleicht Muße oder Lust gehabt hätten, der Sache nachzudenken, oder wenn sie ihren Urtheilen, wie ich zu thun pflege, das allgemeine Gesetz vorgeschrieben hätten, daß man viel eher sich selbst einer Kurzsichtigkeit oder Uebereilung als einen großen Geist eines leicht vermeidlichen Fehlers beschuldigen soll. Ich habe zwar an etlichen Orten der besondern Abhandlung verschiedenes hieher Gehöriges beigebracht, und der Dichter selbst hat durch Sem im II. Gesang dem zweifelreichen Cham so viel antworten lassen, als auf dergleichen Einwürfe nöthig wäre. Inzwischen mag es doch nicht überflüssig sein, wenn ich meine Gedanken hier zusammenfasse und zeige, daß der Dichter nicht nur hinlängliche Ursachen gehabt habe, die Nationen, die in der Sündfluth umkommen, so zu charakterisiren, wie er gethan hat, sondern auch, daß er unfehlbar tief ins Unglaubliche und Abenteuerliche hineingesunken wäre, wenn er sie hätte anders machen wollen. — Man hat vielen Grund zu glauben, daß, wenn jetzo alle Menschen bis auf eine einzige kleine Familie vertilgt würden, in weniger als zweitausend Jahren wieder Nationen blühen würden, welche nach Beschaffenheit des Erdstrichs, den sie bewohnten, mit den heutigen viele Aehnlichkeit hätten. Die Menschen sind in gewissen wesentlichen Stücken alle einander gleich. Wäre der Erdboden allenthalben gleich; könnte die ganze bewohnte Erde von einer gleich reinen und warmen Luft umflossen werden; wären die Nahrungsmittel allenthalben einerlei: so ist, wie ich glaube, ausgemacht, daß kein Unterschied zwischen einem Schweden und Franzosen, einem Engländer und Italiener, einem Canader und Mohren sein würde. Nichtsdestoweniger aber würde der Individualunterschied unter diesen sonst so ähnlichen Menschen einige den andern auf eine merkliche Art ähnlicher machen als den übrigen. — Es ist also richtig, daß Menschen, die vor der Sündfluth gewisse Erdgegenden bewohnt haben, mit denenjenigen viele Aehnlichkeit haben mußten, welche jetzo unter den gleichen oder ähnlichen Himmelsstrichen leben. Setzet eine Familie von Bergschotten in irgend eine wollüstige Gegend von

Arabien und fraget nach hundert Jahren, wie viel Spuren ihres alten Naturells zurückgeblieben! Diese allgemeine Regel der Natur hat den Dichter in die Nothwendigkeit gesetzt, überhaupt gewissen antediluvianischen Völkern mit gewissen neuern in Absicht der Sitten und der Lebensart viel Aehnlichkeit zu geben; und eben diese Regel erlaubte ihm, auch diese Aehnlichkeit bis auf besondere Geschichten zu treiben, weil die Begebenheiten einer Nation größtentheils aus ihrem Charakter oder Gemüthsart einzelner Personen in derselben entspringen. Man wird mir zugeben, daß z. E. Mahommed unter allen Menschen einige habe, die ihm ungemein ähnlich sind. Wenn nun der Dichter einen von diesen in eine Nation setzte, welche mit den Arabern viel Gleiches hat, war es nicht ganz natürlich, daß dieser Mensch, der wie Mahommed denkt und in ähnlichen äußerlichen Umständen lebt, auch in Unternehmungen und Zufällen ihm gleichen werde? Ist ein antediluvianischer Mahommed unwahrscheinlich, was sollen wir von den Geschichtschreibern sagen, von denen wir mehrere Lykurge, mehrere Alexander und Auguste finden? Es ist wahr, der Dichter hätte diese genaueren Aehnlichkeiten vermeiden können, wenn er nur mit seichten Tritten über die Charakter der Völker weggeschlüpft wäre. Aber so hätte er sich ohne die geringste begreifliche Ursache der schönsten Gelegenheit beraubt, die Laster und Vorurtheile der jetzigen Welt in den Antediluvianern nach dem Leben zu malen und gewissen häßlichen Originalen, die noch immer ungestraft die Erde belästigen, in einem andern Weltalter die Larve oder die Majestät abzuziehen und sie ihrer verdienten Strafe zu übergeben. Seine Vorwelt ist eine lebhafte Satire auf die jetzige. Ich begreife nicht, wie man es sich selbst verbergen kann, daß dieses eine der größten Schönheiten des Werkes ist. — Und gesetzt, der Dichter hätte Bösewichter und Thoren erfinden können, die mit den neuern keine oder sehr wenig Aehnlichkeit hätten, was würden uns seine Gemälde genützt haben? Er würde in selbigem Falle blos unserm Vorwitz gedient haben, und jetzo unterrichtet, strafet und bessert er uns. Jedoch man würde viel zu bequem oder freigebig sein, wenn man zugeben wollte, es sei möglich gewesen, eine ziemliche Anzahl Völker aus jenen dunkeln Zeiten zu charakterisiren, ohne entweder den Tadel zu verdienen, womit man unsern Dichter ohne Grund belegt, oder in das Ausschweifende und Lächerliche zu verfallen. Ich werde

in diesem Gedanken bestärkt, wenn ich nach einer langen Bemühung, Nationalcharakter oder Laster ausfindig zu machen, zu denen mir die Geschichte kein Original geben könne, meine Erfindungskraft ganz und gar unfruchtbar finde. Ich wünsche daher, daß die Herren, denen die Masiten, Noditen, Luditen u. s. f. nicht gefallen, uns nur mit kleinen Entwürfen beschenken wollten, wie sie diese Völker gestaltet haben würden. Uebrigens weiset der Augenschein, daß der Poet allen diesen Völkern gerade so viel Eigenes und von ihren neuen Ebenbildern Verschiedenes beigelegt habe, als diese Wahrscheinlichkeit begehrte. Ja, man kann sagen, daß er in dem Charakter der Chusiten, der Calmuner, der Giganten wirklich dasjenige gethan habe, was gewisse Richter ohne Grund zu einer allgemeinen Regel machen wollen. Ich zweifle, ob irgend eine Geschichte einen Tydor oder ein so wollüstiges Volk als die Bewohner von Calmuna oder Balharan sind, aufzuweisen habe. Gesetzt aber, ich irre hierin, so war es doch nicht möglich, größere Unmenschen als Tydor oder Dagon, oder viehischere Wollüstlinge als die Luditen zu ersinnen. Und es war auch nicht nöthig. Es ist besser, den Menschen neue Tugenden als neue Laster bekannt machen.

Ich komme nun zu denenjenigen Charaktern, deren genaue Ausbildung in diesem Gedichte eigentlich der Hauptzweck war, und auf die sich alles Uebrige beziehet. Diese müssen sich in dem epischen Gedichte so vortrefflich ausnehmen, daß sie sich unserer Aufmerksamkeit vornehmlich bemächtigen, ebenso wie die größte Vollkommenheit eines historischen Gemäldes ist, daß die wichtigsten Figuren vor allen andern die Augen des Beschauers an sich ziehen und ihm nicht erlauben, bei Nebendingen zu verweilen, welche entweder blos um jener willen da sind oder doch ihre Schönheit zu erhöhen dienen. Es ist kein episches Gedicht bekannt, welches den Noah in diesen wesentlichen Vollkommenheiten, in der Vortrefflichkeit und Verschiedenheit der Charakter und in der geschicktesten Ausbildung derselben überträfe. Ein ungemeiner Vorzug dieser Charakter ist ihre Neuheit. Wir werden in der Familie des Noah mit ganz besondern Menschen bekannt gemacht. Weder ihre Denkart noch Lebensart ist der heutigen in der Welt angenommenen ähnlich. Sie sind der Natur getreu, sie leben nach den Absichten des Schöpfers, sie wissen nichts von den falschen Begriffen, von den Thorheiten, vom Zwang des willkürlichen

Wohlstandes, am Allerwenigsten von den Lastern, welche jetzt über die Menschen herrschen. Dieses, was ihnen allen gemein ist, macht sie schon sehr sonderbar und unserer Neubegierde und Aufmerksamkeit würdig. Aber der Dichter hat sie noch näher bestimmt. Wir finden drei Mädchen und drei Jünglinge, welche fern von dem Umgange mit der Welt, in der Einsamkeit und einander verborgen, von der Vorsicht für einander bestimmt waren, und in deren Neigungen und Sitten wir ungekünstelte Unschuld und Einfalt, Empfindungen der Natur und die liebenswürdigste Tugend sehen, welches gewiß für empfindliche und wohlgebildete Seelen entzückende Gegenstände sind. Der Dichter eröffnet uns das Innerste ihrer Herzen; wir werden Vertraute ihrer geheimsten Begierden, und wir finden sie Alle edel. Aber auch diese drei Schwestern und Brüder sind wieder so wohl von einander unterschieden, daß ein Jedes auf eine ihm eigene Art liebenswürdig ist, ob sie gleich Alle edelmüthig und voll Unschuld sind. Und diese vortrefflichen Personen machen zusammen eine Familie aus, in welcher wir alle die Tugenden herrschen sehen, durch welche diese Art der Gesellschaft glücklich wird. Der Charakter, den der Poet einer jeden gegeben hat, ist in allen ihren Reden, Affecten und Thaten so sichtbar, daß man uns nicht anzuzeigen nöthig hat, ob Thamar, Japhet oder Debora u. s. w. dieses oder jenes gethan habe. Der Leser müßte von allem Witz verlassen sein, wenn er nicht fähig wäre, ohne daß es ihm der Poet sagte, zu sehen, daß es Cham sei, der Einwendungen gegen den Traum Japhet's und der Thamar macht. Wie leicht ist es, aus dem bloßen Tour der Empfindungen zu schließen, was auf der 406. Seite von Debora, Thamar oder Kerenhapuch gesagt wird! Ich will mich bemühen, von den merkwürdigsten dieser Charakter kleine Entwürfe zu machen, welche das Wesentliche derselben enthalten, von dem alles Uebrige bloße Ausbildungen oder Modificationen sind, die sich nach äußern Umständen richten. Noah und Sipha zeigen sich uns als gottselige und weise Patriarchen und zugleich als die zärtlichsten Freunde in der ehrwürdigsten Beschaffenheit, deren die menschliche Natur fähig ist. Und doch ist eine so merkliche Verschiedenheit unter ihnen, daß man gar nicht sagen kann, Sipha sei nur Noah unter einem andern Namen. Eine erhabne Weisheit, die mit der sanftesten Leutseligkeit vereiniget ist, dieses machet, wie ich glaube, den Charakter des Sipha

aus, so wie eine ungemeine Stärke des Gemüths dasjenige ist, was Noah vor seinem Freunde vorzüglich besitzt.

„Den wird gewiß die Weisheit in ihrem menschlichsten Glanze
Nicht zur Bewundrung ziehn, den Bodmer's Sipha nicht rühret."

Ist es möglich, ein Paar zu erfinden, welches würdiger wäre, anstatt Adam und Eva das Paradies zu bewohnen, als Mehetabeel und Sipha? Kann eine weisere Liebe, eine edlere Zärtlichkeit sein als die Liebe Sipha's und seiner würdigen Freundin? Wie liebreich ist das Herz dieses Weisen, daß er seine Gattin zu seiner Mitschülerin in dem göttlichen Buche der Natur macht, und wie vortrefflich mußte Mehetabeel sein, da sie eine solche Liebe verdienen konnte! Der Poet hat uns an seinen Personen alles das Reizende und Wünschenswürdige gezeigt, dessen die Verhältnisse der Eheleute, der Eltern und Geschwister fähig sind. Er zeiget uns, wie glücklich wir durch Unschuld und die einfältige Natur sein könnten, und was für eine Würde, was für Vergnügen in den Verbindungen ist, welche von den jetzigen Menschen so wenig geachtet worden, kurz, was für Seligkeiten die Gottheit unmittelbar mit der Ausübung unserer Pflichten verbunden hat. — Doch die meiste Kunst hat der Poet in Erfindung und Ausführung der Charakter der drei Söhne des Noah und der drei Töchter des Sipha angebracht. Denn er hat nicht nur einem jeden der Brüder und einer jeden der Schwestern eine von den andern merklich verschiedene Gemüthsart gegeben, sondern auch eine so artige Verhältniß zwischen den Charaktern der Mädchen und Jünglinge gefunden, daß Debora sich am Besten für Sem, Thamar für Cham und Kerenhapuch für Japhet schickte. Von den drei Mädchen weiß ich kein kürzeres und richtigeres Bild zu machen als mit einer Stelle des Thomson:

„Lang und ansehnlich hoch war Sacharissa,
Erhaben, stolz, wie auf des Ida Gipfel
Die Schwester und Gemahlin Jovis glänzte.
Der Pallas Ebenbild schien Musidora,
Gesetzt, von sanften Blicken, an sich ziehend.
Das macht, daß ihr nicht leicht ein Herz entrinnt.
Mithin war Amorett der Venus gleich,
In niedlich lächelnd Rosenroth geschmückt,
Und übergoß mit Süßigkeit die Sinne."

Debora ist eine ernsthafte Schöne, welche das edelste Herz und der erhabenste Schwung der Gottesfurcht des Sem's wür-

dig macht. Thamar ist voll Zärtlichkeit, Anmuth und sanftem Wesen, und Kerenhapuch hat sowol an ihrer Person als an ihrer Seele Alles, womit die Morgenröthe sich öffnender Reizungen einnehmen kann. Sie entzückt, indem Thamar die Herzen mit sanften Banden an sich zieht und Debora Ehrfurcht einflößet. Ich habe in der Beurtheilung der einzelnen Gesänge so genau darauf Acht gegeben, wie der Poet die Charakter dieser vortrefflichen Frauenspersonen bei allen Gelegenheiten bis in den kleinsten Umständen sichtbar macht, daß ich hier weiter nichts davon zu sagen habe. Auf eben diese Weise habe ich gezeigt, daß sich Sem beständig durch gottseligen Ernst, Weisheit und Sanftmuth sowie Cham durch Scharfsinn und Freimüthigkeit und Japhet durch eine lebhafte Gemüthsart und das zärtlichste Herz unterscheidet. Wie die Siphaitinnen jede eine der schönsten Eigenschaften ihrer Mutter, die Frömmigkeit, Sanftmuth und das reizende Wesen, in vorzüglichem Maße besaßen, nach der Anmerkung der Milca im III. Gesang, so findet Sipha in jedem der Söhne Noah's eine von seinen Vollkommenheiten in hellerm Lichte:

„Drei besondere Gaben von Noah's blühenden Jahren
Werden in seinen Söhnen mir sichtbar vor Augen gestellet:
In Sem sein sanfter Ernst, in Cham sein offenes Antlitz
Und in Japhet die himmlische Freudigkeit seines Gemüthes."

Wenn ich den Noah von der moralischen Seite betrachte, so kommt er mir in der That unvergleichlich vor. Wie soll sich die Wahrheit, wie soll sich die an sich so schöne Tugend zeigen, wenn sie in allen Reizungen, die ihr die Natur leihen kann, in dem gefälligsten Schmucke der Poesie nicht gefällt? Solche Gedichte sind würdige Früchte der vortrefflichen Fähigkeiten, die zu Werken des Geistes erfordert werden. Die Poesie soll eigentlich eine reizende Lehrerin der Wahrheit in der schönsten Gestalt, die Weisheit in der gefälligsten Tracht, in einem nach der menschlichen Seele am Besten abgemessenen Vortrag sein. Ueberzeuget den Verstand, so viel Ihr wollt, mit unauflöslichen Ketten von Schlüssen, Ihr werdet Euern Zweck, wenn anders Euer Zweck ist, den Leser menschlicher, weiser, edler zu machen, lange nicht so gut erreichen, als wenn Ihr seine Begierden erreget, seine Einbildung einnehmet und Affecte in ihm entzündet. Man weiß es aus Erfahrungen, daß der Umgang mit einer schönen Tugendhaften von größerm Einfluß in die moralische Beschaffenheit der Leute, die Zutritt

zu ihr gehabt, gewesen als hundert Lehrbücher. Auf eben diese Art reizet die Tugend in einem liebenswürdigen Beispiele, das die Erfindungskraft und das Herz eines Poeten mit den ausgesuchtesten Schönheiten der Natur schmücket, eine fühlende Seele weit mehr, als wenn sie in einer schlußförmigen Tracht oder im Schulmantel erscheinet. Ich sehe zum Voraus, und welch eine süße Freude giebt mir diese Hoffnung! daß der Noah, der an sittlichen Schönheiten so unendlich reich ist, allein der Tugend mehr Vortheil bringen werde, als alle Anakreonten und Catulle, diese bunten Schmetterlinge des Parnasses, ihr jemals schaden können. Ich kann dieses ebenso zuverlässig hoffen, als ich weiß, daß er die Poesie mit Denenjenigen versöhnen wird, bei welchen sie durch die elenden Scribenten in Verdacht gesetzt worden ist, die bisher in Deutschland geherrschet haben und zur ewigen Schande der Nation noch nicht mit allgemeiner Verachtung bestraft sind. Wir finden im Noah alle Pflichten, die dem Menschen nach seinen manchfaltigen Verhältnissen obliegen, so reizend vorgestellt, daß wir sie aus Wahl und Liebe und nicht aus Nothwendigkeit ausüben lernen. Die Laster erscheinen in ihrer innersten Häßlichkeit, die Tugenden in aller ihrer Obermacht. Die Weisheit, die an Sipha leuchtet, ist ohne Schminke, eine Tochter der Wahrheit, menschlich, kurz, von der Beschaffenheit, daß man ihr ansiehet, daß sie uns zu frohen Menschen und zu seligen Unsterblichen machen kann. Der Heldenmuth Noah's ist die Standhaftigkeit eines weisen Mannes, der kein größeres Verbrechen kennet, als der Gerechtigkeit und Wahrheit ungetreu sein, der seiner guten Sache gewiß ist und einen Gott zu seinem Beschützer hat. Sein Heldenherz zeigt sich nicht im Schlachtfeld gegen Menschen, deren größtes Verbrechen ihre Schwäche ist, sondern in muthiger Bestreitung der Laster und Irrthümer, der allgemeinen Feinde der Menschheit, und in williger Unterwerfung unter die Schickung der Vorsehung. Die Gottseligkeit dieser heiligen Personen ist die innigste Empfindung der unendlichen Vortrefflichkeit Gottes und das kräftigste Verlangen, durch einen göttlichen Wandel seinen Namen zu heiligen. Ihre Liebe zu Gott ist ohne Schwärmerei brünstig, ihre Andacht weder laulicht noch siedend. Sie ist wie alle ihre Affecten eine sanfte Wallung des Gemüths, welche die Seele mit einer ihr anständigen Wollust durchdringet. Thamar ist in ihrer größten Zärtlichkeit von Sinn-

lichkeit so weit als von Sprödigkeit entfernt, und die lebhafteste Freude der Kerenhapuch ist von aller ungestümen Hitze oder thörichten Flüchtigkeit weit geschieden. — Wie manche edelmüthige Mutter wird künftig dieses Gedicht lesen, ihr Kind zärtlicher an ihr Herz drücken und von Mehetabeel lernen, eine Mutter zu sein; die edle Kunst, die menschlichste und würdigste Bemühung, eine junge unsterbliche Seele zu demjenigen zu bilden, was allein die wahre Schönheit ist und auch in den Augen der Engel liebenswürdig machen kann! Künftig werden Liebende die Zärtlichkeit, die im Noah herrschet, zum Muster ihrer Empfindungen nehmen und glücklich sein, und manches blühendes Mädchen wird sich bemühen, eine Debora oder Thamar ihrer Zeit zu werden. — Vielleicht kommen diese Hoffnungen Manchem ausschweifend vor. Wie wenig wünsche ich einem Solchen zu gefallen! Warum soll es mir nicht erlaubt sein, durch die Hoffnung künftige bessere Zeiten als schon gegenwärtig zu genießen? Oder soll ich nicht hoffen, daß Tugend und Geschmack am Schönen und Guten in meinem Vaterlande einmal gemeiner werden? Wie unbillig wäre es, zu glauben, daß Deutschland immer barbarisch, immer sclavisch bleiben, immer in den Ketten der Vorurtheile liegen werde! Für einen Menschenfreund ist kein angenehmerer Gegenstand seiner Gedanken als die Zukunft, wenn das Gegenwärtige so wenig geschickt ist, ihm Zufriedenheit einzuflößen.

Vom Wunderbaren im Noah.

Unter diesen vorläufigen Untersuchungen, durch welche ich den Leser zur besonderen Beurtheilung des Gedichtes vorbereite, werden einige Anmerkungen über das Wunderbare desselben nicht überflüssig sein. Zumal da verschiedene Dichtungen des Poeten einigen Lesern abenteuerlich oder, welches eben das sagen will, unwahrscheinlich vorgekommen sind; ein Urtheil, welches um so mehr befremden muß, weil es über einen Dichter gefällt wird, der nicht nur in dem Plan, der Einrichtung und Ausführung seines Gedichtes ungemeine Einsicht und Beurtheilungskraft gezeigt, sondern auch durch seine kritischen Schriften sich als den besten Kenner des Schönen oder Tadelhaften in der Dichtkunst gezeigt hat.

Das Wunderbare ist eine so wesentliche Eigenschaft der Poesie, daß in denjenigen Arten von Gedichten, wo die Materie keiner andern Dichtungen fähig ist, doch in der Einkleidung, in den Bildern, Metaphorn und Allegorien etwas sein muß, das den Abgang des Wunderbaren ersetzet. Insbesondre kann es in dem epischen Gedichte nicht vermisset werden, wo das Gemüth in beständiger Neugierde, Bewundrung und Rührung erhalten werden muß; und wie will man dieses ohne Hilfe des Neuen und Wunderbaren thun können? Es giebt aber auch in dem Wunderbaren Grade, und der Leonidas ist ein Beispiel, daß ein episches Gedicht ohne Einmischung von Göttern und Erscheinungen vollkommen sein kann, wenn nur die Charakter und die Umstände, in welche diese gesetzt werden, so neu, groß und erstaunlich sind wie in diesem vortrefflichen Gedichte. Es geben zwar die Charakter im Noah an Neuheit und sonderbarer Ausbildung jenen nichts nach; allein der Mangel der Handlung, welchen die Materie des Noah mit sich brachte, erforderte unumgänglich eine Erstattung durch kühne und unsere Neugierde befriedigende Dichtungen. Und überhaupt ist es gewiß, daß ein Gedicht, in welchem höhere Wesen, Gottheiten oder Geister nach den Gesetzen des Wahrscheinlichen mit in die Handlung gezogen werden, allemal einem andern vorzuziehen ist, dem diese Mittel, die Materie aufzustützen und das Gemüth des Lesers in Bewegung zu setzen, mangeln. Es ist eine Zeit gewesen, da man Dichtungen erträglich fand, wenn sie gleich schnurstracks den Gesetzen der Ordnung und Bewegung widersprachen. Entweder gab man gar keine Ursachen zu dergleichen Abenteuern an, oder man begnügte sich, sie auf die Rechnung irgend einer Gottheit zu schreiben. In unsern hellern Zeiten würde ein Baum mit einem wachsenden goldnen Ast ebenso unerträglich sein als Nymphen, welche vorher Schiffe gewesen. Es ist nicht genug, eine wunderbare Begebenheit glaublich zu machen, daß man sie einer höhern Macht zuschreibe, wir müssen auch einigermaßen begreifen, wie dieses Wesen zu einer solchen Wirkung geschickt sei; es muß uns kein Widerspruch mit den bekannten allgemeinen Wahrheiten in die Augen fallen. Man darf also in Beurtheilung der wunderbaren Erdichtungen unsers Poeten gar wohl strenger gegen ihn sein als gegen den Homer oder seinen römischen Nachahmer.

Es ist aber das Wunderbare der meisten Erdichtungen

des Noah von der Art, daß es hauptsächlich von gewissen Wahrheiten der Offenbarung die Realität, die ihm zukommt, empfängt. Die Offenbarung lehret uns nicht nur, daß es Engel und Teufel gebe, sondern auch, daß sie vielen Einfluß in die Handlungen der Menschen haben und öfters, wann wir es uns am Wenigsten versehen, mit im Spiele sind. Sie unterrichtet uns von der ungemeinen Kraft, Kunst und Behendigkeit dieser höheren Geister, ja, sie zeigt sie uns theils in körperlicher Gestalt und beschreibet uns ihre äußerliche Bildung. Die Zeit, aus welcher der Noah genommen ist, war insbesondere eine Zeit der Wunder, welche theils durch das, was wir von ihr wissen, theils durch das, was wir nicht wissen, dem Wunderbaren unsers Poeten einen größern Schein der Wahrheit giebt. Durch das Erste, weil sie uns berichtet, daß sich Gott damals einigen Menschen öfters durch h. Träume, Erscheinungen oder Unterredungen geoffenbaret habe; und durch das Andere, weil wir mehr Glauben verdienen, wenn wir eine unbekannte Zeitperiode mit Wunderbarem anfüllen, als wenn wir sie in eine Epocha setzen, von der wir glaubwürdige und weitläufige Geschichtschreiber haben, oder die nahe an die unsere stößet. Dieses Alles giebt den Engeln, die im Noah erscheinen, in Absicht ihrer Existenz Gewißheit und in Absicht ihrer Theilnehmung an der Handlung des Gedichtes Wahrscheinlichkeit. Es wird also nur darauf ankommen, ob der Poet in einzelnen Fällen so gedichtet habe, daß er die Gesetze der Ordnung, die in der Natur festgesetzt sind, nicht beleidiget. Das von Adramelech angegebene Luftschiff soll uns zur Probe dienen, zumal da es unter allen Erdichtungen des Poeten am Meisten anstößig gewesen ist. Mir scheint es in der That etwas viel Wunderbarers, daß Kenner der Poesie sich hieran ärgern, als daß Adramelech ein Luftschiff bauen kann. Ueberhaupt setze ich zum Voraus, daß dieser boshafte Geist beschlossen habe, die Ehre seines getreuen Bundsgenossen Dagon's zu retten, welche durch die Umstürzung der pyramidalischen Treppe nicht wenig gelitten hatte. Wie konnte er dieses besser erhalten als durch die Erfindung eines zuverlässigern Mittels, die versuchte Unternehmung auszuführen? Ich sehe aber nicht, wie der Dichter den Adramelech hätte ein bequemeres Mittel ersinnen lassen können, als das Luftschiff ist, aus welchem die Giganten mit ihren höllischen Beschützern die Wächter des heiligen Berges bestreiten sollten. Der drei Tage dauernde Streit, den sie mit den

Engeln auf dem empyreischen Boden geführt und blos durch den dazwischenkommenden Donner des Messias verloren hatten, machte ihnen genugsamen Muth, ihr Glück in einem neuen Streit mit Engeln, die ihnen vielleicht an Stärke nicht gleich kämen, und in einer nicht so gefährlichen Gegend zu versuchen. Der Boden des Paradieses konnte nicht zum Kampfplatz gemacht werden; die Riesen hatten genug empfunden, daß er nicht ungestraft betreten werden durfte. Sie mußten also nur aus der Luft, gleichsam an den Küsten des Paradieses streiten, bis nach erhaltenem Siege die Giganten ausgesetzt werden und sich der daselbst verschlossenen Menschen bemächtigen könnten. Das war der Vorschlag Adramelech's, und mich dünkt, er sei für einen Teufel scharfsinnig genug. Aber vielleicht liegt das Abenteuerliche darin, daß der Poet den Teufeln die Geschicklichkeit, ein Luftschiff zu erfinden und so schnell zu erbauen, beilegt? Nichts weniger! Alle Theologi kommen darin überein, daß die Engel, die gefallenen sowol als die seligen, eine ungleich größere Geschicklichkeit, in die Materie zu wirken und ihr allerlei Gestalten zu geben, besitzen als die Menschen. Ja, man treibt diesen Satz, und vielleicht mit Widerwillen der gesunden Philosophie, so weit, daß man ihnen das Vermögen beilegt, sich in sehr kurzer Zeit einen organischen menschlichen Leib aus Luft zu bilden. Wenn dieses ist, wie der Poet, dem es gar wohl erlaubt ist, sich einer ziemlich allgemeinen Hypothese zu bedienen, voraussetzen darf, wie viel leichter wird es diesen Geistern sein, ein Luftschiff zu erbauen, als eine so künstliche Maschine, wie ein zu Empfindungen und Handlungen geschickter Körper ist! Zudem so arbeiteten gar Viele an diesem Schiffe, und es konnte daher nicht langsamer zu Stande kommen als in wenigen Augenblicken; einer Zeit, welche vielleicht gewissen behendern Geistern länger scheint als uns eine Stunde. Wenn man auf diese Art alle übrigen wundersamen Dichtungen im Noah durchgehen will, so wird man allemal finden, daß diejenigen, die der Poet für Begebenheiten auf unserer Erde ausgiebt, entweder unentbehrlich oder doch zu gewissen vortrefflichen Zwecken sehr geschickt sind; daß sie weder an sich ungereimt sind, noch solchen Ursachen zugeschrieben werden, die mit der Wirkung nicht in dem erforderlichen Verhältniß stehen, und daß die übrigen, die er aus andern Systemen von Geschöpfen nimmt, mit den richtigsten Ideen von dem Schöpfer, seinen Absichten und der Einrichtung der Natur

vortrefflich übereinstimmen und wahre Schönheiten dieses Gedichtes sind.

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit mein Erstaunen darüber zu bezeugen, daß viele sogenannte Gelehrte, ja gar Theologi, nicht zu begreifen scheinen, wie vortrefflich es sei, daß Milton und seine würdigen deutschen Freunde das System von Engeln, von dem uns die Offenbarung so viel bekannt macht, an die Stelle der alten heidnischen Fabellehren gesetzt haben. Diejenigen, welche die Engel und Geister aus dem poetischen Reiche vertreiben wollen, haben nicht den Schatten eines gesunden Begriffs von der Dichtkunst. Die Poesie des Wunderbaren berauben, das sie durch Einführung himmlischer Geister und Wesen von anderer Art, als die Menschen sind, erhält, das wäre, ihr die Schwingen abschneiden und sie verdammen, mit den deutschen Reimern im Staube herumzukriechen. Soll sie aber diese reichen Adern des Neuen, Erhabenen und Wunderbaren behalten, warum wollen wir denn blos in der Dichtkunst Heiden sein? Warum wollen wir uns mit chimärischen Gottheiten abgeben, da wir viel vortrefflichere Wesen an ihrer Statt gebrauchen können, von deren Wirklichkeit kein Zweifel übrig ist? Wie geschickt macht nicht der philosophische Lehrsatz, welcher die Engel mit Leibern bekleidet, dieselben zur Poesie? — Die Theologi sind mir in der That unbegreiflich, welche nicht einsehen, was für Vortheile Tugend und Religion von dergleichen Erfindungen haben, die uns die Wirklichkeit der Engel und andere heilige Wahrheiten tief ins Gemüth prägen, das Herz natürlicherweise mit Liebe gegen diese unsichtbaren Freunde und mit Scheu gegen so herrliche und uns gegenwärtige Wesen erfüllen und überhaupt die erhabensten Begriffe vom Schöpfer und der Vorsicht, die größten Gedanken und würdigsten Empfindungen zu zeugen fähig sind. Soll die Poesie an der Religion nicht thun dürfen, was sie an den übrigen edelsten Wahrheiten thun darf? Wo ist ein anständigerer Gegenstand für die schönsten Gemüthskräfte und den erhabensten Schwung des menschlichen Geistes als Gott und die Religion? Man hat es genugsam gesagt, und die Natur der Poesie bringt es mit sich, daß dergleichen Erfindungen weder den Lehrsätzen der Religion widersprechen, sie verfälschen oder mit Zusätzen vermischen, noch der Würde der Materie und der Gegenstände zuwider sein müssen. Aber wer ist fähig, den Beweis zu führen, daß Milton, Klopstock und der Verfasser des Noah sich dergleichen unsinniger Dichtungen schuldig gemacht?

Von den Gedanken, der Schreibart und den Versen.

Die Gedanken sind in einem Gedicht, was die Farben in einer Schilderei: beide müssen von der Beschaffenheit sein, wie die Zeichnung und die Natur und Verhältnisse der Gegenstände es erfordern. Die einzige Regel, daß die Gedanken eines Gedichtes den Gegenständen genau angemessen sein müssen, begreift Alles, was davon zu sagen ist. Es fließet daraus, daß sie erhaben, herzrührend, naiv, kurz, auf so mancherlei Art gestaltet sein müssen, als es die Materie mit sich bringt. Ueberhaupt bewundere ich im Noah eine solche Schreibart, wie es jenem einfältigen Weltalter und dem natürlichen Charakter der vornehmsten Personen anständig ist; und wie konnte sie also anders als Homerisch und gewissermaßen orientalisch sein? Die Gemälde sind stark und lebhaft, die Beschreibungen so natürlich, daß wir den Sachen selbst gegenwärtig zu sein glauben, die Reden den Personen gemäß, die Bilder mit kluger Wahl aus vielen schönen ausgelesen. Eben die Regel, welche uns in der Poesie natürlich denken lehrt, lehret uns auch richtig ausdrücken. Die Gedanken müssen den Sachen und die Sachen den Worten auf das Genaueste anpassen. Das heißt, natürlich schreiben. Ein Poet, der diese Kunst versteht, wird einen Nestor sowol als den Thersites, einen guten Engel wie den Adramelech natürlich reden lassen. Seine Gedanken werden nie in die Ausdrücke maskirt zu sein scheinen; starke Gedanken werden nie in einer See von Worten schwimmen; er wird nie fliegen, wo er gehen soll, und nie sich im Staube wälzen, wenn die Anstrengung der feurigsten Einbildungskraft nöthig war. Unsere Dunse, welche gleich den Bösewichtern die Natur aller Andern nach den ihrigen abzumessen pflegen, haben das Natürliche in dem Kriechenden, Leeren und Abgeschmackten gesucht. Gottsched läßt seine Helden nie edler, deutlicher und gesunder denken, als er selbst denkt, und man kann von ihm sagen, was man von einem gewissen armen Stümper aus Gascogne, Calprenède, gesagt hat: daß alle seine Helden und Schäfer Gottschede sind.

Gewisse Leute haben den Begriff vom epischen Gedichte, seine Schreibart müsse hochtrabend sein und auf lauter Figuren und Metaphern einhertreten. Diese können sich aus dem so gepriesenen und so wenig gekannten Homer eines Bessern unterrichten. Man kann der Schreibart des epischen Dichters keine allgemeinere Regel vorschreiben, als die ich oben gegeben habe. Ebenso will-

kürlich will man das Gesetz einführen, lächerliche Gedanken oder Geschichtchen seien schlechterdings ein Uebelstand in einem Heldengedicht; und doch, wer wird sich des Lachens enthalten können, der die Juno zum Himmel heruntergehangen sieht oder den herzlichen Wunsch des Königs Apollo höret, den er bei der Entdeckung der Liebeshändel des Mars und der Venus gegen den Merkur thut? Es sind Leute, welche die Eierkuchen nicht verdauen können, von denen unter dem Thor zu Calmuna im zweiten Gesang des Noah die Rede ist. „Eierkuchen in einem Heldengedichte!“ ruft Stax und lachet dabei so albern, als ob er selber ein Calmuner wäre. Und was ist denn Unanständiges an Eierkuchen? Warum darf dieses Wort nicht ebenso gut in einem heroischen Gedichte Platz nehmen als die Wörter Brod, Salz, Milch und hundert noch viel gemeinere? Was würde doch aus dem Homer werden, wenn ein jeder Tadler seinen willkürlichen Geschmack zum Gesetze machen und verspotten dürfte, was er nicht beurtheilen kann? Der Dichter wollte und sollte die ausschweifendste Weichlichkeit und Niederträchtigkeit der Leute von Calmuna schildern. Wie konnte das besser geschehen, als da er ihre Aeltesten in der ernsthaftesten Berathschlagung einführt, was sie mit den Hähnen, den Feinden ihrer Ruhe, anfangen sollten, und da endlich Derjenige den Ausschlag giebt, der ihnen zu bedenken vorlegt, wie sie ohne Eierkuchen leben wollten!

Ich will nunmehr diesen allgemeinen Theil meiner Abhandlung mit einigen Anmerkungen über die Sprache und Verse im Noah beschließen. Ueberhaupt ist die Sprache dieses Poeten stark, reich und von allen überflüssigen Wörtern beschnitten. Er bedient sich deswegen häufig der Participien, Ellipsen, und wo es, ohne unserer Sprache und der Deutlichkeit Gewalt zu thun, sein kann, auch griechischer oder französischer Redensarten. Er hat auch etlichen alten guten Wörtern, die in einigen Theilen von Deutschland verwahrloset worden, eine Zuflucht gegönnet; ein Recht, welches die gesunde Vernunft den Dichtern giebt, und dessen Gebrauch ihnen Horaz so ernstlich anbefiehlt. In Ableitung neuer Wörter von gewissen Stammwörtern nach der Analogie unserer Sprache und in Zusammensetzung der Beiwörter, welches die deutsche Sprache so gut als die griechische und englische erlaubet, hat er sich einer billigen Freiheit bedienet. Uebrigens zweifle ich nicht, daß der Noah das Schicksal des Verlornen Paradieses haben werde, welches viele Leser unverständlich finden und dem Poeten zur Last legen, daß sie dumme, unwissende

und verworrene Köpfe sind. Leute, denen Neukirch, Scheyb, Schönaich Heldendichter und Nebenbuhler des Homer's und Virgil's sind, werden den Noah beschuldigen, er sei verstiegen; und Diejenigen, welche die Schönheit unserer Sprache darin suchen, daß sie arm, unbestimmt, nervenlos und ungelenkig sein müsse, werden den Noah für undeutsch erklären. Ich wünsche, daß es den Ausländern verborgen bleiben möchte, daß solche Leute unter uns für große Männer gehalten werden und noch immer die Freunde der gesunden Vernunft überschreien. Wenn Gottsched, Triller und alle diese Herren, deren Namen nicht würdig sind, genennet zu werden, von den Deutschen für große Scribenten gehalten werden, so ist Deutschland sehr ungerecht, wenn es sich beschwert, daß es von seinen witzigen Nachbarn für das Vaterland der Schöpse ausgegeben wird.

Es haben Einige gewünscht, daß man ein ganzes Werk zur Vertheidigung des deutschen Hexameters schreiben möchte. Eine solche Schrift wäre eine Satire auf unsere Nation. Wie lange wollen doch die Deutschen mit fremden Ohren hören, und mit was für Ohren? — Die Unverschämtheit, die Herr Gottsched in seinen sogenannten Gedanken über die neue hexametrische Versart zu Tag gelegt, ist in der That erstaunlich. Doch hätte man sie von einem so verhärteten Stümper vermuthen können. Aber daß sich die Deutschen so elende Beschuldigungen, willkürliche Verurtheilungen und ungesalzene Spöttereien für Wahrheiten verkaufen lassen; daß sie den Regeln der Harmonie zum Trotz den Alexandrinischen Vers, dessen Uebelklang und Unbequemlichkeit so lange erwiesen ist, dem Hexameter vorziehen; daß sie nicht begreifen, daß man in einer Sprache, die Daktyle, Trochäen und Spondeen hat, auch Hexameter machen kann, obgleich diese Hexameter nicht nach der griechischen Prosodie, sondern nach der natürlichen Beschaffenheit unserer Sprache eingerichtet sein müssen; daß sie nicht einsehen können, daß ungeachtet dieses in der That geringen Unterschiedes zwischen dem griechischen und deutschen Hexameter dieser Vers doch allen übrigen wegen seines feierlichen Ganges, seines Wohlklangs und seiner Bequemlichkeit in großen Gedichten ungemein vorzuziehen sei: dieses übersteigt ebensowol allen Glauben als die Existenz eines Struckaras, welche in weniger als hundert Jahren etwas Unbegreifliches sein wird. Ich zweifle nicht, daß es Deutsche gebe, welche Naturell und feinen Geschmack genug haben, in diesen Sachen richtig zu denken. Aber

es verdrießt mich, daß sie in Rettung der Wahrheit und der Ehre unserer Nation so nachlässig und unthätig sind, indessen daß die armseligsten Stümper Triumph schreien und mit dem dummen Gelächter, welches den mit sich selbst zufriedenen Narren eigen ist, auf die Rechnung der Deutschen dem Geschmacke, den Wissenschaften und der gesunden Vernunft Hohn sprechen.

Zweiter, besonderer Theil.

Von den Schönheiten des ersten Gesangs.

Ich komme nunmehr auf die angenehme Beschäftigung, von den Schönheiten eines jeden einzelnen Gesangs zu reden oder vielmehr nur diejenigen, welche nach meinem Urtheil am Vorzüglichsten strahlen, meinen Lesern bekannt zu machen. Ich werde mir öfters Gewalt anthun müssen, wenn ich besondere Schönheiten gewisser Gedanken oder kleinerer Ausbildungen werde übergehen müssen; doch begnüge ich mich, wenn ich nur den Zweck erreiche, Viele begierig zu machen, in diesem vortrefflichen Gedichte das Schöne und Nützliche, von dem ich nur einige Proben geben werde, in seinem ganzen Umfang selbst zu empfinden.

Nachdem der Inhalt des Gedichts mit einer edlen Einfalt vorgetragen worden, giebt uns der Dichter, seiner Erzählung einen größern Schein der Wahrheit zu geben, besondere Nachrichten von der Muse, von der er seine Offenbarungen hat. Es ist ebendieselbe, welche den Milton und den Sänger des Messias begeisterte, ja, die schon

— „vor den Wassern der Fluth die Geister Elihu's
Angewehet und ihn die göttlichsten Psalmen gelehret;
Die mit dem Vater Noah dem Herrn im Kasten gesungen" u. s. w.

Durch diese Nachricht bekommen wir zugleich die Ursachen, warum der Dichter seine Erzählungen so genau mit dem Verlornen Paradies und der Messiade verbunden hat; und von dieser Uebereinstimmung erhalten diese drei Gedichte eine Art von Glaubwürdigkeit, womit die Phantasie sich recht gerne hintergehen läßt. An diese Muse wendet sich nun der Dichter auf eine seinem heiligen Vorhaben recht anständige Art:

„O, mit welchem Gebet von unbefleckten Lippen,
Welcher edeln Gesinnung der Brust kann ich sie bewegen,
Daß von den dunkeln Dingen ein heimliches Wort zu mir komme,
Meinen Ohren nur hörbar, das ich dann wieder erzähle?"

Nunmehr fängt er seine Erzählung an. Noah war mit einem Seraph gegangen, die Wege der Menschen zu beschauen,

um zwischen dem Richter und ihnen zeugen und seine Bestrafung rechtfertigen zu können. Noah war schon funfzig Tage abwesend und wurde von den Seinigen mit unbesorgter Sehnsucht erwartet. Sie wohnten in dem untersten Abschnitt des paradiesischen Berges,

„Adam's verlassner Geburtsstatt, wo Gottes ordnender Willen
Von dem schleichenden Beispiel der niedern Welt sie gesondert".

Nichts ist edler und einnehmender als die Lebensart, die diese Weisen und Tugendhaften in ihrer Einsamkeit führten. Natur und Unschuld beseelen sie. Ein Jedes ist dem Andern statt einer zahlreichen Menge. Ihre vornehmste Bemühung war, den Schöpfer in seinen Werken zu suchen:

— „Vor ihnen lag Erd' und Himmel verbreitet und offen,
Sein Geschichtbuch; sie lasen darin der Schöpfung Geschichten,
In dem Werke, das lebt, und dem, das einzig nur keimet,
Gottes Denkart und Herz vor denkenden Augen entfaltet,
Ihre gelehrteste Schul', ihr Urtheil darinnen zu bilden."

Wie verehrenswürdig wird uns diese heilige Familie durch diese Beschreibung ihrer einfältigen Lebensart, die der Natur des menschlichen Geistes und seiner Bestimmung so gemäß und von unsern heutigen Sitten so entfernt ist!

Japhet, der dritte Sohn Noah's, ging einst nach der nördlichen Seite des Berges, wo ihm die weite Aussicht die stolze Thamista, den Sitz der Giganten, entdeckte. Sonst pflegt' er von dieser Höhe die Werke der Menschen zu spähen, jetzo aber trieb ihn eine zärtlichere Neugierde:

— „Er sah mit zärtlichern Sorgen im Auge hinunter,
Weil die niedern Ebnen ihm seinen Vater behielten.
Oftmals schmeichelt' er sich, wenn drunten ein einsamer Mann ging,
Daß sein Vater da ging und ins Gebirg' wieder käme,
Streckte nach ihm den verlangenden Arm und grüßt' ihn von ferne."

Ich führe diese Stelle an, nur zu bemerken, daß der Dichter keine Gelegenheit unterläßt, die Hauptpersonen seines Werkes uns beliebt zu machen und in ihren eignen Gesinnungen und Charaktern zu zeigen. Jetzo wirft Japhet die Augen auf die Ebnen zwischen dem Berg und Thamista. Er sieht auf den Hügeln, wo sonst

„Festlicher Schall und Stimmen der Harf' einander begegnen,
Indem manch liebender Trupp aus Hochzeitlauben hervorgeht",

jetzt Schaaren ausgegossen, welche mit kriegerischer Zurüstung durch einander kreuzen. Nichts kann malerischer sein als folgende kurze Beschreibung:

„Von der Bewegung der Schild' und hellgeschliffenen Waffen
Wetterleuchtet' es ohn' Aufhören in schlängelnden Läufen."

Japhet sah es mit unwilligen Augen und rief sie bald nach der inwendigen Seite des Berges zurück. Hier entdeckt er ungefähr einen zuvor unbekannten Pfad,

„der schlängelnd und enge
Durch geborstene Marmorklippen ins obre Gebirg' führt".

Er erstaunet und glaubt, daß die Vorsicht selbst ihm diesen Weg geöffnet, um ihm den Eingang in das verwachte Paradies zu erlauben. Er geht demnach hinauf und kommt bald in die Mitte des Paradieses. Jetzt giebt uns der Poet eine Beschreibung dieser glücklichen Gefilde, welche so Homerisch, das ist natürlich, frei, ungekünstelt, voll Licht und Leben, als alle übrigen ist. Diese Kühnheit und Stärke des Pinsels, die wir in Homer's Gemälden bewundern, hat außer dem bei uns zu wenig bekannten Lucretius Niemand in einem höhern Grad besessen als Milton und der Dichter des **Noah**.

„Wild, von der Kunst nicht bezähmt, besetzten die Ebnen und Neigen
Haine von Cocus und Sträuche von Cinnamomus und Myrrhen,
Eine Wildniß wohlriechender Waar'! Hier spielt die Natur noch
Jugendlich mit jungfräulichem Scherz wie vor dem Verbrechen."

Damit nicht Einige sich wundern, warum ich den Lucretius, den Viele, die ihn nicht lesen können, für einen magern metaphysischen Versemacher ansehen, in Absicht der poetischen Malerei mit dem Homer und unserm Dichter vergleiche, so bitte ich sie, im fünften Buch des Werkes **Von der Natur der Dinge** die vortrefflichen Schildereien, die er daselbst verschwendet, selbst nachzusehen. Ich will nur eine Stelle anführen, wo er von der neu entstandenen Erde fast wie unser Poet redet:

Principio genus herbarum viridemque nitorem
Terra dedit circum colleis, camposque per omneis
Florida fulserunt viridanti prata colore,
Arboribuspue datum est variis exinde per auras
Crescendi magnum immissis certamen habenis etc.
Plurima tum tellus etiam majora ferebat,
Multaque praeterea novitas tum florida mundi
Pabula dia tulit miseris mortalibus ampla.

Endlich kommt Japhet in eine Gegend, wo die Kunst dem üppigen Wachsthum der Natur Einhalt gethan hatte. Die Schilderei dieses Gartens ist unvergleichlich schön.

„Blumen und Früchte von fremder Gestalt erblickte sein Auge
Hier zum ersten Mal in der lieblichen Anmuth der Neuheit.
Aber dies Wunder vertrieb ein ungleich größeres Wunder."

Japhet siehet plötzlich drei göttliche Mädchen auf ihn zukommen. Diese waren die Töchter des Patriarchen Sipha, dem Gott selbst den Garten zur Wohnung angewiesen hatte, als er vor Abiram fliehen mußte. Welch eine Empfindung muß dieses zärtlichen Jünglings seine gewesen sein, da er die göttliche Pracht der weiblichen Schönheit zum ersten Mal dreifach erblickte! So schwer es ist, eine so außerordentliche Empfindung, ehe sie noch in Worte ausbricht, zu schildern, so glücklich hat sie der Poet in diesen bewundernswürdigen Versen ausgedrückt:

„Japhet, wie war Dir bei diesem Gesicht? welch süßes Entzücken
Zog Dir die Seel' in das Aug', in das sie gesammelt hervortrat
Und unersättlich mit Schaun im fröhlichen Schimmer da ruhte?"

Das neue und vortrefflich ausgebildete Gleichniß, womit hier der Dichter die Beschreibung der Entzückung Japhet's erweitert, wird im Original alle Leser bezaubern, welche jemals den lieblichen Schauer gefühlt haben, der uns ergreift, wenn wir nach langer Mühe uns aus der Tiefe umringender Gebirge herausgearbeitet haben und den weiten Himmel und die angenehmste Aussicht vor uns sehen.

Endlich redet Japhet diese drei Schönen an. Sie scheinen ihm zu göttlich, als daß er sie für Kinder der Erde halten sollte. Da ihm bekannt war, daß die Gestirne ihre eigenen Arten von Bewohnern haben, so war das ein Gedanke, auf den der erstaunte und lebhafte Jüngling leicht gerathen konnte, daß diese Mädchen Geborne der Sonne wären,

„Die mit den Farben der Mutter geschmückt zur Erde gestiegen,
Mit dem schlechtern Schmuck der Blumen des Gartens zu spielen".

Seine ganze Anrede ist voll Empfindung und liebenswürdiger Einfalt. Aber die Mädchen fliehen, da er ihnen näher kommt. Hier verräth sich sein Herz auf eine recht einnehmende Weise:

„Zwo vernehmen mich nicht, die Worte schallten zu blöde,
Sie zu halten. Ging auch die Letzte! — — Verhüt es, o Himmel!"

Doch die Letzte blieb stehen. Ohne Zweifel hielt sie eben

diese zärtliche Sympathie unwissend zurück, welche Japhet, obgleich lebhafter, für sie empfand. Sie stand

„Gleich der Rose, die erst den Morgen ihr Closet verlassen,
Die ihr Antlitz noch nicht im vollesten Pompe verbreitet“.

Welch ein reizendes Bild! Sie hört den Japhet, der sie recht zärtlich bittet, ihm zu sagen, wer sie sei. Ihre Antwort ist unnachahmlich schön. So drückt sich ein unschuldiges paradiesisches Mädchen aus dem ersten Weltalter aus,

„Da die Natur auf Hügeln und in Thälern,
In Thieren und in unverwöhnten Menschen
In sel'ger ungebundner Einfalt wirkte“.

Sie sagt ihm mit einer Einfalt, welche tausendmal mehr entzückt als alle Spitzfindigkeiten einer witzigen Französin:

„Wir sind Geborne des Erdreichs und vom Geschlechte der Menschen,
Weich am Gefühl und schwach an dem zärtlichen Baue des Körpers,
Allzu blöd', uns vor der Gewalt des Frevels zu schützen,
Den uns vornehmlich der starkgebeinte, der wildere Mann droht,
Unser geförchteter Feind, von hohen und trotzigen Mienen.“

Sie erzählet ihm hierauf ihre Lebensart und entdeckt in dem Beschluß ihrer Rede eine gewisse Zärtlichkeit, der sie selbst sich noch nicht bewußt ist:

„Wolle Gott nicht, daß Du auch Einer des ruchlosen Volks seist...
Doch Dein Antlitz sieht nicht wie vom Angesicht Gottes verworfen“ u. s. w.

Japhet hört die neuen Accente ihrer Stimme mit Entzücken. Seine Antwort ist sehr schön und charaktermäßig. Sie verräth die Zärtlichkeit einer tugendhaften Liebe. Es dünkt ihm unmöglich, daß Jemand eine so liebenswürdige Person mit feindlichen Augen ansehen sollte. Er sagt ihr seine Familie, seine Religion, seinen Aufenthalt, ein fruchtbares Thal,

— „allein nicht so stolz wie die paradiesischen Fluren,
Die so blumichte Wunder in ihrem Busem enthalten,
Und das größere Wunder, den Himmel von weiblichem Liebreiz“.

Jetzo erzählt er ihr mit einer redlichen Offenherzigkeit die Geschichte seines Herzens, Empfindungen, welche ein jedes edelmüthiges Mädchen ungemein rühren müssen. Sie gefallen mir so sehr, daß ich sie ganz hiehersetzen muß:

„Dorten fühlt' ich ein Herz, das unter dem Reichthum der Erde
Etwas nicht fand, das darunter zu finden ihm innerlich ahnte,
Das es in Au' und Feld mit emsigem Forschen aufsuchte,
Immer begehrt' und immer vermißte mit zitternder Unruh'.

Was es war, wußt' ich nicht, nur schien ein Raum in dem Herzen
Müssig und leer zu stehn und angefüllt sein zu wollen.
In den Träumen der Mitternacht sah bebend mein Auge
Oft ein zärtliches Bild, das mein Verlangen zu stillen,
Schien gekommen zu sein, das mit den Augen mir lachte.
Wenn ich den Arm nach ihm streckte, so war's geflohn; wenn ich seufzte
Kam es zurück und lacht', jedoch mich wieder zu täuschen.
Darf ich der wünschenden Brust es glauben, so hat das Geschicke,
Dem ich Dich foderte, mir zum Besten die Klippe gespalten,
Daß ich den Ort, der Dich hielt, entdeckte. Wie bin ich so glücklich!
Du bist nicht eins der Mädchen, vor welchen mein Vater uns warnte.
„Hütet Euch“, sprach er, „vor ihm, es haucht ein Gift in den Busem
Mit den Worten, der Tod ist in seinen mördrischen Augen!“
Dir ist Unschuld und Scham in die holden Blicke gesessen,
Und Dein Reden erquickt mein Herz mit Balsam des Lebens!“

Auf diese Rede versetzte das Mädchen voll Unschuld:

„Ich bin der Sprache nicht kundig,
‚Gift mit den Worten hauchen‘ und ‚Tod in den mördrischen Augen‘.“

Unterdessen kommt Sipha mit den beiden geflohnen Schwestern, den Fremdling zu sehen. Der Dichter, welchem die Geschicklichkeit, uns die Charakter des Gemüths, des Alters und Geschlechts sogar in den Mienen und dem Anstand der Geberden zu zeigen, auf einem ungemeinen Grade eigen ist, lässet ihn mit langsamem Schritt herbeikommen:

„Er ging mit langsamem Schritt aus Wohlstand und von den Jahren
Nicht besieget, wiewol bald sechs Jahrhunderte Lebens
Ueber sein Haupt geflogen; er ging mit dem männlichen Tritte,
Welcher nur jüngst den Thurm der Mittagshöhe bestiegen“.

Er sieht den Jüngling begierig an

„Und durchforschte die Lineamente mit denkendem Zögern“.

Dieses denkende Zögern wird uns durch das Folgende erklärt. Es war der Anfang, in dem Gesicht des Jünglings die bekannten Mienen seines geliebten Noah zu erkennen.

Er redet ihn freundschaftlich an und entdeckt ihm die himmlische Erscheinung, die ihm seine Ankunft vorhersagt. Diese ganze Rede ist dem Charakter des Sipha sehr gemäß. Er sagt ihm die Entdeckung, die er in seinem Angesicht gemacht habe:

„Mit ahnendem Herzen bemerk' ich
Lineament' und Züg' auf Deinem Antlitz verstreuet,

Eine Gestalt voll Anmuth und holder redender Sitten,
Die ich in meinem Morgen der Jahr' an Einem geliebet,
Der mein Wertherer war, in welchem ich lieblicher lebte.“

Er erkundigt sich aber für jetzo nicht genauer, sondern bittet ihn, vorher in seiner Wohnung sich ein Wenig zu erfrischen und ihm hernach sich näher zu entdecken. Ich gestehe hier, daß mich anfangs diese Verzögerung ein Wenig befremdete. Ist es nicht eine Kaltsinnigkeit, daß Sipha es so lange verschieben kann, die Gewißheit seiner Vermuthung, die ihm so angenehm sein mußte, zu erfahren? War denn Japhet so ermüdet, oder brauchte die Entdeckung so viel Zeit? Es läßt sich Verschiedenes auf diesen Einwurf antworten. Es war eine Gewohnheit der ältesten Zeiten, die wir noch im Homer finden, einen Fremden erst zu bewirthen, ehe man ihn um sein Herkommen oder Anbringen fragte. Ulysses ward, erst nachdem er herrlich bewirthet worden, von Alcinous um seine Umstände befragt, und Kalypso setzte dem Mercur zuvor Nektar und Ambrosia vor, um sein Herz zu stärken, ehe sie sein Anbringen anhörte. Vielleicht könnte man auch sagen, daß, wenn man in einer so angenehmen Unwissenheit stehet als Sipha, man gern verweilt, sich aus derselben zu ziehen, weil man befürchtet, das Gegentheil seiner Hoffnung zu erfahren.

Jetzt befiehlt Sipha seinen Töchtern, für die Bewirthung ihres Gastes zu sorgen.

„Schnell entwichen die Mädchen, die Männer folgeten langsam.“

Ich führe diesen Vers nur an, um zu bemerken, wie der Dichter jede Handlung bis auf die allerkleinsten Umstände dem Geschlecht seiner Personen gemäß bezeichnet. Die Mädchen entweichen mit der natürlichen Hurtigkeit ihres Geschlechts, und die Männer folgen mit dem männlichen Anstand

„Durch den mäandrischen Gang der fruchtbaren Sommergewölbe“.

Diese werden mit den Schönheiten ausgeschmückt, die Homer dem berühmten und oft nachgeahmten Garten des Alcinous und Milton dem Paradies beileget. Ein solcher Garten, wenn er außer der poetischen Welt wirklich wäre, müßte einem natürlichen Geschmack mehr gefallen als der Garten zu Versailles oder die borromeischen Inseln. Nunmehr kommen sie zu der Wohnung des würdigen Alten. Sie ist nach einer einfältigen Baukunst aufgeführet. Nichtsdestoweniger werden sich Leser finden, denen es mehr gefallen hätte, wenn die zweiten Einwohner des Paradieses, gleich den ersten,

in selbstgewachsenen Lauben gewohnt hätten. Und ich würde auch dieser Meinung sein, wenn die Bequemlichkeit mehrerer Personen und die Verwahrung ihres Geräthes nicht eine geraume und künstliche Wohnung erforderte.

„Innerhalb lief mit nettgefügten vielfärbichten Steinen
Eben der Boden, musaisch, und tiefer hin Zimmer und Kammern,
Mit Tapeten getheilt".

In dieser künstlichen Auszierung finde ich nichts Unwahrscheinliches. Es kann nicht der geringste statthafte Grund angegeben werden, warum die Menschen etliche Hundert Jahre vor der Sündfluth nicht auf eben die Erfindungen sollten gekommen sein, auf die sie tausend Jahre nach derselben kamen. Zudem ist in dem Reichthum des Paradieses an allen Naturgeschenken und in der Muße des Sipha und seiner Familie ein neuer Schein der Wahrscheinlichkeit. Eben diese Wahrscheinlichkeit haben auch

„die gewirkten Wände von Wollen,
Die, mit Blumen bemalt, wie der Morgen im Aufgange glänzten".

Da die Künste überhaupt Nachahmungen der Natur sind, so war es kein Wunder, daß fast alle Arten der Künste gar bald von den Menschen erfunden wurden, entweder weil sie die Nothwendigkeit dazu trieb, oder weil der tägliche Umgang mit der Natur sie anreizte. Jenes gab den nothwendigern Künsten den Ursprung, und dieses denen, die die Ruhe und der Ueberfluß zeugt. Die Kunst, mit der Nadel zu malen, ist ohne Zweifel älter als die Malerei mit Farben, weil sie leichter und dem weiblichen Geschlecht anständiger zu sein scheint.

„Izo führet der Greis den Fremden zum obersten Sitze,
Wo ein Schemel die Füß' unterstützt', er rücket verträulich
Seinen Sessel nah zu der Seite des Jünglings". —

Diese kleinen Umstände gehören unter die malerischen Kleinigkeiten, welche von meisterhaften Pinseln nie versäumet werden, da sie sehr geschickt sind, uns die Sachen lebhaft vor die Augen zu bringen, und die daher von den ältesten Poeten so gerne angebracht worden. Unsere eklen Zeiten, welche den Geschmack an der Natur fast ganz verloren haben, finden dergleichen kleine Umstände niederträchtig; und was würde ein Franzos dazu sagen, wenn er solche Verse in einem epischen Gedicht fände, da sie, wenn anders Herr Gresset im Namen der ganzen Nation hat reden können, nicht einmal in einem

Schäfergedicht die Nymphe dulden können, die dem Silen Stirne und Schläfe mit Maulbeersaft malte, wie man in den N. krit. Brief. nachsehen kann.

Die Töchter des Sipha bekommen Befehl, den Gast zu bedienen. Eine jede thut, was ihr zukommt, mit einer ihr eignen Anständigkeit.

„Dann giebt er
Kerenhapuch den süßen Befehl, die Füß' ihm zu waschen,
Thamar bringt Rosinen und Mandel mit freundlicher Röthe
In wohlgemachten Körben; aus einer geschmiedeten Flasche
Geußt Debora die Frucht des Weinstocks mit ernster Geberde.“

Nichts ist angenehmer, als zu sehen, wie ein jeder besondrer Charakter sich bei allen Gelegenheiten auf seine eigene Art erweiset; in dieser Kunst ist der Dichter des Noah besonders glücklich. Er weiß das Individuelle eines Jeden in der Art zu denken und zu reden, in den Gemüthsbewegungen, in den Handlungen, Mienen und Geberden auf das Natürlichste auszudrücken.

Nachdem sie sich gelabet hatten, sagte der Greis mit Sehnsucht:

„Itzt darf ich mit Dreistigkeit fragen,
Ob mein Busem mir nicht mit eiteln Hoffnungen schmeichelt,
Der in Dir Noah's Sohn den wundernden Augen verkündigt.
So saß Noah vor mir mit Anmuth in jeder Geberde;
Dergestalt floß ihm das Haar in wallenden Ringen zur Schulter;
So schoß Leben und Geist ihm aus den funkelnden Augen;
So gewann er mein Herz in seinem Frühling der Jahre.“

Die Lebhaftigkeit, die in dieser Anrede herrschet, erhöht den freundlichen Charakter des Sipha ungemein. Zugleich enthält sie einen vortrefflichen Kunstgriff, welcher in der epischen Poesie angebracht werden kann. Der Poet, der uns ein Bild von Noah machen will, schildert ihn nicht in seinem eignen Namen, sondern er legt diese Beschreibung in den Mund eines Andern, aus dem sie mehr Leben, Anmuth und Wahrheit erhält, als wenn sie der Poet mit seinen eignen Worten machte. Hierauf entdeckt sich Sipha dem Japhet, und meine Leser, die den zärtlichen Charakter dieses Jünglings kennen, werden von selbst vermuthen, was für eine Bewegung diese Nachricht in ihm gemacht.

„Eine durchdringende Lust rann in des Jünglinges Leben,
Als er den Namen hört, den er stets mit Ehrfurcht vernommen.“

Er umarmt die Kniee des Alten und sagt ihm den einnehmenden Umstand, daß ihn seine Eltern schon an der Brust der Mutter gelehrt, den Namen Sipha stammeln und Mehetabeel mit Zärtlichkeit seufzen. Ich übergehe einen Theil ihrer fernern zärtlichen Unterredungen, um mich bei der Stelle aufzuhalten, wo Japhet seinem Oheim mit einer recht edlen Offenherzigkeit sagt:

„Mein Ankommen bei Dir hat mein Herz mit lieblicher Wollust
Angefüllet, seitdem ich den Glanz des Himmels der Schönheit,
Deine Töchter gesehn. Allein mein Auge verlangt noch
Einen erwachsenen Stamm, in fünfzig Zweige verbreitet,
Lauter Söhne...
Wo ist der Ort, der sie hält, daß in ihrer edeln Gesellschaft
Mein lang aufgehaltnes Verlangen nach Freunden sich stille?
Aber mir mangelt auch Mehetabeel" —

Wie glücklich waren die Menschen, da sie einander so frei ihre Empfindungen sagen und für ihre Zärtlichkeit sich harmonische Gegengesinnungen versprechen durften!

Die Antwort des Alten entdeckt uns seinen ganzen Charakter, den zärtlichen Menschenfreund, den Weisen, den Vater, in einem ungemeinen Lichte.

Ich übergehe aber Alles, was vor der Erzählung des tragischen Schicksals seiner funfzig Söhne vorhergehet, weil ich bei derselben mich länger werde aufhalten müssen.

Nachdem Sipha vom Noah getrennt worden war, indem Dieser vor dem Hierarchen Dagon entfliehen mußte, und er seinen Freund lange vergebens gesucht hatte, begab er sich in Havila, wo die Enkel Kedar's an die Ufer des Pison Jarmut gebauet hatten. Hier hatte Abiram den Gottesdienst der Sonne, die er Mithra nannte, erfunden. Auf einem Eiland des Pison's baute er ihren Tempel in einem Lorbeerhain, weihte sich selbst zu ihrem Priester und seine funfzig Töchter zu Priesterinnen und einer immerwährenden Jungferschaft. An dem Tag, da die Sonne den jährlichen Umlauf vollendet, pflegte er ihr Bild unter Lobgesängen und Saitenspiel dreimal in den Pison auf eine geheimnißreiche Art einzutauchen. Dieses war der einige Tag, da sich diese geheiligten Mädchen sehen lassen durften. Die Söhne Sipha's, begierig, das Fest und noch mehr die geweihten Bräute der Sonne zu sehen, begaben sich an den Pison und standen

„mit weitgeöffneten Augen, die starrend

An die schlüpfrigen Schönen sich hängten und geizige Züge
Von dem bezauberten Blick einsogen" —

Kurz, sie kamen sehr verliebt nach Hause. Sie waren zu tugendhaft und zu treuherzig, als daß sie ihre Liebe ihrem Vater hätten verbergen sollen. Sie baten ihn inständigst, ihnen die Mädchen zu freien. Sipha bemüht sich mit einer sehr zärtlichen Herablassung, ihnen die Gefahr vorzustellen, die aus einer solchen Verbindung entstehen müßte. Seine Rede ist voll Weisheit und Liebe. Sie enthält so wichtige und sonderlich Jünglingen so nöthige Betrachtungen, daß ich sie nicht vorbeigehen kann, ob ich schon Alles hersetzen müßte, wenn ich Alles, was an ihr schön ist, anzeigen wollte.

„Fürchtet", sagte er, „die Blüthe der Wangen, die Lippen mit Rosen
Wo sich die Lust und das Lächeln mit süßem Reize verbinden;
Fürchtet mit ihrem Licht in der blauen Umwölbung die Augen,
Fürchtet die glänzenden Haare, die, von dem Zephyr durchflogen,
Um den liebreizenden Hals mit wallenden Schmeichlungen wehen!
Alles ist furchtbar, was in dem leblosen Stoffe zwar schön scheint,
Hell und geputzt, mit zierlichem Wohlklang zusammengestimmet,
Aber der lebenden Schönheit des schönern Gemüthes beraubt ist,
Welches den Leib mit Glanz besät, der ihn liebenswerth machet,
Wenn es selbst wohlgestaltet mit weiblichen Tugenden glänzet."

Wie einschmeichelnd sind die Befehle der Weisheit, wenn ihnen die Poesie so schöne Farben leiht! Sipha beweiset ihnen hierauf, wie wahrscheinlich es sei, daß Abiram's Töchter nicht tugendhaft seien, und er stellt ihnen vor, was für ein schädlich Geschenk in diesem Fall für ihre Tugend und Weisheit die Herzen der Mädchen wären, die ihre Lehren nicht kennten.

„Könntet Ihr solch ein Geschenk mit Eurer Unschuld behalten?
Nein! in dem engen Band, das zwei Vermählte vereinigt,
Wird unvermerkt die Seele vertauscht, die schlimmen Gedanken
Laufen den guten den Weg leicht vor" —

Er fügt noch mehr dergleichen nachdrückliche Sittenlehren hinzu und vertröstet sie zuletzt auf die Vorsicht, welche ihnen vielleicht aus der Familie des Noah ihre künftigen Gattinnen zugedacht hätte. Diese ganze Rede ist unter denen, die mich am Meisten vergnügt haben. Dennoch nehme ich mir die Freiheit, folgenden Gedanken für falsch zu halten, ob er gleich vielen Schein der Wahrheit hat:

„Schmeichelt Euch nicht mit dem Wahn, ein Herz durch Liebe zu bessern,
Das zu bessern die Tugend mit ihrem Reize zu kurz kam!"

Ich halte diesen Gedanken an sich für unrichtig, und er ist es noch mehr in Anwendung auf die Töchter Abiram's. Ohngeachtet die Schönheit der Tugend so groß ist, daß ein Jeder, der sie kennt, sich wundern muß, daß er selbst sie nicht mit größerer Zärtlichkeit liebt, so ist doch ihre Schönheit zu geistlich, als daß sie für sich allein sich viele Freunde erwerben sollte, ohne fremde Reizungen zu borgen. Die Liebe aber kann der Tugend eine Gestalt geben, der kein menschliches Herz widerstehen kann. Manche von der Natur edel gebildete Seelen leben lange dahin, ohne die Tugend zu kennen, weil Niemand ist, der sie ihnen zeigt. Endlich finden sie einen Freund oder eine Freundin, welche sie die Tugend kennen lehrt, und sie erstaunen über diese liebenswürdige Unbekannte und über den Adel, der in ihnen selbst verborgen lag. Ueberhaupt bin ich schwerlich von meiner beliebten Sokratischen Meinung zu bringen, daß ein schöner Leib eine gutartige Seele verkündiget, und ich empfinde allemal ein besonderes Mitleiden, wenn ich eine schöne Person sehe, die sich selbst nicht kennt und die zärtliche Neigung ihres Herzens, welche die Natur der Tugend bestimmet hatte, wegen unvorsichtiger Auferziehung oder anderer unglücklicher Zufälligkeiten der Eitelkeit und dem Laster widmet. Ich bin gewiß, daß die Freundschaft oder die Liebe das an ihr thun könnten, wozu die Tugend in einer ernsthaftern Gestalt unvermögend ist. Was die Töchter Abiram's insbesondere betrifft, so war die Vermuthung ihrer Besserung desto wahrscheinlicher, da Alles, was ihnen vorgeworfen werden konnte, die Abgötterei war, die bei ihnen ein Irrthum und kein Laster war. Wenn ich weiter gehen wollte, so könnte ich gar behaupten, daß es ein gutes Werk war, diese armen Gefangenen zu befreien und sie durch die Liebe zur Erkenntniß des wahren Gottes und zur Tugend zu bringen.

Sipha erlag endlich dem ungestümen Flehen seiner Söhne, die durch seine weisen Warnungen nicht gerühret wurden. Er sandte zu Abiram mit einem Liebesantrag, der die Sprache der ältesten Zeiten redet, die man im ersten Buch Mosis kennen lernen kann. Er bekommt eine abschlägige Antwort. Die Töchter Abiram's sind Bräute der Sonnen und zu ewiger Jungferschaft verdammet. Man kann leicht denken, daß die Söhne Sipha's ihren Unwillen nicht weniger feurig und beredt werden ausgedrückt haben als in der folgenden Rede, von der ich einige Proben geben will:

„Sollen die Augen, in welchen der Geist uns sichtbar hervorsteigt,
Wangen und Mund, die mit dem Glanz des Morgenroths lachen,
Soll die harmonische Pracht der nettgebildeten Glieder
Unbemerket verblühen und ungenutzet verwelken?
Soll sie die finstere Macht des Aberglaubens besiegen,
Gleich als wären sie nicht zum Lieben so prächtig gestaltet u. s. w.
Soll das Gottesdienst sein? Es ist ein grausames Morden,
Morden der Söhn' und Töchter, die in der Gebärmutter schlafen" u. s. w.

Jetzo gaben sie sich Zeichen und entwichen in eine heimliche Versammlung, die erste, von der Sipha ausgeschlossen wurde, wie der Dichter bemerkt. Dieser Umstand ist wichtig, weil er die Gradation in der Leidenschaft dieser Unglücklichen zu erkennen giebt. Anfangs war sie zwar heftig, aber noch mit der Unschuld ihres Herzens verträglich. Sie entdeckten sich aufrichtig ihrem Vater und erwarteten seinen Beifall. Durch seinen Widerstand wird sie zur Wuth. Sie hören nichts mehr als ihre Begierden und machen einen Anschlag zu ihrem Verderben. Sie verlangen die Stimme der Weisheit nicht, denn sie würde ihrem Herzen widersprechen. Sie beschließen also die Entführung ihrer geliebten Nonnen. Nur der jüngste Bruder, Mirza, mißbilligte den Anschlag,

„Aber die Schaar der Brüder, vor seinen Augen verbreitet,
Ihr einträchtiger Wink mit seiner einladenden Liebe
Uebermannten sein Herz und rissen ihn stürmisch mit ihnen."

Die mit der Messiade bekannt sind, werden sich bei diesem Vers des Abdiel Abbadona erinnern und eine unglückliche Aehnlichkeit zwischen Mirza und diesem Seraph bemerken. Wir nehmen desto mehr Antheil an Beider Unglück, da sie mehr durch Andere als durch ihre eigenen Begierden verführt worden. Nunmehr erzählt Sipha den Verlauf dieser traurigen Geschichte: wie seine Söhne die Mädchen geraubt, aber durch die betrüglichen Reden Abiram's, der zur List geflohen, da er der Gewalt unterlag, bewogen worden, sie als Ehegattinen von seinen Händen anzunehmen. Man versöhnte sich, man hielt ein Gastmahl, Alles war voll unbesorgter Freude.

„Becher mit Wein gekrönt gehn herum, die mißtrauende Stirne
Von den Zweifeln zu säubern und in dem gährenden Busem
Alle Stürme des Zorns zu besänftigen. Bald wird die Seele
Durch die geistige Wollust erwärmt; das leichte Gemüthe
Ueberliefert die Furcht vor Leid den verwehenden Winden."

Allein der treulose Priester hatte von allen seinen Töchtern einen Eid genommen, daß sie ihre neuen Ehemänner, sobald sie eingeschlafen sein würden, erwürgen wollten. Er hatte jeder einen Dolch gegeben, und in derselben Nacht ward Sipha's Stamm

„mit einem Hiebe gefället
Durch die sanfte weibliche Hand, die sie kürzlich noch küßten“!

Nur eine unter diesen funfzigen, die jüngste, war zu zärtlich, den ihr zugefallenen unschuldigen Mirza zu tödten. Sie weckte ihn und eröffnete ihm das klägliche Schicksal seiner Brüder. Sie bittet ihn mit vieler Zärtlichkeit, sich zu retten und an die liebende Michal zu denken. Mirza erstarrt, doch rafft er sich endlich zusammen und entflieht durch eine Pforte, die ihm Michal öffnet. Aber warum läßt er dieses zärtliche Mädchen zurück? Warum giebt sie sich ihm nicht selbst als eine Gefährtin an? Gesetzt auch, daß sie noch so viel Schwierigkeiten vor sich gehabt hätte, so waren sie doch alle kleiner als die gewisse Rache, die ihr von ihrem Vater bevorstund. Und wie war es dem zärtlichen Mirza möglich, eine Braut zu verlassen, die ihm eine solche Probe ihrer Liebe gab?

Man kann diesen Einwürfen auf allerlei Art begegnen. Ich will aber nur dieses bemerken: daß Mirza der Michal eben keine große Verbindlichkeit hat, weil sie ihm den treulosen Befehl ihres Vaters vielmehr vor dessen Ausführung hätte entdecken sollen, als jetzt, da es zu spät war, ihn zu verhindern, und weil also ihre Liebe zu ihm sehr zweideutig zu sein scheinet; ferner, daß Mirza den Schmerz seiner Eltern sehr vermehrt haben würde, wenn er die Schwester der abscheulichen Verrätherinnen, durch die alle seine Brüder umgekommen waren, vor ihre Augen gebracht hätte; und endlich, daß Michal noch immer hoffen konnte, ihren Vater zu erweichen, da er ja durch den Tod der neunundvierzig Brüder für sich und seinen Abgott genugsame Rache genommen und der einzige Entflohene ihm nichts schaden konnte.

Mirza entflieht. In dem Entfliehen betäubt sein Ohr ein röchelndes Winseln. Ein schrecklicher Umstand! — So sehr seine Eltern das Entsetzliche der Nachricht fühlten, die er ihnen brachte, so verwehrte doch eine höhere Fassung die gänzliche Niederlage ihres Gemüths. Aber Mirza's zärtere Jugend

„Konnte nicht so wie sie die gehäuften Schmerzen ertragen.
— — — Sein Leib war
Nach dem Tod der Brüder nur eine Wunde; dem Jüngling

Nagt' ihr Unfall am Leben mit Bissen hungriger Wölfe;
Seine Blüthe verging, er war der Schatten von Mirza."

Endlich da er am dritten Tage hinausging, am Pison zu weinen, fand er in einem Arme desselben die Leichen der Brüder und Michal unter ihnen.

„Der Anblick erschöpfte die Kräfte
Vollends, er seufzt' und starb und fiel zu ihnen ins Wasser."

Man müßte ein Unmensch sein, wenn man nicht bei dem Unglücke dieses liebenswürdigen Jünglings etwas Aehnliches fühlte mit dem, was Japhet bei dieser Erzählung empfand, wie er im Anfang des zweiten Gesangs sagt:

„O, wie schlug mir das Herz, als ich in Deiner Erzählung
Noch das Röcheln hörte, der Jünglinge Winseln, die starben!
Und wie nagte die Wehmuth des letzten übrigen Mirza
Mir auch an meiner Brust mit Bissen des zärtlichsten Mitleids!"

Vielen meiner Leser wird die Aehnlichkeit gleich in die Augen gefallen sein, welche diese Begebenheit mit der mythologischen Erzählung von den funfzig Töchtern des Danaus hat, die alle bis auf die einzige Hypermnestra ihre Bräutigame, ebenso viel Söhne ihres Oheims Aegyptus, in der ersten Hochzeitnacht ermordeten. Diese Fabel giebt unserer Erzählung nach meinem Bedünken einen großen Schein der Wahrheit. Wir halten diese für das Original von jener, welches durch die Länge der Zeit und die mündliche Ueberlieferung verändert worden. Und es ist überhaupt nicht unwahrscheinlich, daß viele Begebenheiten, die die Familie Noah's mit aus der Welt vor der Sündfluth gerettet und auf ihre Nachkommen fortgepflanzet, endlich in mythologische Fabeln ausgeartet oder doch wenigstens zu denselben einige Veranlassung gegeben haben. Ich füge noch die Anmerkung hinzu, daß es gleichfalls wahrscheinlich ist, daß die meisten Arten des falschen Gottesdienstes von den Leuten nach der Sündfluth nicht erfunden, sondern aus der Vorwelt durch mündliche oder schriftliche Ueberlieferungen erhalten und wieder aufgewärmet worden. Hieraus wird man den Sonnendienst Abiram's und den Namen Mithra, den er der Sonne gab, erläutern können.

Jetzo mußte dem Sipha sein Aufenthalt zu gehässig sein, als daß er länger verweilen sollte, ihn zu verlassen. Er ging nach Eden zurück mit der Hoffnung, den Noah zu finden. Er war schon dem paradiesischen Berge nahe, als er die Nachricht

empfing, daß ihm Abiram mit Männern von Jarmut nachjage. In dieser unvermeidlichen Gefahr errettete ihn ein Engel, der ihm befahl, sein Gesind' und Vieh zurückzulassen und nur mit dreißig beladenen Kameelen in das Paradies zu flüchten. Sipha folgte der Stimme, und der cherubische Wächter des Paradieses machte sich unsichtbar, ihm den Durchzug zu erlauben.

Diese Erfindung ist eine der glücklichsten, womit der Dichter des Noah sein Werk ausgezieret hat. Sie gewährt ihm den Stoff zu den schönsten Charaktern und Schildereien. Wir sehen in Sipha und Mehetabeel mit ihren Töchtern den Stand der Unschuld auf die angenehmste Weise erneuert. Durch diese Erfindung bekommt er Gelegenheit, uns für eine Eva drei voll Unschuld zu zeigen und auch sonst sein Gedicht mit Milton's Paradiese zu verbinden, welches nicht sein kleinster Zweck war. Jetzt stellten Sipha und seine Gehilfin die zwei ersten Bewohner des Paradieses vor. Ihre Beschäftigungen sind recht paradiesisch, gleich den Arbeiten, die Milton seinem unschuldigen Paare aufleget:

„Hier beschäftigt' ich mich, der Blüthe Wildniß zu steuern
Und die biegsamen Zweig' in wölbende Decken zu ziehen;
Meine Mehetabeel besorgte die zärteren Blumen,
Die sie mit schlauem Geschmack in Bett und Geländer vertheilte.
Ueber dem harmlosen Werk entschlüpften die Monat' und Jahre,
Meine Stunden in ihrem Begleit, die ihren in meinem,
Nicht langsamer als ehmals der Erstgebornen der Menschen.“

Doch sie blieben nicht lange allein. Mehetabeel gebar drei Mädchen,

„Ihre tröstende Freud' und näher gelegenen Pflanzen,
Und ihr letztes Gebet zu Gott“. —

Wie natürlich ist hierin die weibliche Zärtlichkeit ausgedrückt!

Nunmehr ladet Sipha den Japhet ein, diese Nacht bei ihm zu bleiben, und verspricht ihm, morgen mit seinen Töchtern in Noah's Wohnung zu folgen.

Ehe ich zum zweiten Gesange übergehe, besinne ich mich an eine Beurtheilung der ersten zwei Gesänge des Noah, wie sie vor zweien Jahren in Leipzig herausgekommen, die ich im XII. und XIII. Stück der vortrefflichen Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit vom Jahre 1750 gelesen habe. Ich muß einige Ursachen anzeigen, warum

ich in Beurtheilung des ersten Gesangs des Noah Manches für Schönheiten ausgegeben habe, was der Verfasser der Kritik für Fehler hält. Freilich könnte ich mich begnügen, meine Ursachen für mich zu behalten und nach seinem und fast aller kritischen Deutschen Beispiele die Redensarten: das ist schön, das ist es nicht, das könnte besser sein, da könnte noch dies und das gesagt werden, wir wünschen, daß der Dichter diese oder jene Aenderung machte, für gründliche Urtheile ausgeben, ohne mich verbunden zu halten, zu sagen, warum dieses oder jenes schön sei, warum und wie dies oder das schöner sein könnte und sollte u. s. w. Ich bin aber nicht gewohnt, nach Beispielen zu handeln, wo ich Grundsätze vor mir habe. Der Kritikus giebt die Stelle, worin Japhet ins Paradies kommt und zum ersten Mal Mädchen sieht, für schön aus und setzt ohne Zweifel darum keine Gründe hinzu, weil er vermuthen mußte, es werde kein Leser so gar fühllos sein, ihm dieses zu leugnen. Und doch scheint es etwas Seltsames, wenn Einer verspricht, er wolle sich über eine schöne Stelle weitläufiger ausbreiten, und wir hören dann nichts als Tadel und Tadel in Orakelsprüchen. Der Poet beschreibt erstlich die Mädchen, die Japhet begegnen, und dann des Jünglings Empfindungen bei diesem unerwarteten Anblick. Der Kritikus, oder nach seinen Ausdrücken: der feurige Zuschauer, der kein Auge von Japhet und von den Mädchen verwenden will, ist so ungeduldig, daß er den Dichter einer überflüssigen Weitläufigkeit beschuldiget, weil er von den Mädchen sagt:

> „jedes schön wie der Himmel,
> Wenn erwachend die Sonne sein Antlitz mit Rosen bestreuet“.

Die Ungeduld ist freilich ein kleiner Fehler an einem Kritikus. Ich bedaure es, daß sie unsern feurigen Tadler verhindert hat, zu sehen, welch eine Schönheit er seiner lächerlichen affectirten Hitze aufopfern will. Wie hat es ihm doch entgehen können, daß der bloße Ausdruck: schön wie der Himmel, sehr unbestimmt ist und bei Weitem kein so anmuthiges und ähnliches Bild in die Phantasie malet, als durch den Zusatz geschieht: wenn die erwachende Sonne u. s. w. — Die folgende Zeile, die uns den Himmel deutlicher malt, zerstreuet sie schon, sagt der Kunstrichter. Er redt von gewissen Lesern, die er aus lauter Gütigkeit mit seinen eigenen Einsichten beglückt. Mich und andere Leser zerstreuet dieser

Vers so gar nicht, daß er unsere Begriffe vielmehr bestimmter macht und dem Gegenstande näher bringt. Warum das? Weil wir von der blendenden Schönheit der Mädchen kein besseres Bild verlangen konnten als das Rosenantlitz eines morgenröthlichen Himmels. Das Gleichniß, womit der Poet den ungewohnt-fröhlichen Schauer Japhet's bei Erblickung der Siphaitinnen aufs Lebhafteste beschreibt, ist meinem verliebten Kunstrichter noch weniger anständig. Seine Begierde will bei den drei Schönen stillstehen. Und meine Begierde will bei Japhet stillstehen. Nach wem unter Beiden soll sich nun der Poet richten? Ohne Zweifel nach Dem, dessen Begierde die billigste ist. Nun frage sich doch der Kritikus selber, ob die Empfindung, in die der Anblick der Mädchen den Japhet setzen mußte, klugen Lesern etwas Gleichgiltiges ist? Ich wünschte auch, daß er uns andern kurzsichtigen Leuten mit einer Anzeige gedient hätte, wie der Poet diese Empfindung Japhet's hätte stärker, anmuthiger, neuer schildern können als durch dieses Gleichniß. Hätte er etwan so inbrünstigen Lesern zu Gefallen die Mädchen vom Kopf bis zu den Fußsohlen nach Art der Ariosten und Posteln beschreiben sollen? Aber wir werden noch scharfsinnigere Dinge von unserm Kunsttadler hören. Je verliebter er wird, desto lustiger werden seine Anmerkungen. Japhet ward von der ungemeinen Schönheit dieser paradiesischen Jungfrauen beim ersten Anblick so sehr geblendet, daß er sie für keine Kinder der Erde halten konnte, sondern glaubte, sie seien, sich im irdischen Paradiese zu belustigen, aus der Sonne herabgestiegen. Er sagt, sie seien mit den hellesten Farben der Sonne geschmücket. Höret doch unsern Zoilus; denn hier ist er Zoilus im eigentlichen Verstande: Die hellen Farben der Sonne blenden die Leser und lassen sie die Mädchen weniger sehen. Welch ein Einfall! Ein gewisser witziger Herr tadelte den Noah, weil es zu stark in ihm rieche, und dieser scheinet zu viel Glanz darin zu finden. Wie ist ihnen zu helfen? — Höret noch weiter! Warum hielt er sie nicht vielmehr für Töchter eines Cherubs, allenfalls dessen, der das Paradies bewachte? — Ich hoffe, meine Leser werden nun wissen, was sie von diesem ungemeinen Manne zu halten haben. Wenn es erlaubt ist, zur Schmach der gesunden Vernunft durch dergleichen Fragen eine Schrift lächerlich zu machen, was ist so vortrefflich und ehrwürdig,

das von dem Spotte eines eingebildeten, überklugen Kopfes frei bleiben wird?

Doch hier muß ich abbrechen. Es ist verdrießlich, gegen einen Menschen schreiben, der nicht größere Achtung für seine Leser und einen Schriftsteller, den er sehr hochzuschätzen vorgiebt, beweiset, als daß er ihnen solche Albernheiten zu lesen giebt. Ich muß ihm gestehen, daß ich seinen übrigen Tadel anderer Stellen nicht verstehe. Er hat ihn zu gepreßt und geheimnißvoll vorgetragen. Ich wünschte nur, um auch etwas zu wünschen, daß der Kritikus, der von dem Poeten verlangt, er solle die ganze Unterredung Japhet's und der Mädchen zu einem Meisterstücke der naiven Schreibart machen, ihm auch nur einigen Fingerzeig gegeben hätte, wie er es machen soll. Wäre es nicht zu wünschen, daß diesem großen Kunstrichter gefallen möchte, einen gemeinnützigern Gebrauch von seinen tiefen Einsichten zu machen und sich etwa über den Homer auszubreiten? Da würde er die reicheste Gelegenheit finden, überflüssige Bilder abzuschneiden, unanständige oder zweideutige Ausdrücke zu finden, wo keine sind, das Weitläufige zusammenzuziehen, Gleichnisse wegzuwünschen, um den Leser nicht aufzuhalten u. s. w. Hier könnte er alles sein Feuer verbrauchen, und ich verspreche ihm, wenn es ihm nur noch beliebt, sich von einem gewissen großen Meßkünstler zum Algebraicus erklären zu lassen, daß Terrasson den Ruhm, den Homer vernichtet zu haben, mit ihm theilen soll.

Von den Schönheiten des zweiten Gesangs.

Nachdem Japhet seinem Oheim die Empfindungen gesagt, die seine Erzählung in ihm hervorgebracht, den Schmerz, den ihm der grausame Tod seiner funfzig Vetter verursacht, und seine Freude an Mehetabeel's zwar letzten, doch pflegenswürdigsten Pflanzen, an diesen Blumen der Schönheit und Unschuld, die im Olympe nur wachsen, so bittet er ihn, ihm zu erlauben, noch diesen Abend den Seinigen die angenehme Zeitung zu bringen, daß er Sipha und seine Töchter gefunden habe,

„Daß er den würdigen jüngsten Sohn Methusala's gefunden,
Daß er die Mädchen, den Abdruck der Unschuld und Schönheit, gefunden,
Unter den Pflanzen des Paradieses die lieblichsten Pflanzen“.

Es kann nichts Einnehmenders sein als diese einfältig-schöne Art des Ausdrucks, die sich aus jenem glücklichen Frühlinge der Erde am Längsten bei den Orientalen erhalten hat, und welche der Dichter des Noah, des Jakob und Rachel, der Sündfluth so ausnehmend nachgeahmt hat. Die Zärtlichkeit Japhet's gegen die Seinigen gefällt dem Sipha ungemein. Er läßt ihn also von sich mit einem Geschenk, welches der Dichter mit der Kunst beschreibt, welche die Kenner an dem Schilde des Achilles bewundern:

„Holet dann einen Schoham mit blauen, zirkelnden Adern,
Wie ein fassendes Trinkgeschirr gegraben. Auswendig
Um die bauchichte Wölbung von sanft erhabener Arbeit
Kriecht nachahmend ein Wurm; er windet die lasurne Länge
In triumphirenden Wellen nach einem nahen Gebüsche,
Wo er die Frucht von seiner Verführung bemerket und siehet,
Wie das Weib sie auf ihren unzeitig Zärtlichen fortpflanzt."

Die Geschichte, die auf diesem Becher gebildet ist, ist der Fall der ersten Menschen. Die aus Lasur gearbeitete Schlange entfliehet, nachdem sie Even verführt, in ein nahes Gebüsche, der Wirkung ihres Betruges zuzusehen. Der Ausdruck in triumphirenden Wellen zeiget ihre stolze Freude über ihre Unternehmung an und ist vollkommen malerisch. Eben diese ausnehmende Geschicklichkeit, mit welcher der Dichter die geheimsten Gesinnungen der Menschen durch ihre Mienen und Geberden verräth, lehrt ihn auch, die Affecten der Thiere durch äußerliche, ihrer Natur gemäße Bewegungen des Leibes auszudrücken.

Indessen daß Sipha die Geschichte von der Ermordung seiner Söhne erzählte, waren die Töchter in den Garten gegangen, sowol weil ihnen das Angedenken des Unglücks ihrer Brüder und des abscheulichen Meineids der funfzig Mädchen zu schmerzlich war, als auch damit sie sich freier von ihren Empfindungen besprechen könnten. Sie gingen in den Garten,

„Daß sie da ihrer Blumen mit ihren gespindelten Fingern
Pflegten".

Solche malerischen Beiwörter sind unserm Dichter so gewöhnlich, daß ich sie öfters nur mit anderer Schrift werde bemerken können, weil die größern Schönheiten des Noah mir nicht erlauben, an den kleinern zu hängen. Nunmehr folgt ein Gespräch der drei Mädchen, welches gewiß alle Leser einnehmen muß, die den Reiz der naiven Unschuld zu fühlen

fähig sind. Eine jede drückt ihren Charakter und das Eigne in ihren Empfindungen so natürlich und offenherzig aus, daß nichts Angenehmers sein kann. Kerenhapuch sagt mit einer Lebhaftigkeit, die diesem unschuldigen, muntern Kinde unvergleichlich stehet:

„Schwestern, hörtet Ihr, was der Jüngling sagte? Der Jüngste
Wär' er von Dreien, die Milca dem göttlichen Noah geboren.
Ihrer sind drei Brüder, wie unser drei Schwestern, der jüngste
Unter den Brüdern ist er, ich unter den Schwestern die jüngste."

Thamar bemerkt gar wohl, warum ihrer Schwester dieses Verhältniß so stark in das Gemüth fiel.

„„Wohl erinnert," sagt Thamar mit anmuthwinkenden Augen,
„Ich erinnre mich weiter, was unser Vater erzählte,
Was ein Bote vom Himmel im weißen Gewand ihm entdeckte:
Seine Töchter sei'n nicht zu fruchtlosen Zweigen verfluchet,
Sondern sie sei'n bestimmt zu Quellen von neuen Geschlechten"."

Von diesen Beiden bemerkt eine Jede, was ihrer Neigung am Meisten schmeichelt. Kerenhapuch findt nichts wichtiger als das Recht, das ihr ihre Jugend giebt, zu hoffen, der jüngste Sohn Noah's sei ihr bestimmt, und Thamar faßt gleichfalls etwas auf, das ihr natürliches und unschuldiges Verlangen, sich bald geliebt zu sehen, unterstützt. Die ernsthafte Debora, in deren Gedanken wir allemal eine ihr eigene Gründlichkeit anmerken, und welcher die geheime Ahnung von ihrem künftigen Gemahl nicht weniger angenehm war als den Uebrigen, wußte nichts Schöneres als die Vermuthung, daß die älteren Brüder Japhet's nicht minder liebenswürdig sein würden als der jüngste:

„Allemal, sagte mein Vater, wenn Gott beliebte, den Einfluß
Auf das ehliche Bett und den Tag der Empfängniß zu schütten,
Flösse der göttliche Segen vom Vater zum Sohne hernieder
Und umfaßte sein Stammhaus ganz. Das sagt mir nicht dunkel,
Japhet's ältere Brüder sei'n nicht in kärglicherm Maße
Mit wohlgeschaffnen Seelen und hohem Ansehn geschmücket."

Jetzo beschreibt uns der Dichter ihre harmlosen Geschäfte auf eine recht angenehme Weise. Er dichtet, daß ihnen die Kunst, neue Arten von Tulpen durch Vermischung ihres Staubs zu ziehen, bekannt gewesen. Diese ist eine von den jüngern Erfindungen, die der Poet mit gutem Fuge in das erste Weltalter setzen durfte. Was ist wahrscheinlicher, als daß so auf-

merksame Naturforscher, wie die ältesten Menschen theils aus Nothwendigkeit, theils um den Pflichten der vernünftigen Geschöpfe Gottes genugzuthun, sein mußten, Naturforscher, welche ganze Jahrhunderte durch ihre Beobachtungen fortsetzen konnten und von den verdrießlichen Zerstreuungen frei waren, von denen nach der Einrichtung der spätern Welt sich so Wenige entledigen können, nicht nur auf die meisten Entdeckungen gekommen, die man vornehmlich seit den glücklichen Zeiten gemacht hat, da Bacon angefangen, den Philosophen die Versuche und die Induction als eine reiche Mine der nützlichen Wahrheiten anzubefehlen, sondern daß ihnen auch tausend Kräfte und Beschaffenheiten natürlicher Dinge bekannt gewesen, von denen wir nichts wissen, und deren Kenntniß vielleicht unsern Enkeln aufbehalten ist!

Damit indessen diese Wissenschaft der Mädchen nicht zu gekünstelt sei, fügt der Poet hinzu:

„Dennoch wußten sie nichts vom Leben der fühllosen Pflanzen,
Ihrer geheimen Zeugung und ihren Hochzeitgebräuchen".

Unter dieser Beschäftigung kommt Japhet mit dem Alten in den Garten. Er grüßt die Mädchen mit Augen voll Liebe; wir können aber vermuthen, daß sie sich geschwinde von den ältern Schwestern befreien werden,

„Desto länger auf Kerenhapuch's Gesichte zu säumen".

Nun verläßt ihn der Dichter auf dem Wege und kommt zu Noah, der von seiner Reise zurückgekommen war, ehe noch Japhet das Haus von Sipha verließ. Der Dichter, der keinen Umstand vorbeigehen lässet, der Leben und Affecte in sein Gedicht bringen kann, läßt den Sem an der Thüre stehen, da Noah von ferne herbeikommt. Er schärfte den Blick der sehnenden Augen, da er Jemand sich nähern sieht,

„Und erkannte bald in der erhabnen Miene die Tugend
Seines theuersten Vaters . . .
Mit herzdehnender Lust jauchzt er die festliche Botschaft
Seiner Mutter". —

Sem und Cham begrüßen ihn mit kindlicher Ehrfurcht und werden von ihm umarmt und gesegnet;

„Milca empfing ihn mit offenem Arm am Oelbaum im Vorhof".

Noah grüßet mit vieler Empfindung seinen wiedergefundenen ruhigen Wohnplatz. „Grüße mich wieder," sagt er zu ihm, „und gieb mich wieder der Ruh' und mir selber! —

Hier will ich im einsiedlerschen Thal mich wieder erholen, wieder mit meiner Seel' zu Haus sein." —

Er preiset seinen Söhnen ihr Glück an,

„daß unbezähmte Begierden
Nicht den Garten der Ruh', die Sorge der Engel, erreichen".

Er fügt hinzu, daß es ein Leichtes sei, die Seele in sanfter Stille zu halten, wo keine Verführung die Sinnen mit Larven umringet; doch erkennen sie die Wohlthat der heiligen Ordnung so lebhaft und mit so starkem Gefühle, daß sie die Ruh' der Seele nicht blos der Einsamkeit danken. Er verspricht ihnen die Geschichte der Thorheiten und Abscheulichkeiten, in welche die Menschen von ungezähmten Leidenschaften gestürzt werden, zu erzählen, wenn er sich erst ein Wenig erfrischt haben würde.

Nunmehr folgt eine Erzählung, welche den übrigen Theil des zweiten Gesangs und den Anfang des dritten einnimmt, und die ihrer vortrefflichen, sittlichen Schildereien wegen unschätzbar und unter den wichtigsten und schönsten Stücken dieses Gedichts ist. Ich werde nun desto weniger unterlassen, mich länger bei derselben aufzuhalten, da einige andere Gesänge mir kürzer zu sein erlauben werden.

Raphael, jener gesellige Geist, der den Vater Adam gewarnet, kam, von Gott gesandt, zu Noah, mit ihm den Erdboden zu durchwandern, damit er zwischen den Menschen und dem Engel ein Zeuge sein könnte, wenn dieser ihr Thun vor Gott bringen würde. So abscheulich die Bilder sind, unter denen der Engel die Sünden der Menschen vorstellig machet, so werden wir sie doch selbst noch scheußlicher finden. Noah folget dem himmlischen Begleiter. Sie reisen mit schlüpfenden Füßen, oder sie flossen vielmehr, wie Himmlische pflegen. Dieses ist der Gang, den die alten Poeten ihren Göttern zu geben pflegen, und an dem Aeneas seine Mutter sogleich erkannte, ut vera incessu patuit Dea. Milton leget eben diesen Gang seinen Engeln bei, und er war unsern beiden Reisenden hier desto nöthiger, je geschwinder sie ihre Reise vollbringen mußten. Sie wandten sich also von Eden gegen Morgen, bis sie in Chus mit wanderndem Fuß den Boden betraten. Sie gingen nicht lange, als ihnen ein ansehnlicher Alter aus den Trümmern der Felsen entgegenkam, der anfangs stutzte, doch endlich sie beherzt anredete, indem er sie für Abgeschickte des Magog hielt, die ihn zu ermorden gekommen wären. Er

sagt ihnen, daß ihm der Tod willkommen sei, da er so lang das elendeste Leben unter den Thieren geführt und ihm nichts mehr übrig sei als das schmerzhafte Gedächtniß seines verlornen Glückes,

„Da ihn Söhne von edelm Gemüth umgaben und Töchter
In der ersten Entfaltung der sanftaufgehenden Blüthe",

deren ihn aber der Tyrann auf die grausamste Weise beraubt. Raphael und Noah benehmen ihm seinen Irrthum und bitten ihn um nähere Nachrichten von dem Erdbezwinger Magog.

Jetzo kommen wir auf eine Stelle, welche unvergleichliche Betrachtungen enthält, die der Poet zum Theil von dem vortrefflichen Montesquieu entlehnt und mit den Reizungen der Poesie belebet hat. Vernunft, Menschenliebe und ein freier Geist leuchten allenthalben hervor und entdecken uns in dem Dichter des Noah diese großen Gesinnungen, die einen heroischen Dichter bilden, und deren Mangel vornehmlich die elenden Schmierer zeugt, von denen wir uns nichts mehr als Prinzenraube und Hermanniaden zu versprechen haben. — Hier sehen wir den wahrscheinlichen Ursprung der Monarchien. Die Beschreibung einer glücklichen Republik macht den Anfang. Sie ist vortrefflich. Eine Republik, die aus Menschen bestehet, wie viel ist das gesagt! aus Menschen, welche der Vernunft folgen, die Tugend üben und die Freiheit, das älteste Recht der Geschöpfe,

„Welche denken, ihr Erb' und angebornes Gefälle
Wie den Augapfel bewachen und seine dummen Verletzer
Väterlich lehrten und straften". —

Dieser letzte Umstand ist vornehmlich merkwürdig. Eine Strafe, die keine Verbesserung ist, wo nicht in Absicht des Strafbaren insonderheit, doch in Absicht des ganzen Systems, ist eine Grausamkeit.

„Damals pfropften die Väter das Recht, die Tugend und Sitten
In den Busem der Söhne, sie wuchsen darin zum Instincte."

Diese Stelle hat etwas Entzückendes für mich. Kann man wol ein Mensch sein, ohne auf das Innigste zu wünschen, daß doch die Zeit kommen möchte, da die Menschen einsehen lernten, daß sie ohne die Tugend nicht glücklich sein können, und da man unter der Jugend die Originale dieses einnehmenden Bildes von Kindern, in denen die Tugend zum Instincte wuchs, so häufig fände, als jetzt ein Menschenfreund

mit innerlicher Erschütterung solche unglücklichen Geschöpfe sieht, in deren zarte Seelen sich von ihrem ersten Gefühl an lasterhafte Bilder und Neigungen eindrücken und zum Instincte werden, dem hernach die Tugend vergebens entgegenkämpft? Wie glücklich mußte ein solcher Staat sein! Und wer sollte glauben, daß in einem solchen die Tugend untergehen könnte!

„Ach, das geschah! Die Tugend bekam ein widerlich Aussehn,
Weil man zur Ruh' sie nöthig hatte“. —

Man wurde des einförmigen glücklichen Zustands überdrüssig, in welchen die Tugend setzt. Man ersann ein Mittel, glücklich zu sein, ohne die Tugend nöthig zu haben.

„Unter dem Schatten des Throns verhofften sie süßer zu leben,
Ohne daß sie des Bands der Tugend benöthiget wären.
Liebe zum Staat, zu Sitten, Gefühl vom Wohlsein der Andern
Oder Verleugnung sein selbst, Aufopfern der liebsten Begierden

(Siehe da die Eigenschaften eines ächten Republikaners!)

Würden nicht schlechtweg nöthig mehr sein und das Reich doch bestehen,
Weil die Furcht da den Platz der nöthigen Tugend verträte;
Laster, die man im Dunkel beginge, verderbten da wenig.“

Diese Anmerkung ist fruchtbar. In einer Republik, wie Chus war, ehe es unglücklicherweise die Monarchie erfand, kann man nicht ingeheim lasterhaft sein. Heuchler sind da moralisch unmöglich. Ihr verderbtes Herz muß sie nothwendig in einem Staate verrathen, wo Menschenliebe, Sittlichkeit, Aufopferung seiner Begierden die Seelen aller Handlungen sein müssen. Unter der Monarchie hingegen, wo die sclavische Furcht die Stelle der freien Tugend einnimmt (und ohne Freiheit ist keine Tugend), da kann man ohne Schaden des Ganzen im Dunkeln ein Bösewicht sein, weil der Schein der Tugend zum äußern Wohl des Staats genug ist. Kurz, die Chusiten waren lang genug Menschen und frei gewesen. Sie wünschten sich die Erlaubniß, Thiere zu sein, und wählten sich einen Beherrscher. Laomer selbst (Derjenige, der mit unsern heiligen Wandrern redete) ließ sich von diesem feigen Gedanken betäuben. Doch er sahe ihn von einer schönern Seite an. Er gedachte,

„Für ihn würde die redliche That mehr Leichtigkeit haben,
Wenn sie der König geböt', als wenn er sich selbst sie geböte.“

Welch ein elender Gedanke! Aber sobald der Verstand fühlt, daß er ein Sclav der Begierden wird, so ergreift er

mit Freuden jeden Schatten eines Grundes, der ihn in seinem Vorsatz zu bestärken scheint. Er freut sich, sich selbst zu bereden, dasjenige sei eine Wirkung seiner Vernunft, was nichts Anders als die Frucht ausgearteter Neigungen ist. Magog wurde nun zum König ernennt.

Dieser Magog wird uns als ein Riese und Krieger beschrieben. Die Eigenschaften eines Romulus, Tullus Hostilius, Alexander's, Pyrrhus, Ottoman, Karl XII. von Schweden sind alle in ihm vereint. Er ist so hassenswürdig, als man sein muß, um uns mit Abscheu vor einer uneingeschränkten Herrschaft anzufüllen, welche so selten für einen Staat glücklich gewesen, daß das Gute, das uns die Historie von solchen Monarchien zu sagen weiß, mit dem unendlichen Schaden, den sie angerichtet haben, in kein Verhältniß kommen kann. Jetzt ward die Tugend, was sie bei den alten Römern und Spartanern war, nämlich Stärke und Geschicklichkeit in Leibesübungen. Je festere Knochen und je stärkere Sehnen Einer hatte, desto größer war sein Vorzug vor Andern:

„Wer in der staubichten Bahn mit Adlersfittigen rannte,
Wer mit der handschuhbewaffneten Faust dem Gegner die Brust brach
Oder um seinen Arm und Schenkel geschlungen ihn festhielt,
Ward mit Adel und Aemtern geschmückt. Die Stelle der Tugend
Nahm die Ehre nun ein, doch nicht die Tochter der Tugend,
Sondern ihr Schatten, die Hirngeburt, der Rang und die Titel.“

Nun wurde Magog ein Eroberer. Die Art, wie er seine Herrschaft erweiterte, giebt ihm viel Aehnliches mit dem Romulus. Je mächtiger er wurde, desto größer wurden seine Begierden und desto nichtiger die Vorwände, unter denen er Schwächere anfiel:

„Die erzörnten ihn, daß sie ein günstiger Klima besaßen,
Wo der Zimmetstrauch blüht, der seinem Lande mißgönnt ist,
Andere, daß sie den Bart in hangende Zöpfe verstrickten.“

Sind die Ursachen, die die meisten Kriege in den neuern Zeiten veranlaßt haben, im Ernste viel wichtiger als diese? Magog geht noch weiter, die Reichsstände sind ihm zuwider:

„Ihm schien die graue Versammlung ein Reich in dem Reiche,
Eine Seele, die dacht' und ihrer selbst sich bewußt war“,

und solche kann kein Tyrann leiden. Er entledigte sich also von dieser Einschränkung:

„Jedermann sollte glauben, daß Gott dem König gegeben,
Seinen zufälligen Wink zur Schnur des Rechtes zu setzen
Und das Gesetz zu brechen, das selbst den Ewigen bindet."

Man müßte in der Geschichte sehr unerfahren sein, wenn man keine Originale zu diesem abscheulichen Bilde wüßte. Das Schlimmste ist, daß es noch immer Elende giebt, unwürdig, daß die menschliche Gestalt sie vom Vieh unterscheidet, welche diese scheußlichen Maximen den Prinzen von Jugend auf einprägen und sich nicht scheuen, sie zu bereden, daß sie etwas mehr als Menschen seien.

„Wer es ihm widersprach, bekam das Todesgeschenke,
Eine goldene Schachtel, darin ein silbernes Messer,
Daß er den Bauch aufschnitte". —

Nunmehr werden alle entsetzlichen Folgen der Tyrannei nach der Länge beschrieben. Jetzt verschwand auch das Hirngespenste, die Ehre. Jedermann verlor das Recht, zu wollen. Tydor, der oberste Sclav des Königs und Herr der andern,

„Ist sein zerschmetternder Arm, den Rest der Tugend zu dämpfen".

Zu allem Glücke waren die Frauen in Chus so fruchtbar, daß der Tyrann genug zu würgen hatte. Endlich, damit er das Maß des Unsinns erfüllte, wollte er gar als ein Gott verehrt sein. Er baute sich einen Tempel und zwang seine Unterthanen, seinem Bilde zu opfern.

„Oftmals schrie er, vom Rausch des Schwindelgeistes betäubet,
Durch ihn wären die Erden gemacht und durch ihn die Meere;
Die zu bezähmen, daß sie nicht über die Ufer austräten,
Hätt' er Nemeses die dreifachgezackte Gabel gegeben;
Der war sein Bruder, der unter die Fluth des Meers hingezückt ward."

Hier sehen wir das Original der Fabel vom Jupiter und Neptun. Wenigstens ist diese Ableitung ebenso wahrscheinlich als die Meinungen des Bischofs Huet oder des scharfsinnigen Herrn Plüche.

Laomer, der sich weigerte, den Tyrannen anzubeten, entging der Todesstrafe kaum durch die Flucht. Hier endigt er seine Erzählung, und Noah ruft mit ängstlicher Wehmuth aus:

„Kann denn bei einem Volk sich Zagheit und Tapferkeit, beide
Auf dem erhabenen Grad aufhalten? Und kann der Chusite
Auf dem Schlachtfeld so kühn, zu Hause der niedrigste Knecht sein?

Magog dienen, ist Hochverrath, an der Menschheit begangen,
Ihm gehorchen, ist Abfall vom Recht' und Gesetze der Tugend."

Sie verließen Laomern in seiner felsichten Wüste und eilten in die Hauptstadt des Landes Hanuch. Sie fanden Karawanen von Völkern auf dem Wege nach der Stadt, das jährliche Fest Magog's daselbst zu begehen.

„Die Ebnen von Hanuch
Deckten die Mengen wie Fluthen, die sich im Ocean drängen."

Tausend Herolde riefen den Befehl aus, wer nicht beim Schall der Pauke und der Posaune im Staub überwälzend Magog anbeten würde, der sollte sterben. Alle diese Haufen niedriger Sclaven hörten die drohende Stimme und überwälzten im Staube. Nur zween Söhne Laomer's weigerten sich und verwiesen dem Tyrannen seinen Unsinn auf das Nachdrücklichste, würden aber dafür auf seinen Befehl getödtet worden sein, wenn nicht der Engel, der mit Noah über der Zinne des Tempels schwebte, die ganze abgöttische Menge mit Blindheit geschlagen hätte, woraus eine große Verwirrung entstand. Indessen befahl der Engel einem der Söhne Laomer's, den Tyrannen zu erschlagen. Er that es.

— — — „Sein Blut sprang siedend empor und erreichte
Jene porphyrene Saul, in die er sein Bildniß gehauen
Und gesagt, sie wäre der Abglanz des Herren". —

Der Engel und Noah nahmen die zween Zeugen der Wahrheit in die Mitte, zeigten ihnen den Aufenthalt ihres Vaters und wandten ihren schlüpfenden Gang in die nördlichen Gürtel. Sie kommen in Nod an, welches durch eine Meerenge von Chus abgeschnitten war. Hier finden wir eine Abbildung von Amerika und das Geschick der Einwohner demjenigen sehr ähnlich, welches die unglücklichen Westindianer großentheils betroffen hat.

„Hier sind die Wälder voll Wildpret, die Flüss' und Seen voll Fische,
Seine Bewohner sind um die Wälder und Flüsse verstreuet . . .
Leicht vergnügt, friedfertig, mit keinen Gerichten beschweret . . .
Fremdling' im Feldbau, sie herrschen im Schooß der müssigen Ruhe,
Wenn sie durch hohle Röhren von dünnen lodernden Blättern
Nährenden Saft und Rauch ziehn. Sie schlafen in Betten von Stricken,
Die sie über dem Land, an Bäume befestigt, emporziehn."

Wem diese genaue Aehnlichkeit, welche sich bis auf die Kleidung, das Tabakrauchen, die Hangbetten u. s. w. erstreckt,

unwahrscheinlich dünkt, der muß nicht überlegt haben, daß, wenn man erst Einwohner voraussetzt, deren Klima und Naturell dem amerikanischen so ähnlich ist, es hernach gar sehr zu vermuthen sei, daß sie ebensowol als die Amerikaner auf die Erfindung gekommen, auf eine so ungekünstelte Art Tabak zu rauchen oder ihre Betten auf Bäume zu hängen, um dem Ungeziefer zu entgehen, das bei ihnen so häufig ist. Auch ihre Götzen und ihre Meinungen von Gott sind wie einiger neuern Indianer. Es war auch unbekannt, wie die Einwohner in dieses von der übrigen Erde abgesonderte Land gekommen, und man war darüber in verschiedene Meinungen getheilt. Dieses Nod war immer unbekannt geblieben, bis sich zu Magog's Zeiten ein erfindsamer kühner Kopf, ein Columbus der Chusiten, fand, der es wagte, in einem größern Schiff mit Steuer und Masten über den Sund hinüberzusetzen. Er erreichte die jenseitigen Ufer,

„Wo er das neue Geschlecht in Federkleidern entdeckte,
Die, mit Blumen beworfen, die Kunst des Pinsels nachahmten,
Ob die Federn gleich nur in ihren eigenen Farben
Nach den Stufen des Lichts und Schattens eingelegt waren.“

Magog sandte darauf Boten an die Noditen mit dem Anerbieten, daß er gütig genug sein wollte, ihnen Gesetze, Kleider von Leinwand und Götter von Erz und menschlicher Gestalt zu geben, und dafür nichts Weiters verlange, als Nod's Kinder zu Sclaven, daß die Knaben seine Kameele und Esel hüteten und die Mädchen den Tisch der Knechte des Königs besorgten. Hierauf antworteten die Noditen mit einer gutherzigen Einfalt:

„Habet Ihr gute Sitten und schön gestaltete Götter,
Ei, so gebet sie uns in Preisen, die uns nicht zerstören,
Nehmet dafür die Früchte von unserm Erdreich und Walde:
Coton, Lotus und Mehiz und Cacao, Kokus und Arak,
Alles das nehmet Euch hin, nur unsere Töchter und Söhne
Dingen wir aus, die künftigen Bräut' und Mütter und Väter
Unsers Volks, das ohne sie bald kein Volk nicht mehr wäre.“

Magog gab die Gegenantwort mit dem Schwert. Er überfiel diese unglücklichen Wehrlosen und mordete aus Lust zu morden. Die ganze Beschreibung dieser Grausamkeiten, welche eben diejenigen sind, die von Cortez, Pizarro und andern Unmenschen an den Amerikanern verübt wurden, ist pathetisch

und geschickt, Entsetzen und Mitleid zu erwecken. Doch könnte der Gedanke,

— — — „Thus theilte mit Nod die blinkenden Schwerter
Ungleich: für sich behielt es das Heft, ihm gab es die Klinge",

Manchem zu komisch vorkommen und einen Uebelstand in dieser so pathetischen Erzählung zu machen scheinen. Doch wird er in einer der arabischen Erzählungen, welche der sel. Herr Schultens, aus dem Poeten Harir übersetzt, in allem Ernst gebraucht. Nod erlitt nun das bejammernswürdige Schicksal, unter dem die Westindianer bis auf den heutigen Tag seufzen. Die Männer wurden zur härtesten Sclavenarbeit verdammt und die Jünglinge und Mädchen zu noch schnödern Diensten mißbraucht.

„O der Schande! wir sahn in der Stadt auf offenem Markte
Truppen von Frauen stehn; blauaugichte, blühende Mädchen,
Aus dem Schooße der Mütter, dem Arm der Gatten gerissen,
Standen da nackt, wohlfeilern Kaufs als der Ochse, der graset."

Wer sollte nicht versucht werden, ein Wenig zu weinen, der diese liebenswürdigen, blauaugichten Mädchen so elend mißhandelt sieht!

Mit Wehmuth verließen sie dieses verwüstete Land und kamen in das honichte Masis. Hier bekommen wir Leute zu sehen, welche den Franzosen für die Ehre dieser Nation nur allzu ähnlich sind.

„Seine Besitzer sind Seba's Enkel, des Dritten nach Abel,
Blonder Haare, leicht auf den Schenkeln, allzeit in Bewegung.
Jedes Gliedmaß an ihnen ist ungeduldig, die Worte
Sind zu träge für sie, ihr Körper wird aller zu Ausdruck."

So weit trifft Alles genau überein. Aber der Dichter treibt die Aehnlichkeit noch weiter, und mit eben dem Grunde, den ich bei den Noditen bemerkte. Unsere göttlichen Reden (z. E. die Psalmen des Elihu) sind unsinniges Zeug in ihrem verkehrten Geschmacke, Andacht ist Dummheit u. s. w. Ebenso ist Milton's Gedicht nach dem Geschmack des Herrn Voltaire entweder für die Narren oder für die Engel geschrieben und den Franzosen, nach seiner Versicherung, eben deswegen lächerlich, weil es mit solchem Ernst und Pomp eine Fabel abhandelt, aus der sie höchstens Gassenhauerchen machen. Und wir wissen ebenso unsinnige Urtheile von der göttlichen Messiade. Bei diesem komischen Volk war die Kraft und Rede des

Glaubens in dem festlichen Pompe versunken. Es theilte sich in zwei Secten; eine war blau, die andere grün gekleidet, beide aus sehr gottseligen Ursachen. Die Blauen

— „gossen von Gott, den Engeln und Kräften des Himmels
Hieroglyphische Bilder, Gestalten von Menschen und Thieren,
Seltsam zusammengesetzt, und ehrten das Bild für die Sache;
Diese rissen die Bilder herab von ihrem Gestelle,
Warfen die Altär' um und brannten dem Herren ihr Opfer
[Auf der Erde]“. —

Hier erfand sich der Dichter die schönste Gelegenheit, das Thörichte und Abscheuliche der Religionszwistigkeiten, welche unter den Völkern, die sich für Anhänger Jesu ausgeben, beinahe seit dem Anfang ihrer Religion die entsetzlichsten Blutbäder angerichtet haben, in ein recht helles Licht zu setzen. Hier haben wir ein Vorbild der unsinnigen Spaltungen, welche der Bilder wegen die morgenländische Kirche zerrüttet haben.

Doch da Masis insonderheit ein Ebenbild von Frankreich ist, so haben die zwei Secten eine ungemeine Aehnlichkeit mit den Römisch-Katholischen und Reformirten, die im 16. Jahrhundert Frankreich theilten. Wir finden auch hier einen dummen und abergläubischen Karl IX., eine herrschsüchtige Katharina von Medicis und einen Bartholomäustag. Je mehr ähnliche Beispiele die Historie der Religion unter allen Völkern aufzuweisen hat, desto weniger ist diese besondere Aehnlichkeit unwahrscheinlich. Nachdem sich nun die Blauen und Grünen lang in Synodalversammlungen über Fragen gezankt hatten, welche zum Wenigsten ebenso wichtig waren als die Gegenstände der Entscheidung vieler Concilien oder die Frage, die einst auf einem Synodo zu Macon in Burgund von einem Bischof aufgeworfen worden, ob die Weibspersonen Menschen genennet werden könnten: so schlugen die Parteien ein Mittel zum Vergleich vor. Drei Tage währte der Friede, am vierten Tage aber fingen sie an, wo sie es gelassen hatten.

„Damals regierte dies Volk ein König, Den seine Gemahlin;
Asdod trug die Kron' und den Scepter, und Anais herrschte.“

Der Charakter des Asdod ist merkwürdig und unter den katholischen Prinzen sehr gewöhnlich. Endlich bewegen die blauen Priester die Königin,

„Jene verdammliche Secte, die grüngekleidet zu Gott rief,
Mit unverwarnetem Schlag zu den Geistern der Hölle zu senden“.

Die Beschreibung dieser blutigen Nacht ist sehr geschickt,

Entsetzen zu erwecken. Aber was kann den Charakter der beiden Unmenschen Asdod und Anais abscheulicher machen als der Umstand:

„Damals lachten die Hunde, satt von dem Blute der Grünen,
Anais an, man sah Hyänen vor Asdode gaukeln;
Asdod und Anais lachten hinwieder Hyänen und Hunden."

Raphael und Noah kamen an eben dem Tag, welcher auf diese schreckliche Nacht folgte, in Selma, der Hauptstadt Masis', an:

„Auf den Gassen begegneten ihnen nur bebende Frauen,
Väter, die auf den Leichen der Söhn' ihr Leben ausbliesen,
Bräut' in den Armen der Bräutigame mit Ohnmacht befallen,
Säuglinge, die an der Brust der verblaßten Mütter noch sogen."

Dieser Anblick ist dem Patriarchen unerträglich. Er geht aus seiner Verhüllung mit des Engels Erlaubniß hervor und tritt vor den König, ihm die Gottlosigkeit und Unmenschlichkeit seines Religionseifers vorzuhalten. Noah sagt das Gründlichste und Nachdrücklichste, was man hievon sagen kann. Anais befahl, diesen Ungläubigen zu fesseln. Man that es. Allein die Fesseln entfielen ihm von selbst, und er begab sich mit seinem himmlischen Begleiter unsichtbar hinweg,

„Mit verlangendem Wunsch, zu einem Volke zu kommen,
Das des menschlichen Namens und Ursprungs würdiger wäre".

Sie kamen nach Lud, wo dieser Wunsch am Wenigsten erfüllt wurde:

— — — „Hier zeuget das Klima
Söhne der Wollust. Wir sahn sie in Sophala's Weinbergen
An dem Gestad' des Goldsand führenden Damna. Der Busem
Schwoll von dem lockenden Reiz der Tänze, die Stimme der Laute
Wiegt in Liebesverzückung die unverwahreten Herzen.
Unter dem zärtlichen Klang zerfloß die männliche Seele."

Die Weichlichkeit dieser Nation ist bis zum Lächerlichen groß. Sie bestreuen die Betten mit Rosen und schlafen übel, wenn sich etwa eine Knospe unter die Blätter mengt. Die Mädchen sind nicht an das Ceremonielgesetz gebunden, das sie bei den meisten Völkern einschränkt. Sie dürfen sich selbst anbieten. Frauen halten ebensowol Behälter von Jünglingen als die Orientalen dergleichen von Mädchen haben. In der Hauptstadt Calmuna fand Noah die Aeltesten im Thor sitzen. Man berathschlagte sich auf das Ernsthafteste über die wichtige

Frage, ob man nicht die Hähne, die Gegner ihres Schlafes, der Stadt verweisen sollte. Wenn diese Frage nicht so wichtig ist als jene Religionsfragen der Masiten, so hat sie doch kein Blut gekostet. Der Charakter dieser Nation könnte vielleicht übertrieben scheinen, wenn die Historie nicht Lydier und Sybariten bekannt machte, welche zum Sprichwort geworden sind. Unsere beide Reisende wurden in Sichar's Palast aufgenommen. Alles, was der Ueberfluß und die Wollust ersinnen können, ward hier angetroffen. Unter der Tafel hörten sie aus den schönen Lippen der Sängerinnen die berühmte Anakreontische Moral, welche freilich sehr alten Ursprungs ist, in ihrer größten Stärke. Kaum können unsere deutschen Anakreonen dieser ohnehin beliebten Weisheit eine schönere Gestalt geben. Ich will etwas davon hersetzen und meine Leser bitten, den ganzen Gesang mit denen jetzo so gewöhnlichen Liedern zu vergleichen, worin diese elende Moral ebenso ernsthaft gepredigt als von ihren Lobpreisern ausgeübt wird:

„Söhne der Erde, da noch die Jugend der fliehenden Jahre
Balsam des Lebens haucht, der den Geist zur Wollust erhebet,
O, so lasset das Licht nicht vom Ernst der Tugend verfinstern,
Lasset die Ehre den Namen, nicht Eure Stirne durchfalten! . . .
Weise sind Die, die die Frücht' abpflücken, bevor sie verfaulen.“

Siehe da den Kern der Anakreontischen Philosophie! Außerdem daß sie sehr begreiflich ist und einen kleinen schönen Geist freilich besser kleidet als die Metaphysik, so ist sie auch so natürlich, daß sie recht nach den Trieben unsers Herzens gestimmt zu sein scheint. Kein Wunder, daß Anakreon mehr Anhänger und Nachahmer hat als Epiktetus. Ist nicht der Zweck aller unsrer Grundtriebe Lust und Freude? Bietet uns nicht die Natur von allen Seiten Wollust an? Sind unsere Sinnen nicht der angenehmsten Eindrücke fähig? Ist nicht unser Leben kurz? Wäre es nicht thöricht, es ungenossen entfliehen zu lassen? So urtheilen unsere antediluvianischen Anakreons, und die Folgen, die sie hieraus ziehen, sind:

— — — „Erhöhet die Seele zur Freude,
Folget dem Hang zur Wollust, der in dem Innersten drücket,
Kränzet die sprudelnden Kelch' und ahmet dem seligen Leben
Jener Unsterblichen nach, die in den Olympischen Auen,
Uneingedenk der Menschen, die Feste Gottes begehen!“

Sind diese Einfälle folgendem artigen Unsinn unserer Neuern nicht sehr ähnlich?

„Laßt uns weise sein,
Beim Geruch der Nelken u. s. w.
Laßt uns weise sein,
Weil uns Lust und Leben,
Weil uns Durst und Wein
Noch die Götter geben.“

„Kaum ist mein Glas geleeret,
So schenk' ich wieder ein
Und glaube dann, wie sie, ein Gott zu sein.“

Niemand als ein Thor, der die Würde seiner Seele nicht kennet und den Gedanken, daß er unsterblich ist, so viel als möglich durch die sinnlichsten Betäubungen zu tödten sucht, wird mit dem Ernst unzufrieden sein, womit der Seraph diese Wüstlinge bestraft. Seine Rede ist unvergleichlich und so voll herrlicher und glänzender Wahrheiten, daß ich nicht weiß, welche Stellen ich aus derselben anführen soll. Hier wird die reinste und liebenswürdigste Sittenlehre vorgetragen, die Tugend, die göttliche, selige Tugend, die Menschenfreundin, in ihrer natürlichen Schönheit gezeigt und die große Wahrheit, daß außer der Tugend, deren Krone die Gottseligkeit ist, keine wahre Lust sei, auf eine überzeugende Art befestiget. Wie soll man uns die Tugend zeigen, wenn sie in einer so holdseligen Gestalt und in dem schönsten Schmuck der Poesie nicht gefällt? Doch sie gefällt Vielen, aber es ist noch ein großer Sprung zur gesetzten Liebe und Ausübung der Tugend von der brausenden und schnell verschwindenden Empfindung, die Manche von ihrer Schönheit haben. Es giebt viele muntere Jünglinge, welche von der Tugend ebenso gerührt werden als von einem reizenden Mädchen. Sie gefällt ihnen, sie tändeln eine Zeit lang mit ihr, aber sie schlüpfen ihr bald wieder aus den Händen, denn sie sind nur einmal jung. Doch wie unbillig bin ich gegen meine Leser, daß ich sie anstatt der unschätzbaren Betrachtungen unseres weisen Dichters mit meinen Einfällen unterhalte! Der Dichter beschreibt uns erst die Bewegungen, die diese Sirenengesänge in dem Seraph hervorgebracht. Sie sind einem höhern und doch für die Menschheit besorgten Wesen anständig:

„Den Seraph
Färbete Scham im Hören und Zorn mit der Röthe des Morgens.
Strafende Wort' entstürzten von seinen entrüsteten Lippen.“

Er fängt mit einem Erstaunen an, daß die Menschen so sehr ihrer Bestimmung vergessen und die Kräfte, die ihnen zu einem ganz andern Zweck gegeben worden, im Schooß der Wollust verbrauchen:

„Wie, der unsterbliche Geist verbrauchet alles sein Feuer
In der Eitelkeit Busem? Da liegt die Stärke der Seele
Alle besiegt! Kurzlebende Lust hat den hellen Gedanken,
Daß der Schöpfer sie ewig erschuf, mit Dunkel umfangen."

Die folgenden Verse beweisen den unendlichen Vorzug, den die Freuden der Tugend vor den einförmigen und ekelhaften Freuden der Sinnlichkeit haben. Der Wollüstling ist in dem Zirkel der sinnlichen Lüste bald fertig und muß alsdann wieder von vornen anfangen:

„So gebeut es das Recht, nachdem er die Tugend verlassen,
Die in das gleichgestaltete Leben Verschiedenheit bringet."

Diese schätzbare Wahrheit wird hier in das schönste Licht gestellet. Bis hieher sind die Beweggründe zur Tugend aus ihrer eignen Vortrefflichkeit hergenommen. Nunmehr stellet der Seraph auch äußere Motive vor, die von den Folgen des Lasters in dieser und jener Welt und von den Belohnungen, welche auf die Tugend in der Zukunft warten, hergenommen sind. Der Beschluß dieser vortrefflichen Rede ist so interessant, daß ich ihn meinen Lesern nicht vorenthalten kann:

„Macht nicht aus diesem Leben das Ziel von Eurer Erschaffung,
Machet es nicht durch übeln Gebrauch zum Wohnplatz der Schmerzen,
Machet es lieber zur Wohnung des Trosts . . .
Solch ein Leben ist werth, daß man seinen Geburtstag begehe,
Von dem Leben entdeckt man das nächste Leben von ferne;
Denn es ist selbst ein Vorschmack der ewig dauernden Freuden,
Die im hohen Olymp die Engel schon selig besitzen
Und in dem sel'gen Genuß doch an die Menschen gedenken.
Für sie besorgt in ihren Geschäften, ist Raphael öfters
Vom Olympe gestiegen; von da steigt Cherub und Seraph
Oft herunter und schwebt ungesehn um die wenigen Edeln.
Sie sind befreundet der Seel', allein sie versinkt mit dem Viehe
In die sinnliche Lust, ihr verbirgt die Erde den Himmel."

Wenn ich ein Aufseher über junge Leute wäre, so würde ich ihnen diese ganze Stelle des Noah nebst vielen andern desselben auswendig zu lernen geben, und ich glaube, daß der Nutzen sehr merklich sein würde, der davon zu gewarten

wäre, wenn man aus den wenigen Dichtern der Deutschen sowol als den besten Griechen und Lateinern diejenigen Stellen, die eine gesunde Moral enthalten, und die freilich bei diesen seltner sind, herauslesen, das Gedächtniß der Jugend damit üben und zugleich ihr Herz unvermerkt bilden würde. Mich dünkt, das wäre eines von den Mitteln, die Tugend in ihnen zum Instinct zu machen. Da der Seraph seine Rede endigte, veränderte er seine Geberde. Seine Gestalt ward lichter und stieg zur englischen Hoheit. Die Sclaven der Wollust entsetzten sich über diese Erscheinung und sagten zitternd unter einander, daß dieses vielleicht einer der Olympier sei, von denen man sage, daß sie zuweilen, einem Jüngling nachzuahmen, ihre Gottheit ablegen und den sterblichen Schönen Besuch geben. Doch schien seine strenge Rede dieser Einbildung zu widersprechen. Sichar befahl den Chören, zu weichen, und fragte den Seraph mit der tiefsten Ehrfurcht, was er thun müßte, seine Gnade zu erlangen. Die Antwort des Seraphs weiset ihn auf die Anbetung der einigen Gottheit und giebt ihm Nachricht von dem, was die Engel sind:

„Sie sind auch Menschen, allein von höherm Adel geboren,
Menschen mit hellerm Gewand bekleidet, durchsichtig und leuchtend;
Ihnen sind von der Seite der Seele die Menschen befreundet,
Engel und Seele sind einer Natur und einerlei Ursprungs.“

Aus dieser Betrachtung zieht er die natürliche Folge, daß es Unsinn sei, sich durch viehische Begierden und Handlungen einer so hohen Anverwandtschaft unwürdig zu machen:

„Da Du, o Mensch, der Hoheit des Ursprungs, der Freunde Dich rühmest,
Fällst Du hinunter zum Vieh und hegst unedle Begierden;
Wirf die von Dir und Alles, was Deines Ursprungs nicht werth ist...
Winde Dich los vom Staub zur Würde des reinen Verstandes!“

Sichar hörte dieses zwar mit scheinbarer Unterwürfigkeit an, doch zweifelte er noch an der himmlischen Herkunft seines Gastes und glaubte am Besten dahinter zu kommen, wenn er ihm das Fleisch eines abgeschlachteten Sclaven zu essen vorsetzte. Er that es und bat sie, zu essen. Aber indem er ihnen vorlegte, erschienen im Saal abenteuerliche Zeichen:

„Amphisbänen und Hydern mit Mäulern voll zackichter Zungen,
Seltsam in Knoten geknüpft . . .
Blut floß unter dem Schnitt aus jenen gekocheten Gliedern,
Und ein ächzend Gewein' schallt' aus den rauchenden Schüsseln.“

Sichar sprang zitternd auf und wollte entfliehen. Allein die Schlangen wunden sich um seinen Leib, und er selbst ward in eine Amphisbäne verwandelt. Der übrige Schwarm von Schlangen und Hyänen warf sich in die Kammern, Bäder und üppigen Gärten und erfüllte Alles mit Gestank und Grauen. Das Wunderbare in dieser Erzählung ist vollkommen regelmäßig, da es von einer Ursache herrühret, die mit hinlänglicher Kraft dazu versehen ist, und da es so wenig überflüssig ist, daß sich vielmehr keine Bestrafung ersinnen läßt, die geschickter wäre, dem lasterhaften Sichar und seinen wollüstigen Mitbürgern einen lebhaftern Eindruck von der Gegenwart des Engels und von ihrer eignen Abscheulichkeit zu geben.

Ich bin in Durchgehung des größten Theiles dieses Gesangs von den sittlichen Schönheiten desselben so eingenommen gewesen, daß ich der poetischen wenig gedacht habe, ob sie gleich durchgehends mit jenen übereinstimmen, so wie dieses ganze Gedicht der schönsten Seele in einem wohlgebauten und reizenden Leibe gleichet. Insonderheit hat der Dichter in dem letzten Theil dieses Gesangs Gelegenheit gehabt, seine Erzählung mit den hellsten poetischen Farben auszumalen und die Phantasie so angenehm als den Verstand zu beschäftigen.

Von den Schönheiten des dritten Gesangs.

Der größte Theil dieses Gesangs enthält so vorzügliche und mir so beliebte Schönheiten, daß ich ganz kurz bei der noch übrigen Erzählung des Patriarchen sein werde, um bei jenen desto länger verweilen zu können.

Noah und der Engel kommen nun in Havila an, wo sie das klägliche Schicksal der Söhne des Sipha in Erfahrung ziehen. Sie finden aber Alles verändert. Putniel, der sich für einen Propheten Gottes ausgab und beides ein Landbezwinger und Prediger war, hatte den Dienst der Sonne aufgehoben und sie einen einigen Gott und seinen Propheten, wofür er sich selbst ausgab, verehren gelehrt. Dieser Putniel ist in Allem charakterisirt, wie uns die Geschichte den Mahommed zeiget. Er rühmt sich, im Olymp gewesen zu sein

und von Gott selbst sein Gesetz empfangen zu haben. Er verheißt seinen Anhängern ein wollüstiges Paradies:

„Die Pforten des Paradieses
Sollten vor Denen die Flügel entfalten, die für sein Gesetze
Fechtend stürben; die Andern, die auf dem Schlachtfeld den Rücken
Kehrten, daß Gott ihn sähe, die sollt' ein Büttel des Todes
In des Orchus Tiefen zun niedrigsten Satanen schleppen."

Die Einwohner von Havila waren ohnehin Räuber, und eine Lehre mußte ihnen demnach nothwendig gefallen, welche Rauben und Morden zu einer Pflicht der Religion macht. Dieses ist eine der Hauptursachen, warum der Irrglaube Mahommed's sich so schnell und so weit ausbreitete. Ein neuer Gesetzgeber kenne nur den besondern Charakter der Völker, unter denen er zu herrschen anfangen will; er stimme seine Gebote nach ihrer Denkart und nach ihren herrschenden Neigungen: gewiß wird er seinen Zweck glücklich erreichen, wenn die übrigen Umstände ihm so günstig sind als dem betrügerischen Propheten der Sarazenen. Nunmehr überfiel man die benachbarten Länder. Putniel's Anhänger suchten den Tod und waren also desto geschickter, ihn zu geben. Wenn sie mit beschlossenen Augen ins Gedränge der Schlacht fielen,

„Schrien die Schwindeltrunknen, sie sähn schwarzaugichte Mädchen
Hoch in der Luft, die, wenn sie vor irdischen Augen erschienen,
Machten, daß alle Männer vor Liebe die Sinnen verlören.
— — — Sie riefen mit schmachtenden Augen:
„Eilet, werfet Euch bald in unsre verlangenden Arme!""

Auf diese Art erfochte Putniel Siege nach Siegen. Jarmut war noch übrig. Balak, ein redlicher Patriot, schützte sie. Der Prophet verhieß ihm, ihn zu seiner Rechten zu setzen,

„Aber er fluchte der Würd' an den Seiten eines Betrügers".

Diesem Balak war ein Sohn in der Kindheit entführet und dem Putniel gegeben worden. Diesen versprach der Betrüger ihm wiederzugeben, wenn er sich zu ihm schlagen wollte:

„„Um das Leben des Sohns", sprach Balak, „verrath' ich nicht Jarmut"".

Diese zwei Züge machen uns diesen Helden sehr groß. Wir finden an ihm diesen heroischen Starkmuth, von dem uns die griechische und römische Historie Parallelexempel giebt. Nun-

mehr beschloß Putniel, seinen gefährlichen Gegner zu tödten, und zwar durch die Hand seines geraubten Sohnes Selim. Er machte zu dem Ende Stillstand. Selim war im Aberglauben erzogen und wagte es nicht, einen Gedanken zu fassen, den ihm der Prophet nicht in den Sinn gelegt:

„Sein junger Heldenmuth schäumte,
Bei den Füßen der Schwärmer ernährt, mit schwindlichtem Rasen.“

Wieder ein neuer und sonderbarer Charakter! Nichtsdestoweniger war er so edel, daß es ihn verdroß, als er hörte, daß der vermeinte Prophet ihm einen Meuchelmord anbefahl. Dieser Zug macht uns diesen Unglückseligen mitleidenswürdig. Wie groß hätte eine solche Heldenseele sein können, wenn sie durch die wahre Religion wäre belebt und geordnet worden!

„Selim sagte: „Wie hat mich meine Hoffnung betrogen,
Putniel's Gott, der Gott der Kriege, die Putniel führet,
Würde mir Streit im Feld vor des Himmels Augen befehlen,
Streit mit Gefahr verknüpft . . .
Soll ich den ersten Sieg vom Verrath bekommen? Du selbst hast
Balak mich zum Pfande des Stillstands gegeben. Ich wollte
Lieber in offenem Feld verlieren, als heimtückisch siegen.““

Sind dieses nicht Gesinnungen, welche des Sohnes Balak's würdig sind? Nichtsdestominder wurden sie durch den angenommenen Zorn des Propheten auf einmal zu Boden geschlagen. Welch eine Macht hat ein eingewurzelter und mit unserm Triebe gleichsam zusammengewachsener Irrthum über das Herz! Putniel rief voll Eifer:

„Weißest Du nicht, wer ich bin? Wenn Gott mich zu seinem Propheten
Auserwählet und Jarmut zum Tempel der Erde verordnet
Und sie geheiliget hat, willst Du den Beweis von ihm fodern?“ u. s. w.

Diese Rede machte den erwarteten Eindruck auf den Jüngling. Betroffen,

„Wie wenn die Stimme Gottes ihm in die Ohren gedonnert,
Dacht' [er] nicht weiter; er eilt, sieht Balak bei einem Altare,
Den er der Sonne geweiht, auf dem Knie. Er reißt ihn zur Erde.
„Himmel, Du hast's befohlen, Du kannst kein Unrecht befehlen“,
Sagt er und drückt den Stilet ihm in den Busem. Der Alte
Schrie wehmüthig: „Mein liebster, betrogner Selim!“ und gab ihm,
Indem er fiel, den zärtlichsten Blick. Das Messer fiel Selim
Aus der zitternden Hand“. —

Indem kommt der ehmalige Räuber des Selim und sagt ihm, daß Der sein Vater sei, dem jetzo das Leben genommen:

„Selim stand wie vom Donner getroffen. Mit schwimmenden Augen
Fällt er zu seinem verwundeten Vater; er tappt nach dem Dolche;
Balak verhindert ihn, küßt ihn und stirbt. Die Wangen des Jünglings
Färbet die Bläße des Tods; er röchelt, er ringt mit dem Tode;
Seine Seele verläßt ihn, er liegt todt neben dem Vater."

Putniel, der den Ausgang, den die Sache genommen, voraus vermuthete, hatte dem Selim Gift gegeben. Diese ganze Begebenheit ist mit solcher pathetischen Kürze und Lebhaftigkeit erzählet, daß sie nothwendig Entsetzen und Mitleiden erregen muß. Nunmehr war Jarmut verloren. Abiram und seine neunundvierzig treulosen Töchter bekommen ihren Lohn. Der Tempel der Sonne wird zerstört und das Gesetz des falschen Propheten mit dem Schwert eingeführt.

Noah hatte nun alle Bezirke der Erde durchwandert und seinen Zuhörern einen Begriff von dem sittlichen Zustand derselben gegeben. Jetzo beschreibet er auch den physicalischen. Es hatte sich erst ein Theil der Erde dem Meer entrissen. Jährlich wurde das Land um etliche Ruthen erhöhet, indem sich das Meer einen tiefern Grund aushöhlte, welches der Poet dem Anziehen des Mondes zuschreibt. Wenn man bedenkt, daß es dem Dichter erlaubt ist, eine Hypothese in eine ausgemachte Wahrheit zu verwandeln, so wird man sich nicht befremden lassen, daß er dem Noah sowol hier als anderswo viele neueren Hypothesen zuschreibt. Ich werde aber bei einer andern Gelegenheit mehr hievon sagen. Die äußere Gestalt der Erde war schön und selbst in den Augen Desjenigen prächtig, der den Garten Gottes gesehen hatte,

„Wie es der jungen Erde gebührt, die kürzlich geworden
Und mit ganzen noch unverbrauchten Kräften arbeitet".

Lucretius hat das Bild, das in diesen Versen liegt, mehr ausgewickelt. Er vergleicht die neue Erde einer jungen Frau, die zu gebären anfängt:

— — — Sicut nunc foemina quaeque
Cum peperit, dulci repletur lacte, quod omnis
Impetus in mammas convertitur ille alimenti.
Terra cibum pueris, vestem vapor, herba cubile
Praebebat, multa et molli lanugine abundans,

Er schreibt ihr etlicher Orten einen besondern Grad der Fruchtbarkeit in ihrer ersten Jugend zu und sagt, daß sie endlich mit zunehmendem Alter zu gebären nachgelassen habe.

Sed quia finem aliquem pariendi debet habere,
Destitit ut mulier spatio defessa vetusto.

Es ist etwas Wahres in diesen Meinungen des Epikureers, wenn sie auf die gehörige Art eingeschränkt werden.

Nunmehr kam Noah mit seinem englischen Begleiter zurück in die Reiche Assur, Elam und Aram, welche Eden umgaben und von den Riesen beherrscht wurden. Die Beschreibung der prächtigen und erstaunlichen Werke dieser Riesen ist sehr schön und nach demjenigen eingerichtet, was uns die Ueberbleibsel der ältesten ägyptischen Tempel, Pyramiden, Labyrinthe nebst den Nachrichten der Geschichtschreiber von der uralten majestätischen Baukunst schließen lassen. Wir finden hier auch Spitzsäulen, Labyrinthe, unterirdische Grüfte, in Seen verwandelte Provinzen, ausgefüllte Meere u. s. w. Alles dieses ist höchst wahrscheinlich gedichtet. Es ist sehr natürlich, daß Leute von so außerordentlicher Größe und Stärke und von so langem Leben, die mit allen Materialien zu den größten Werken überflüssig versehen waren und ihrem Charakter nach das Große nur in dem Klumpen, dem Raume und der hohen Statur suchten; daß solche Leute, sage ich, auf dergleichen ungeheure Unternehmungen geriethen, war eine gewisse Folge ihrer Leibes- und Seelenbeschaffenheit und der Natur des Himmelsstriches, der Luft und des Zeitalters, worin sie lebten. Aber daß unser Dichter die Aehnlichkeit zuweilen bis auf die kleinsten Punkte, z. E. akanthbekränzte Säulen, treibt, dieses könnte vielleicht zu weit gegangen scheinen. So wahrscheinlich es ist, daß man es in den mechanischen Künsten sechzehnhundert Jahre nach der Erschaffung der Erde so weit gebracht als in ebenso vielen Jahren nach der Sündfluth, so fühlen doch unser Verstand und unsre Einbildung, daß ihnen Gewalt geschieht, wenn sie sich bereden sollen, daß diese Gleichheit nicht einmal in den kleinsten Umständen abweiche, die oft durch ein bloßes scheinbares Ungefähr bestimmt werden. Die kleine Begebenheit ist bekannt, die dem Kallimachus Anlaß gegeben haben soll, den Kranz der korinthischen Säulenordnung mit Akanthblättern auszuzieren. Die Amme eines verstorbenen Mädchens von Korinth hatte auf seinem Grabe eine Art von Grabmal aufgerichtet und die Steine mit einem

großen Ziegel bedeckt. Diesen fand man den folgenden Frühling sehr artig mit Akanth durchwunden. Und dieses soll die Verzierung der korinthischen Säule veranlaßt haben. Werden nicht die meisten kleinern Erfindungen durch dergleichen Zufälle befördert? Aber eben dieses macht es unwahrscheinlich, daß zwei sonst sehr ähnliche Völkerschaften oder zwei Personen, die einander sonst gleich sind, zu verschiedenen Zeiten auf ebendenselben Einfall kommen sollten, der von so veränderlichen Zufälligkeiten abhängt. Vielleicht würden Palmenblätter an den Säulen dieser antediluvianischen Riesen geschickter sein als Akanth. Doch warum halte ich den Leser so lang mit Kleinigkeiten auf? Wie sehr klein ist der Fehler des Dichters, wenn es ein Fehler ist! Denen aber, welche sich überhaupt an der Aehnlichkeit stoßen, die der Verfasser der Vorwelt mit den spätern Zeiten gegeben hat, werden folgende kurze Anmerkungen ihre Bedenklichkeiten heben können.

1. Das menschliche Geschlecht ist immer sich selbst gleich. Es giebt gewisse Fähigkeiten, Neigungen, Unternehmungen, die allen Menschen gemein sind. Was für erstaunende Kunstwerke hat man bei den Peruvianern gefunden! Setzet etliche Wilde in eine große und von der Natur wohl versehene Insel: in weniger als zweitausend Jahren werdet Ihr sie mit gesitteten Völkern angefüllet, die Felsen in Paläste und Tempeln verwandelt und alle Arten der Künste in der Blüthe antreffen. Die Fähigkeiten und die Begierden, etwas Neues und Großes zu unternehmen, bringen alle Menschen mit sich auf die Welt.

2. Das hohe Alter, welches die Menschen der ersten Welt erreichten, verstattete ihnen, Unternehmungen auszuführen, die den spätern Zeiten nicht so leicht sind, und machte einen einzigen Mann fähig, eine gewisse Kunst zur Vollkommenheit zu bringen, an der jetzt Viele, und mehrere Jahrhunderte lang, zu arbeiten haben.

3. Völker, die in sehr entfernten Zeiten einerlei Erdgürtel bewohnen, werden sehr ähnliche Gemüthsneigungen und Leibestemperamente haben, und beide werden beinahe gleiche Wirkungen verursachen. Die Bewohner von Assyrien, Persien u. s. w. werden der Beschaffenheit ihrer Luft und ihres Erdstriches nach zur Grausamkeit, Wollust und andern Eigenschaften, die eine heiße Himmelsgegend veranlasset, geneigt sein. Setzet, eine Ueberschwemmung nehme alle diese Leute

fort: in wenigen Jahrhunderten werden diese Länder von Völkern bewohnt sein, die jenen ganz ähnlich sind. Einerlei Ursache wird immer einerlei Wirkung haben. In einem Lande, das besonders milde Einflüsse der Sonne genießet, werden die ersten Bewohner diese Quelle des irdischen Segens verehren; und unter einem räuberischen und von der Sonnenhitze ausgetrockneten Volke wird ein kühner, schwärmender Betrüger, der Feldzüge prediget und Paradiese voll Wollust verspricht, leicht entstehen können und noch leichter Anhang finden.

Ich füge hinzu, daß der Dichter, der noch mehreren Einwürfen, die man seinem Werke machen kann, an geschickten Orten seines Gedichtes selbst begegnet ist, auch auf diejenigen, denen ich diese wenigen Betrachtungen entgegengesetzt habe, sehr gründlich antworte im elften Gesang, auf der 353. Seite.

Nunmehr macht uns der Dichter mit der Staatsverfassung und der Hierarchie dieser Riesen bekannt, welche die Söhne der Kinder Seth's und der schlüpfrigen Töchter Kain's waren. Dagon heißt der Oberste oder Hierarch dieser Ungeheuer, der unter ihnen eben das ist, was Adramelech unter den gefallenen Engeln, nämlich der Priester des Schicksals. Durch magische Künste, die Adramelech ihn gelehret hatte, war sein Ansehen bei den Riesen auf den höchsten Grad gestiegen. Durch scheinbare Wunder, durch die fürchterlichsten Erscheinungen, womit er die Widerspenstigen bei nächtlicher Weile plagte, hatte er zuwege gebracht, daß seine Befehle für Orakel des Schicksals verehrt wurden. Das Kunststück, wodurch er die Riesen, die sonst nichts fürchteten, in seiner Devotion erhielt, wird uns angezeigt. Er wußte die Luft um ihre Augen so künstlich zuzubereiten, daß sie eben die Wirkung that, welche Vergrößerungsgläser gethan haben würden, wenn sie durch dieselben geschaut hätten.

Ich kann aber hier nicht unbemerkt lassen, daß dem Dichter in etlichen Versen dieser Beschreibung ein paar kleine Fehler entwischet sind, da er, wie die Kunstverständigen leicht bemerken werden, die Wörter Parallaxis und teleskopische Gläser anders gebraucht, als sie in der Optik und Astronomie gebraucht werden. Dieses Versehen, dergleichen in einem so weitläufigen Werk sich gar leicht einschleichen können, wird in einer andern Ausgabe so verbessert werden:

„er wußte die Luft, dem Krystall gleich,
Künstlich arbeitend in mikroskopische Linsen zu bilden“.

Wenn er ihre Augen auf diese Weise zubereitet hatte, so schüttete er in einer gewissen Entfernung eine Menge von Maden, Spinnen, Milben und dergleichen Gewürmen vor ihnen aus.

Diese mußten ihnen nun freilich unter den fürchterlichen Gestalten vorkommen, wie sie der Dichter beschreibt, und den Unwissenden die größte Furcht einjagen. Mich dünkt, der Dichter giebt hier eine begreifliche Erklärung von der verborgenen Beschaffenheit, die man sonst eine Verblendung nennet. Tausend Leute nennen dieses Wort, ohne etwas dabei zu denken. Man schreibt z. E. dem Teufel die Kraft zu, uns ein Blendwerk vor die Augen zu machen, und weiß selten, was man mit diesem Wort sagen will. Hier wird eine natürliche Ursache von dergleichen wunderlichen Erscheinungen angegeben und zugleich unser Verstand befriediget, welcher allemal mißvergnügt ist, wenn er ein wundersames Begegniß glauben soll, ohne daß man ihm eine Ursache zeigt, die mit der hinlänglichen Kraft versehen ist, es zu wirken, oder daß man ihm gar die Art und Weise, wie es entstanden, bekannt macht.

Dagon, der die Seele dieses Riesenstaates war, hatte die Giganten zu dem Entschluß gebracht, das Paradies, worin die kleine Anzahl der Gerechten gerettet war, zu ersteigen. Dieses that er ungefähr in der Absicht, mit welcher die heiligen Väter zu Rom ehemals die europäischen Fürsten zu den Kreuzzügen anfeuerten:

„Daß er den Knochen von Erz und Stein hier Arbeit verschaffte,
Die sie hindert', an seiner hierarchischen Hoheit zu zweifeln“.

Sie desto mehr anzutreiben, hatte er ihnen eingebildet, die Cherubsgestalten, die den Wall des Berges mit feurigen Waffen beschützten, wären bloße magische Erscheinungen, Werke von Zauberern, die durch Talismans, heilige Zahlen und Ringe Macht über die Geister der Luft übten. Von solchen Zauberern werde das Paradies bewohnt, und sie hätten, um diesen irdischen Abdruck des Himmels allein zu besitzen, seinen Wall mit Plaggeistern besetzt. Diese wären keine Seraphim, sondern schwache, aus flammenden Irrwischen gebildete Schemen, denen ein Riese mit seinen Knochen von Erzt leichten Widerstand thun könne, wenn er sich nur nicht von ihnen schrecken lasse. Zugleich schenkte er ihnen ein von Adramelech empfangenes Kraut, welches die Wirkung

aller Bezauberungen vernichten sollte. Durch dieses Alles kühn gemacht, versammelten sich die Riesen aus Elam, Assur und Aram vor Thamista und fingen den Bau an, der uns so beschrieben wird, wie man sich insgemein den Babylonischen Thurm vorzustellen pflegt.

„Tausend Paar Elephanten, gespannt in Joche von Eisen,
Zogen die Längen von eben gesägeten Quadersteinen,
Eine gemach aufsteigende Treppe von schließenden Stufen
Gegen den felsichten Wall des Bergs zu bauen“. —

Der Seraph Raphael kam eben mit Noah von seiner Reise zurück und sah also die Unternehmung in ihrer Geburt. Die Verspottung desselben stehet dem Engel ebenso wohl an als das hohe erhabene Lächeln, mit welchem Gott die thörichten Bemühungen Belielel's, die Hölle nach dem Himmel umzuschaffen, ansieht. Nunmehr scheidet sich der Seraph von seinem Freunde. Er sagt ihm, wie sehr er besorge, daß das gänzliche Verderben der Menschen den Richter zur härtesten Bestrafung vermögen werde, und erzählet ihm das ähnliche Geschick eines Planeten, welcher ehedem nebst andern um dem Arcturus geloffen. Diese Erfindung ist in dem Noah ebenso sinnreich und wohl angebracht als die schöne Episode von den unschuldigen Menschen, womit Herr Klopstock einen Stern der Milchstraße bevölkert. Eine Erde voll unschuldiger Menschen stehet in der Messiade, welche die Wiederherstellung der durch die Sünde entstellten Erde besingt, vortrefflich. Sie erhöhet durch den Gegensatz den bejammernswürdigen Stand der Menschen, die einer solchen Glückseligkeit entfallen sind, und zeiget uns zugleich wie in einem Spiegel die Vollkommenheit, zu der die Erde von ihrem Erlöser soll erneuert werden. Eine andere Erde voll gefallener Menschen, die ohne Rettung um ihrer Sünden willen vertilget wird, stehet in dem Noah ebenso wohl, welcher die gnädige Bestrafung der ebenso sündigen Menschen auf unserm Planeten besingt. Wie ungemein erhöhet sie die Güte des Schöpfers gegen uns, da wir erhalten werden, ob wir gleich keine kleinere Strafe als jene verdienet hätten! Beide Erfindungen bekommen durch Huygens' und Leibnizens System die größte philosophische Wahrscheinlichkeit und sind ein Beweis, mit welchen Schönheiten die Poesie durch die tiefern Einsichten bereichert werde, die man in unsern Zeiten in die Natur bekommen hat.

Jetzo endiget Noah seine Erzählung. Die Aufmerksamkeit

seiner Söhne ist ihrem edlen Charakter und der Wichtigkeit der Sachen gemäß. Doch machte sie nichts nachdenklicher als die neue Verwandtschaft, welche der Engel dem Noah beim Abschied geweissaget hatte. Indem sie noch denkend saßen, überfiel sie Japhet. Nach den zärtlichsten Begrüßungen seines Vaters eilt er,

— — „sein freudenhüpfendes Herz mit ihnen zu theilen".

Sipha, seine drei liebenswürdigen Töchter, ihre Wohnung im oberen Theile des paradiesischen Berges, lauter unerwartete und mit Freudenschauer vernommene Nachrichten! Welch eine Freude mußte der Patriarch empfinden, da er hörte, daß sein Sipha noch lebe und nur noch durch eine Nacht von ihm geschieden werde! Die Wirkung, die eine so süße Nachricht bei ihm gemacht, ist ungemein natürlich:

„Noah fühlet ein heißer Geblüt die Adern durchrinnen,
Seine Gestalt ward heller". —

Eine große Freude bringt in der That diese Wirkung in unserm Gesicht hervor. Unsere Augen glänzen mit einer größeren Lebhaftigkeit, und alle Mienen bekommen ein lächelndes Wesen. Auf eben diese Beobachtung gründet sich die Beschreibung der Freude Naphael's im I. Gesang der Messiade:

— — — „unaussprechliche Freuden
Zitterten durch sein Herz, und Licht und blendendes Glänzen
Ging von ihm aus" —

und des Ithuriel's im IV. Gesang:

— — — „ein göttliches Lächeln
Hellte die selige Stirn". —

Nunmehr ward das Herz der beiden ältesten Söhne des Noah erst recht aufrührisch. Nunmehr entwickelten sich die Begierden, die sie sonst nur verwirrt gefühlt hatten:

„Sem und Cham fingen an, die einsame Wüste zu fühlen,
Die in dem Geist des liebeberaubeten Jünglinges lieget;
Neugier und stille Wünsch' entstanden darinnen und wuchsen
Mit verbreiteter Macht . . .
Itzt war's Liebe, die in dem Busem der Jünglinge pochte."

Beide fragten zugleich den glücklichern Bruder nach tausend wichtigern Kleinigkeiten, die er ihnen so gerne beantwortete, als sie hingegen fragten. So brachten sie einen Theil der Nacht zu und beschlossen, mit dem ersten Morgen die Mädchen und ihren Vater abzuholen.

Es ist bekannt, daß der epische Dichter, so viel als möglich ist, keine Zeit seiner Fabel ohne Handlung lassen soll. Dieses Gesetz beobachtet unser Poet, indem er während der Zeit, daß die Söhne des Noah schlafen, uns in den Himmel führet und uns zugleich einen Blick in die geheimsten Maschinen seiner Fabel erlaubet. Hier sehen wir die Beschließung der Sündfluth, der Erhaltung des Noah und die Auflösung einiger Schwierigkeiten. Raphael kommt ins Empyreum zurück und stattet öffentlich vor dem Stuhl der Allmacht Bericht von dem Zustand der Erde ab. Wenn ich Alles, was im Noah schön ist, ausschreiben und näher besehen dürfte, so würde ich diese Rede nicht übergehen. Aber der Kürze wegen, und weil meine Arbeit ohnehin unter den Händen weitläufiger wird, als ich mir anfangs vorgesetzt hatte, bemerke ich nur den vortrefflichen Umstand, da der Dichter bei der Erzählung der Sünden der Menschen die Engel zurückweichen läßt, damit sie nicht vom Hören

„Ihrer Tugenden Glanz und himmlischen Adel befleckten".

Die Antwort Gottes geschah durch eine Stimme, die aus dem Heiligthum Gottes hervorkam. Die Behutsamkeit, worin der Dichter, wenn er von Gott redet, dem Milton nachahmt, ist löblich. Dennoch würde ich etliche allzu menschliche Ausdrücke tadeln, wenn sie nicht durch die Bibel gerechtfertiget würden, deren poetische Sprache der Poet in diesem Werke durchaus redet.

Raphael bekommt Befehl, der Beschützer des Patriarchen in der Sündfluth zu sein. Die Vorsorge für die Seelen der wenigen Tugendhaften, die in der Sündfluth umkommen sollten, ist ein sehr rührender Umstand, der zugleich einem großen Zweifel abhilft. Zum Beschluß wird Gabriel befehligt, in allen Kreisen des Himmels der Seligen den Tag des erwachten Gerichtes, das mit dem besten der Menschen sich endigt, anzuzeigen.

Die Engel verehrten die göttliche Stimme mit betender Ehrfurcht und Lobpreisung seiner göttlichen Güte. Nachdem Raphael mit einer ihm anständigen Unterwürfigkeit im Namen der Engel geantwortet, geht er in den Bezirk des weiten Olympus,

„Wo der Altar der Erde von Gott begünstigt emporsteigt".

Adam, der Opferpriester, stand darneben.

„Englisches Räuchwerk, in Paradiesen des Himmels gewachsen,
Stieg vom Altar mit heiligem Duft und heil'gern Gebeten ...
Daß der Erhalter den Tag des Heils beschleunigen möchte.“

Um Adam her standen seine sel'gen Söhne, in Olympische Gestalten gekleidet. Enoch, der Nächste an Adam und ihm der Gleichste, trug allein den irdischen Körper, den aber Seraph Eloa, der ihn auf seinem Wagen gen Himmel geführt, vorher mit Wasser aus den Bächen des Lebens gewaschen und unsterbliche Strahlen um ihn gegossen hatte. Sie vernahmen mit der innigsten Betrübniß die Sünden ihres Geschlechts und das ihm bevorstehende Gericht:

„Aber sie blieben nicht lang mit Leid umhüllet, die Freude
Kam in ihr Antlitz zurück und glänzt' hoch über der Trauer,
Als sie die Nachricht von Noah's Rettung hörten.“ —

Das Bildniß, das ihnen der Seraph vom Noah giebt, macht ihn so groß und verehrenswürdig, daß ihn die Väter nicht anders als mit süßem Labsal hören konnten:

„Mit noch höherm Glanz erhellt' ihr himmlisches Antlitz,
Da sie die Rettung der auserwählten Wenigen hörten,
Die Gott und seine Tochter, die Tugend, vor Augen behalten
Oder vom Weg der Sünder zu Gottes Wegen sich wenden.“

Jetzo priesen sie die gütige Gerechtigkeit des Richters, und Lamech, der Vater des Noah, bezeugte ein großes Verlangen, auf den Erdball herabzusteigen und die Art der Errettung seines Sohnes anzusehen.

„Unterdeß hatte die Nacht ihr Zelt im Osten geräumet.“

Sogleich stunden die Brüder von einer beliebten Unruhe der Nacht auf, kleideten sich anständig und nahmen den Weg zum Paradiese. Der Poet gönnet uns auch das Vergnügen, ihren Gesprächen zuzuhören. Bei Personen von ihrem Charakter und bei ihren dermaligen Umständen müssen ihre Unterredungen nothwendig unserer Neugierigkeit würdig sein. Cham nimmt zuerst das Wort. Wir werden ihn aus dieser Rede kennen lernen. Er sagt, daß ihm der Sieg über die Neugier, die Werke des menschlichen Witzes oder Uebermuths anzusehen, Pyramiden, Labyrinthe, ausgestochene Seen und dergleichen, sehr leicht gewesen. In den Werken des Schöpfers sei für die hungrigste Wissensbegierde Speise genug. Kann für einen vernünftigen Menschen ein edlerer Vorwitz sein, als

den Bau der Sphären, die Aenderungen des Monds, den Umlauf der Sterne zu messen,

„Oder das feine Gewicht der Zeit und des Raumes zu wägen,
Ewiger Dinge, die ungebrochne Kette des Schicksals
Und den Antrieb des Willens, der leise wirket, zu messen,
Oder, o Japhet, mit Dir die Thier' und Vögel zu spähen"!

Dieses Letztere ist ein geschickter Strich zu dem Charakter des Japhet. Es war der etwas flüchtigen Lebhaftigkeit dieses Jünglings, welche ihm sinnliche und dem Menschen nähere Gegenstände viel beliebter machte als geistige, abstracte oder sehr entfernte, viel gemäßer, seine Neigung auf Thiere und Vögel zu werfen, als die Parallaxen des Monds zu untersuchen oder, wie der philosophische Cham, die geheimen Gänge der menschlichen Triebe auszuspähen. — So leicht aber Cham über den Werken der Gottheit die unvermögenden Versuche der Kunst vergessen konnte, so wußte er doch nie den zarten Vorwitz zu bändigen:

„Jenes Kunststück der göttlichen Hand, das Mädchen, zu sehen,
Das die Schöpfung vollendet, und ohne welches sich Adam
Unter der Meng' erschaffner Geschöpfe vor einsam gehalten".

Er erinnert sich an das Bild, das ihm seine Mutter von Even gemacht, und schließt aus den traurigen Wirkungen der Schönheit bei den Söhnen Adam's, daß es etwas Gefährliches um ein Mädchen sein müsse, ob er gleich — ein eigner Zug seines Charakters — ohne Verlust der männlichen Hoheit von ihm zu kommen gedenket:

„Zwar ich hoffe mit Recht, die Dreie sein besser erzogen,
Als mit dem Glanz der Schönheit die Weisheit täuschen zu wollen;
Wollten sie aber die Waffen des Schmucks unedel gebrauchen,
O, so will ich das S c h ö n e dann mit dem G u t e n bestreiten."

Jetzt fragt er den Japhet mit einer angenehmen Lebhaftigkeit, ob sie denn so gefährlich seien. Er nennet ihm einige Schönheiten aus der Natur und fragt ihn, ob ihre Farben noch angenehmer seien:

„Können sie heller sein als die weißen Federn der Schwäne,
Oder anmuthiger als der Glanz am Nacken der Tauben,
Oder sind ihre Farben verschiedner und feiner vertheilet
Als der träufelnde Staub, der die Sonnenstrahlen gebrochen?"

Es muß in der That ein recht seltsames Bild sein, das sich ein Jüngling von einem schönen Mädchen macht, der nie

keines gesehen und blos mit allgemeinen Beschreibungen seiner eignen arbeitenden Phantasie zu Hilfe kommen kann. Inzwischen scheint es doch, der Dichter lasse den Cham gar zu wenig wissen. Konnte er sich nicht durch Abstraction eine ziemlich nahe zutreffende Vorstellung machen, wie seine Mutter in der Blüthe der Jahre ausgesehen habe?

Cham bittet den Japhet, ihnen recht viel von diesem liebenswürdigen je ne sais quoi zu sagen, und erhält von ihm eine ungemein schöne Antwort. Wie reizend ist nicht das Bild, das Japhet von einem Mädchen macht:

— — „Mein Bruder, es ist ein schweres Beginnen,
Dem, der noch kein Mädchen gesehn hat, zu sagen, wem's gleichet.
Sie sind ein Mitteldding zwischen Jüngling und Engel. Der Schlaf ist
Nicht so sanft als ihr Thun, noch die kühlenden Schatten so lieblich
Als ihr erquickender Mund. Musik ist in jeglichem Worte,
Sittsame Scham in dem Blick und Wohlstand in jeder Geberde“.

Nichts ist für einen feinen Geschmack angenehmer als die morgenländische Art, poetisch zu denken und zu reden, welche in dieser Beschreibung wie im ganzen Gedichte herrschet. — Er erzählet ihnen seine Empfindungen beim ersten Anblick dieser liebenswürdigen Mittelwesen und vergleicht die Aufwallung, die er in seinem Herzen verspüret, mit der nicht so starken, obgleich sehr zärtlichen, die der Anblick der englischen Wächter des Berges in ihm erweckt, als ihn einst die Nacht in einem Kokoshaine überfallen:

„Ein göttlicher Einfluß
Hatte mein Auge geöffnet. Ich sah sie in menschlicher Bildung,
Himmlische Züge des Munds und göttlichen Geist in den Blicken,
Hoheit in jeder Geberde. Sie zeugten in meinem Gemüthe
Ehrfurcht und Wunder und Liebesgefühl, doch ohn' Ueberwallen.“

So ruhig konnte er die Mädchen nicht ansehen. Vornehmlich aber gab die Jüngste, die er bei der Hand genommen, eine Empfindung, die er so natürlich beschreibt, daß ich mich auf alle wahrhaftig Liebenden berufen darf, ob sie nicht einmal ebenso gefühlet haben:

„Aber voraus durchlief mich ein zärtlich fließender Schmerzen
Mit so lieblichen Schlägen, daß ich vor süßer Empfindung
Seufzete, da ich die Hand des einen Mädchens ergriffen.“

Seitdem ist ihm dieses Gefühl immer geblieben, und er siehet das Mädchen immer vor sich. Er vergleicht sie mit

einer nicht völlig entwickelten Rosenknospe und bittet seine Brüder sehr, sich um die andern Beiden zu vergleichen, die er ihnen so charakterisirt, daß Keiner lange anstehen konnte, welche er lieben sollte. Wie bezaubernd sind die beiden Gemälde der Debora und Thamar! Wer sollte so weise sein, und wenn er noch weiser als Cham wäre, der sich eines Mädchens erwehren könnte, die so voll Anmuth ist wie Thamar und mit ergebnem Gehorsam, mit Sanftmuth und freundlichem Schämen die Herzen sich gewisser eigen macht, als wenn sie geböte? Endlich giebt Japhet auch noch eine Probe, daß er eifersüchtig werden könnte, wenn ein Andrer sich um diese schöne Blume bemühte. Ich würde sagen, daß dieser Rede etwas fehlte, wenn dieser Umstand, der der feurigen Liebe Japhet's ganz natürlich ist, vergessen worden wäre.

Dasjenige, was Sem zu dieser Unterredung seiner jüngeren Brüder füget, ist ganz unvergleichlich. Ein gesetzter Geist und ein redliches zartes Herz blickt aus jedem Gedanken hervor. Er beschreibet die Liebe nach ihrer wahren Gestalt, als eine Tugend, als den schönsten Trieb, den der Schöpfer in uns geleget. Er bleibet nicht bei seinen Empfindungen stehen, er gehet bis auf den Grund derselben und findet in Allem Absichten und Spuren der göttlichen Weisheit:

„Die Lieb' in edeln Gemüthern
Ist ein göttlich Geschenk. Als Gott die himmlische Seele
Uns zur Herrscherin schuf, da gab er, uns sel'ger zu machen,
Ihr ein Gefolg' von sanften, von wohlgearteten Trieben,
Freundschaft, zärtliches Mitleid, empfindliche, dankbare Sorgen,
Unter denselben die Liebe, des Schöpfers schönstes Geschenke,
Neigung, in ihrer besten Gestalt die Schönheit zu haben,
Schönheit mit Güte gepaart; nichts Schönes ist ohne die Güte.“

Ich brauche kaum zu erinnern, daß Güte hier nicht die besondere Tugend, die insgemein so genennt wird, sondern den ganzen Umfang der Tugenden, die moralische Vollkommenheit der Seele bedeute. — Er zeigt nun seinen Brüdern den himmlischen Ursprung der Liebe und die Aehnlichkeit der ihrigen mit der Liebe Adam's. Wie schön ist die Beschreibung, die er von dem dunkeln Verlangen macht, das sie zu ihren Hälften gefühlet, ohne sie zu kennen!

„Oft erkühnt' ein leises Gebet, sie vom Himmel zu seufzen,
Oefters warf ein schmeichelnder Wunsch sich ihnen entgegen.

Selbstgelehrt übte die Hand sich zum Umarmen; sie faßte
Statt des Körpers die Schatten der mitternächtlichen Träume.“

Wie vergnügt ist er, daß sie nun Die gefunden, für die sie so zärtlich waren! Er schließt von sich auf die Mädchen und glaubet, daß sie eben diesen zärtlichen Instinct werden empfunden haben:

„Kein Zweifel, sie liebten daselbst auch,
Wie wir darunten geliebt. Gewiß, die Natur hat zu ihnen
Eben die Liebe geredt, die sie zu uns Dreien geredet.“

Er findet so viel Spuren einer göttlichen Vorsehung in der Entdeckung ihrer Geliebten, daß er nicht zweifelt, die drei Töchter des Sipha seien den dreien Söhnen seines Freundes von Gott bestimmt. Endlich beruhigt er die Furcht des Japhet durch eine Anmerkung, welche zu schön ist, als daß ich sie übergehen könnte:

„Gott prägt jedem Gemüth stets seinen heimlichen Hang ein,
Daß es sich unter dem Heer der Schönen die Schönheit erwähle,
Die in der nächsten Befreundung mit seinen Tugenden stehet.“

Dieses ist die Sympathie, die angenehme Nothwendigkeit, welche gewisse Herzen verbindet, und die sich gewissermaßen beim ersten Anblick verräth:

„Wenn wir
Uns finden und die Augen unbewußt
Beim ersten Blick sich ew'ge Liebe schwören“.

Dies ist das heilige Lispeln, von dem Lazarus in der theuern Messiade redet,

„Das mit Harmonieen, den zärteren Herzen nur hörbar,
Unserm Herzen leise gebietet, uns ewig zu lieben“.

Vom Sem noch mehr ermuntert, eilten nun die Jünglinge mit schnellern Schritten durch eine Wildniß von Blüthen:

„Aber die Wildniß der Blüthe kann nicht ihr Aufsehn erlangen,
Noch die reinere Luft, mit ihrem Weihrauch durchwürzet.“

Eine einzige lebhafte Begierde kann uns um alle Sinne bringen und eine Zeit lang zu lauter Phantasie machen.

Nun kamen sie der Wohnung des Sipha so nahe, daß sie das Kleeblatt der Schwestern in ihrer Beschäftigung erblickten. Die Brüder kamen den Mädchen nicht unbemerkt:

„Sie sahen sie kommen
Und erwarteten sie zwar schamhaft, aber nicht schüchtern,

In ein holdseliges Band mit den weißen Armen geschlossen,
Holdere Drei, als die man am Peneus wandeln gesehn hat.“

Welch eine entzückende Vorstellung!

„In den Augen der Schönen war Neugier und süße Bestürzung,
Sittsam und unbefleckt, nicht wild, nicht ungezähmt lüstern.“

Was für schöne Bewegungen muß ein solcher Anblick in den Herzen der edlen Jünglinge gemacht haben, denen die Liebe und ihr Gegenstand ganz was Neues war!

„[Sie] sahn mit unersättlichen Blicken,
Ihre Seele schien ganz ins Auge gesammelt. Den Brüdern
Dünkte, sie wären erst itzt in die lichte Schöpfung gekommen,
Bisher wären sie nur in einer Dämmrung gelegen.“

Wie glücklich ist die Natur in diesen Empfindungen ausgedrückt! Einem zärtlichen Jüngling, der Diejenige, die er lieben soll, zum ersten Mal sieht, ist, als ob er aus einem langen Schlaf erweckt würde. Sein ganzes voriges Leben dünkt ihm ein Traum. Er ist in einer neuen Welt. Alles ist heller und schöner um ihn. Alle seine Gedanken nehmen eine feinere Gestalt an; seine Seele bekommt einen neuen Gesichtspunkt. Die Vergleichung mit einem Blinden, der sehend wird, drückt den Zustand der drei Brüder unvergleichlich aus. Sie ist so vortrefflich ausgeführt, als glücklich sie erfunden ist:

„Und wie ein unglücklicher Blinder,
Dem der Erkenntniß Thor von seiner Geburt an gesperrt stand,
Wenn der finstere Flor von seinen Augen gerückt wird,
Plötzlich in einer neuen und nicht vermutheten Welt steht;
Wunder des Lichts und Wunder der Farben in dichtem Gedränge
Stehen um ihn und fallen ihn an mit sanftem Entzücken:
Also standen sie sanft überrascht mit der neuen Entdeckung.“

Lange konnten sie nicht reden. Japhet, ob er gleich ruhiger war, schwieg auch. Er beobachtete Kerenhapuch, und wie leicht zu vermuthen ist, auch seine Brüder.

Jetzo bitte ich meine Leser, auf die Gradation in der Gemüthsbewegung der zween Jünglinge Acht zu geben. Dieses ist ein bewundernswürdiger Meisterzug des Dichters. Zuerst waren sie von der Menge unerwarteter Schönheiten betäubt. Sie dachten nicht vor lauter Empfindung. Allgemach faßten sie sich:

„Nun glitten die Augen nicht länger
Ueber den Glanz hinunter; die Blicke verweilten und dachten.“

Wie ungemein malerisch ist der metaphorische Ausdruck: Nun glitten die Augen 2c. Die Verwirrung der Blicke, die unter so viel Schönheiten ungewiß herumtaumeln und, wie die Füße auf einem glatten Boden, nirgends feststehen können, ist durch dieses Bild vollkommen vorgestellt. Nun blieb keine Geberde, kein Gesichtszug unerforscht. Auch schwieg ihnen der Geist nicht, der in dem Angesicht redet. Diese Aufmerksamkeit hatte die Wirkung, die der Dichter sehr glücklich bemerkt und ausdrückt:

„Unvermerkt zog dieses Erkenntniß Jedweden von ihnen
Von den Schwestern hinweg zu Der, bei der er den Hang las,
Der zu seinem gestimmt war." —

Nun kann der feurige Japhet nicht länger schweigen. Er bittet sie, die Mädchen anzureden, nur um der Antwort willen, damit sie das Liebliche und Musicalische in ihrer Stimme hören möchten. Cham redet demnach, ohne Zweifel, weil seine Empfindungen etwas Heftigeres hatten als Sem's. Man muß sich nicht wundern, daß ich eine Ursach angebe, warum der Dichter Diesen oder Jenen reden lässet. Ein epischer Dichter gleichet dem Schöpfer, in dessen Werke Alles voll Ursachen und Absichten ist. In einem epischen Gedichte darf so wenig Ungefähres sein als in der Welt; der kleinste scheinbare Zufall muß seine Ursache und seinen Zweck haben. Cham beschreibt den Zustand ihres Gemüthes sehr eigentlich und mit seiner angebornen freien Offenherzigkeit. Aber wie mich dünkt, sind so viele besondere Züge seines Charakters in seiner Beschreibung, daß man seine Bewegungen dem Sem nicht ohne Einschränkung zuschreiben darf, ob er gleich in ihrer Beider Namen redet. Er beurtheilt seinen Bruder nach sich; wir werden aber aus Sem's Rede bald die Verschiedenheit bemerken. Nachdem Cham die Stärke seiner ersten Bewegungen beschrieben, sagt er:

„Aber ich fühle, der Geist zerreißt allmählich die Bande;
Ihn entzaubert sein wiederholeter Anblick der Schönheit,
Also fesseln den Sinn durch ihr' entzückende Wunder
Nicht mehr der Morgenglanz und nicht mehr der Purpur des Abends."

Er hofft, daß die Tugend von so vielen Schönheiten nicht getrennt sein könne, und fügt die bedenklichen Worte hinzu:

„Sollte das Böse die schöngebaute Behausung bewohnen,
Ach, so würde das Gute versucht, Platz bei ihm zu nehmen!"

Sem, dessen Leidenschaft gesetzter und zärtlicher ist, benimmt ihm seinen Zweifel.

„Zweifle nicht, Bruder, die Schönheit verschmäht, in Oertern zu wohnen,
Die im Grunde nicht gut sind. Die Pracht der himmlischen Bildung
Hat die Natur nicht tückisch zum Herold der Falschheit geordnet.“

Er füget eine vortreffliche Anmerkung hinzu:

„Durch die Schönheit, die um so viel schöner bei jeglicher Art ist,
Als sich ein Ding bewahrt in seinem natürlichen Stande,
Giebt die Natur ihm Zeugniß...
Dieser Boden, mit grünem Gewand bekleidet, die Früchte,
Mit dem Schmelze gefärbt, der Bach, der für durstige Lippen
Solche Lieblichkeit hat, die Pracht der lebenden Schöpfung
Sind nur Zeugen der Güte, die ihr Inwendiges ordnet;
Gutes ist stets bei dem Wahren, in ihnen herrschet die Schönheit
Und sie in ihr; wo die Beiden nicht sind, ist Schönheit nur Schminke.“

Ich muß hier eine Anmerkung wegen gewisser Leser machen. Vielleicht giebt es Jünglinge, denen es däucht, die Liebhaber im Noah reden nicht die Sprache der Liebe. Ihre Reden seien lauter Ontologie und Moral. Diese Herren werden mir vergönnen, ihnen die Antwort zu geben, die Dryden einem jungen Engländer gab, der sich darüber aufhielt, daß der Liebhaber in einer seiner Tragödien die Einsamkeit mit seiner Geliebten so philosophisch zugebracht. Er wollte eine ganz andere Rolle gespielt haben, meinte der junge Herr. „Das kann wol sein, mein Herr,“ anwortete Dryden; „aber erlauben Sie mir auch zu sagen, daß Sie kein Held sind.“ Die Söhne Noah's sind freilich keine Tibullen; sie lieben, wie vernünftige und tugendhafte Menschen lieben. Da erstickt die Leidenschaft die edlen Bewegungen des Herzens und die Betrachtungen des Geistes so wenig, daß sie dieselben vielmehr erweckt und belebt. Kurz, wenn leichtsinnige Jünglinge bei dieser ganzen Episode gleichgiltig bleiben können, so dürfen sie hingegen versichert sein, daß ich und meine Freunde bei ihren gedankenlosen Tändeleien viel trockener bin, als sie irgends bei Sem's Reden sein werden, und daß keine Ontologie ist, die ich nicht lieber lese als verliebte Gedichte, deren Verfasser nichts als Jünglinge sind. Was Sem bisher gesprochen, ist in der Mädchen Gegenwart gesprochen worden, weil Deborens Antwort sich darauf bezieht. Da ich aber nicht finde, daß er sich deutlich an sie wendet, so muß ich folgende Zeilen für die Anrede halten:

„Lobet mit mir die Treu', die an uns der Himmel beweiset,
Da er den Weg hierher in der Unschuld Garten uns bähnet,
Wo die Schönheit Evens in dreifachem Abdrucke wohnet,
Nicht der Unschuld beraubt.“ —

Die Antwort der Debora ist so himmlisch schön als sie selbst. Sie setzet die Gedanken Sem's fort, indem sie sich an die Lehren ihrer Mutter erinnert. Sie führet einige der größten sittlichen Schönheiten an und zeiget ihre Vortrefflichkeit über die körperlichen:

„Ist in dem thauichten Land des Frühlings etwas so Schönes,
In dem leuchtenden Aug' des Hesperus oder des Morgens,
Als die Freundschaft der Tugendhaften, die Liebe der Brüder,
Als die Kühnheit des Manns, der fromm und redlich da sein darf,
Wo die Wahrheit und Tugend, des Himmels Töchter, verlacht sind?“

Wie verehrungswürdig ist ein Mädchen, dem diese Denkungsart natürlich ist! Sie fügt noch eine moralische Schönheit hinzu, welche alle übrigen in sich fasset und im schönsten Lichte zeiget. „Ist etwas Schöneres“, fragt sie,

„Als die ruhige Hoheit des abgesonderten Lebens,
Wo der Frieden mit seinem beständig blühenden Oelblatt
Eingang und Ausgang krönt, wo Unschuld und himmlische Liebe
Alle Tritte mit ihren schneeweißen Flügeln beschützen?“

Kann Jemand so niederträchtig sein, und wenn er dieses entzückende Bild des seligsten Lebens lieset, es nicht dem Besitz aller Reichthümer und Ehren der Welt vorziehen? Kann der Weiseste in dieser Welt sich eine seligere Lebensart wünschen? Debora sagt ihnen, daß dieses ihr bisheriges Leben gewesen sei, und daß sie Ursach habe, zu hoffen, daß die Freundschaft mit den Söhnen der Schwester des Sipha einen hellern Glanz darüber ausgießen werde. Die Brüder gingen auf Deborens Einladung in Sipha's Behausung.

„Jeder entdeckte die Wahl, die sein Herz gethan, mit dem Eifer
In der geringsten Aufwart. Sem gab sein Aufsehn Deboren,
Cham der Thamar und Japhet der blumichten Kerenhapuch.“

Welch ein Vergnügen ist es, in Gedanken dieses dreifache vortreffliche Paar zu begleiten! Mich dünkt, ich sehe Debora von Sem geführt, der die Hoheit ihrer Seele in ihren himmlischen Augen mit Bewundrung und Liebe unverrückt betrachtet; Thamar, welche den weisen Cham so gefällig ansieht, daß, wenn sie an Evens Stelle gewesen wäre,

er ohne Zweifel ebensowol als Adam den fatalen Apfel von ihr angenommen hätte; und endlich die bezaubernde Kerenhapuch, deren Stimme so anmuthig tönt, und Japhet, der ihre Hand mit Entzückung drücket. Welche würdige Bewohner des Paradieses!

Nun kam Sipha zurück. Er eilt mit einem jugendlichen Feuer in ihre Arme und weint vor Freuden. Kaum kann man sich enthalten, mitzuweinen, wenn man empfindlich genug ist, das Große und Edle in der Zärtlichkeit dieses frommen Weisen zu fühlen. Das Erste, was er an diesen dreien Brüdern bemerket, ist sein Noah:

„Drei besondere Gaben von Noah's blühenden Jahren
Werden in seinen Söhnen mir sichtbar vor Augen gestellet,
In Sem sein sanfter Ernst, in Cham sein offenes Antlitz
Und in Japhet die himmlische Freudigkeit seines Gemüthes.“

Wie vergnügt ist er, da er sich die Vaterfreuden seines Freundes an seinen Söhnen vorstellet! Der Freund blickt aus allen seinen Empfindungen hervor. Zugleich erinnert er sich ganz natürlich an den Verlust seiner Söhne und giebt dadurch dem Sem Gelegenheit, ihn zu trösten, indem er ihm in seinen Töchtern die Vaterhoffnungen verspricht, deren Verlust Sipha so nahe gehet und zugleich ihre edle Liebe zu seinen Töchtern mit der liebenswürdigsten Offenherzigkeit und den lautersten Gesinnungen entdecket:

„Diesen Kranz von unschuldigen paradiesmäßigen Früchten
Banden wir oft in unsern mit Kühnheit wünschenden Herzen
In ein Gebund zusammen und baten sie von dem Himmel...
Und sie entdeckten wir itzt in Deinen holdseligen Töchtern,
In dem vollkommensten Schmuck der Blüthe, die würdige Väter
Einem Volke verspricht, das künftig, von ihnen geboren,
Auch von ihnen die Saat der edelsten Tugend empfahn wird.“

Endlich erinnert er ihn an die Würde, die das weibliche Geschlecht durch die Verheißung erhalten habe, daß der Messias von einem Weibe sollte geboren werden, und sagt ihm, daß die schönste der Hoffnungen ihm nicht verschlossen sei. Diese Rede drang tief in Sipha's Gemüthe und erfüllt es mit hoffendem Licht. Er verschwieg aber einen großen Theil seiner Empfindungen. Er erfreute sich, Sem's Reden dem gottseligen Ernst seines Gesichtes so gemäß zu finden. Aber er war voll Verlangen, den Frommen, das gottselige Urbild seiner Gedanken und seines Gemüthes, zu sehen,

„Meinen Werthern, Den, der mir selbst mich werther gemachet,
Weil er mich liebte.“ —

Welch eine ungemeine Gesinnung! — Jetzo machten sie sich reisefertig. Der Dichter zeigt uns die drei annehmlichen Schwestern in Reisehüten und Fächern zum Abzug fertig. Japhet führet sie durch den ihm bekannten Weg in die Wohnung seines Vaters.

Da ich diesen Gesang verlassen will, erinnere ich mich wieder an den Einwurf, den ich auf der 403. Seite wegen der Unwissenheit Cham's in Absicht der Mädchen gemacht habe. Ich habe gefunden, daß sich der Dichter diesen Einwurf lange zuvor selbst gemacht und mit folgenden Versen beantwortet hatte. Cham ist's, welcher redet:

„Unsere Mutter ist zwar auch vom Geschlechte der Mädchen,
Und wir werden nicht fehlen, wenn wir die Bildung der Mädchen
Nach der Bildung gedenken, die Milca's Züge bezeichnen;
Doch ist's lange schon, daß sie ein Mädchen war, und die Jahre
Haben den blühenden Schmuck der Schönheit mit Schatten umzogen.
Was noch in ihrer Miene mit Licht und Lieblichkeit glänzet,
Ist die verwelkte Blüthe: mit welchem feurigen Glanze
Muß die Blüthe der Mädchen in ihrem Lenzen nicht leuchten!“

Ich hoffe, daß diese ohne ihr Verdienen ausgelassenen Zeilen in einer künftigen Ausgabe ihren gehörigen Platz einnehmen werden. Mein Einwurf, den auch der kurzsichtigste Leser machen und für wichtiger halten könnte, als er wirklich ist, wird durch sie gänzlich gehoben. Ich habe auch so viel Zutrauen zu meinen Lesern, daß ich von keinem von ihnen vermuthen will, er möchte diese Anmerkung Cham's nicht für anständig genug halten. Die Söhne der Milca hatten, seitdem sie das Jünglingsalter erreicht, ihre Mutter oft gesehen. Sie müßten ungemein unwissend gewesen sein, wenn sie nicht gewußt hätten, daß das Alter den Glanz der jugendlichen Schönheit nach und nach auslöschet. Und ich sehe nicht, welch eine Pflicht ihnen verwehren konnte, hiebei den Schluß zu machen, daß ein Mädchen in der Blüthe ganz anders aussehe als eine alternde Frauensperson. Und wer wird das leugnen, daß es unmöglich sei, durch die bloße Phantasie von dem Anblick einer verwelkten ehemaligen Schönheit sich eine klare Vorstellung zu machen, worin ihre ehemalige schönste Blüthe bestanden sei. Ich muß nur noch erinnern, daß es gewisse Leute giebt, deren elenden moralischen

Geschmack ich lieber beweinen als widerlegen möchte. Sie werden durch die unschuldigsten Dinge beleidiget und scheuen sich doch nicht, vor sich selbst die niederträchtigsten Thaten zu begehen. Wie Manche ärgern sich an der Vorstellung, die Phönix dem Achilles von der Beschwerlichkeit macht, die ihm seine Kindheit verursacht hatte; und nichtsdestoweniger werdet Ihr finden, daß sich eben diese kein Bedenken machen, sich in Gesellschaft vieler Andern zu betrinken! Eben die Phryne, welche in Gegenwart Anderer sich an der Brautlaube des ersten Paares im Milton gestoßen hat, nimmt nach einigen Stunden ihren Spiegel und den Ovid, Von der Kunst zu lieben, und lernt, wie sie Herzen und Geldbeutel erobern soll. Welch ein närrischer Contrast!

Von den Schönheiten des vierten Gesangs.

Ich komme auf einen Gesang, der mich vor andern in die angenehmste und lebhafteste Bewegung gesetzt, und von dem ich allen meinen empfindlichen Lesern ein Gleiches versprechen kann. Die Freundschaft und die Liebe, diese zwei Blumen, die im Olympe nur wachsen, zeigen sich in diesem Gesang in ihrer vollen Schönheit. Es ist unmöglich, wenn man ein Mensch ist, die allerschönsten Affecte der Zärtlichkeit, der Freude und Liebe an den erhabnen Hauptpersonen dieses Gedichtes zu sehen, ohne recht viel Antheil an demselben zu nehmen. An mir hat der Dichter seinen Zweck vollkommen erreicht. Nie habe ich das Verlangen nach meinen Freunden stärker gefühlt, als da ich den Umarmungen und weisen Gesprächen des Noah und Sipha zusahe und zuhörte. Nie habe ich das göttliche Geschenk der Freundschaft in seinem ganzen unendlichen Werth stärker empfunden als bei Durchlesung dieses Gesangs. In demselben erscheinen die wichtigsten Charakter dieses Gedichts im hellsten Lichte, und ich verspreche mir von meinen Lesern, daß Noah, Sipha, Mehetabeel und Debora eben den Eindruck auf sie machen werden, den sie auf mich gemacht haben.

„Noah beging mit Milca schon im Gemüthe die Feste,
Die in den Armen Sipha's und seiner holdseligen Töchter
Auf sie warteten und nicht lange verzögern konnten.“

Milca erklärt sich hierüber in Empfindungen, die ihrem Geschlecht eigen sind. Sie danket der Vorsicht auf das Zärtlichste, daß sie ihr für die eine geraubte Mehetabeel drei wiedergegeben, einen dreifachen Trost für ihre schlafende Freundin. Sie erfreut sich, daß sie des weiblichen Zuspruchs, dieser leichtern Gespräche nimmer entbehren soll. Sie nimmt sich vor, sie tagelang zu fragen:

„Wie die Jahre voll Liebe, der Mutterliebe geweihet,
Ueber das Leben Mehetabeel's mit ihnen geflossen;
Wie sanfttretend die Stunden vor ihr vorübergegangen
Oder mit schwerem Fuß, und wie sie die Seele verbreitet,
Als der Engel des Tods ihr vor dem Bette gewinket".

Aber nichts ist ihr angenehmer als die Hoffnung, daß diese drei Freundinnen ihren Söhnen bestimmt seien, und daß sie des feinen Vergnügens bald wieder theilhaftig werden würde, unschuldige Kinder zu pflegen. Mit welchem liebenswürdigen Feuer sagt sie zu Noah:

„O, Du glaubst nicht, wie sanft vor Lust das Mutterherz zittert,
Wenn sie den weichen Seelen die erste Bildung eindrücket,
Wenn sie in starken Zügen das Bild der Tugend darein gräbt!"

Wie ehrwürdig und reizend ist nach dieser Vorstellung das Verhältniß einer Mutter! Warum wissen doch so wenige Mütter etwas von dieser feinen Wollust?

„Noah verfolgte die Rede mit gleich dankfließenden Lippen."

Er sagt seiner Milca, daß wir die göttliche Güte, die unser Glück heimlich bearbeitet und es alsdann auf einmal zu uns bringt, nicht besser loben können, als wenn wir unsre Freude in ihrem ganzen Umkreis fühlen. Er ist unfähig, seine Bewegungen auszudrücken, so groß und unverhofft ist das Glück, seinen Freund wiederzusehen. Wie unschätzbar ist auch ein Freund wie Sipha! Wie reizend, wie würdig dieser zween göttlichen Freunde sind die Vortheile, die sich Noah von Sipha's Umgang verspricht!

„Seine Tugend wird mich mit neuer Nahrung erquicken,
Mit der lieblichsten Frucht von der Freundschaft lieblichen Früchten;
Seine Rede wird Licht in meinen Verstand hineinschicken" u. s. w.

Er verspricht sich, viel edler und schöner zu denken, wenn er von Sipha werde gehört werden. Er erinnert sich wieder der vergnügten Abende, die sie am Perat in freundschaftlichen und weisen Unterredungen zugebracht.

„Ehmals erschlich uns der Abend an Perat's kühlendem Ufer,
Wenn wir in freundlichem Streit der tiefen Wahrheit nachspürten,
Die sich in ihren Höhlen durch solche freundlichen Streite
Leichter erforschen läßt und vorm Einsiedler versteckt.“

Wie wenig solche Freunde haben wir mehr! Unter unsern Jünglingen, und diese sind doch Diejenigen, bei denen noch am Meisten Schein der Freundschaft ist, herrschet die Anakreontische Freundschaft, die nichts kann, als scherzen, trinken, lachen. Der größte Beweis, den man einander von seiner Liebe geben zu können glaubt, ist, einander durch tausend elende Zerstreuungen an der Erinnerung zu verhindern, daß wir denkende Geschöpfe und unsterblich sind. Jetzo eilt Noah den Armen seines Freundes entgegen. Da er unter den Palmen voll Verlangen forteilt, begegnet ihm an einem Altar die Stimme des Herrn, der unter den Bäumen daherging:

„Ungesehen, ein Duft mit glänzendem Saume verhüllte
In sein Dunkel die gegenwärtige Herrlichkeit Gottes.“

So pflegte Gott den Menschen zu erscheinen. Noah höret die Stimme, welche ihm den Entschluß, das ganze Menschengeschlecht durch eine allgemeine Ueberschwemmung zu tilgen, kund thut. Diese entsetzliche Nachricht erschreckt den Patriarchen auf das Heftigste. Die lieblichen Feste, die er schon in seinem Geiste gefeiert, verschwanden; er sah lauter Tod und Verwüstung um sich. Seine Stärke verließ ihn; er fiel ohnmächtig zu Boden. Die Gegenwart des Richters und das Mitleid mit seinem Brudergeschlechte konnte keine kleinere Wirkung thun. Aber der Herr stärkte ihn; er stand wieder auf und flehte dem Richter. Die Vorstellungen, die er ihm macht, sind sehr anthropopathisch, aber so reden in der h. Schrift Abraham, Mose und andere h. Männer mit Gott. Er stellet ihm vor, daß kein Mensch vor Gott unschuldig sei, daß es blos seine Gnade sei, wenn er nicht alle tödte; daß die Hölle Anlaß nehmen würde, Gott zu lästern, wenn er sein Werk so bald nach der Schöpfung zerstörte. Er glaubt, daß doch wol noch tausend Fromme auf der ganzen bewohnten Erde sein könnten; und wie viele Tausend Unschuldige wären nicht, die noch an der Brust der Mutter hingen, noch unreif zum Laster, oder die erst kürzlich entwöhnt worden wären und zwischen dem Rechten und Linken noch nicht unterschieden! Er bittet, um Dieser willen die Menschen zu

verschonen. Doch wenn ja seine Gerechtigkeit befriediget sein müsse, so bietet er, wie dort Mose, sich selbst und sein ganzes Haus zum Opfer an, wenn er dadurch den Zorn Gottes von ihm selbst und den Menschen wenden könnte. Dieses Anerbieten, das aus einer überwallenden Zärtlichkeit entsprang, war freilich übereilt; aber nur die erhabensten Seelen sind solcher Fehler fähig. Gott sagt ihm daher, daß kein Mensch für den andern bezahlen könne, da sie alle Sünder sind, und daß sein gleich ewiger Sohn, die Menschen dem Tode zu entreißen, Mensch werden sollte. Er verkündigt ihm seine Erhaltung im Kasten, von dem ihm Raphael den Riß bringen sollte. Auch verspricht er ihm unzählbare Völker, die ihn mit dem Vaternamen begrüßen und von Mehetabeel's Töchtern geboren werden sollten. Zugleich benimmt er ihm seine Sorgen wegen der wenigen Frommen, die unter den Bösen zerstreut wären; und was die Kinder betreffe, so sei ihre Flucht aus dem kaum gebildeten Körper desto weniger beklagenswerth, da ihnen ein Land von höherem Schimmer entgegensieht. Unterdessen bis ihm Raphael den Riß zur Arche brächte, sollte er mit seinen Söhnen die Vermählungsfeste begehen und sich alsdann nach Thamista wenden, die Sünder zur Buße zu rufen, mit der Versicherung, daß Allen vergeben werden sollte, die sich bekehren würden. Jetzo verschwand das Zeichen der Gegenwart Gottes. Noah war noch voll verworrener Gedanken über diesem Gesicht:

„Er strebte noch, sie zu ordnen,
In sich selber gesammelt, bemüht, ein Knie auf dem andern,
Mit dem Kopf auf den Bogen des Arms gelehnet, als plötzlich
Laute Stimmen die Sinnen aus ihrem Schlummer erweckten.“

Er hub die Augen auf und sah Sipha vor ihm stehen.

„Beide spannten zugleich den Arm aus, umfingen einander,
Beide weinten auch im Umarmen freundschaftliche Thränen.“

Milca hatte sie von fern schon kommen gesehen. Der Anblick verjüngte sie gleichsam:

„[Sie] war schon in den Armen der liebenswürdigen Mädchen,
Eh noch Sipha und Noah von ihren Umarmungen ruhten.“

Diese ganze Scene ist recht entzückend und muß einen jeden zärtlichen Leser fast ebenso sehr rühren als die Söhne des Noah.

„Milca regnete Küss' auf die Mädchen und ward es nicht müde.“

Wie lebendig ist diese Vorstellung! Jetzt forderte auch ihr Bruder seinen Theil an ihrer Umarmung. Noch war Alles stille. Man fühlte zu viel, als daß man hätte reden können:

„Dennoch war die Seele vorher nie beredter gewesen,
Nur ein Blick, nur ein Kuß, in welche die Seele hervorstieg,
Sprachen Reihen Gedanken auf einmal und ohne Verwirrung!"

Dieser ganze Auftritt wird einige Leser an eine ähnliche Scene in dem Leben der Schwedischen Gräfin des Herrn Gellert's erinnern. Es ist allemal angenehm, bei einer gewissen schönen Vorstellung in Gedanken alle ähnlichen Beispiele durchzulaufen, die wir von derselben wissen.

„Itzo, sobald der Strom der Wallung ein Wenig gesessen,
Oeffneten sie den Mund, das göttliche Schicksal zu loben."

Sie gehen in die Wohnung. Milca nimmt die Mädchen in ein besonderes Zimmer auf dem obersten Raum, welchen kein männlicher Fuß betreten durfte. Milca hatte Mehetabeel zu sehr geliebt, als daß sie nicht sogleich die Begierde befriediget haben wollte, recht viel Nachrichten von ihr zu wissen. Wie schön ist der Anfang ihrer Rede:

„Mit heimlicher Absicht
Ordnete, der das Schicksal verwebt, Mehetabeel's Wohnung
Mir so nahe, mir doch verborgen. O Reichthum Vergnügens,
Das ich indessen verloren, den süßen, den zärtlichen Umgang
Einer von meinem Geschlecht, die leichtere weibliche Denkart,
Ihren Beistand in hundert unwürdigern kleinen Geschäften!"

Sie bittet daher, ihr diesen Verlust durch eine genaue Nachricht von Mehetabeel zu ersetzen:

„Nur ein Wort, nur ein Wink von Mehetabeel ist mir schätzbar,
Eure Mienen sind wohlberedt, wie viel mehr noch die Worte!"

Nun folget die Antwort der Debora, eines der vortrefflichsten Stücke des Noah, das mich, so oft ich es durchlese, in die sanftesten Bewegungen der Freude setzt und nothwendig die schönsten Betrachtungen und Gesinnungen veranlassen muß. Welch ein Vergnügen für eine edle Seele, mit diesen unschuldigen und weisen Menschen umzugehen, von ihrer natürlichen glücklich-einfältigen Lebensart ein Augenzeuge zu sein, ihnen ihre freie und gründliche Denkart abzulernen! Diese Vortheile verschaffet uns der Dichter in diesem Gedichte. Er führet uns in ein zweites Paradies. Hier sehen wir zwei

Menschen, in denen Weisheit und Gnade die Unschuld und Vollkommenheit, die dem ersten Paare anerschaffen war, wiederhergestellt hat. Was kann reizender sein als die Lebensart des Sipha und seiner Geliebten? Wir wollen Deboren selbst reden hören:

— — — „Bei dem Reichthum von Gut so einsam hier wohnen,
Schleußt der Unruh' den Eingang und läßt nur Trieb' in dem Busen,
Die nicht brausen. So waren im Berg der Unschuld die Tage
Unserer Mutter von stillhinrinnenden Thaten gewebet.“

Wenn sie ihre tägliche Arbeit mit einander gethan hatten, welches eben die ist, die Milton seinem unschuldigen Paare giebt, so widmeten sie den Abend ihrer Seele und erholten sich durch die feinere Lust, die Wissenschaft bringet. Welch ein Vergnügen für einen Weisen, eine so würdige geliebte Schülerin mit angenehmen Gesprächen von den Werken des Schöpfers zu unterhalten!

„Da er sie an der Hand durch einen Palmenwald führte,
Lehrt' er sie, wie in der Kindheit der Welt das Paradies Gottes,
Diese Wohnung der ersten Geschöpf', itzt unsere Wohnung,
Trocken gewesen, die übrigen Theil' im Meere gelegen.
Nur hab' in der umgebenden Fluth das Inselgebürge
Seine Stirn erhoben und Wild und Flügel behauset“ u. s. w.

Kurz, er theilte alle Beobachtungen, die er in der Natur machte, alle Wunder, die ihm die göttliche Schöpfung entdeckte, seiner geliebten Gehilfin mit. Kann eine Lebensart der Hoheit der menschlichen Seele anständiger sein als diese, dem Schöpfer und sich selbst zu leben, ihn aufzusuchen, ihn in seinen Offenbarungen zu sehen und zu verehren und eben dadurch sich ihm selbst zu nähern? Dieses heißt, ein göttlich Leben führen! Was ist das Leben der meisten Menschen, das, was man insgemein Leben nennt, dagegen? — Sipha entdeckte die Kunst, optische Linsen aus Krystall zu schleifen. Auf diese Erfindung hat er ebenso leicht gerathen können als Jansen oder Galilei in den neuern Zeiten. Ja, es ist zu vermuthen, daß ein so aufmerksamer Naturforscher, der in einem so vollständigen Schauplatz der Werke der Natur lebte und Jahrhunderte zu seinen Versuchen und Beobachtungen anzuwenden hatte, unzählige Entdeckungen machen konnte,

ehe man in unsern Tagen mit einer fertig ist. Jetzt sah Sipha eine neue Schöpfung in der Schöpfung,

„Die kein Weiser zuvor vermuthet hatte; Geschöpfe
Wohnten in solchen Dingen, die Niemand für wohnbar gehalten.
Sah den Monden vertieft und erhöht wie Thäler und Berge“.

Von allen diesen Entdeckungen verschwieg er seiner Vermählten nichts, sie waren die süßeste Speise für sie. Er führte sie auf der Leiter der sichtbaren Dinge zu unsichtbaren auf. Nun kommt ein bewundernswürdiges und nach meinen Einsichten in seinem ganzen Umfang wahres System:

— — — „Durch Wasser und Erden und Sternen
Hauchet in jeglichem Stoff das Leben und strebet zum Werden.“

Unzählige Stufen steigen vom obersten Engel ins Unendliche herab, gleich der Pyramide im Traumgesicht des Theodorus beim Leibniz.

— — — „[Die Natur] läßt nicht einen Grad unerfüllet;
Wer kann sagen, was sie für Gaben den Geistern gegeben!
Neue Sinnen, die Schlüssel zu neuen Welten der Schöpfung,
Die sich dem höchsten Schwung der menschlichen Sinnen entziehen.“

Diese Betrachtungen müssen unumgänglich die schönen Gesinnungen hervorbringen, welche Debora in folgenden Worten darlegt:

„Was für Ehre für uns! Gott will nicht von ihnen alleine,
Von den hohen Naturen, er will von uns auch erkannt sein,
Auch uns Geringern hat er gerufen, daß wir ihn bekennten.“

Sie kommt nun ganz natürlich auf den Wahn des Menschen, der sich einbildet,

„die ganze Natur sei alleine
Für ihn so schön, so groß gemacht und arbeite für ihn nur“!

da er doch unter den Unzähligen, für die der Schöpfer gebaut hat, nur der Kleinsten einer ist, und die Schöpfung sehr wenig verlöre, wenn der Mensch aus ihrem Plan verworfen worden wäre. Dieser letzte Gedanke gehört mit dem in eine Classe, der gewissen Lehrern der Weisheit gewöhnlich ist, Gott hätte die Welt auch nicht schaffen können; nämlich unter diejenigen Sätze, deren Bedingung unmöglich ist. Wenn er einigen Grund haben soll, so müssen wir das Wenig und Viel nach dem menschlichen Maßstab abnehmen; denn nach den Ideen Gottes verlöre die Welt an dem kleinsten Sandkorn sehr viel. Doch der Dichter sagt dieses im Folgenden selber.

In allen diesen Geschichten der Schöpfung war Mehetabeel unersättlich, und sie hörte begieriger, weil ihr Gemahl sie erzählte. Wie viel edler brachten diese Liebenden ihre Zeit zu, als wenn sie ihnen unter dem Geräusch oft wiedergegebener Küsse entflohen wäre!

Die Beschreibung, die Debora von der zärtlichen ehlichen Liebe ihrer Eltern macht, ist ungemein schön, und nichts kann reizender sein als die artigen Umstände, welche sie von ihrer und ihrer Schwestern Geburt erzählet:

„Als sie in Sipha's Arm mich gebar, so küßte sie mich bald
Auf die Lippen und sprach: „Wenn die zarten Lippen einst lachen
Und zu mir Mutter stammeln, so wird es süßer mir schmecken,
Als den Honig der Bienen zu saugen", und nannt' mich Debora."

Diese gelegenheitlichen Benennungen sind eine morgenländische Gewohnheit gewesen, und die Bibel giebt uns ähnliche Beispiele.

„Unter den Palmenbäumen, am kühlen Gestade des Baches,
Der von dem weißen Gipfel des Bergs fällt, genas sie der Zweiten,
Als sie speckichte Datteln da las; sie bracht' sie dem Vater
In dem Korbe nach Haus und sprach: „Nun bring' ich Dir Thamar.""

Nun hoffte sie einen Sohn zu gebären. Aber sie betrog sich.

„Als sie das dritte Mädchen gebar, so sprach sie: „Nun dreimal
Täuscht' mich die Hoffnung", und wollt's Sacara nennen. Mein Vater
Sah es mit himmlischen Gaben geschmückt und sprach: „Nicht Sacara,
Sondern Kerenhapuch"; so nannten sie Vater und Mutter."

Debora heißt im Hebräischen eine Biene, Thamar eine Palme, Sacara kommt von einem Stammwort, welches lügen oder täuschen heißt, und Kerenhapuch ist fast ebenso viel als ein Horn des Ueberflusses. Puch ist eigentlich eine köstliche Salbe, die uns sonst unbekannt ist.

Diese kleinen besonderen Umstände sind so glücklich ersonnen und haben eine so natürliche, gefällige Artigkeit, daß es ein Zeichen des sehr verwöhnten Geschmacks meiner Leser wäre, wenn ihnen diese Stelle weniger Vergnügen machte als mir.

Welch eine süße Beschäftigung muß es nun einer so edeln Mutter als Mehetabeel gewesen sein, diese liebenswürdigen, ihr näher gelegenen Pflanzen zu bilden!

„Vor der Sorge vergaß sie die Jasminwände zu kleiden
Und den wohlriechenden Strauch des wilden Schmucks zu entlasten."

Debora erinnert sich mit zärtlicher Lebhaftigkeit an den rührenden Umstand, da ihr ihre Mutter zuerst Erkenntnisse von Gott und dem Ursprung des Menschen gegeben:

„Noch erblick' ich, mit welcher Wallung, mit welchem Anbeten
Sie die Nachricht mir gab, als meinen Geist sie gereift sah,
Daß ich erschaffen wäre, daß mich ein Ew'ger erschaffen,
Einer, der unerschaffen die Ewigkeiten bewohnet . . .
— — — der vor den Engeln einherging,
Der sie durch seinen Hauch, wenn er will, in ihr ersteres Nichts bläst,
Aber sie lieber der Ewigkeit giebt, der hiesch mich dem Dunkel,
Hiesch mich der Nacht, die nicht zeugt, worin ich tiefer versteckt lag
Als die Würmer im Staub, damit ich die Stirn emporhübe
Und die Geister tränke des goldnen Tags und mit Jauchzen
Mein empfangenes Wesen besäng'.“ —

Eine so majestätische Beschreibung von Gott konnte nicht anders als die innigsten Bewegungen in der jungen Debora hervorbringen:

„Ich hörte die Nachricht
Mit überfließender Brust, anbetend, an meiner Entzückung
Hatte die Mutter Entzücken; ich flammt' in ihrer Entzückung.“

Nachdem führte sie Deboren weiter in die Gefilde der himmlischen Weisheit,

„von Wunder zu Wunder,
Wie Legionen Geister mit Gott im hohen Olympe
Festliche Tage begehn, von keinem Zufall gestöret,
Wesen, mit welchen der edlere Theil des Menschen verwandt ist,
Der im Staube den Fuß verbirgt, ihr jüngerer Bruder.“

Sie unterrichtete sie ferner von der angeschaffenen Unschuld des Menschen, dem Fall und seinen Folgen, der Sünde, dem Elend und dem Tod. Alle diese wichtigen Gegenstände faßte sie nicht nur ins Gedächtniß, sondern sie erkannte sie mit dem Verstand, und Mehetabeel half ihr den Gang ihrer Gedanken leiten, welche sich leicht in diesen tiefen und labyrinthischen Begriffen verwirren konnten. Vornehmlich bemerkt Debora den gewaltigen Eindruck, den das Bild des Todes in sie gemacht:

„Tod, das entsetzliche Wort, zog mit siebenfältigen Schatten
Ueber mir auf; ich wäre vor seinen Schrecken versunken,
Hätte sie mir die heilende Hand, den Balsam des Lebens
Nicht gewiesen.“ —

In einer heiligen Entzückung, von dem Gott angewehet, der das Heil der Menschen beräth, rief Mehetabeel aus:

— — „Ich seh', von Freuden entzückt, den heilenden Balsam,
Und zugleich von Wehmuth erschlagen! Dort hänget die Hoffnung
Aller Geschlechte der Menschen! Wer mißt den Reichthum Erbarmens,
Der in dem Himmel wohnet!" —

Von dieser überirdischen Weisheit stieg sie andre Male mit ihren Töchtern in die irdischen Thäler herunter:

„[Sie] enthüllte vor uns das Buch der Schöpfungen Gottes,
Das erst Sipha vor ihr enthüllet hatte. Sie gab uns
Gottes Handschrift zu lesen." —

Endlich lehrte sie dieselben auch die wirthschaftlichen weiblichen Künste,

— — „mit streichelnden Fingern die zarten Faden zu drehen,
Die aus dem Rocken fließend der leitenden Spindel gehorchen;
Dann ein gewebetes Tuch mit lebenden Farben zu sticken . . .
Oder des Helfenbeins Weiß mit lichtem Roth zu bepurpern".

Wenn sie mit solchen Geschäften den Tag zugebracht hatten, so endigten sie ihn mit einer musicalischen Ergetzung:

„Unser Werk des Abends zu krönen, bespannte sie festlich
Ihre harmonische Harfe, wir mußten rund um sie sitzen
Und in den goldnen Klang der Harfe die Stimmen verwinden."

Ist es möglich, Weibspersonen liebenswürdiger vorzustellen, als unser Dichter gethan hat? Hier sind die Muster, nach denen sich unsere Mütter und Töchter bilden sollten! Aber ist es nicht bejammernswerth, daß man sich in unsern Tagen fast schämen müßte, diesen antediluvianischen Schönen ähnlich zu sein, und daß es jemals unter den Menschen Mode werden kann, der gesunden Vernunft abzusagen?

„Also kamen die Tage mit honigthauenden Füßen,
Jeglicher bracht' in seinem Begleit die Anmuth der Neuheit.
Was für Wünsche wir seufzten, zu denen winkte der Himmel
Seinen Beifall; wir seufzeten nur unschuldige Wünsche."

Wird es nicht Vielen unglaublich vorkommen, daß einem so einförmigen Leben nie die Anmuth der Neuheit gefehlt habe? — In was für Ausschweifungen führet nicht die Begierde zum Neuen die Menschen! Welch eine Menge von Nothwendigkeiten machen sie sich selbst um ihrentwillen! Nichtsdestoweniger ist es gewiß, daß kein Leben weniger Neuheit hat als das

Leben eines Wollüstlings oder überhaupt eines jeden Sclaven seiner Begierden, was er nun für Bande tragen mag. Und hingegen ist nichts Abwechselnders, nichts Harmonischers als ein Leben, welches vor den Augen der Weisheit geführt wird. Ich erinnere meine Leser an die vortreffliche Rede Raphael's im II. Gesang. Ein Weiser, oder welches eben das ist, ein tugendhafter Mensch, befindet sich gleichsam hier schon in einer andern Welt. Er siehet Alles anders an als die schwindeltrunknen Menschen, die ihn umgeben. Sein Geschmack ist viel reiner, seine Erkenntniß- und Begehrensvermögen sind viel schärfer, zärtlicher und richtiger. Kurz, er gleichet Denen, die mit bewaffneten Augen eine neue Schöpfung in der Schöpfung entdecken. Er findet tausend Quellen der Betrachtung und der empfindlichsten Lust, wo Andre nichts sehen, und ihm ekelt hingegen vor Dingen, die er in ihrer ächten Gestalt gesehn hat, und die unzähligen Andern groß, glänzend und liebenswürdig vorkommen.

So unschuldig indessen die Wünsche unserer schönen Bewohnerinnen des Paradieses waren, so beunruhigte sie doch auch eine Begierde, der sie nicht genug Widerstand thun konnten: eine plagende Lust, die Söhne und Töchter des Landes zu sehen. Es ist ein Vergnügen, das meine Leser sich selbst machen können, diese Stelle mit derjenigen aus der Sündfluth zu vergleichen, wo Sunith, deren Charakter so merkwürdig ist, einen ähnlichen Vorwitz, obgleich stärker und unordentlicher als Mehetabeel's Töchter, fühlet, und zu beobachten, wie der besondere Charakter dieser Mädchen den gleichen Empfindungen doch etwas Verschiedenes giebt. Sie vermutheten, es müsse ein recht bezauberndes Schauspiel sein, ganze Truppen von Mädchen und Jünglingen zu sehen, da sie Dreie an einander schon so viel schöne Verschiedenheit wahrnahmen;

„Aber wie weit die Gestalt des Jünglings von weiblicher Bildung
Und wie weit die Gestalt der Jüngling' unter einander
Unterschieden sei und worinnen, das bleibt uns ein Räthsel."

War es ihnen zu verdenken, daß sie die Auflösung dieses Räthsels wünschten? zumal da sie bei sich empfanden, daß es sehr wahrscheinlich sei, daß

— — „ein Band, von der Hand der Natur zusammengeknüpfet,
[Sie] zu den Mädchen und Jünglingen zöge, der Ebnen Bewohnern,
Und zu den Jünglingen stärker, wofern die Ahnung nicht irret,

Daß das Mädchen allein die Hälfte, der Jüngling die Hälft' ist,
Daß die Beiden, zusammengesetzt, vollendet und ganz sind“.

Wie schön ist dieses unschuldige Gefühl des natürlichen Hangs und die offenherzige Art, mit der diese ungekünstelten Mädchen es entdecken! Die Mutter, der sie ihr Verlangen vertrauten, war liebreich genug, ihnen mit lindernden Worten zu sagen: daß zwar an sich ihr Verlangen ganz unschuldig sei, daß es ein Gefühl der Natur sei, die sie zu ihren Verwandten ziehe, aber daß die große Gefahr, welche von der Erfüllung ihres schuldlosen Vorwitzes zu besorgen sei, ihn zu unterdrücken befehle. Je weiter man von diesen Leuten sei, desto näher sei man der Tugend. Sie erinnert sie an das Schicksal ihrer Brüder:

„Eure Brüder sind durch die schwächern Mädchen gefallen;
Was für ein Loos steht Euch von den wildern Männern zu fürchten!“

Sie führet ihnen zu Gemüth, wie groß die Gnade sei, die ihnen erlaube, das Paradies zu bewohnen, und tröstet sie mit der Vorsehung Gottes, die sie, wenn sie es gut finden würde, schon zu ihren Verwandten bringen würde.

„Also sagte sie mit Vertraun auf die göttliche Güte,
Und die göttliche Vorsicht hat ihr Vertrauen geehret,
Ihr übergaben wir uns und zähmten unser Verlangen.“

Wie edelmüthig sind diese Mädchen, die so wenig Vorstellungen brauchen, ein Verlangen zu zähmen, das ihrer Unschuld gefährlich war! Wie viel Gegenvorstellungen und Ausflüchte weiß nicht hingegen Sunith zu finden, welche alle ihren Witz zusammenruft, ihre Begierde zu beschönigen! Aber nun kam ein neuer Kampf mit noch edlern Trieben, der ihnen vom Himmel selbst zugesendet wurde. Mehetabeel starb, und ihr Tod hat in der Beschreibung unsers Dichters eben die einnehmende Gestalt, in der er dieser heiligen Frau erschien. Nie habe ich Vorstellungen vom Tode gelesen, die bloße Menschen zu Verfassern haben, welche mich angenehmer gerühret hätten, so sehr mich Platon's **Phädon** und einige von den Briefen der vortrefflichen Rowe gerührt haben:

„Unserer Mutter erschien die Gestalt des Engels des Todes,
Nicht mit mördrischem Grimm im Aug', ein fürchterlich Scheusal, —
Freundlich und schön. Er faßte sie mit freundschaftlichen Armen.“

Selten glückt es einem Poeten, das idealische Bild, das ihm von seinem Gegenstande vor dem Gemüth schwebt, im

Ausdruck so wohl zu erreichen, als es hier in folgendem ungemeinen Bilde geschieht:

„Wie vom Wurm unbeschädigt, zu voller Reife gelanget,
Purpurnes Obst vom Zweig ein sanftes Ziehen befreiet,
Also wund sich ihr Geist sanft strebend vom irdischen Leben.“

Ohne Gefühl der Todesschmerzen sprach sie in ihrem Triumphe:

„Sollt' ich nicht Dein Antlitz mit segnender Stimme begrüßen,
Tod, Erlöser vom irdischen Tag, der Schatten und Nacht ist,
Pförtner, der uns das Thor des ewigen Lichtes entfaltet?“

In einer ruhigen Entzückung, in einer heitern Stille, welche der Vorschmack der himmlischen Freuden in ihr hervorbringt, sieht sie ihre künftige Seligkeit schon vor sich. Wie unvergleichlich beschreibt sie dieselbe!

„Wenn ich selber mit Strahlen des Lichts umkränzet sein werde,
Wird mein Gemüth die Art des Spiegels bekommen, darinnen
Werd' ich die göttlichen Wunder in ihren Tiefen erblicken,
Scenen nach Scenen des Heils in unaufhörlichen Stufen,
Tugend unaufgehalten, den Becher der Freud' ungemenget.“

Wie viel gründlicher und anständiger sind diese Ideen von der Seligkeit als die Myrtengebüsche, ambrosialischen Lauben und krystallnen Paläste der Frau Rowe, welche ich jedoch durch diese Vergleichung nicht schlechterdings getadelt haben will! So schön stellte sich Mehetabeel die Tiefen des Todes vor, und daher konnte sie sich so muthig hineinwagen:

„Dies ist der Abgrund des Tods, den will ich muthig besuchen.“

Sie erweitert diese Ideen mit dem angenehmen Neuen, das sie vom Tode erwartet:

— „Für mich hat der Tod das angenehmeste Neue,
Von ihm erwart' ich den Leib, der des Lebens Schatten geworfen,
Das, wovon die Tugend und Unschuld ein glänzendes Bild war,
Das die Arbeit und Hoffnung zu mehr als schönem Gespinnst macht.“

Sie beschließt diese unvergleichliche Rede mit der großen Gesinnung:

„Wäre der Tod mir versagt, so hielt' ich, geboren zu werden,
Für kein Leben, unwünschbar, nur werth des Wunsches der Kinder.“

So wirkt die Tugend in edlen Seelen! So muthig, so heldenmäßig kann sie ein weibliches Herz machen, dessen natürliche Schüchternheit vor der mattesten Vorstellung des

Todes zurückbebt! Ich hoffe, kein vernünftiger Leser werde die Rede dieser sterbenden Frauen zu philosophisch finden und sie darum tadeln, weil des Erlösers und seiner Gnade darin nicht ausdrücklich gedacht wird; und wenn es ja geschehen sollte, so bitte ich nur, sich zu erinnern, daß dieses bei Mehetabeel vorausgesetzt wird, und daß nur die Gnade fähig ist, solche Gesinnungen und Empfindungen in einem Sterbenden zu schaffen. Nur eine Seele, welche weiß, daß ihr Erlöser lebt, kann sagen:

„Darinnen
Werd' ich die göttlichen Wunder in ihren Tiefen erblicken,
Scenen nach Scenen des Heils.“ —

Die Fassung des Sipha bei dem Tode seiner Geliebten ist göttlich; sie gleichet der Fassung der Geliebten des Hadad, die nicht um ihn weinte, da er starb:

„Dies hatte sie Hadad
Einst in einer heiligen Stunde der Liebe geschworen.“

Er salbte sie selbst und legte sie in eine gopherne Kiste. Von da holt er sie oft zu ihren festlichen Freuden. Welch erhabne Freuden müssen das gewesen sein! — Sipha hoffte nun bald zu seiner Freundin zu kommen. Diese Zuversicht hemmte seine Wehmuth, aber sie konnte die Bekümmerniß um seine Töchter nicht hemmen, wenn er voll Vaterliebe nach ihrer Einsamkeit sahe. Ungeachtet er schwieg, so merkten die Mädchen seinen Kummer wohl. Debora erzählet die bangen Vorstellungen, womit sie sich oft heimlich geschreckt hatte:

„Wenn bald auch unser Vater zu unsrer Mutter hinabsteigt,
— — — wenn ihn der Schooß der Erde bedecket,
Unsern Urheber und Leiter, mein Gott, was wird aus uns werden?“

Dieser Gedanke war schon entsetzlich genug, aber er wurde noch fürchterlicher:

„Aber auch unser Tag wird kommen, der Schwester von Schwester
Trennen wird!“ —

Wie rührend führet sie diesen Gedanken aus!

„Wenn denn Thamar's Auge sein freundliches Lächeln verlernt hat;
Wenn die blühenden Wangen der Kerenhapuch verwelkt sind:
Ruhet der Schwestern Gebein, ich bleibe von Dreien nur übrig,
Und ich stehe getrannt vom Menschengeschlecht bei mir selbst da,
Mir nur allein noch übrig, was wird aus mir Einen dann werden!“

Wie finster wird ihr das Paradies werden! In welche Nacht wird sie sinken!

„Alsdann werd' ich aus einer betäubenden langen Ohnmacht
Ungern erwachen, und wenn ich zuletzt erwache, vergebens
Um die Gräber von meinen Entschlafnen gehen und Thamar
Rufen und Kerenhapuch; dann werden Thäler und Klippen
Thamar rufen und Kerenhapuch, doch meiner zu spotten."

Es ist durch ein Zeichen am Rande bemerkt worden, daß diese ganze Stelle eine Nachahmung der Ode an E. ist, welche im I. Theil der Samml. vermischt. Schrift. von den Verf. der Bremisch. Beitr. stehet. Ich weiß nicht, ob man mit meiner folgenden Anmerkung zufrieden sein wird; ich werde aber meine Meinung frei heraussagen. Es kann wenigstens für den erhabnen Verfasser dieser Ode nichts Beleidigendes sein, wenn ich sage, daß diese ganze Vorstellung erst hier im Noah an ihrem rechten Orte stehe. So vortrefflich, so pathetisch seine Ode ist, und so groß meine Liebe zu ihm ist, so rühret mich doch Debora, die in gleichen Umständen ist, mehr als er. Gesetzt, Herr K. verliere alle seine Freunde; so wichtig ihm dieser Verlust sein mag, so wird er doch niemalen allein sein. Es wird gewiß nie an Leuten fehlen, welche fähig sein werden, ihn zu lieben und von ihm geliebt zu werden. Seine traurige Einsamkeit ist demnach blos eine Einbildung einer vom Schmerz besiegten Seele. Debora ist in ganz andern Umständen. Wenn sie ihren Vater und ihre Schwestern verliert, so ist sie ganz und gar allein und verlassen. Was kann beweglicher sein als ein liebenswürdiges Mädchen, das, der besten Eltern und zärtlichsten Schwestern beraubt, mit einem so unvergleichlichen zur Freundschaft gemachten Herzen in einer weiten Gegend ganz allein übrig ist, von allen Menschen abgesondert und mit lauter gigantischen und in Laster versunknen Nationen umgeben! Es läßt sich kein bedauernswürdigerer Zustand ersinnen. Es ist also ganz offenbar, daß diese Vorstellung, welche der Erfindung nach, wie ich glaube, Herrn K. zugehört, durch die Versetzung in andere Umstände ein neues Leben und eine höhere Vollkommenheit erhalten hat. In Deborens Munde ist sie erst recht natürlich, wahrscheinlich und rührend. Ich erinnere mich hiebei an den sechsundsechzigsten der N. Crit. Briefe und füge als einen Zusatz zu den daselbst befindlichen Anmerkungen diese hinzu, daß man zuweilen die Erfindung eines Andern

so schön verändern und anwenden kann, daß die Nachahmung das Original weit übertrifft, und daß man eigentlich Den für den Erfinder halten muß, der einem Gedanken seine natürlichste Stellung zu geben weiß, ein Andrer mag ihn vor ihm gebarucht haben oder nicht.

Debora beschließt ihre Rede mit Erwähnung der göttlichen Vorsehung, welche zu eben der Zeit, da sie sich mit ihren voreiligen Einbildungen geplagt, für sie gesorgt und sie nun zu Freunden der Tugend und zu Verwandten geführt und ihnen in Milca eine neue Mehetabeel gegeben hatte. Jetzt nimmt Milca das Wort und drücket die Freude aus, die sie empfand, die schönen Eigenschaften ihrer gestorbenen Freundin in ihren Töchtern zu erblicken. Ihre Rede ist ein Bild der Mehetabeel, welches den Lesern desto angenehmer ist, da es aus demjenigen zusammengesetzt ist, was eine jede der Schwestern besonders hatte. Ich will daher einige Züge hersetzen:

„Wahrlich, Euch brachte zu uns die schönste Sorge des Himmels,
Daß ich Mehetabeel in dreifach lieblichem Anblick
Wieder in Euch empfinge, wie ich im Morgen des Lebens
Fromm, sanftmüthig und hold vor meinem Antlitz sie hatte. . .
Ihre Gestalt und Stimm' und ihr holdsel'ges Gemüthe
Gaben den lieblichsten Laut, den hör' und seh' ich itzt wieder
In der Gestalt, der Stimm' und ganzem Gemüthe der Töchter.
Meine Schwester war sie, seid meine süßesten Töchter!"

Der Dichter bringt uns nun zu Noah und Sipha zurück. Es wird eine recht angenehme Veränderung sein, die männliche Freundschaft anstatt der weiblichen Zärtlichkeit reden zu hören. Die erste stumme Betrachtung des Noah ist an Sipha ein vortrefflicher Umstand:

„Erst ruht Sipha mit denkendem Blick auf Noah's Gesichte,
Als ob ihn von den Todten das Grab ihm wiedergegeben."

Hierauf drückt er die edelsten Gesinnungen der Freundschaft aus. Er erzählet ihm seine Begebenheiten nach ihrer durch Dagon's Verfolgung verursachten Trennung. Die Beschreibung seiner Einsamkeit im Paradies ist sehr schön. Er lebte daselbst zwar von dem Geschlecht der irdischen Menschen gesondert,

„Aber darum nicht allein, nicht hoher Gesellschaft beraubet;
Bei mir war die Vernunft, die schützenden Engel, der Himmel;
Zu den dreien gesellt' ich mich und wich nicht von ihnen.

Konnt' ich mehrere mir — gewiß nicht edlere — wünschen?
Wünscht' ich den Vierten, so war's ein Freund, so war es mein Noah."

Das Uebrige der Rede ist eine Erzählung der Verheißung, die ihm seiner Töchter wegen geschehen, und eine Bitte, ihm Nachricht von dem moralischen Zustand der Menschen zu geben, zu denen er den zärtlichen Zug der Geschlechtsverwandtschaft fühlte. Noah führet in seiner Antwort den Gedanken aus, daß nur Der allein sei, der sich selbst fremd ist:

„Der ist nicht einsam, der zum tiefsinnigen Denken gewöhnt ist."

Nichtsdestoweniger zeiget er die Vortheile des freundschaftlichen Umgangs auf einer so schönen Seite, daß er ganz unentbehrlich wird:

„Dennoch ist dies tiefsinnige Denken ein Irren durch Wüsten,
Trucken und elend, wenn's nicht freundschaftlicher Regen erquicket.
Sollen die strengen Gedanken nicht in der Irre verwildern,
Muß sie der Umgang des Freunds zurechte weisen und sammeln.
Sipha, Du hast mich selbst den Werth des Kleinods gelehret,
Das ein Freund in sich faßt. „Wie die Bienen Nektar in Blumen,
Also sauget der Mensch in der Freundschaft Weisheit und Freude,
Zwillinge, von der Natur verknüpft, die geschieden bald sterben.""

Dieser letzte Gedanke ist unvergleichlich. Er enthält die ganze große Kunst, glücklich zu sein. Man trenne nur die Weisheit nie von seinen Freuden, so ist man gewiß nie unglücklich, weder innerlich noch von außen her.

Die Furcht, meinen Lesern durch allzu große Weitläufigkeit zu mißfallen, hält mich ab, mehr von dieser Rede zu sagen, in deren übrigem Theile dem Sipha die verlangten Nachrichten gegeben werden, welche aber trauriger waren, als er hoffte, und eine ähnliche Wirkung auf ihn thaten, als Noah empfunden, da er das Todesurtheil der Menschen aus dem Munde des Richters selbst gehört. Ich bemerke nur die Verbesserung, die Noah an einem gewissermaßen falschen Gedanken des Sipha macht, den ich schon im Munde der Debora als nicht ganz richtig bemerkt habe. Sipha sagte:

„Gott ist bekannt, daß die Welt nur wenige Schönheit vermißte,
Wenn das Menschengeschlecht aus ihr hinausgethan würde.
„Keine Lücke", versetzte sein Freund, „kennt Gottes Erschaffung,
Was für ein Ring, für ein Glied in der langen Kette zerbräche,
Wär's der zehntausendste, wär's der zehnte, so risse sie übel.
Darum sollen nicht Alle vergehn!"" —

Indem die Alten noch redten, kamen die drei Jünglinge, um die Töchter des Sipha anzuhalten. Sem thut den Antrag, der so voll edler Gesinnungen der Tugend, Frömmigkeit und wahren Liebe ist wie alle andern Reden dieses verehrenswürdigen Mannes. Er sagt, daß der Finger der Vorsehung in der Führung des Sipha und Noah und in ihrer Wiedervereinigung so sichtbar sei, und daß die Uebereinstimmung zwischen ihnen und den liebenswürdigen Töchtern des Sipha so genau sei, daß sie gewiß glauben könnten, einander bestimmt zu sein. Er erwähnt, wie unglücklich es für diese unschuldigen Schönen wäre, den tyrannischen Riesen überliefert zu werden, und wie elend sie hingegen wären, wenn sie sich Frauen

„Aus der verführenden Schaar der glatten schlüpfrigen Schlangen
Nehmen müßten! Wenn wir nicht Diese zu Frauen bekämen,
Deren Gefühl von dem, was Unschuld, Tugend und Ehr' ist,
In dem lieblichsten Gleichlaut mit unsern Rührungen klinget,
Von dem Schöpfer gestimmt: Die, deren Seelen die unsern
Fröhlich entgegenbeben aus anerschaffener Regung."

Viel eher wollten sie ihren ganzen Stamm untergehen sehen, als, ihrer Geliebten beraubt, sich mit Andern gatten.

„Aber mit ihnen vermählt, und von den Edeln geliebet,
Würde die Tugend uns schöner, die Unschuld seliger scheinen,
Würden wir einen Stamm von Schönen und Edeln erziehen,
Einen gottseligen Stamm, der durch die Hoffnung sich mehrte."

Können Hoffnungen schöner sein? Er erweitert sie durch eine einem gottseligen Stammvater entzückende Vorstellung, daß vielleicht Gott ihr Geschlecht bestimmt habe, ihm auf diesem Berg als sein eignes und von ihm beherrschtes Volk zu dienen u. s. w. Eine Hoffnung, welche nicht unwahrscheinlich war und auch nach der Sündfluth in ihren hauptsächlichsten Stücken erfüllt wurde. Auf diese Bitte, welche Noah mit der gefälligsten Zärtlichkeit unterstützte, antwortete Sipha mit Augen voll überfließender Liebe:

„Euer Verlangen ist mein Verlangen und kömmt ihm entgegen,
Und nie haben die Mädchen sich meinem Wunsch widersetzet."

Doch wollte er ihre Bewilligung von ihnen selbst hören. Sem rief sie eilend. Sie kamen mit Milca. Sipha that ihnen den Antrag:

„Schamhaft sahen die Mädchen zur Erd' und schwiegen, nicht lange.
„Ja, wir sind es zufrieden", antworteten leise die Schwestern."

So angenehm es ist, in Gedanken ein Augenzeuge dieser sonderbaren Scene zu sein, so vortrefflich ist der folgende Umstand:

„Innig erfreut, an dem Ziel der einsamen Tage zu stehen,
Neigten die Brüder sich vor dem Gott, dem Erhalter, der ihnen,
Der der liebeswallenden Brust die Mädchen gegeben.“

Milca küßte die Töchter und führte sie ihren Verlobten zu.

„Sem gab Deboren die Hand, Cham Thamar'n, Japhet umarmte
Kerenhapuch.“ —

Sipha giebt seinen Töchtern diesen merkwürdigen Segen:

„Werdet so fruchtbar als Eva, die Mutter Deren, die leben,
Aber dem Mann nicht so schädlich, und widersteht dem Versucher!“

Der Gesang endet sich nun mit dem hochzeitlichen Abend. Ich setze nur noch die schöne Beschreibung von der Freude hieher, die der Dichter der Natur zuschreibt:

„Selbige Nacht gab das Paradies an Hügeln und Ebnen
Zeichen der Freude von sich. Die Knospen der Blumen und Zweigen
Eilten, sich zu entfalten, und warteten nicht auf den Morgen,
Daß sie einander die Lieb' aus schwellenden Lippen zuhauchten.
Ihren dufttriefenden Hauch, des Odems Erstlinge, faßten
Sanft die Zephyr' auf ihre Flügel und eilten, die Beute
In die bräutlichen Zimmer zu tragen. Die Nachtigall tönte
Festlich das Brautlied und andre vom Chor der singenden Vögel,
Deren Gesang des Nachts sonst schweigt, begingen die Feier
Dieser Nacht mit Jubelgesang.“ —

Die ganze Vorstellung ist überhaupt vom Milton nachgeahmt, aber die Ausbildung ist neu und vortrefflich. War diese Nacht weniger würdig, mit solchen Freudenbezeugungen von der Natur gefeiert zu werden, als jene vom Milton besungene? Milton und unser Dichter sollen, wie man sagt, den Homer nachgeahmt haben; aber auch hier gilt die Anmerkung, die ich bei Gelegenheit der nachgeahmten Ode des Herrn K. gemacht habe.

Von den Schönheiten des fünften Gesangs.

Da eine der vornehmsten Absichten des Poeten ist, in diesem Gedicht die menschliche Natur an der heiligen Familie des Noah in ihrer wiederhergestellten größten Vollkommenheit

und Würde darzustellen und sie an sich selbst, ohne Beihilfe prächtiger Außenwerke oder erstaunender Begebenheiten, die sie ausgerichtet, ungemein größer zu zeigen, als alle Helden der Geschichte oder der Dichter sein mögen: so läßt er nicht den kleinsten Umstand entgehen, der den großen Charakter seiner Personen von irgend einer Seite zeigen kann. Wir sehn sie in allen Arten der Verhältnisse sich selbst gleich; Menschen, gottselige, weise, zärtliche Menschen, deren Handlungen aus den reinsten Quellen entspringen, und die ihre lebhaftesten Freuden nie von der Weisheit trennen. So finden wir sie in den Tagen, die

„Im Begleit hochzeitlicher Scherz' am Arme der Freundschaft“

über sie hinflossen. Die feinsten sinnlichen Freuden, wenn sie blos sinnlich sind, wenn der Geist keinen Antheil an ihnen hat, werden gar bald thierisch und der Würde der menschlichen Seelen unanständig. Deswegen vermengten sie die Liebesspiele mit ernsten Gesprächen:

„Mit den höhern Gesprächen besiegten sie allen den Ekel,
Den die Liebe durch ihr einförmiges Tändeln herbeiruft,
Und erfüllten das Leere, das von gestilleter Lust kömmt.“

Noah hatte sie bisher mit der kränkenden Nachricht von dem bevorstehenden Gerichte verschont, die ihn selber zu seiner süßesten Wollust, Sipha's Freundschaft, gewissermaßen unempfindlich machte. Er war im Begriff, in die Ebnen hinunterzugehen und nach dem Befehl Gottes Buße zu predigen, als Sem mit seinen Brüdern sich ihm und dem Sipha nahte und sie bat, ihnen zu erlauben, daß sie die merkwürdigern Oerter des Paradieses besuchten, welche eine besondere Offenbarung Gottes oder sonst ein Umstand heilig machte, und daß sie auf Sipha's Altare ein Opfer von Cinnamome verbrennten. Diese Erfindung ist vortrefflich ausgesonnen, weil sie zu dem schönen Episodion Gelegenheit macht, welches das sechste Buch ausfüllt. Zugleich veranlaßt sie eine Betrachtung, die der Dichter dem Noah in den Mund legt, welche ein richtiges Urtheil von allen andächtigen Wallfahrten ist, die in ihrem ersten Ursprung so unschuldig mögen gewesen sein, als sie in ihrem Mißbrauch thöricht und sündlich sind.

Wir begleiten nun den Noah zu den Riesen, die wir im III. Gesang in einer abenteuerlichen Arbeit gelassen hatten. Der Poet ergänzet erst die Erzählung, die er daselbst unvoll-

kommen gelassen hatte. Zuvor aber giebt er uns, seine Dichtungen wahrscheinlicher zu machen, Nachrichten von dem Zustand der Länder Elam und Assur, ihrer Fruchtbarkeit, der ungemeinen Menge ihrer Bewohner und den Giganten, ihren Beherrschern,

„[Deren Leib durch ein göttlich Gericht] in dem Maße gewachsen,
Läng' und Breit', in welchem der Geist sich ins Enge gezogen“,

wie auch von dem Ursprung der ungemeinen Gewalt, welche der Hierarch Dagon über dieses sonst unbändige Geschlecht ausübte. Ehdem ward in diesen Ländern das Hobbesische Naturgesetz ohne alle Einschränkung befolget: der Stärkere überwältigte den Schwächern, bis er selbst einen Stärkern fand:

„Dadurch versetzte der Krieg sein Schlachtfeld von Lande zu Lande,
Eh ihn Dagon durch sein hierarchisches Ansehn gedämpfet,
Das er durch Wunder erwarb, die Adramelech ihn lehrte,
Jener Hierarch des Orchus und Dagon's treuer Verbundner.“

Je geistloser und dummer die Giganten waren, desto leichter war es dem Zauberer, über sie zu herrschen, zumal da er von keinem schwächern Bundsgenossen unterstützt war als von dem Geist, der noch boshafter und verdeckter als Satan ist. Die Macht Dagon's über sie war unumschränkt:

„Nur der Hierarch schob der Wuth der ungebändigten Riesen
Einen Riegel vor, den die Welt noch billigen konnte,
Weil kein Anderer war, der Herrschaft Schranken zu setzen.“

Jetzt wird uns die gigantische Treppe beschrieben, ein würdiges Werk der Knochen von Erzt. Der Umstand ist artig, daß der Poet sie an die nordliche Seite des paradiesischen Berges setzt, in eben die Gegend, wo nach Milton's Bericht Satan, der erste Rebell,

„Als er gekommen, im Berg die ersten Menschen zu suchen,
Fern von dem rechten Eingang, mit einem höhnischen Sprunge
Alle Klippen und heckichten Schanzen des Bergs überholte.“

Der oberste Theil dieser pyramidalischen Treppe war platt und mit dem untersten Abschnitt des paradiesischen Berges gleich eben und so räumlich, daß er ganze Geschwader fassen konnte:

„[Schon] erhebt sich ihr Herz mit übermüthiger Freude,
Daß sie ungehindert das schwere Gebäude vollendet;
Schon war der Berg in ihrer voreiligen Hoffnung erstiegen.“

Dagon giebt ihnen seinen Segen, mit Worten, die unterrichtend sie stärkten. Er vertröstet sie auf die Kraft der

schwarzen Wurzel, die Adramelech ihm gezeigt, und befiehlt ihnen, unerschrocken sich zu widersetzen, wenn allerhand Mißgestalten, Gespenster

„Oder ein Cherub der Luft, in kalte Flammen verhüllet,
Der an jedwedem Glied zu brennen scheint, aber nicht brennet",

sich ihnen in den Weg stellen sollte, mit der Versicherung, daß sie durch ihren Muth und die Kraft der magischen Wurzel bald gezwungen werden sollten,

„in [ihre erste] Gestalt zurücke zu treten
Und [sie] mit zahmer Geberd' als [ihre] Bezwinger zu grüßen".

Kühn auf dieses Versprechen, machen sich die Riesen auf, den Berg zu ersteigen. Aber kaum betraten sie die äußersten Gebüsche, als ein Rauch wie aus großen Kalchöfen aus dem Gesträuch herausfuhr.

„Unter dem Fuß erbebte der Grund, und dumpfichte Stimmen
Wurden gehört, die brüllten im Bauch des Berges; bald stachen
Lebende Flammen aus allen Zweigen und Ranken, sie leckten
Mit geschlängelten Zungen die Vödersten von den Giganten."

Man kann nicht natürlicher schildern, als es in dieser Beschreibung geschehen ist, da die geschicktesten Worte fleißig ausgelesen sind, die Sachen auf das Eigentlichste auszudrücken. Unerachtet aber die Giganten das Leben dieser Gluth empfanden, so verzehrte sie doch die Pflanzen nicht,

„Unter ihr leuchtet ein helleres Grün und hellere Blüthe."

Die Riesen stürzten uneingedenk des anbefohlnen Widerstandes von der Zinne der Treppe über die Stufen und Ecken der Pyramide hinunter. Die hinzugesetzte Vergleichung giebt der Beschreibung ein ungemeines Licht und Leben:

„Also fielen vor Alters vorm Donner des ewigen Sohnes
Seine Rebellen, in eine Heerde zusammengetrieben,
Von den Schrecknissen Gottes gejagt, von den hohen Zinnen
Und den krystallnen Mauern des empyreischen Himmels."

Das Wunderbare dieser Begebenheit ist von der Art, daß es wenig Erklärung nöthig hat. Es ist eine Wirkung von Geistern, die mit ungemein größerer Kraft, in die Materie zu wirken, begabt sind als wir, welche eine Kenntniß von tausend uns verborgnen Kräften und Eigenschaften der Dinge besitzen und also Wirkungen auf eine ganz natürliche Weise hervorzubringen vermögen, welche uns erstaunlich scheinen, weil sie

uns ungewohnt sind und unsere Erkenntniß und Kraft weit übersteigen. Eine Begebenheit ist schon poetisch wahrscheinlich, wenn sie keine sich selbst widersprechenden Dinge behauptet, und wenn sie einem Wesen zugeeignet wird, das sie hervorzubringen im Stand ist. Von der Art sind die Flammen, welche der Dichter durch die vorausgesetzte Hilfe der heiligen Beschützer des Berges aus den Gesträuchen hervorstechen läßt; ja, sie lassen sich sogar auf eine uns begreifliche Art erklären. Die elektrischen Flammen, welche vielleicht ein zusammengehäuftes ätherisches Feuer sein mögen, sind ein Beweis, daß es eine leuchtende Materie gebe, welche, ohne zu versengen, durch ihre ungemein schnelle blitzende Bewegung die empfindlichsten Schmerzen verursachen kann. Hingegen finde ich die balsamische Kraft des Blutes der Giganten weniger begreiflich, von welchem der Poet sagt:

„Aber sie heilten bald wieder, in ihrem Blut floß ein Balsam,
Dieser heilte sie mit inwendig wirkender Tugend.“

Mich däucht, diese wunderbare Wirkung gehört in die Classe des Wunderbaren, aus der die Erzählung Virgil's ist, von dem Myrtenbaum, der Blut träufelte, als Aeneas einen Ast von ihm abbrach. Eine Begebenheit, die nicht aus den bekannten Eigenschaften und Gesetzen der Natur erklärt werden kann, muß höhern Mächten zugeschrieben werden, oder sie ist unglaublich. Doch ich gestehe gern, daß diese Anmerkung mehr ein Zeichen meiner Unwissenheit als eines Fehlers des Dichters ist, dem es ganz gewiß nicht an Grund gebricht, seine Dichtung zu rechtfertigen.

Dagon, der verschlagen genug war, die Riesen nach seinem Gefallen zu bethören, bemühte sich nun, ihren verwundeten Stolz durch lindernde Worte zu heilen. Er nimmt alle Schuld auf sich selbst und gesteht ihnen, daß er sich betrogen habe, da er geglaubt, die paradiesischen Zauberer hätten nur Geister der Luft zu ihrem Beistand. Er sehe aber nunmehr wohl, daß einer von den himmlischen Geistern, welche er so verächtlich charakterisirt, als ihm möglich ist, diesen Zauberern beistehe, und es komme also nur darauf an, daß er auch bei höhern Plutonen sich um Hilfe bewerbe, welche ihm nicht entstehen könne, wenn nicht etwa Adramelech den Haß zu den Himmlingen abgelegt habe. Ich traue keinem meiner Leser einen so schwachen Magen zu, daß er dieses niederländische Wort nicht sollte verdauen können, welches gar wohl

verdient, in unserer Muttersprache gebraucht zu werden, da es auf eine analogische Art aus einem deutschen Stammwort formirt ist und sich zu dem ironischen Gebrauch im Munde des Zauberers ganz gut schickt. Jetzt beschloß sich der Nekromant in ein finsteres Zimmer und machte alle die unsinnigen Beschwörungsgebräuche, welche die Zauberer ehedem wie noch jetzt bei den meisten ostindischen Nationen vorzunehmen pflegen:

„Er zerritzte die Brust mit spitzig geschliffenen Steinen,
Zwang die Glieder verkehrt in seltsam gekrümmte Gestalten
Und die Kehle zu unharmonischen häßlichen Tönen,
Wieherte, zischt' und ball und brüllt' und heulte; dann schleift' er
Längen von seufzenden Zügen und Tiefen von sinkenden Tönen,
Traurig zu hören, die schnell ein todtes völliges Schweigen
Einige Zeit unterbrach, damit sie bald heller anschlügen.“

Nachdem er sich lange mit dieser unsinnigen Arbeit geplagt, kam endlich sein Adramelech und lehrte ihn die Antwort, die er mit dämpfendem Haupt den wartenden Königen meldete. An der Möglichkeit dieser Erdichtung wird nur Becker oder ein Spinozist zweifeln, und ich brauche also weiter nichts davon zu sagen. Die Eingebung Adramelech's ist des Geistes würdig, den es kränkt, daß ihm Satan im Aufstand zuvorkam. Jeder Riese soll einen Sclaven, röthlichen Kopfs, gesund und ohne Fehl, abschlachten, das Blut soll aufgefaßt, mit Most, Honig, Milch und Wasser vermischt und mit Semmelmehl besäet werden.

„Von dem lauen, noch fließenden Menschenblut steiget ein Duft auf,
Der den süßen Geruch zur Nase der Satane führet,
Sie zu uns neigt und aus dem Reiche des Orchus heraufzieht.“

Auch sollte jeder der Riesen seine Stirne dreimal mit diesem Opferblute bestreichen, wodurch ihm alsdann kein Zauberspruch, kein magisches Feuer nichts schaden könne. Nichts ist fähig, uns einen abscheulichern Begriff von diesen viehischen Ungeheuern zu machen, als die Art, mit der sie Dagon's Ausspruch anhörten und befolgten:

— — „[Er] war nach dem Herzen der Riesen;
Ihr Eingeweid' empörte sich nicht in ihnen, sie folgten
Seinem Befehl mit froher Begierde.“ —

Nun zeiget uns der Dichter die Gegend, aus der die unglückseligen Opfer Adramelech's geraubt wurden. Um in seinem Gedicht das Laster überall bestraft zu zeigen, dichtet

er auch hier, daß diese Leute aus einem strafbaren Volke gewesen; ja, er giebt ihnen einen Charakter, den wir im zweiten und dritten Gesang noch nicht gesehen, indem er die Weichlichkeit der Einwohner von Lud auf den höchsten Grad treibt. Der Dichter mußte aber seine Dichtung mit der Meinung des Herrn von Montesquieu wahrscheinlich machen, nämlich daß der Erdstrich und die Himmelsgegend in die sittliche Beschaffenheit eines Volkes einen starken Einfluß habe:

„Im mittägigen Lud, wo dieses an Assur sich anschleußt,
Leidet die schöne Tilassar den höchsten Gipfel der Hitze,
Welche den Leib entnervt und vor blöder Zärtlichkeit schmelzet.
Auch das Gemüth liegt weibisch am Boden; kein edles Erkühnen
Wohnet darin, noch starke Begier.“ —

Gegen diese sind die Sybariten noch Männer!

„Für sie ist's eine Last, das leichteste Körbchen mit Speise
Hundert Schritte zu tragen, sie dingen deswegen Lastträger ...
Einer Schönen in einem entlegnen Zimmer begegnen
Oder am einsamen Steg unverwahrt ein Kleinod erblicken
Und sich dieselben verweigern, ist hier Olympische Tugend ...
Sittsame Töchter zu bilden, ist hier die Ehre des Riegels.“

Balharan, die an Tilassar liegt, ist fast noch ärger. Hier müssen die Jünglinge sich waffnen, um sich der Unschamhaftigen zu erwehren. An beide grenzt Elam und Assur, wo die mit Niter und Sand abgekühlte Erde eine gemäßigtere Zone macht. Die Inwohner gleichen den Schatten; sie sind ein hochbeinichtes Volk, schwer am Verstand, Freunde der Tafel und der Jagd. Diesen war es nun ein Leichtes, die benöthigten Sclaven zum Opfer aus dem nahen Tilassar und Balharan aufzutreiben. Die Beschreibung dieses unmenschlichen Opfers ist so natürlich, daß sie Entsetzen und Schauer verursachen muß. Unter währender Ceremonie kam der Erzvater.

„Ueber dem Anblick rann ihm ein bebender Frost durch die Adern.“

Er geht mit schwerem Schritt nach den hundert rauchenden Kesseln, in deren Mitte der Zauberer stund. Er steht gerade vor ihm und redt, unbezwungen von Schrecken.

Unerachtet der Zweck des Dichters nicht war, eine Ilias zu schreiben, so sehen wir doch hier seinen Helden in

einer Größe, gegen welche die Achillen ganz unmerkbar werden. Welch ein göttlicher Mann muß Der sein, der hier unter einem Heer von Unmenschen, mitten unter den abscheulichen Scenen einer teuflischen Grausamkeit ganz allein und unerschrocken die Rechte der Menschheit, der Natur und der Gottheit behauptet! Wie ungemein größer ist diese Handlung, als wenn er der glückliche Anführer sieghafter Menschenwürger gewesen wäre! Bei der Rede des Noah, worin er den Riesen auf eine nachdrückliche Art verweiset, daß sie sich mit den Feinden Gottes in ein Bündniß eingelassen, und ihnen zeigt, wie schlimm diese Widersächer Gottes und der Menschen es mit ihnen meinen, und sie, wofern sie die angebotene Gnade noch verschmähen würden, mit der Sündfluth bedrohet, werde ich mich begnügen, einige Anmerkungen überhaupt zu machen. Die erste betrifft den Tadel wegen des Mangels der Poesie in dieser Rede des Noah und vielen andern, den ich von manchen Lesern dieses Gedichts vermuthe. Freilich werden das keine Kenner und Freunde des Homer's sein, denn an diesem unvergleichlichen Dichter ist man es schon gewohnt, daß in den Reden, die er seinen Personen in den Mund giebt, was die Schreibart betrifft, fast nichts poetisch ist als das Silbenmaß. Ich erinnere aber zur Rechtfertigung unsers Dichters, daß es nach den Erinnerungen vortrefflicher Kunstrichter ein Fehler Virgil's und anderer epischen Poeten ist, daß ihre Personen meistens ebenso poetisch denken und reden als sie selbst; ferner, daß das Poetische im epischen Gedichte gar nicht in dem prächtigen Ausdrucke, sondern in der Fabel, in der Nachahmung, in den Charaktern, Sitten, Gemüthsbewegungen und andern natürlichen Gemälden zu suchen sei, und daß von dem Ausdruck weiter nichts verlangt werden könne, als daß er allemal den Gegenständen und überhaupt der ganzen Handlung des Gedichtes gemäß sei. Wer diesen Punkten nachdenken mag, wird nicht über den Mangel des Poetischen in unserm Gedichte zu klagen finden. Meine zweite Anmerkung geht auf eine andre Einwendung, die mehr bedeutet als die erste. Es dünkte mich anfangs selbst, es sei zu wenig Affect in der Rede des Noah. In den Umständen, worin er jetzt war, und nach seinem so menschlichen Charakter sollte der Anblick dieser teuflischen Opfer ihn in eine größere Bewegung gebracht haben, als wir in dieser Anrede bemerken. Sind z. E. diese philosophischen Gedanken die Sprache des Eifers?

„Dieser Gräuel nur fehlte! Das Maß der Gräuel ist itzo
Ueber den Rand angehäuft, nachdem das Menschengeschlechte,
Nicht blos uneingedenk der großen Gabe, der Seele,
Die Gott zur Ewigkeit schuf, arbeitet, Viehe zu werden,
Elend bemüht, sich in dem Schlamme des Körpers zu wälzen,
Alles Denken im Schutt des finstern Stoffs zu begraben.“

Nachdem ich die Sache näher betrachtet habe, finde ich Folgendes zu bedenken, welches, wie ich glaube, den Grund enthält, den der Poet gehabt, den Noah so und nicht anders reden zu lassen. Wir finden wirklich Eifer in dieser Rede, aber noch mehr Mitleiden und Menschenliebe. Und dieses war dem Charakter des Patriarchen anständig. Er sahe sie als elende Betrogne an, die mehr Mitleiden als Zorn verdienten. Sein Vorsatz ist, sie zu rühren und zur Erkenntniß ihres Unrechts zu bewegen. Er gehet aber stufenweis hierin. Er mäßiget den heiligen Zorn, den der Anblick des teuflischen Opfers in ihm entzünden mußte; er will es versuchen, ob er sie nicht durch sanftere Vorstellungen zum Nachdenken bringen möchte. Er unterrichtet sie und entdeckt ihnen, wie übel sie vom Satan hintergangen werden, und wie sie gegen sich selbst wütheten, wenn sie fortfahren würden, sich der einladenden Gnade Gottes zu entziehen. Es war besser, diese unwissenden Wilden zu unterrichten, als auf sie zu donnern.

Dagon beantwortet diese Rede mit einer Vermessenheit, die des Bundsgenossen Adramelech's würdig ist. Er setzt der Erzählung des Patriarchen eine andre entgegen, welche eine zusammenhangende Dämonologie ist, so viel als Lügen zusammenhangen können. Der Fall der Engel und ihre Verfassung wird auf diese Weise der Einbildung und dem Verstande begreiflich. Die stolzen Engel fallen auf den schmeichelnden Gedanken, daß sie Gott, wo nicht an Glanz und Macht, doch an Freiheit gleich wären. Sie erdichten sich ein phantastisches Schicksal, dem der Gott des Himmels mit ihnen unterworfen sei, und dem es gefallen, ihnen für jetzt weniger Macht zu geben. Sie seien indessen jenem auf keinerlei Weise unterthan, und die Zeit und ihre verbundene Macht nebst den Ordnungen des Schicksals könne sie ihm gleich oder wol gar überlegen machen. Dagon verstehet die Kunst der Sophisten recht meisterhaft und wendet sie recht geschickt an, sowol den Noah zu betäuben, als vornehmlich den Eindruck, den dessen Rede bei den Riesen gemacht, zu tilgen und ihren Haß gegen

Gott zu unterhalten. Er bemeistert sich daher vornehmlich ihres ununterwürfigen Stolzes, zeigt ihnen Gott als einen Tyrannen und seine Verehrer als willenlose Sclaven, die Teufel hingegen ihnen ähnlich, mächtig und unabhängend. So bedient er sich der Neigungen der Riesen, sie in seinen Fesseln zu erhalten. Er giebt der verzweifelten Sache der Feinde Gottes durch seine prahlerische Beredsamkeit ein Ansehn und weiß sogar, was ihnen zum größten Nachtheil gereichen sollte, auf eine solche Seite herumzuwenden, daß sie keine Schande davon zu haben scheinen. Von dieser Gattung sind die Umstände:

— — — „Mit Müh' behielt er das Schlachtfeld . . .
Mittelst der größeren Anzahl und seines bessern Geschützes,
Jagte darnach sie in einen verlornen Winkel des Chaos,
Ferne von ihm; doch ferne von ihm war ihnen am Liebsten.“

Ebenso sophistisch weiß er den elenden Zustand dieser Verworfnen zu beschönigen, und die Hölle selbst gewinnt in seiner Beschreibung das Ansehen eines Paradieses. Er nennt sie

— — „ein wachsendes Reich mit hohen Gebäuden,
Wo im Königesstaat die Engel sitzen und herrschen;
Denn es fehlet da nicht an goldnem und silbernem Reichthum“.

Das Gleichniß oder vielmehr das Beispiel, womit er seinen Erdichtungen ein Ansehen giebt, dient, sie glaubwürdiger zu machen:

„Also irret noch itzt in der Luft durch excentrische Kreise
Mancher entzündeter Stern, der einst, wenn's das Schicksal bestimmet,
Ausgeloschen ein wohnbarer Ball mit Kräutern und Obst wird.“

Er zeiget hierauf, wie frei sie vor dem Himmel vorbei das Weltgebäude durchkreuzt und sich endlich auf der Erde niedergelassen hätten. Er verschwendet seinen Witz, ihnen eine beliebte und angenehme Gestalt zu geben:

„Hier gefielen sie sich im dünnen gereinigten Luftpfad
Oder Orangenwald. Sie saßen auf Blätter und Blüthe,
Und sie sogen das duftende Süß von den Lippen des Frühlings,
Pflegten auch mit den Töchtern der Menschen in menschlicher Bildung
Schmeichelnder zarter Gespräch' und süßer Liebesgeschäfte.“

Er schmeichelt den Riesen mit der Abkunft von diesen göttlichen Vätern und ist sehr bemühet, die Beschuldigungen des Noah zu entkräften und die Satane als die größten Menschenfreunde darzustellen. Von ihnen haben die Menschen die Künste gelernt:

„Jubal hat durch sie begeistert zuerst die süßesten Töne
Aus den Saiten gelockt und die leblose Harfe beseelet,
Tubalkain in Gold die Helden und Götter gegossen.“

Ja, er schreibt die Verführung Adam's der menschenfreundlichen Bemühung Satan's zu, der sie auf diese Art aus der ersten Unwissenheit gerissen und von der Unterwürfigkeit unter Gott befreiet. In seiner ganzen Rede herrschen erdichtete Affecten, deren die Lüge viel mehr benöthiget ist als die Wahrheit. „Wäre es nicht unbillig und im höchsten Grade unedel,“ sagt er, „wenn wir so getreue Freunde blos darum verlassen wollten, weil sie unglücklich gewesen? Ist das Kriegsglück nicht veränderlich? Können sie nicht auch die Oberhand gewinnen? Bemühe Dich also nicht vergebens, uns von unsern Freunden abzuziehen, die es wohl um uns verdient haben, daß wir sie mit dem, was ihnen am Liebsten ist, mit Menschenopfern, geneigt erhalten.“ — Nun steigt seine Großsprecherei aufs Höchste. Er redet von Gestalten von Kriegern, die er um die Kessel mit Blute herumstehen und mit begierigen Zügen den Duft des Blutes saugen sehe,

„Adramelech und Moloch und Mammon und Ramiel's Stärke
Und Asmodai und Belial und Beelzebub und Rimmon,
Eine heroische Schaar“. —

Zwar seien sie nur ihm sichtbar, allein Noah werde ihre Gewalt bald fühlen, wenn sie in den Garten eindringen und die Bezauberung der gegenseitigen Engel zernichten werden. Zuletzt spottet er der Sündfluth, womit sie Noah bedrohet, auf eine sehr alberne Art und befiehlet ihm trotzig:

„Eile zurück und warne die Cherubim, Deine Beschützer,
Daß sie in schließender Ordnung am Wall des Bergs uns erwarten!“

So sprach Dagon, und seine Rede war so eingerichtet, daß es uns nichts Unerwartetes sein kann, daß sie den Beifall der Menge erhielt.

„Noah, wiewol er den eisern Nacken, die eherne Stirn sah,
Ließ nicht nach; er erhub nun höher die warnende Stimme.“

Der größte Theil dieser Antwort ist eine ironische Widerlegung der elenden Lügen, die Dagon vom Zustand der abgefallenen Engel und von ihrer Menschenliebe vorgebracht. Wie zärtlich Satan die Menschen liebe, sagt er, davon brauche er keinen kräftigern Beweis als

„Diese geschlachteten Körper, die Leichen auf Leichen gehäufet,
Diese Gefäße mit Blut, den Duft des siedenden Erztes.“ —

Er setzt hierauf den Fabeln des Hierarchen richtigere Nachrichten von den Fürsten der Hölle entgegen, die aus Milton's und Klopstock's Gedichten genommen sind, welche der Poet als glaubwürdige Urkunden voraussetzt. Er beschreibt ihnen also den Adramelech, sein Hirngespinnste, das Schicksal und die Strafe, die auf seine Lästerung erfolgt; den Moloch, der es mit Gabriel aufnahm, aber bis auf die Brust gespalten und zur Flucht genöthiget ward; Belial, den schönsten der Verworfnen, der mit undankbarer Mühe die Hölle nach der Welt des Schöpfers umzubilden versuchte,

„Aber er sah nur dunkle, nur traurige Thäler, Gefilde
Voller Schmerzen und Alpen von Eis und Alpen von Feuer,
Klippen und Höhlen und Flüsse, Gebüsch und Schatten des Todes,
Einen Weltball des Tods, wo das Uebel die einzige Waar' ist."

So sei das Land beschaffen, das Dagon so prahlerisch erhoben, wo die Engel wie Könige sitzen, und wohin die Riesen befördert zu sein wünschen; ein Wunsch, den ihnen jene sehr gerne erfüllen würden. Er rufet sie noch einmal zur Wiederkehr und bedrohet sie widrigenfalls mit der allgemeinen Sündfluth, welche nicht einmal des Paradieses verschonen würde. Noah endigte, und unter so vielen tausend Sündern hört ihn nicht einer. Og, von dem uns gerade so viel erzählt wird, als nöthig ist, daß wir ihn für einen würdig erklärten Nachfolger Dagon's halten müssen, nimmt nun das Wort und spottet des Patriarchen. Er hält ihm vor, daß kein Prophet je gekommen sei, der sich nicht durch Zeichen und Wunder legitimirt habe. Er führt Putniel's und Dagon's Beispiele an und verlangt von Noah ein sehr abgeschmacktes Zeichen:

„Ruf den Monden vom Himmel und gieb ihm Deine Befehle,
Vor Dich zu treten und gegen Dich eine Neigung zu machen,
Alsdann Dich laut mit den Worten zu grüßen: „O Gottes Prophete,
Auf Dir ruhe der Friede!" Nach diesen höflichen Worten
Heiß ihn in Deinen Rock durch den rechten Aermel hineingehn,
Durch den linken dann wieder heraus!" —

Noah versetzte voll Ernst: Og verlange unsinnige, fieberhafte Träume von ihm. Ihm sei die Arche zum Zeichen gegeben, doch wolle er ihm noch ein frühers gewähren, wenn es dem Herrn gefalle. Er wolle seinen Stab über ihre Wendeltreppe erheben, und sogleich solle der Grund einsinken und Alles zusammenfallen. Kaum hatte Noah ausgeredt, zum Herrn

gefleht und seinen Stab ausgereckt, so wich tief unter dem Bau der Boden, der Gipfel

„Wankete vorwärts, ihn sahn die Riesen sich neigen und sinken,
Alle Stufen zerfielen, kein Stein stand fest auf dem andern,
Indem er fiel, brüllt' unter der Erd' ein verschlossener Donner".

Der Verdruß der Riesen war unbeschreiblich. Gog, ein König unter ihnen, der mit Perez, seinem Vertrauten, sich die größte Lust daraus machte,

„Wann sich zuweilen ein Fremder in ihrem Wildbann verirrte,
Eine Fichte zu spalten und, Hand und Fuß in der Spalte
Eingekerkert, drei Tag' ihn heulen und schmachten zu lassen",

dieser streckte die Hand aus, Noah zu schlagen. Allein sie blieb erstarrt in der Luft hangen, bis sie von Noah berührt ward. Jetzt waren die Sachen Dagon's in der äußersten Gefahr. Doch sein toller Witz verließ ihn niemals. Er redet den Riesen gleich die Meinung aus, daß Noah hier ein Wunder verrichtet habe. Er schreibt es einem natürlichen Zufall zu, den Noah entweder gewußt oder von seinen Engeln erfahren:

„Aber, o Könige, lasset das Opfer des Orchus nicht warten,
Sehet Ihr nicht? Ich sehe den Adramelech mir winken,
Von ihm erwartet nicht einen nur schlechthin menschlichen Beistand."

Nun war es billig, daß der Dichter uns den Adramelech in einer Unterredung zeigte, womit er einen so erlabenden Trank verdiente. Adramelech redet demnach seine Gesellen an und befiehlt ihnen, ein Kriegsschiff zu erbauen, durch Hilfe desselben die Giganten in das Paradies überzusetzen und ihnen mit ihrem Beistand zu dienen, welcher desto weniger fruchtlos sein könne, da, wo er anders recht in der Tafel des Schicksals gelesen, die Stärke der Himmlinge an den Boden des Himmels gebunden, auf Erden aber überwindlich sei. Dieser Vorschlag gefiel. Die Geister arbeiten geschwinde:

„Plötzlich stieg aus der Luft ein großes Kriegsschiff herunter,
Mit erhabenen Masten und Flaggen, mit Erkern und Zinnen
Und inwendig mit Kammern und hochvertäfelten Sälen,
Wie das beste sein mag, das in unserm späten Weltalter
Zwischen Cadix und Cuba des Meeres Wüsten beherrschet."

Unter das Schiff wurden schwere Wolken gelegt, die es tragen mußten. Auf dem Kriegsschiff erblickte man Gestalten von Kriegern in glänzender Rüstung, und Piloten, welche aber keine dichte Leiber, sondern nur Luftgespenster waren.

Der Noah wird Leser bekommen, denen diese Erdichtung abenteuerlich vorkommen wird. Ich für meine Person finde nicht einen Schatten einer Ungereimtheit in derselben und habe mir daher Gewalt anthun müssen, die Einwendungen zu erfinnen, die man machen könnte. Ich kann mich also wol betrogen haben, wenn ich glaube, daß das Wichtigste, was man sagen wird, eine Vergleichung dieser Erdichtung mit ähnlichen aus den Erzählungen von den Feen, aus der „Tausend und einer Nacht“ oder den Memoires des Grafen von Gabalis sein wird. Dieses Schiff, wird man sagen, entstehet auf eben die Weise wie die bezauberten Paläste der Feen oder Merlin's. Irgend ein Padmanaba stampft auf die Erde: sie öffnet sich, und im Augenblick befindt man sich in einer unterirdischen Gruft, die mit tausend Lampen erleuchtet ist und von allen Arten der Edelsteine schimmert. Man spricht gewisse Worte aus, sogleich stehet ein Schloß da, dessen Dach von Gold, die Säulen von Diamant, die Pforten von Hyacinthen und die Säle von Smaragd, Rubinen, Amethysten und Chrysolithen musaisch eingelegt sind, gleich dem Palast der Venus beim Claudian,

Procul atria Divae
Permutant radios silvaque obstante virescunt.
Lemnius haec etiam gemmis extruxit et auro
Admiscens artem pretio, gravibusque Smaragdis
Supposuit caesas Hyacinthi rupe columnas.
Beryllo paries et Jaspide lubrica surgunt
Limina. —

Ich will kürzlich hierauf sagen, was nöthig ist. Viele Leute, die immer zur Unzeit Metaphysici sind, geben schlechte Gründe an, warum sie die gemeldten Schriften so elend verachten. Es ist in der That viel Artiges und Gefallendes in denselben, obgleich das Abenteuerliche nicht selten zu weit getrieben worden. Ob die Philosophie gegen die Feen und Nymphen, Sylphen und Gnomen, Genies und Talismane viel oder wenig einzuwenden habe, läßt sich nicht so schnell ausmachen. Verwirft sie ein Cartesianer, so sind sie einem Freund des Origenes, Plotinus oder Porphyrius ganz angenehm. Lacht Demokritus über die Gespenster, so sieht Pythagoras hingegen Alles voller Geister. Man könnte die orientalische Pneumatologie mit gehörigen Veränderungen in ein System bringen, das sehr gut in die allgemeinen Wahrheiten paßte. Doch dieses im Vorbei-

gehen. Genug, die Erbauung dieses Schiffes hat im Geringsten nichts Unwahrscheinliches. Sie wird Geistern zugeschrieben, von denen uns die heiligen Bücher sagen, daß sie sind, daß sie ungemeine Kräfte besitzen, und daß ihr Haß gegen Gott und seine Getreuen sie zu den tollsten Unternehmungen ansporne. Wir wissen aus Beispielen, die uns die h. Schrift darbeut, daß Satan sich einen organischen Leib gebildet. Gehört etwa mehr Mühe dazu, ein solches Schiff zu bauen, als einen zu Empfindungen und Handlungen geschickten Leib zu bilden? Zudem arbeiteten Viele an diesem Schiff und konnten es also desto schleuniger zu Stande bringen. Dieses vorausgesetzt, sehe ich nichts Ungereimtes in dieser Erdichtung. Sie ist wunderbar, aber möglich und nach Maßgabe der erzählten Umstände wahrscheinlich. Indessen kann es leicht geschehen, daß sie Andern anders vorkommt. Mein Geschick hat nicht gewollt, daß ich einer der glückseligen Köpfe sei, die aus einem Paar Grundsätzen Alles, was möglich und wirklich ist, in einer ununterbrochenen Kette herleiten können, und für die weder in den Schauplätzen und Maschinen der Natur noch in den Wegen der Vorsicht etwas Geheimes oder Unbegreifliches ist. Mir scheint Vieles möglich zu sein, was Andre für ungereimt halten, und Manches kommt meiner schwachen Einsicht unglaublich und widersinnisch vor, was jenen lichten Köpfen ausgemachte Wahrheit ist. Inzwischen werde ich doch Alle auf meiner Seite haben, die den Planeten der Frau Rowe für möglich halten, dessen Einwohner in einem Augenblick krystallne Paläste aufführen oder eine öde Gegend in ein Elysien verwandeln können. Jetzt kehre ich zu dem Luftschiff zurück, aus welchem Adramelech auf einer niedersteigenden Treppe herabstieg, in heroischem Ernst ans Ufer trat und die Riesen ermunterte, an dieser Unternehmung Theil zu nehmen. Dagon und die Obersten der Riesen stiegen demnach hinein.

„Itzund erhub sich das Schiff vom Boden empor, als die Wolken
Unter dem Kiel sich hebend gemach mit ihm emporstiegen...
Als es itzt hoch in der Luft der mittlern Gegend des Berges
Gleich eben stand, so ergossen dahin die Wolken sich strömend
Breit und gerade; dann spannten die neuen äther'schen Piloten
Alle Segel auf einmal aus, den Wind zu empfangen,
Den im Norden des Schiffs unsichtbare Flügel erschufen."

Die heiligen Wächter des Paradieses bemerkten den Feind bald und waren gewiß, denselben so leicht abzuhalten, als sie

ihn aus dem Himmel gejagt hatten. Auch die Söhne Noah's, die damals im mittlern Paradies gingen, sahen das fliegende Schiff, ohne zu errathen, was das sein könnte. Jetzt stand das Schiff am Rande des Berges; erhabene Thaten waren an ihrer Geburt, eine neue Schlacht der Engel, wenn es dem Herrn gefallen hätte, sie wie ehmals im Himmel sich selbst zu überlassen. Allein Gott befahl dem Raphael, eilend sein Netz auszuspannen, seine Feinde dareinzujagen und alsdann das Garn mit dem Petschaftsring der Allmacht zu versiegeln und sie, den einzigen Abbadona ausgenommen, in die Südsee zu versenken. Diese Dichtung wird durch ein sehr ähnliches Gesicht des h. Johannes genugsam gerechtfertiget, der einen Engel vom Himmel steigen sahe, welcher den Satan mit einer Kette gebunden in den Abgrund verschloß und diesen versiegelte. Raphael nahm also das göttliche Netz im Zeughaus der Allmacht, welches auf einmal Provinzen und Königreiche überspannt,

„Wunderbar, unauflöslich, wiewol von zärterm Gewebe,
Als der klebrichte Faden der Spinn' ist, tüchtig, das Spähen
Satan's selber zu täuschen". —

Ebenso beschreibt Homer das Netz des Vulcan's, worin Mars und Venus zum großen Gelächter der übrigen Götter gefangen wurden. Auf diese Art wurde der ganze höllische Haufe gefangen; die irdischen Leiber hingegen und also auch das Schiff fielen durch:

„Aber den irdischen Leib behält nicht das dünne Gewebe,
Ebenso wenig als ihn die Strahlen der Sonne verstricken."

Der einzige Abbadona, den uns der Dichter umständlich und sehr mitleidenswürdig charakterisirt, bekam die Freiheit und flog in die Anden des Monds oder Gebirge des Monds, die den berühmten peruvianischen Andes gleich sind, in einen Aufenthalt, der dem trübsinnigen und verzweifelnden Abbadona sehr gemäß ist. Unterdessen war das Schiff aus dem Gleichgewicht gefallen und zu Boden gestürzt:

„Masten und Menschen
Regneten aus der Luft in die untengelegnen Gefilde
An den Wurzeln des Bergs, wo Noah itzt einsam einherging."

Das Gleichniß, das der Dichter hinzufügt, ist ungemein wohl angebracht, es gehört unter die verkleinernden, wie etwa jenes aus der Messiade ist:

„Da fliehen die Erden
Klein und unmerkbar dahin, wie unter dem Fuße des Wandrers
Niedriger Staub, von Gewürmen bewohnt, aufwallet und hinsinkt.“

Der unglückliche Ausgang dieses Unternehmens setzte die Einwohner von Elam und Assur in große Bestürzung. Sie suchten ihre gefallenen Fürsten am Berge und fanden sie

„An den Gipfeln der Cedern und spitzen Klippen gespisset,
Oder über den Marmorschutt der Treppe geworfen,
Elend zerschmettert, sie heulten vor Schmerz und fluchten dem Tage.“

Die Dichter von Assur beklagten diesen unseligen Fall mit einem Trauergesang, von dem Folgendes zur Probe dienen kann:

„„Wie sind die Helden gefallen,“ so sangen die Dichter in Assur,
„Von der Höhe sind Assur's und Elam's Edeln gefallen!
Saget es nicht in Tilassar noch in Balharan's Gefilden,
Daß nicht die weibischen Männer in ihrem Herzen frohlocken,
Daß die üppigen Töchter und üppigern Mütter nicht lachen! “

Dem Hierarchen Dagon kostete diese Unternehmung das Leben. Er fiel übel verwundet in die Gegend, wo Noah stand, zu Boden. Als er mit dem Tode rang, vermahnte ihn Noah noch, der Hölle abzusagen:

„„Sagst Du dem Satan ab, so gieb mit der Hand noch ein Zeichen!“
Rief er ihm zu; doch starb der Sünder und gab ihm kein Zeichen.“

Diese Vorstellung ist vom Shakespeare entlehnt, welcher eben diesen Umstand von einem Cardinal von Winchester sagt.

Die Riesen fanden ihn sterben und demüthigten sich sehr vor Noah. Sie schoben alle Schuld auf das Schicksal und baten den Noah, mit seinen Göttern von ihnen abzulassen und Friede zu halten. Die Götter möchten ihre Sache selbst mit einander ausmachen. Noah giebt ihnen in seiner Antwort einen richtigern Begriff von Gott und zernichtet ihr Hirngespinnst vom Schicksal. Er kündigt ihnen nochmals ihre bevorstehende Strafe an und überläßt sie der nähernden Hand des Gerichtes.

Von den Schönheiten des sechsten Gesangs.

Wenn der schönere und zärtlichere Theil meiner Leser müde ist, den Grausamkeiten und tollen Unternehmungen der Teufel und Giganten zuzusehen, so wird derselbe mit desto

größerm Vergnügen bei dem Gesange verweilen, dessen ungemeine Schönheiten ich jetzt entwickeln werde. Dieses Vergnügen wird desto lebhafter sein, je größer die Unlust ist, die uns der Dichter im vorigen Gesange zu machen vorhatte. Je unzufriedner sie von den Feinden Gottes und der Menschen wegzittern werden, desto froher werden sie zu den seligen Menschen zurückkehren, deren edelste Gemüthsbewegungen sie zu gleichen Empfindungen reizen werden. Der vierte Gesang des Verlornen Paradieses entzückte mich bei der ersten Durchlesung noch einmal so sehr, als er gethan haben würde, wenn die vorhergehenden mit minder fürchterlichen und ungewöhnlichen Bildern und Gegenständen angefüllt gewesen wären.

Der gesellige Seraph Raphael erwartet den heiligen Erzvater unter der Pforte des Bergs und giebt ihm den Grundriß von der Arche nebst allerhand Nachrichten, die die Zurüstungen wegen der bevorstehenden Ueberschwemmung betreffen. Seine Anrede ist ungemein zärtlich und erhöhet den Helden dieses Gedichtes, da wir ihn mit der Freundschaft der Engel beehret sehen:

„Meinen fallenden Flug zur Wohnung der irdischen Leute
Und mein Bleiben bei ihnen versüßt allein der Gedanke,
Daß ein Noah hier lebt, der würdig der Freundschaft des Himmels
Leben soll, wenn die Erde die alten Bewohner verschlinget."

Uebrigens eröffnet er ihm auch noch die traurige Nachricht, daß, eh der Tag des Gerichts anbrechen werde, der Todesengel sein Haus mit einem ihm sehr empfindlichen Streich treffen werde. Noah kehrt voll trauriger Gedanken zurück.

„Sipha mit seiner Schwester empfing ihn unter dem Baume,
Der mit Kühlung den Platz vor ihrer Behausung umwölbte."

Sie bemerkten sogleich die Zeichen der Unruh in seiner Miene. Er erzählte ihnen erst, was er bei den Riesen gesehen, wie wenig seine Predigt gefruchtet, und daß also die Strafe, die sie dem Richter abgedrungen, festgesetzet sei.

„Sie hörten mit bleichem Entsetzen
Seine Geschichte der Sünden, die ihren Fuß in der Hölle
Tief gesetzt und das Haupt dem Olymp entgegen aufthürmten.
Ihnen stieg das Haupthaar bergan, die Stimme blieb stocken."

Endlich redete Sipha, und seine Rede ist dieses heiligen Weisen würdig. Sie ist vollkommen in der Sprache der Propheten geschrieben und bedienet sich meist biblischer Ausdrücke.

— — „Ihm folgte die Schwester in jeden Gedanken,
Den er, angewehet vom Geist des Allmächtigen, redte.
Von dem Geiste selbst angeweht, erhob ihr Gemüth sich,
Daß sie mit stillem Ergeben des Richters Urtheil bedachte."

Noah sah die heilige Gelassenheit dieser geliebten Geschwister und eröffnete ihnen deswegen auch den Punkt, der ihm am Meisten am Herzen lag. Diese Nachricht schreckte sie nicht. Sowol Sipha als Milca zog diese Vorherverkündigung auf sich und wünschten sich den Vorzug des Todes. Ihre Trennung von ihren Geliebten war das Einzige, was sie dabei schmerzte. Die zärtliche, erhabene Milca redet zuerst:

— — „Mir sind in Noah's Umarmung die Tage
Theuer und flößen mir sanft in meiner Kinder Umarmung
Mitten im Wirbel der Fluth und auf der Wüste der Wellen."

Allein sie glaubet, daß die weibliche Schwäche unter solchen Umständen viel leichter zu entbehren sei als eine erhabene männliche Seele und Sipha's wirksame Tugend. Sie wünscht statt Sipha zu sterben, um mit ihrem Leben ihrem Gemahl einen Freund zu erkaufen, den er Jahrhunderte gemangelt und sie dafür Jahrhunderte gehabt. Allein Sipha ließ ihr diesen Vorzug im Tode nicht. Er beweiset, daß er ihm besser gehöre, theils weil er nur noch ein auf der einen Seite lebender Baum sei, da er seine geliebte Hälfte schon durch den Tod verloren, theils weil seine Töchter an Noah schon einen Vater haben, hingegen wenn Milca sterben würde, würden sie keine Mutter mehr haben, die ihnen bei ihrer Entbindung beistünde, wo der Anblick einer Mutter so tröstlich ist. Er rühret seine Schwester mit einem Umstand, der auf ihr zärtliches Herz nothwendig einen starken Eindruck machen mußte:

„Wenn die Tage des Zorns die Seele mit Schwermuth bedrohen,
Dann wird Dein liebseliger Blick dem Noah nothwendig,
Auf die gefaltete Stirn die sittsame Freude zu führen,
Welche die Seele gemach durchschleicht und vor Schmachten bewahret."

Er setzt den großen Gedanken hinzu, daß er mit dem Tode schon wohl bekannt sei:

„Seine Pfeile hab' ich um mich her verzettelt gesehen,
Seine Klüfte hab' ich vor mir geöffnet gesehen,
Und ich habe hinunter gesehn und Farbe gehalten."

Dieser zärtliche Streit mußte das Herz Noah's erweichen. Der Gedanke, den Freund oder die Freundin zu verlieren, war ihm höchst empfindlich:

„Aber dem folgete bald der andre Gedanke, die Freundin
Oder der Freund, wen von den Beiden der Tod von ihm nähme,
Ginge von ihm in die Auen des Lichts zu Lamech's Umarmung."

Diese erhabene Vorstellung erhöhte die Seele unsers heiligen Helden:

— „[Er] trat . . . hoch über die weichere Fühlung und sagte:
„Auf wen von Euch Beiden der Tod mit dem bleiernen Stab schlägt,
Trifft er mich mit und mit einem das Herz durchwandelnden Streiche,
Allzeit verlier' ich, entweder die schönste Blume der Freundschaft,
Die zuerst im Olymp an Nektarflüssen entsprossen,
Oder die Ribbe, die mir das eitele Leben versüßt hat,
Die mir die Kinder geboren, des Elends jüngere Tröster;
Sollt' ich wählen, wie könnt' ich? Mein Herz bebt vor Beidem zurücke.""

Er bittet sie, daß auch sie die Wahl Gott überlassen und in dem einen und andern Fall seine gute Führung willig verehren sollten.

Indeß war Raphael ins ebene Land gegangen, für die Baumaterialien zu sorgen, deren Noah benöthiget war. Da die Familie Noah's so klein war, so würden sie selbst schwerlich im Stande gewesen sein, ohne Beihilfe ein solches Werk auszuführen; wenigstens würde der Dichter seine Zuflucht zu dem Irrthum der alten Kirchenlehrer haben nehmen müssen und hundert Jahre zur Erbauung der Arche aussetzen, welches aber, wie der gelehrte Heidegger in seiner vortrefflichen Geschichte der Patriarchen gründlich gezeigt, ein Mißverstand ist. Es ist demnach den Auslegern sehr wahrscheinlich vorgekommen, daß die Beihilfe Derjenigen auch dazu gebraucht worden, welchen die Arche selbst versagt werden sollte. Durch die Dichtung unsers Poeten wird der Schwierigkeit am Besten abgeholfen. Raphael fand die zween Fürsten der Riesen, Og und Perez, welche sich von ihrem Fall bei einem Brunnen besprachen, in welchen sie zu ihrem guten Glück hineingestürzt waren. Sie zu demüthigen, braucht Raphael nur den kleinsten der Schrecken,

„Womit er in dem Himmel den prahlenden Asmodai,
Einen gefürchteten König, gefällt, wiewol er hochwandelnd
In diamantenen Waffen da stand, der sich schämte, geringer
Als die Götter zu sein, doch lernte kleinmüthiger denken,
Als vor den scheulichen Wunden kein Harnisch noch Panzerhemd schützte".

Mit dem kleinsten dieser Schrecknisse trat er vor sie und befahl ihnen, unverzüglich hundert Balken und dreihundert gesägte und polirte Bretter von dem geradesten Gopher (welches die Meisten für Cypressenholz halten) vor die Pforte des Paradieses zu tragen. Widrigenfalls bedrohet er sie mit der Strafe, womit sie, wie oben erzählt worden, die verirrten Reisenden zu quälen pflegten. Dieses machte Eindruck. Sie zitterten, flehten um Gnade und hielten auch, was sie versprachen.

Wir kommen nun auf eine der angenehmsten Episoden, durch welche der Dichter sein Werk mit dem unvergleichlichen Gedichte Milton's genau verbindt, und indem er uns in die erste Geschichte des Paradieses zurückführt, die Erzählung des englischen Poeten theils ins Kurze zusammenzieht, theils, wo sie mangelhaft ist, ergänzet. Wir haben schon gehört, daß die Söhne Noah's von ihrem Vater die Erlaubniß bekommen, die heiligen Oerter zu besuchen, welche das Leben der erstgebildeten Menschen geweiht hat.

Ihre Geliebten, welche im Paradies geboren waren, konnten ihnen die beste Nachricht von den ersten unschuldigen Bewohnern desselben und ihren merkwürdigern Begebenheiten geben, zumal da ihr Vater aus seinem Umgang mit den Engeln eine genaue Kundschaft davon einziehen konnte. Sie waren also in der Zeit, da Noah zu den Riesen ging, im Paradiese.

„Nicht weit von den gepflegten Gärten bei Sipha's Behausung
Steht hell wie die Wölbung des Himmels ein Wassergefilde.
Von der höhern Terrass' in ein schmales Bündchen gesammelt,
Schallten die Wasser herab und breiteten sich auf dem Felde
Unterhalb zwischen den Ufern an blühenden Auen und Stauden.“

Als sie an diesem See hinangingen, erzählte ihnen die reizende und muntere Kerenhapuch den Umstand, den Milton so glücklich erfunden und geschildert, daß Eva sich hier zuerst gefühlt und im Wasser gesehen habe. Je ähnlicher Kerenhapuch der Eva ist, wie wir aus mehrern Stellen merken können, desto geschickter wird ihr diese Erzählung in den Mund gelegt:

„Hier am Ufer fand Eva zuerst sich in blumichten Schatten,
Voller Verwundrung, was itzt sie wär', und was sie gewesen.
Hier in dem wässernen Glanz erblickte sie erstlich sich selber,
Streckte den Arm aus, verliebt, ihr eigenes Bild zu umarmen,
Aber umarmte nur Fluth, aus welcher das Bild sich verloren.

Nicht lang betrog der Schatten. Sie führte bald Jemand unsichtbar
Dahin, wo auf ihr zartes Umarmen kein täuschender Schatten
Wartete, wo sie der Mann erwartet', aus dem sie gebaut ward."

Sie zeigte ihren Gefährten die Palmen, wo Eva den Mann zuerst gesehen,

„doch nicht so schön nach ihren Gedanken
Als das reizende Bild im Wasser; sie sah ihn und liebt' ihn."

Die lebhafte Anmerkung, die Cham sogleich hinzufügt, ist seinem Charakter sehr gemäß. „Kein Zweifel," sagt er, „daß sie den Mann über Alles liebte, aber nicht mehr als die schöne Gestalt im Wasser, die sie zuerst betrog; wollte Gott, daß des Urbilds Schönheit den Adam nicht noch übler betrogen hätte!" Sie kamen jetzt in das angenehmste Gefild' des Paradieses. Die annehmliche Thamar,

„Von deren Munde wie ein Honigbach
Aus Marmorklippen süße Reden fließen",

wandte sich zu ihrem Vermählten und erzählte die ersten Empfindungen Adam's, da er sich selbst an diesem Orte liegen fand:

„„In dem annehmlichen Platz", sprach Thamar zu ihrem Vermählten,
„Fand sich in einem Balsambette der erste Mensch liegen,
Sprang bald unter der Hand des Schöpfers hervor, nun vollendet,
Fühlt sich zuerst und lächelt mit erstem Fühlen zum Schöpfer.""

Die folgenden Verse sind ein ungemeiner Meisterzug des Poeten, das Unaussprechliche in der Empfindung des ersten kaum gewordenen Menschen recht nachdrücklich anzudeuten:

„Was für Bewegungen ihn, mit welchem lieblichen Anfall
Angefasset, das weiß und sah die göttliche Liebe,
Die ihm sie in den Busem gelegt." —

Eine unbeschreibliche Entzückung durchdrang ihn, als er sich belebt fühlte und göttlich einhertrat, dann das blaue Gewölb' des Himmels, mitten darin das Auge des Himmels im Glanze der Jugend schaute und den blühenden Schmuck der Erde, und als er die balsamische Luft in sich sog. Indem er sie hauchte, so grüßt er

„Himmel und Erd' und Blum' und Baum mit neuen Accenten;
Denn er dachte nun auch, er dacht' den ersten Gedanken;
Seinen Schöpfer ...
Und er fragte von ihm die Himmel, die Erd' und die Bäume."

Es ist unmöglich, diese reizende Stelle zu lesen, ohne an

den Empfindungen Adam's Theil zu nehmen. Thamar erzählet ferner, wie Gott dem Adam wieder erschienen, ihm die Herrschaft über die Erde und das Gebot, von dessen Beobachtung seine Glückseligkeit abhängen sollte, gegeben und endlich auch auf sein Bitten Diejenige, die sein Herz, ohne sie zu kennen, verlangt, und die er in der ganzen Schöpfung nirgends fand. Der Auszug dieser geheiligten Gegend und die Erzählung der liebenswürdigen Thamar erweckte die Empfindungen der lebendigsten Dankbarkeit gegen ihren Schöpfer in den Söhnen Noah's. Sie

„Fielen auf ihre Knie und lobten die göttliche Liebe,
Die, nachdem sie den Cherub und flammenden Seraph erschaffen,
Himmlische Geister, nicht stille gestanden, die ferner den Menschen
Irdisch gebildet, zur Hälfte doch ähnlich dem göttlichen Geiste,
Und als er ungewahrsam das Bild des Schöpfers entzierte,
Ihn von Neuem behaucht und sein Bild in ihm wieder bildet'“.

In erhabenen Gedanken vertieft, betraten sie nunmehr den Eingang der heiligen Laube der ersten Unschuld, welche aber nichts als traurige Merkmale des Falls aufzuweisen hatte:

„Ehmals waren die Wände bedeckt mit Specereisträuchern;
Iris und Rosen und Jasmin erhoben zwischen den Sträuchern
Wie von musaischer Arbeit das Haupt empor, und der Boden
War mit Violen, mit Crocus und Hyacinth eingeleget;
Aber nachdem die Menschen des Schöpfers Wort übertreten,
Sah man die Specereisträucher verdorrt, die Iris, die Rosen
Und die Jasmine vertropft, die Veilchen und Crocus verwelket.“

Die Einbildungskraft der vortrefflichsten Poeten hat schwerlich etwas Reizenders erdacht, als diese Laube ist, welche der göttliche Milton erfunden und unser Dichter im Kleinen nachgezeichnet hat.

„Ueber dem ebnen Gefild' erhob sich mit langsamem Hange
Eine Wand sanftsteigend mit hochgewachsenen Cedern,
Die um den Berg sich schlängelnd herumzog.“ —

Diesen Hügel stiegen unsere Liebende hinauf und kamen auf einen ebenen Anger, mit niedrigen Ranken verzäunt und mit Orangen, Citronen und Zimmetstauden durchschnitten. Der Dichter, der bei aller Gelegenheit unsere Phantasie mit neuen und anmuthigen Bildern unterhält, ist sonderlich im Paradiese unerschöpflich:

„Hier belebte den Reiz der stolzen Gegend ein Haufen
Aras, die über dem Haupt in zirkelnden Linien flogen

Und sich zufrieden erzeigten, daß ihr vielfärbichter Reichthum
Und das Glänzen der spielenden Federn von Menschen gesehn ward.“

Mitten in dieser unvergleichlichen Gegend erblickten sie zween Bäume von stattlicher Länge,

„Aber des Schmucks der Zweig' und Früchte beraubt und versenget“.

Der erste war der Baum des Lebens und der andere der fatale Baum des Erkenntnisses.

„„Dieser“, sagte Debora und wies auf einen von beiden,
„Blühte vordem mit Obst von Ambrosia, das in die Adern
Einen beständigen Zufluß unsterblicher Munterkeit führte,
Jener daneben war mit noch köstlicherm Obste beladen,
Göttlich begabt, den Verstand zu strengerm Denken zu schärfen.““

Der Dichter hat hier zwei Meinungen angenommen, welche von Einigen behauptet, von Andern verworfen werden. Was den Baum des Lebens betrifft, so hat der oben belobte Herr Heidegger mit schlechten Gründen beweisen wollen, daß man irre, wenn man ihm eine physicalische Kraft zuschreibe. Allein wenn man diese natürliche Kraft so bestimmt, wie unser Dichter thut, so fallen seine Einwendungen von selbst weg. Dem Baum des Erkenntnisses haben einige jüdische Gelehrte die Kraft, den Verstand zu schärfen, zugeschrieben, und der scharfsinnige Vitringa findet nicht ungereimt, daß ein Baum diese Kraft von Gott hätte bekommen können. Doch glaubt er erhebliche Schwierigkeiten in dieser Meinung zu sehen. „Warum hätte Gott“, sagt er, „dem Menschen, dessen Vollkommenheit er wollte, und dem er den Trieb zur Vollkommenheit selbst angeschaffen hatte, ein Mittel zur selbigen untersagt? Hätte er nicht dadurch gegen den Zweck gehandelt, zu dem der Baum mit dieser Kraft begabet war?“ Man siehet, daß diese Fragen gleich aufgelöst sind, wenn man annimmt, daß dieses Verbot nur auf eine gewisse Zeit würde eingeschränkt gewesen sein. Sein zweiter Einwurf scheint stärker, aber blos weil er ihn zu scharf vorgetragen hat. „Würde nicht Gott“, spricht er, „durch das Verbot, von einem Baum zu essen, dessen Frucht die edelsten Vollkommenheiten des Menschen erhöht hätte, ihn mächtig angereizt, ja, wenn man so sagen darf, gar versucht haben, es zu übertreten? Kann eine stärkere Versuchung sein, als einem Wesen, das nach Vollkommenheit des Verstandes strebt, ohne Ursach ein Mittel dazu versagen? Und versucht wol Gott zum Bösen?“ — Diese letzte Frage gehört nicht zur Sache. Die Absicht

Gottes bei diesem Verbot war, den Gehorsam des Menschen zu versuchen, und im Fall er die Probe aushalten würde, wozu er das Vermögen hatte, ihn in seinen angeschaffnen Vollkommenheiten noch mehr zu bekräftigen. Diese Versuchung war also zum Guten, weil die Absicht vollkommen gut war. Das Mittel dazu war das Verbot, von einem Baume zu essen, dessen Frucht dem Menschen sehr nützlich war. Auch hierin ist nichts Böses. Stehet es nicht lediglich bei Gott, welche Grenzen er der Vollkommenheit des Menschen setzen will, oder ob er ihm ein gewisses Gut überhaupt oder mit Bedingung untersagen will? Und da dem Menschen etwas an sich sehr Gutes verboten war, so hatte er etwas zu überwinden. Es kam darauf an, Reizungen, Begierden, lebhafte, ihm sehr natürliche Begierden, dem Willen seines Schöpfers und Wohlthäters schlechterdings aufzuopfern. Wäre das wol eine Probe seines Gehorsams gewesen, wenn er dem Befehl Gottes gefolgt hätte, ohne daß ihn etwas auf der andern Seite gereizt hätte, ihn zu übertreten? Kann ich einen Gebrauch meiner Freiheit machen, wenn ich in der Wahl zwischen zween Dingen nur für das eine neigende Bestimmungsgründe habe? Genug, daß die Gründe, den Befehl Gottes zu befolgen, an sich unendlich wichtiger waren als alle Reizungen zum Gegentheil. Man vergleiche diese Versuchung Gottes mit derjenigen, durch welche der Glaube Abraham's auf die Probe gestellt worden, und man wird finden, daß diese Instanz allein den Einwurf des Vitringa entkräfte. Uebrigens finde ich die Meinung des Dichters sehr wahrscheinlich, und wenn sie es auch nicht wäre, so wäre es, um sie in einem Gedichte für gewiß anzunehmen, schon genug, daß sie einigen Gelehrten aus ganz scheinbaren Gründen gefallen hat. Ich kehre nach dieser kleinen Ausschweifung, welche ich meinen Lesern abbitte, zu unserer Gesellschaft zurück. Der Dichter hat einige Einwürfe, welche in der Abhandlung vom Wunderbaren dem Milton gemacht werden, der keine zureichende Ursache angegeben hat, die den Adam bewogen, Even in Uebertretung des Gebots Gottes zu folgen, dem Cham in den Mund gelegt und von der Thamar eine Erzählung machen lassen, die dieser Schwierigkeit abhilft. Milton läßt den Adam durch seine zu heftige Liebe zur Eva fallen. Er zeiget uns aber nicht, wie er von seiner sonst so reinen und einem vernünftigen Wesen anständigen Liebe in diese Art von Wuth gefallen sei. Bei

einem so weisen und heiligen Geschöpfe, wie Adam ist, ist ein so unmäßiger Grad der Liebe unbegreiflich, wenn sie nicht durch darzwischenfallende Begebenheiten und andre sich einmischende Affecte in eine außerordentliche Bewegung gebracht worden. Der Verfasser des Noah hat die Lücke, die Milton gelassen, ausgefüllt. Wir wollen aber erst den Cham reden hören:

„Cham versetzte darauf: „Wohin war bei Adam's Falle
Sein so heller Verstand verirrt, daß er von dem Baume
Wider sein bessers Wissen und unbetrogen gegessen,
Von dem Reize der weiblichen Schönheit unmännlich besieget?
Wird die höhere Weisheit so leicht so tief unterdrücket?
Ist das Band der Natur in dem Herzen des Manns so gewaltig,
Daß es zu dem Gebein ihn zwingt, das sein eignes Gebein ist?""

Indem er noch redte, sah er ein paar goldflammichte Schlangen,

„Die in dem Gras in labyrinthischen Ringen hinflossen".

Er fällt auf den Gedanken, ob sich der Verführer nicht vielleicht dieser schönen Art von Schlangen bedient, die Frau zu berücken, und setzt hinzu:

„Und wie betrübt, wenn die Farbe des Weibs zur Tücke mit dienet!"

Wir sind's an Cham schon gewohnt, daß er der Schönheit nicht schmeichelt.

Thamar nahm seinen Verweis mit innerlicher Beschämung willig an. Sie sagt, Eva habe ihr ganzes Geschlecht durch ihr Vergehen gedemüthigt, doch könne weder das Eine noch das Andere entschuldiget werden, obgleich der Mann noch mehr Mitleiden verdiene als die Frau:

— „Der Mann fiel im Schwindel der übermanneten Sinnen,
Aber die Frau bei stillem Gemüth und wachenden Sinnen."

Sie giebt hierauf die wahre Ursach an, die Even gestürzt, und die noch so viele ihrer Töchter um ihre Unschuld und Glückseligkeit bringt:

„Ihr Hochmuth,
Ihr Vermessen, es mit dem Satan aufnehmen zu dürfen,
Führte sie in die Irre, Verlangen, gesehen zu werden,
Wär' es vom Teufel selbst, mit einigem Tande des Lobes,
Das er in seine Verführung von ihrer Schönheit einmischte."

Adam hingegen hörte erst die Stimme der Weisheit und war auch bereit, ihr zu folgen. Aber der unerwartete Anblick,

sie todt zu sehen, und die Wehmuth, die ihm dieses verursachte, umnebelte seinen Verstand und übermannte sein Herz. Dieser Umstand war den Söhnen des Noah unbekannt; Thamar erbot sich also, ihn zu erzählen, wie sie ihn oft von ihrer Mutter gehört hatte. Sie setzten sich unter einige Quittenbäume, und Thamar vergnügte ihre Zuhörer mit folgender Erzählung:

„Als itzt Adam den Fehltritt vernahm, den Eva begangen,
Stand er erschlagen; er bebt', er schwankt', ein blitzender Schauer
Rann ihm kalt durch die Adern; die Sehnen wurden entstricket;
Nieder zum Fuß fiel der Kranz, den er für Eva gewunden,
Aus der schlaffen Hand, und die Rosen verwelkten im Fallen."

Diese Beschreibung ist unvergleichlich. Keine der andern Künste, welche die Natur nachahmen, ist im Stand, so nach dem Leben, so nachdrücklich und affectreich zu schildern, als dieses poetische Gemälde eines im äußersten Grad Bestürzten ist, wie der erste unschuldige Mensch sein mußte, da er den unglückseligen Fall seiner geliebtesten Gesellin innen ward. Die Gradation in seinem Affect ist vortrefflich beobachtet; er stund anfangs wie erschlagen, er bebte, er schwankte, ein Schauer befiel ihn, er verlor alle Kraft u. s. w. Endlich erholte er sich wieder so weit, daß er Eva also bejammern konnte:

„Schönste der Schöpfung, das letzt' und beste der göttlichen Werke,
Die auf dem seligsten Grad in einem Inbegriff faßte,
Was sich nur Heiligs gedenken und Liebenswürdiges sehn läßt,
O, wie bist Du zu Grunde gegangen!" —

Das Andenken der unaussprechlichen Unschuld und Vollkommenheit, die seine Eva jetzt verloren hatte, rührt ihn aufs Neue so sehr, daß ihn die Sprache wieder verläßt. Endlich erklärt er sich, daß er um desto weniger sich ihrer Sünde theilhaftig machen werde, je weniger sie dadurch gebessert würde; da er hingegen, wenn er im Guten verharre, vielleicht von Gott erflehen könnte, daß er die Strafe des Todes, was auch der Tod sein möge, entweder ganz von ihr nehme oder doch lang aufschiebe:

„O, ich will die Pforte der Gnade mit Bitten bestürmen,
Bis er ermüdet sie öffnet, und kannst Du, so hilf mir ihn bitten;
Aber ich fürchte, Du kannst nicht bitten, ich sehe Dein Haupt schon
Von dem Kosten der Frucht benebelt; Du schwärmest, sie habe
Dir den Geist zur Hoheit der Götter des Himmels erhoben."

So sagte er. Aber Eva behielt ihre muntere Stellung.

„Wie, so blöd'?“ [sagt sie]; „ist die Furcht dem männlichen Herzen so eigen,
Daß es vor einem Namen erschrickt, dem Namen des Todes,
Den es nicht kennt, was er ist, vermuthlich ein lebloses Denkbild?“

Sie fügt einen Haufen Sophistereien hinzu, die sie vermuthlich dem ersten Sophisten abgelernt, zu beweisen, daß sie entweder gar nicht sterben könnten, oder daß doch wenigstens ihr Geist unsterblich sei, in welchem Fall der Verlust sehr klein sei:

„Aber es kann von dem Kosten der Frucht nichts Böses entstehen,
Da sie so schön und gut ist; von Gutem entspringet nur Gutes.“

Wenn sie glaubte, daß der Tod auf ihre That folgen würde, so wollte sie Adam nicht bereden, mitzusterben, aber sie fühle es ganz anders:

— — — „Ein gebessertes Leben, geöffnete Augen,
Neue Hoffnungen, neues Vergnügen, Geschmack so ausbündig,
Daß, was ich Süßes vordem gekostet, dagegen nur herb scheint.“

Diese Erfahrung sei zuverlässig, und Adam könne ohne alle Furcht von der Frucht essen.

„Eva sprach so und hielt das, was sie sagte, für Wahrheit,
So sehr hatte die Sinnen die falsche Frucht ihr bezaubert;
Aber nicht länger, das Gift unterdrückt die Geister des Lebens.“

Hier muß ich fragen, wie sich die heilsame Kraft des Baumes des Erkenntnisses so schnell in Gift verwandelt habe. Der Dichter giebt uns hievon keine Nachricht, und ich finde mich nicht im Stand, diese Frage zu beantworten. Vielleicht hat die allzu heftige und ungewohnte Gemüthsbewegung diese Betäubung der Sinnen an dem zärtlichen Leibe der Eva verursacht, oder vielleicht hatte sie zu viel davon gegessen. Die Beschreibung dieser Ohnmacht ist wieder ein vortreffliches Meisterstück:

„Da sie mehr sagen wollt', erstickt' ihr die Sprach' auf der Zunge;
Ihr erst funkelndes Augenpaar brach, das Sehen verging ihr,
Ueber die Rosen der Wangen umwund sich tödtlicher Schatten,
Frost lief über das Antlitz und Schweiß; sie athmete mühsam;
Itzt verkroch ihr Leben sich in die innersten Winkel,
Aller Kräfte beraubt, entfiel sie vor Adam zur Erde,
Ihre Länge gestreckt, sie röchelt' und hört' ihn nicht reden.“

Adam sah nun, was der Tod sei; dieses neue Schauspiel

war zu schrecklich, als daß er lange zweifeln sollte, daß dieses der Tod sei, den er sich immer in der fürchterlichsten Gestalt eingebildet hatte:

„Als er sie blaß und verstummt und unbeweglich gestreckt sah,
Warf er sich neben ihr nieder, sein Blut lief mit fallender Ebbe
Alles zu seinem Herzen, er lag der Sinnen beraubet
Lange hilflos." —

Endlich erlangt er die Sprache wieder zu den beweglichsten Klagen, die jemals geführt worden:

„Ach, der verfluchten That, und ach, der furchtbaren Wirkung!
Das ist der Tod, der auf dem Fuß dem Verbrechen nachfolget;
Itzund hab' ich den Tod gesehn, ein erschrecklich Gesichte!

„Aber ich sehe ihn nicht nur, ich fühle ihn auch, da Diejenige gestorben ist, welche ein Theil von mir ist.

„„O, wie kann ich noch ohne sie leben? Wie kann ich entbehren
Ihre süße Gesellschaft, des Mundes Lächeln, der Augen
Liebliche Gluth, den Honig der anmuthtriefenden Rede?
Soll ich verlassen in diesen einöden Gründen umirren?
Was für ein Berg der einsamen Tag' ist auf mich gewälzet!...
Mir vergeht das Gesicht" — Nun schwieg er mit schwindlichten Augen."

Er kam wieder zu sich selbst und umarmte die Herzlichgeliebte, ohne ein Leben an ihr zu spüren. Dieses bestürzt ihn von Neuem. Er besinnt sich zwar, daß ihm Gott wol wieder eine andere Eva erschaffen könne; aber dieser Gedanke macht keinen Eindruck auf ihn, und ich glaube kaum, daß er bei irgend einem zärtlichen Menschen, der sich in Adam's Umständen befunden hätte, mehr verfangen hätte. Endlich beschließt er, lieber zu sterben, als so elend ohne seine Geliebte zu leben. Er will von der Frucht essen, um zu sterben. Die Begierde zu sterben ist in einem solchen Affect so natürlich, daß eine jede innigst betrübte Person sie zuerst empfinden wird, sobald sie sich aus der ersten Bestürzung des Schmerzes erholet hat. Adam betäubt seinen nur noch schwach wirkenden Verstand vollends durch den unseligen Schluß, daß in beiden Fällen, wenn der Geist mitsterbe oder seinen Leib überlebe, er nicht unglücklicher sein könne als jetzt; er ißt also von der Frucht in der elenden Hoffnung, seinem Unglück durch eine That ein Ende zu machen, die der Anfang seines und unsers Jammers war.

Diese von Thamar so herzeindringend erzählte Geschichte ward mit aufmerksamer Stille und innerlicher Bewegung angehört. Die gottselige Debora aber setzt eine Betrachtung hinzu, welche in wenig Worten die gründlichste Rechtfertigung Gottes enthält, die man machen kann, ohne daß sie hiezu einiger Schulweisheit nöthig gehabt hätte:

„Thöricht war und abscheulich der Fall der Frau und des Mannes,
Wie es sein muß, wenn Menschen von Gottes Geboten abweichen...
Aber der Richter hat in der Strafe des häßlichen Abfalls
Einen so überfließenden Reichthum der Gnade bezeiget,
Daß ich dem Schicksal es nicht verarge, das ihn so verhängt hat.
Zweifelsfrei hat es den Fall der ersten Erschaffnen verhänget,
Daß die gefallnen Menschen die Hoheit der göttlichen Güte
Gegen das Menschengeschlecht in ihren Tiefen erkennten."

Dieser Gedanke der Debora war sehr würdig, von den Männern sorgfältig aufgehoben zu werden. Jetzt stand die Gesellschaft auf und erblickte in der Nähe einen Baum mit sehr breiten, doch zarten Blättern (diesemnach ist es kein Feigenbaum gewesen, wie einige Vorwitzige meinen), von welchen sich das erste gefallene Paar Schürzen gemacht hatte. Auch diesen Umstand läßt der Dichter nicht vorbei, ohne ihn mit einer wichtigen moralischen Anmerkung zu begleiten:

„„Nichtige Decke", sprach Sem, „wenn Tugend die Menschen nicht kleidet,
Doch die Tugend selbst läßt die Schande des Falles durchscheinen,
Wenn nicht ein göttlicher Geist mit himmlischen Tugenden kleidet.""

Sie kommen nun an den marmornen Altar, den Sipha auf eben dem Orte aufgerichtet hatte, wo Gott die ersten Menschen so gnädig gerichtet. Hier verbrennten sie dem Richter und Freunde der Menschen ein Opfer, das die Unschuld der Opfernden Gott noch angenehmer macht. Unter dem Opfern sagte Sem zu Debora:

„Meine Geliebte, wie selig, wie heilig würdest Du mir sein,
Wenn der verheißne Samen in Deinen Schooß herabkäme . . .
— — — dann würde der tonreiche Namen
Mutter des Menschengeschlechts und Mutter der lebenden Wesen
Dir mit viel besserm Recht als der ersten der Frauen gebühren."

Der Dichter konnte keinen Gedanken ersinnen, der bei dieser Gelegenheit des frommen Sem's würdiger gewesen wäre.

Nun waren sie in allen den merkwürdigen Oertern herumgekommen, welche Sipha seinen Töchtern gezeigt, dem Sipha ein Engel und unserm verehrenswürdigen Dichter die Sionitische Muse, die sie ehedem auch seinem Milton gezeigt. Indem sie von dem Gebirge in die Ebnen von Assur und Elam herabsehn, begegnet ihrem Auge das fliegende Kriegsschiff, welches sogleich ihre Aufmerksamkeit an sich zog, ob sie gleich nicht errathen konnten, was es sei. Die Vermuthung Japhet's ist ein witziger Einfall, wie es dem Japhet gebühret:

— — „Wie, wenn es ein Werk des Zauberers wäre,
Der in den Ebnen Assur's die Emim und Rephaim täuschet,
Schlang' oder Lindwurm mit ausgebreiteten nackenden Flügeln,
Den er zu seinem Dienste gezähmt, die Luft zu bestreichen?“

Er sieht Waffen und Männer auf dem Rücken dieses vermeinten Drachen und wünschet, daß sein Vater vor den Gewaltthätigkeiten, die er besorgt, beschützt bleiben möchte. Indem Sem ihm diese ungegründeten Sorgen nimmt, sahen sie den fliegenden Drachen zerbersten,

„Sahn aus dem berstenden Bauch die Krieger verschüttet, die Waffen,
Glänzende Schild' und Speer' und die nackenden Flügel des Drachen
In der verwehenden Luft zerstreut und allgemach fallen.“

Neugierig, obgleich des göttlichen Schutzes sicher, stiegen sie in Sipha's Behausung herunter und beschlossen unter einander, sich von ihren Vätern auszubitten, daß sie ihren Geburtsort mit dem glückseligen Paradiese vertauschen dürften.

Der Dichter hat uns Japhet im III. Gesang als einen besondern Liebhaber der natürlichen Geschichte beschrieben. Diese Neigung giebt ihm zu einer prächtigen Schilderei Gelegenheit. Sipha hatte dem Japhet gesagt, der oberste Gipfel des Berges enthielte ein kälteres Klima und Thiere und Pflanzen, die ihm noch unbekannt wären. Diese zu besehen, blieb er zurück, als seine Brüder und Freundinnen wieder abwärts gingen,

— — — „[Und] stieg . . . mit unermüdeten Füßen,
Bis er, vom Reifen geweißt, den ersten Boden erblickte“.

Der Anblick des Winters mußte ihm ein wundersames und ungemeines Vergnügen geben, da ihm Kälte, Reif und Eis und alle Scenen des Winters ganz unbekannte Dinge waren:

„Er sah Felder und Bäum', und glaubt's kaum seinem Gesichte,
Mit den wollichten Flocken des Frost's weißglänzend behänget,

Sah das Wasser im träufelnden Fall zu Eise gehärtet,
Er selbst fühlte das ungewöhnliche Schneiden der Kälte."

In diesem frostigen Klima fand er alle die nordischen Thiere, welche in einem warmen Himmelsstriche nicht fortkommen können:

„Unter der Tann' erblickt' er das Elend mit breitem Geweihe
Und dem Cylinder der bärtichten Warze, recht unter der Kehle,
Sah den Bär und den Zobel in warmes Rauchwerk gekleidet,
Sah auch das Rennthier das Moos vom hangenden Felsen abweiden
Nebst mehr andern, die zu ihm kamen und sich an ihn schmiegten,
Auch der zottichte Bär; das Gewild war im Paradiese
Zahmer geblieben und hielt noch keine Mahlzeit von Fleische."

Diese ganze Schilderei ist sowol ihres Inhalts als ihrer Ausführung halben vortrefflich und nimmt sich desto besser heraus, da sie neben so vielen andern stehet, die mit allen Reizungen des Frühlings prangen.

Der Winter hat nicht minder als der Frühling ungemeine Pracht und Schönheit. Noch wenig Poeten haben sich an ihn gewagt, dahingegen den Frühling Jedermann besingt, ebenso wie ihm alle Vögel bis auf die Sperlinge und Bachstelzen entgegenzwitschern.

Des folgenden Tages kamen Noah, Sipha und Milca in den paradiesischen Garten, vor Anfang des Baues dem Herrn zu opfern. Ihre Kinder erfreuten sich desto mehr über ihre Ankunft, weil sie hofften, daß sie aus der Absicht gekommen, hier oben mit ihnen zu wohnen. Denn die bevorstehende Sündfluth war ihnen noch unbekannt. Die Beredsamkeit Japhet's wurde für bequem gehalten, ihren Wunsch den Vätern auf das Eindrücklichste vorzutragen. Ich will von seiner Rede nur den Anfang zur Probe hersetzen:

„Väter, betriegt uns nicht ein stilles Verlangen, so bringen
Gleiche Gedanken mit unsern Euch her in diese Gefilde,
Die, erhabner und heller, mit süßern Lüften durchwürzt sind,
Reicher mit Blüth' und Früchten bepflanzt, die drunten nicht wachsen,
Unsrer Frauen glückseligen Sitz, an den sie gewöhnt sind,
Von dem Fußtritt der göttlichen Gegenwart öfters geheiligt."

Die Antwort des Noah, wobei viele Schönheiten zu bemerken wären, die ich übergehen muß, um mich nicht zu weit auszubreiten, enthält theils Nachricht von der angesetzten Bestrafung der unbußfertigen Menschen und der Erhaltung der

Familie Noah's, theils rührende Beweggründe, seine Söhne zur Gelassenheit und Dankbarkeit gegen Gott zu erwecken. Zuletzt befiehlt er ihnen, diese Neuigkeit ihren Frauen so glimpflich als möglich beizubringen, und füget diese nachdrückliche Vermahnung hinzu:

„Aber, o Ihr, die neuen Bewohner der künftigen Erde,
Die dem Tag des Gerichts entfliehn, o lernet gerecht sein!“

Diese unvermuthete Nachricht setzte die drei Brüder in eine stille Erstaunung. Zwar regten sich schon die Zweifel, die wir zu Ende dieses Gesangs hören werden, wurden aber noch von der Ehrfurcht zurückgehalten.

Nun kommt wieder ein entzückender Auftritt. Milca war mit ihren Töchtern in das Zimmer gegangen, wo Mehetabeel's entseelte Hülse lag:

„Milca erkannt' die Bildung der Züg' in dem leblosen Antlitz,
Die in der Lebenden lachten, itzt leblos schienen zu leben,
Saß dann neben die Todte, benetzte sie küssend mit Thränen,
Staunend und still“. —

Endlich sprach sie diese trostvollen unvergleichlichen Worte:

„Welch zweideutiger Schein der ehmals begeisterten Züge
Ist in diesem entseelten Gesicht nur übrig geblieben!
Welkende, mit der Farbe des Staubs gezeichnete Züge;
Aber was Würdigers bleibt von meiner gestorbenen Freundin,
Balsam'sche Lehren der Wahrheit und heilende hohe Gedanken;
Ihr Tod dienet, mich mit dem Tode bekannter zu machen,
Liebreich zu mir die letzte freundschaftliche Botschaft zu winken,
Daß mein Tod vor der Thür auch steht.“ —

Eine so himmlische Frucht wußte die göttliche Milca vom Tode ihrer Freundin einzuernten. Bei dieser Gelegenheit machet der Dichter eine kleine lehrreiche Apostrophe, die zugleich für die Leser ein starker Zug seines eigenen Charakters ist:

„O, wie Wenige wissen in unsern sinnlosen Tagen
Diese vortreffliche Frucht beim Tode der Liebsten zu sammeln!
Sie hat der brittische Barde mit vollen Händen gesammelt,
Der im Schatten des Kirchhofs den Staub Philander's gesungen,
In der Mitte der Nacht, die ins Schwarze des Todes sich kleidet,
Still wie die Reiche des Tods. Ihm that der todte Philander
Noch den freundschaftlichen Dienst, er wußt' ihn von ihm zu nehmen.“

Ich wünsche und hoffe, daß die neue gebundene Uebersetzung der unschätzbaren Nachtgedanken des erhabenen

Young, den unser ihm ähnliche Dichter hier meinet, und aus dem er mehrere Gedanken in sein Werk eingetragen hat, dienen möge, diese edlen und zu unsern Zeiten so ungewöhnlichen Gesinnungen gemeiner zu machen, von welchen dieses vortreffliche Werk überfließet.*) Nun bahnet sich Milca durch einige vorläufige Anmerkungen den Weg, ihren Töchtern die bevorstehende Vertilgung der Menschen durch die Sündfluth anzuzeigen. Sie vernahmen diese Nachricht mit der äußersten Bestürzung. Doch schmeichelten sie sich, daß zum Mindsten der paradiesische Berg werde errettet werden. Allein auch dieser Hoffnung mußten sie Abschied geben. Jetzt konnte Kerenhapuch ihren Schmerz nimmer verhalten. Sie beklagte ihre Geländer und Blumen.

„Nicht leiser
Noch gelassner, als Eva des Gartens Blumen geklaget,
Da ihr ein Engel die Post gebracht, sie müßte sie missen“.

Hier sind einige Stellen ihrer liebenswürdigen Klage, welche man mit Evens Klage im Milton vergleichen kann:

„O der verderbenden That, die diese göttliche Pflanzstatt,
Diese friedsamen Bogen, der Unschuld Herberg', zerstöret,
Unsern glücksel'gen Geburtsort, den wir mit Söhnen und Töchtern,
Unserm unschuld'gen Geschlecht, bevölkert zu sehen verhofften! . . .
O der Blumen, die schwerlich in andern Gegenden wachsen,
Die ich am frühen Morgen und späten Abend besuchte,
Die ich mit sanfter Hand von der ersten öffnenden Knosp' an
Wartet' und Namen, die nur mein zärtliches Herze mich lehrte,
Ihnen erdacht'!“ —

Ein reizender Umstand!

Thamar zeigt sich schon in einer andern und ihrem stillen Charakter gemäßern Fassung.

„[Ihr] sanftmüthiges Herz verschloß sich den traurigen Scenen,
Gab sich süßern und nährte Gedanken von lieblicherm Anblick.“

Wo ihr Cham wohnet, da ist ihr angenehmster Aufenthalt, ihr Geburtsort:

„Allda blüht mir der Dorn mit Rosen, mir riechet die Fichte
Mit Cinnamom, mir träufelt mit Wein die saftige Birke.“

Aber auch diese kann sie in Cham's Gesellschaft leicht missen:

*) Ich schrieb dieses, ehe ich die poetische Uebersetzung der Nachtgedanken gesehen hatte. Es ist mir sehr leid, daß ich die Ausführung meiner Hoffnung so wenig gemäß finde.

„Hab' ich mit ihm die Liebe der Milca, die lächelnden Augen
Meiner Schwestern und ihrer Vermählten, mit Noah's Gebete
Und mit Sipha's sorgfältiger Klugheit, so bleibt mein Gemüthe
Heiter und haucht mit offener Freiheit im engesten Kasten."

Nur ein paar Anmerkungen über die Charakter dieser Schwestern. Kerenhapuch ist ein allerliebstes Kind; aber gegen ein phantasirtes Urbild aller weiblichen Vollkommenheit, gegen die Lucianische Panthea oder so etwas gemessen, ist sie unter ihren Schwestern die Unvollkommenste. Sie ist die Sinnlichste und Lebhafteste. Daher machen die Reizungen des Paradieses, die süße Luft, die lieblichen Blumen, der immerwährende Frühling einen viel zu großen Eindruck auf ihre zärtlichen Sinnen, als daß dieser sogleich den Vorstellungen weichen sollte, welche die Einbildung oder die Vernunft machet. Kurz, Kerenhapuch liebt sich selbst mehr, als Thamar oder Debora sich selbst lieben, sie ist eine zweite Eva. Thamar, die zärtlich zur Liebe geschaffene Thamar ist von denen Seelen, die in der Liebe einen Ersatz für den Verlust alles andern Vergnügens finden. Die Liebe hat sich aller ihrer Neigungen bemeistert. Sie empfindet zwar auch alle die Vorzüge ihres paradiesischen Aufenthalts, aber die Einbildungen von ihrer Zufriedenheit im Arme ihres Cham's und in der Liebe ihrer Eltern und Schwestern überwieget alle gegenwärtigen Empfindungen. Daher rühret ihre Gelassenheit. Solche Personen macht ein finsterer Blick eines Geliebten bestürzter, als der Verlust eines großen Vermögens sie machen würde. Debora ist eine erhabnere Seele als Diese und Jene. Kerenhapuch ist immer reizend, Thamar immer liebenswerth, Debora immer verehrenswürdig:

„„Wo wir auch sein", so sagt sie, „ob in dem göttlichen Garten,
In der wölbenden Luft, selbst unter des Oceans Wellen,
Ist die Allgegenwart Gottes bei uns, die das Land und das Wasser
Und den Himmel erfüllt und bis in die dunkelsten Oerter
Ihren Odem des Lebens und alldurchwandelndes Licht schickt.""

So ergaben sich diese edeln Seelen endlich alle in die Schickung Gottes; doch

„Hing [itzt] ihr Aug' auf Blüthen und Flur mit zärtlicherm Blicke,
Und sie sogen die Würze der Luft mit geizigern Zügen."

Mit welcher bewundernswürdigen Geschicklichkeit weiß der Dichter allemal die eigentlichsten Umstände zu erhaschen, die

irgend einer Leidenschaft oder einem andern Verhältniß natürlich sind!

Jetzt war es den Söhnen Noah's ein Leichtes, die Gemüther ihrer Frauen, die sie schon so wohl zubereitet fanden, noch mehr zu erheitern.

Noah fand sie alle in der gehörigen Fassung. Folgendes Tags vertheilte sich diese selige Familie in zwei Haufen. Der weibliche Haufe blieb im Berge, einen Vorrath von Früchten für Menschen und Thiere zu sammeln, indessen daß die Männer die Erbauung der Arche besorgten und zu dem Ende die Werkzeuge, mit denen Sipha wohl versehen war, auf Lastthieren herabtragen ließen. Der Dichter erzählt uns Alles mit einer Weitläufigkeit, die nur einem sehr verwöhnten und nach willkürlichen Regeln urtheilenden Geschmack verdrießlich sein kann. Sipha belehrte sie, wie sie jedes gebrauchen sollten. Er wies ihnen auch seine optischen Gläser, mit deren Beihilfe er alle Entdeckungen machte, die Galilei, Scheiner, Cassini, Hevel, Lahire in den neuern Zeiten gemacht. Sie entdecken neue Planeten, die Ringe um einige, die Trabanten der andern, die Flecken der Sonne, Thäler und Berge im Mond u. s. w. Dergleichen Bemerkungen brachten sie leicht auf die Gedanken:

— „daß diese so unermeßlichen Körper
Ihre Bewohner auch hegten, daß sie nicht einöd und eitel
In die Winkel der Welt hingegossen wären, das Auge,
Welches die Nacht durchfei'rte, mit Licht und Glanz zu erfreuen".

Man muß sich billig verwundern, wie Leute, denen nicht alles Gehirn eingefroren ist, einen so elenden Wahn nähren können, als ob unzählige Himmelskörper von so erstaunender Größe und wunderbarer Beschaffenheit aus keiner andern Absicht erschaffen worden, als einen schwachen Glanz in die Nacht zu streuen oder von Wenigen angesehen zu werden. Es ist daher nichts Gläublichers, als daß die so vernünftigen und von allen Vorurtheilen freien Patriarchen keinen Anstand gehabt, der Vermuthung, daß die himmlischen Körper besondere Welten seien, Platz zu geben, zumal da sie dieselbe aus ihrem Umgang mit den Engeln gewiß machen konnten.

Nun beschreibt der Dichter den Archenbau selbst und nimmt gegen die ehmals gemeine Meinung die wahrscheinlichere an, daß sie keine gar lange Zeit daran gearbeitet, welches dann desto glaubwürdiger ist, theils weil die Baumaterialien schon zubereitet waren, theils weil nach Einiger

Aussage (denn ein Poet hat dieses Recht, Zeugen zu erschaffen, die nie gewesen sind) der Herr den Söhnen des Noah die Stärke von zehn Männern gegeben,

„Daß sie die Balken zum Bau mit mächtigen Muskeln regierten“.

Unter der Arbeit schwebte die bevorstehende Sündfluth ihnen immer vor dem Gemüthe. Betrachtungen voll Wehmuth über das Verderben der Menschen, welche durch ihre Unbußfertigkeit die Hand des Richters über sich zogen, und dankbare Erwägungen der Güte, welche sie allein auf eine wunderbare Weise zu erhalten würdigte, beschäftigten ihre Gedanken ohne Unterlaß. Dabei regten sich nun auch viele Zweifel, wenn sie auf die Art der Bewerkstelligung der Sündfluth ihre Gedanken lenkten. Wir wollen einige ihrer Einwendungen hören, an welchen Cham, wie der Dichter bemerket, den größten Antheil hatte:

„Mehr als ein Ocean wird zu dem Weltgerichte gebrauchet,
Diese nicht schmalen Gürtel der Erde ringsum zu bedecken,
Nicht nur die Flächen des Lands, die Hügel und Cedern der Hügel,
Sondern die hohen Gebäude, die auf die Hügel gestellt sind,
Tempel von Pyramiden, den Trost der Riesen, die Thürme,
Die mit dem Fuß den Grund, das Licht mit dem Körper verbauen,
Und noch drüber den Berg, auf welchem der göttliche Garten
Hoch in die Luft gehängt ist . . .
— — — Können
Unter dem Boden so unermeßliche Becken mit Fluth sein?“

Und gesetzt, es seien solche darinnen (wie es auch wirklich ist), so sind sie da ruhig. Was für ein Hebezeug soll die Wasser von da heraufholen? Diese Zweifel waren wichtig und schienen ihnen nur durch eine Zuflucht zu einer unmittelbaren Aufhebung der Naturgesetze, durch den Willen Gottes aufgehoben werden zu können, welches aber einen neuen Zweifel erregte. Endlich fanden sie auch Schwierigkeiten in der Arche. Ein Schiff mit bauchichtem Kiel schien ihnen bequemer, sich auf einem so gewaltsamen Ocean zu erhalten und umzuwenden u. s. w. Doch stillten sie diese Zweifel bald mit der Zuversicht, daß der göttliche Beschützer der Arche sie schon retten werde.

Mich dünkt, der Dichter hatte außer der natürlichen Wahrscheinlichkeit, daß die Söhne Noah's als kluge und mit Einsichten in die Natur begabte Männer in solche Zweifel gerathen müßten, noch einen Grund gehabt, diese ihnen in den Mund

zu legen. Er bereitet nämlich den Leser auf diese Weise zu der Dichtung vor, daß ein Komet von Gott gebraucht worden, diese erstaunliche Veränderung auf dem Erdboden zu bewerkstelligen. Durch diese Schwierigkeiten bekommt die Dichtung des Poeten nicht nur eine große Wahrscheinlichkeit, sondern eine Art von Nothwendigkeit, indem sie auf einmal allen Einwürfen abhilft, welche die Vernunft gegen die Sündfluth und eine jede andere Weise, sie ins Werk zu setzen, machen kann. Zugleich wird die Aufmerksamkeit des Lesers erwecket und im Zweifel gelassen, auf was Art der Poet einen so großen und so schwierigen Knoten auflösen werde. Der Beschluß dieses Gesanges macht eine vortreffliche Betrachtung, welche hier sehr wohl angebracht ist:

„Also strebte der Mensch, die Wege der Fluth zu errathen;
Aber er fand sie nicht. Sie gestanden sich ihre Verwirrung.
O, kein Wunder! denn in den Werken der ewigen Weisheit
Und der Ordnung der Dinge sind kaum die Rähmen uns sichtbar.
Längen Jahrhunderte will die Tiefe der Schöpfung durchsucht sein,
Die Elemente, worin die Gründe der Dinge versteckt sind,
Ehe der große Bau sich in seinen Federn entdecket.“

Es ist unserm Dichter etwas Gewöhnliches, kleine Betrachtungen und Anmerkungen einzustreuen, welche zuweilen die Aufmerksamkeit und das Nachdenken der Lesenden vermehren, zuweilen das Gemüth ein Wenig erholen, indem sie es auf eine kurze Zeit von der Hauptsach abrufen, allemal aber sehr schätzbar und nützlich sind. Und wenn sie ja an einem andern heroischen Dichter getadelt werden könnten, so hätte es doch bei dem Noah, bei dem das Epische das Wenigste ist, eine andere Bewandniß. Ueberhaupt aber dünkt mich, es sei etwas ungeschickt, einen epischen Dichter mit einem Boten zu vergleichen, der in gesetzter kurzer Zeit einen großen Weg machen muß und also thöricht handelte, wenn er nur die kleinste Zeit verschwendete. Ein Poet führet uns auch einen gewissen Weg, von dem er nicht unnöthig ausschweifen soll; wir wissen's ihm aber Dank, wenn er hie und da einige Schritte austritt, entweder eine annehmliche Blume abzubrechen oder uns aus einer hellen Quelle zu erquicken. Ich für meinen Theil bin dem Milton für seine Klage und dem Dichter des Noah für seine Digression beim Anfang des X. Gesangs sehr verbunden.

Von den Schönheiten des siebenten Gesangs.

Wir haben nunmehr in den sechs ersten Gesängen diejenigen in den Plan unsers Gedichts gehörigen Begebenheiten vernommen, die vor der Sündfluth und Errettung der Noachidischen Familie vorhergegangen. Jetzo kommen wir der Auflösung des Knotens näher; wir sehen die Sündfluth selbst, wir gehen mit den wenigen heiligen Menschen in den Kasten und finden sie der wunderbaren Errettung würdig, die ihnen die Vorsicht angedeihen läßt. In der Hälfte des Gedichts, die wir noch vor uns haben, wird sich uns der Genie und die Kunst des Dichters noch auf eine vortrefflichere Weise offenbaren als in der ersten. Die Geschichte, welche in diesem Gedichte zum Grunde gelegt worden, ist an Verwirrung und Veränderung sehr arm. Es scheinet schwer zu sein, Vieles und viel Vortreffliches von diesen Personen zu sagen, von denen uns die Geschichte weiter nichts berichtet, als daß sie die Arche gebaut, hineingegangen, über ein Jahr darin gewesen und wieder herausgestiegen. Die Sündfluth selbst scheint zwar zu Beschreibungen und pathetischen Schildereien Anlaß genug zu geben. Nichtsdestoweniger würde es einem eingeschränktern Geiste schwer gewesen sein, die Aufmerksamkeit der vernünftigsten und feinsten Leser so lange zu erhalten, ihre edelsten Affecten so schön mit ins Spiel zu ziehen und ihre Seele mit so großen, mannichfaltigen und neuen Bildern in beständige Neugier und Bewundrung zu setzen, als unser Dichter wirklich gethan hat; und Alles dieses hat er auf eine solche Art gethan, daß die Umstände, mit denen er die Lücken der historischen Erzählung ausfüllt, ungemein wahrscheinlich sind und auf das Geschickteste aus einander herausfallen oder in einander passen. Er hat das, wie mich dünkt, vornehmlich durch dreierlei Wege bewerkstelliget. Erstlich hat er die Whistonische Hypothese von den phisicalischen Ursachen der Sündfluth nach den Rechten der Poesie für wahr angenommen und dadurch nicht nur die Maschinen, durch welche so wichtige Veränderungen auf unserm Planeten gemacht werden, entdeckt, sondern sich auch ein weites Feld zu den größten Beschreibungen eröffnet, welche unsere ganze Seele ergreifen und in Erstaunung setzen. Er hat ferner durch einige vortreffliche Erfindungen sein Gedicht mit den folgenden Zeiten, sonderlich mit den Geschichten des Messias,

wie sie in dem unschätzbaren Gedichte des Herrn Klopstock dargestellt werden, verbunden. Und endlich hat er sich in den Hauptpersonen seines Gedichtes den reichsten Stoff, unsern Geist und unser Herz unaufhörlich zu beschäftigen, bereitet. Da dasjenige, was sie thun, sehr gleichförmig und unscheinbar ist, so unterhält er uns mit ihren Gesinnungen, Reden und Gemüthsbewegungen; und alle wohlbeschaffenen Leser werden in diesen unendlich mehr wahre Größe und Schönheit finden als in den Thaten, welche sonst der Gegenstand der epischen Muse sind. Ohne äußerliches Geräusch und Lärm, der nur in eiteln Ohren süßtönend ist, in ihrer einsamen Ruhe sind die Noachiden der Güte Gottes, des Schutzes und freundschaftlichen Umgangs der Engel und der Liebe und Hochachtung aller edeln Gemüther würdig.

Zu Anfang des siebenten Gesangs überrascht uns der Dichter mit einer zwar wundervollen, aber wahrscheinlichen und angenehmen Auflösung einer Schwierigkeit, welche aufmerksame Leser besorgt gemacht haben muß, wie der Dichter die Bewohner der Arche durch eine so lange Zeit in einem so engen und an Veränderungen armen Behältnisse beschäftigen und in eine solche Bewegung setzen werde, welche die Aufmerksamkeit der Leser verdiene. Diese Besorgniß sehen wir vornehmlich durch die Erdichtung gehoben, womit dieser Gesang anfängt. Die Arche war nun fertig. Sie vermißte nur noch die inwendigen Verzierungen der Zimmer, welche von den Menschen bezogen werden sollten. Indem nun Sem eines Tags ins mittlere Stockwerk geht, die Wände eines großen Saales mit Teppichen zu behängen, worein die Töchter Sipha' die merkwürdigern Oerter des Paradieses gestickt hatten, so findt er mit großem Erstaunen, daß der Saal schon mit einer mehr als menschlichen Kunst ausgeschmücket ist:

„Denn da redte die göttliche Kunst mit himmlischen Zügen,
Deck' und Wand mit Gemälden von Fleisch und Leben beworfen.“

Die Malerkunst war beinahe die einzige, welche in dem damaligen Weltalter zu keiner sonderlichen Vollkommenheit gestiegen war. Man wußte weder die Gegenstände genug zu unterscheiden und ihnen durch richtige und den optischen Gesetzen gemäße Zeichnung noch durch geschickte Vertheilung des Lichts und des Schattens das Natürliche und den hintergehenden Schein des Lebens zu geben, noch Gemüthsbewegungen und verschiedene Charakter in den Gesichtszügen auszudrücken.

Von den Ursachen, die den Dichter dieses anzunehmen bewogen haben mögen, begnüge ich mich an dieser, daß zu Homer's Zeiten, und also eine ebenso lange Zeit nach der Sündfluth, als der Periodus der Sündfluth nach der Schöpfung der Erde ist, die Malerkunst wenigstens in einem sehr schlechten Zustand gewesen. Denn was Herr Fraguier in den Abhandlungen der Pariser Académie des Inscriptions das Gegentheil zu behaupten sagt, wird wol keinen nachdenkenden Kopf vergnügen. — Je unvollkommener also damals die Malerkunst war, desto mehr erstaunte Sem, da er hier die Kunst in ihrer größten Vollkommenheit sah:

„In den Farben lebt Anmuth und Ernst und muntere Stärke;
Jegliches Bild stieg neben dem andern hervor, unvermenget,
Einige nah, die andern allmählich entfernet; das Auge
Maß die Ferne nach ihrer allmählich schwindenden Größe,
Nach der feinen Verwirrung und einem neblichten Staube,
Nach dem Ersterben des Lichts und nach der schlauesten Optik.
Hier verlangt' es nicht feinere Züg' im denkenden Antlitz."

Sem rief jauchzend seine Brüder herbei, diese Wunder anzusehen, welche sie keinem Andern als einem Engel beimessen konnten, der dafür besorgt gewesen,

„Daß sie die Tag' in der Arche nicht als im Elende lebten,
Alles Umgangs beraubt und zu sich selber verbannet".

Die Beschreibung der Gemüthsbewegung der Brüder ist allen übrigen Gemälden dieser Art, von denen der **Noah** voll ist, an Leben und Richtigkeit gleich:

„Ueber dem Anblick mit sanft durchfahrendem Wunder betreten,
Flattern sie über den Glanz der Tafeln mit schweigenden Augen,
Lenken dann allgemach die behutsam stehenden Blicke
Auf ein absonderlich Stück und spähen's in stillen Gedanken."

Allein mit aller Aufmerksamkeit konnten sie nicht errathen, in welche Zeit diese Geschichte gehörten, da sie sich nichts Aehnliches gehört zu haben erinnern konnten.

Nun beschreibt uns der Poet den Inhalt dieser Vorstellungen und giebt uns dadurch einen zusammengezogenen Entwurf der wichtigsten Begebenheiten aus den vier ersten Gesängen des **Messias**; denn diese waren es, welche Raphael, wie wir künftig hören, auf Gottes Befehl in den Saal gemalet hatte, um den Bewohnern der Arche ein lehrreiches und herzrührendes Vergnügen zu geben. Man wird bei Durchlesung dieses

Stücks eben das Vergnügen finden, das eine Abbildung in Miniatur von einem großen Gemälde giebt, wenn Aehnlichkeit und Leben nicht darin vermißt wird. Mit zwanzig dergleichen Geschichten war der Saal geschmückt. Jede lud die Augen mit eigenem Reize herbei, aber jede enthielt so viel, daß ein Tag nicht zureichte, Alles zu erschöpfen; denn hier redeten alle Züge und Geberden, ob sie gleich nur so viel redeten, als nöthig war, die Sehenden ungeduldig zu machen, das Uebrige zu wissen, was Bilder nicht sagen können.

Die beiden Alten, welche Japhet endlich herbeigeruft, waren anfangs ebenso wenig als ihre Söhne im Stand, diesen Abgang zu ersetzen. Endlich

„Nach langem Betrachten
Faßte Noah viel Züge der dunkeln Orakel zusammen,
Welche die frommen Väter von Gott und Engeln gehöret,"

und vermuthete, daß diese Geschichte aus den Tagen des Erlösers genommen sein müßten. Sein Herz bestärkte ihn in dieser Vermuthung, da er einen der Männer bedächtlich ansah und etwas mehr als Menschliches an ihm erblickte:

„O, wie schlägt mir das Herz! Ich halt' ihn vor unsern Erlöser."

Dieser kleine Umstand ist sehr rührend. Wie zärtlich mußte die Liebe des Patriarchen zum Messias sein, da ihm sein Herz es gleichsam sagte, daß er es sei!

Uebrigens wünschten sie und durften auch hoffen, daß ein Engel ihnen den Schlüssel zu diesen dunkeln Geschichten geben möchte.

Ein entsetzlicher Anblick riß sie von dieser entzückenden Scene weg. Der Komet erschien, welcher die angedrohte Verwüstung der Erde verursachen sollte. Sipha bemerkte schon lange Zeit mit bewaffneten Augen einen außerordentlichen Stern, der von Norden her seinen Lauf gegen die Sonne richtete. Bald konnte er schon mit bloßen Augen gesehen werden, und endlich war er zur Größe des Monds angewachsen. Er

„Ward noch größer, ein Schild von fürchterlich wachsender Scheibe,
Von gelbrothem gewässertem Glanz mit schwindendem Lichte,
Leidig wie der sterbende Glanz des Rebellen des Himmels,
Als er vom Himmel fiel, der Strahlen nicht völlig beraubet,
Noch das Haupt der Engel, und unter denen, die fielen,
Noch ein Erzengel, dem nur das blendende Blitzen geraubt ist."

Noah's Söhne hatten schon lange über diesen Stern gemuthmaßet, ob er vielleicht schon am Himmel gestanden, aber unsichtbar gewesen,

„Oder ob hoch im Aether ein schwangerer Samen umirrte,
Der, von ihm ausgebrütet, die neuen Gestirne hervorbringt".

Mit dieser letztern Meinung behilft sich auch Lucretius in seiner willkürlichen Astronomie. — Sipha theilt ihnen seine stärkere Vermuthung mit. Er erklärt ihnen, was Kometen sind, nach der Theorie der neuen Sternkündiger, welche so einfach und wahrscheinlich ist, daß sie dem Sipha, wenn seine Erkenntniß in die Geschichte der Natur vorausgesetzt wird, gar wohl bekannt sein mußte, und fügt hinzu, daß dieser Stern leicht ein Mittel, den Erdball zu strafen, sein könnte, entweder indem er ihn aus seiner jetzigen Lage heraushübe oder ihn mit einem Theil seines Dunstmeeres überschüttete oder ihn gar verschlänge. Er setzt hinzu:

„Wahrlich, dem Himmel fehlt's nicht an Mitteln, die Erde zu strafen,
Ohne daß er die Gesetze der ersten Schöpfung verlasse;
Und er darf für ein Meer nicht sorgen, die Welt zu ertränken."

Cham, der nachdenkende Zweifler, findet auch hier Schwierigkeiten; ein Charakter, der, wenn er an sich nicht schlimm ist, doch vieler Gefahr ausgesetzt ist. Da ein Komet, meint Cham, so viel Unordnung anrichten kann, so ist also die Welt immer in Gefahr, daß die schöne Harmonie ihrer Kreise durch einen solchen herumirrenden Ball zerrüttet werde. Und wenn ein Komet eine solche Verwüstung auf irgend einem Weltkörper verursachet, läßt sich wol daraus schließen, daß Gott ihn gesendet habe, diese Welt zu strafen? Der Komet kommt ja nach seinen eigenen natürlichen Gesetzen, und es liegt ihm nichts daran, ob er einer frommen oder schlimmen Erde in den Weg kommt. — Sipha widerlegt diese kurzsichtigen Einwürfe sogleich. Er zeiget erst, daß ein solcher Schwanzstern auch Vortheile bringen könne, theils (wie Newton geglaubt) die Sonnen, welche sich durch Verlust so vieler Materie verzehren, zu nähren und zu verhindern, daß sie nicht gar verlöschen, theils die Planeten, denen es an Wasser zu gebrechen anfängt, durch Mittheilung ihrer Dünste vor Entzündung zu bewahren. Der Himmel sei freilich dem Wechsel unterworfen und habe jedes Erschaffene sein Ziel; allein Gott habe alle Bewegungen und Wirkungen solcher Sterne vorausgeordnet, da er in der

Schöpfung jeden Stern mit maßgebendem Wurf in die ätherische Wüste geschleudert:

„Der die Stern' auf die Pole gestellt und Körpern und Geistern
Zu bewohnen gegeben, weiß ihre Geschichte von Anfang.
Niemals wird Gott von etwas ereilt, das er nicht gedacht hat,
Das ihm ungefähr käm' und einen Schluß ihm abdrünge."

In Sipha's Gesprächen hören wir allemal die Weisheit und Einsicht, welche diesem verehrenswürdigen Alten eigen ist, und Sem ist in allen seinen Reden der fromme, gottergebne Sem. Er giebt seinem Bruder zu verstehen, daß es verwegen sei, über Gottes Einrichtungen zu urtheilen, und daß der erhabenste Schwung zum Wissen nur unser Unvermögen verrathe und uns fast gar vernichte. Was erfahren wir, wenn wir es versuchen, uns in den Umfang der göttlichen Werke zu wagen?

„Jenseits der Sonne mehr Sonnen und jenseits der Welten mehr Welten,
Die den Augen der Welten in unsern Kreisen entfliehen;
Die ein Schöpfer ihr aller mit seiner Gegenwart anfüllt,
Jede mit ihren Bewohnern besetzt, Myriaden Geschöpfe.
Und wo bleibt dann die Erde, wo bleibt das Menschengeschlechte?
Wo bleibt Einer von uns? Wie ganz verliert sich ein Jeder!
Ich bin hier so gering, daß Gott allein mich entdecket,
Weil er Gott ist . . .
Ich demüthige mich vor ihm, der mit gleicher Gesichtsruh'
Stäubchen oder Weltkugeln zerfließen, itzt Blasen, dann Welten
Bersten sieht . . .
— — — der mir nah' ist,
Nahe der Arche, die von der Alles vertilgenden Fluth mich
Sondern soll und in ein umgeschaffenes Erdreich hinführen."

So erhaben und fromm sprach Sem und begab sich nun auf seines Vaters Befehl in den mittlern Berg, um den daselbst mit Einsammlung der Lebensmittel beschäftigten Frauen Muth einzusprechen, wenn sie etwa die Größe des nähernden Sternes schrecken würde, der schon den Mond überholt hatte. Allein sie hatten jetzt keines Trostes nöthig:

— „sie hatten . . . in ihren sinnreichen Gedanken
[Ihn] im anmuthigsten Licht betrachtet; ihn hätte der Schöpfer
Zum Gesellen des Mondes bestimmt und jüngst ihm befohlen,
Sich als ein andrer Mond um die Erde herumzubewegen."

Es fehlte ihnen nicht an Gründen, diese anmuthige Ein-

bildung auszuschmücken, von welcher wir wissen, daß sie nach den Newtonischen Sätzen möglich ist, wie Herr Maupertuis in seinem Brief über die Kometen von diesen und andern im Noah vorkommenden Fällen gezeigt hat.

Durch diese Gedanken erschufen sie sich nun ein eitles Ergetzen, welches indessen, so lang es dauerte, so gut war als ein wahres. Das weibliche Geschlecht, bei dem die Phantasie den Gemüthsbewegungen ungemein dienstbar ist, ist sehr geneigt, in fürchterlichen oder beliebten Vorstellungen auszuschweifen. Die wohlgeordneten und der Vorsehung ergebenen Gemüther dieser liebenswürdigen Frauen konnten bei Erblickung des Wundersterns auf keine traurigen Besorgnisse gerathen und waren viel geneigter, ihn für ein Geschenk der gütigen Natur anzusehen.

Zärtlichere Sorgen beschwerten nun ihr Gemüth, da ihnen Milca, was sie bisher verschwiegen hatte, entdeckte, nämlich daß dem Noah von Gott geoffenbaret worden, der Engel des Todes werde sein Haus noch vor der Sündfluth besuchen, und sie hoffe das Opfer zu sein. Die Reden, womit sie diese Nachricht begleitet, sind so schön, daß ihre Zuhörerinnen, so wehmüthig und zärtlich sie waren, sich doch scheuen mußten, ihr so glänzende Hoffnungen zu mißgönnen. Sie hat jetzt die wünschenswürdigste Frucht der Erde schon genossen, sie hat hier nichts mehr zu hoffen —

„Für mich lieget kein Reiz mehr in dem Schooße der Zukunft,
Mein vornehmster Genuß in meinen künftigen Tagen
Wäre nur wiederholt, es wären genossene Freuden,
Die ich habe, wenn ich auf Euerm Angesicht ruhe,
Wenn ich von Euern Lippen die süßen Reden auffasse.
Hat die Erde noch Werth für Die, die den Himmel recht schätzen?
Wo uns die Ruh' in Lauben des festlichen Friedens erwartet,
Nektar funkelt, die Engel zu uns freundschaftlich sich halten
Und die Ströme des Lichts mit uns empfindlicher hauchen;
Wo mich die Sehnsucht nach Euch in Eurer Mutter Umarmung
Eine Minute lang hält!" —

Auf diese Weise sprach Milca von ihrem, wie sie glaubte, nahen Tode und küßte ihre Töchter, welche, so großmüthig sie auch mit der Leidenschaft rungen, doch nicht verhindern konnten, daß nicht ein Bach von Thränen aus ihren Augen schoß. Aber Debora faßte sich bald und antwortete ihrer Mutter auf eine so rührende Art, daß sie gewiß mehr als irgend eine Sterbliche den Lobspruch verdient, sie sei

„Würdig, von Engeln geliebter zu sein, als Sterbliche lieben“.

Wir wollen sie selbst hören:

„Und, „o mütterlichs Herz,“ so sprach sie, „Du kannst uns nicht tadeln,
Wenn uns das Herz überfleußt, die schwere Nachricht zu hören,
Daß Du bald aufhörest, auf unserm Pfade zu leuchten,
Welcher, von Deinem Licht unerhellt, mit Dunkel umhängt wird.
Sollte der schwachen Natur verwehrt sein, in Thränen zu schmelzen?““

Der Tod ist zwar nichts Schreckliches an sich, noch minder für Den, der wohlbeschaffen stirbt, ein Solcher verliert nichts durch ihn;

„[Denn] das Leben hat keine Lust, die der Tod nicht vermehre,
Keine wahrhaftige Lust, die der Tod nicht höher erhebe“.

„Wir weinen also“, spricht Debora, „nicht um Dich, sondern um uns:

„Um uns, o Theuerste, fließt das Herz mit menschlichen Zähren,
Wenn wir denken, wie wir beraubt der zärtlichsten Liebe
Und der Stimme des Trosts, fern von dem Garten verschlagen,
Auf den Wüsten der Meer' in engen Brettern verschlossen
Fahren sollen . . .
Aber der Ew'ge verhüte, den wir im Staube verehren,
Daß wir nicht wider den Herrn des Himmels gen Himmel aufweinen.“

Zärtlichkeit, Großmuth, Gottergebenheit, die drei charakteristischen Tugenden dieser heiligen Frau, reden auf das Einnehmendste in diesen Worten. Was die liebesvolle Thamar mit stammelnder Stimme hinzufügt, läßt gleichfalls in ihrem Munde sehr wohl. Kerenhapuch aber sagt kein Wort; sie weint am Halse der Mutter, und dieses stille Weinen steht ihr nach ihrem Charakter besser an, als wenn sie der Dichter die schönste und beweglichste Rede hätte halten lassen.

„Milca vermischte mit Küssen die Wort': „O Töchter der Liebe,
Ihr seid mich zu lieben, ich bin Euch zu lieben geschaffen;
Dieses ist unsre Natur, wir müßten zu sein uns begeben,
Sollten wir uns unglücklich begeben, einander zu lieben.“

Nun kommt Sem und findet sie in der anbefohlenen Arbeit. Sie hatten einen großen Vorrath von Früchten gesammelt, der doch in der beraubten Stätte nicht vermißt wurde. Sie fragten Sem, ob sie nicht auch einen Vorrath von Samen der niedrigen Pflanzen sammeln müßten,

„Wenn auflösend die Fluth die Stengel und Wurzeln verheerte,
Daß dann das Land nicht, seines kurzen Frühlingsgewandes
Lange beraubt, in nacketer Blöß' entkleidet da stünde“.

Sem hub diese Besorgniß durch eine richtigere Theorie von dem Samen der Pflanzen:

„Ihre verstäubenden Sämchen sind von befestigter Dauer,
Die nicht die Fluth auflöset . . .
Oft sind Wälder von Bäumen aus einer Wurzel entstanden,
Oft ist ein Volk von Blumen aus einer Blume gewachsen . . .
Ueberdies wißt Ihr, wie leicht die wehenden Lüfte des Abends
Die entfallenen Sämchen vom Boden heben . . .
Wie der Schöpfer den meisten Gefieder lehnte, bald Blasen,
Die sich elastisch heben, bald Kronen von Federn gewebet,
Daß sie viel Meilen den fließenden Pfad des Himmels durchwandeln . . .
— — wie andre mit ihren nährenden Beeren
Vögeln zur Speise werden, doch unverdorben von ihnen
Gehen und keimen, wie, mit dem Strome der Flüsse getragen,
Andre sich weit entfernen, dann, ans Gestade geworfen,
Aufgehn und das Ufer mit wölbenden Bogen umkränzen.“

Er fügt noch mehr von der weisen und manchfaltigen Bildung der Samenbehaltern der Pflanzen hinzu. — Es wird sich, wie ich hoffe, Niemand befremden lassen, daß Sipha und Noah's Söhne in der Geschichte der Pflanzen nicht weniger erfahren gewesen als Malpighi oder Ray, es müßten denn Diejenigen sein, welche sich mit dem Lucretius und einigen Neuern einbilden, die Bewohner der ersten Welt seien mit Thierfellen angethan in Wäldern herumgekrochen, haben Eicheln gefressen und so wenig von Gott, Natur oder Tugend gewußt, als diese Herren von der Bibel wissen. — Indessen kam die Nacht. Der Komet stand etlichemal so groß als der Mond vor ihren Augen.

— — — „Flecken von finstrer Farbe bedeckten
Hier und da sein falbflammendes Licht, und hinter ihm brannten
Nordens Gestirn' unverdeckt durch sein durchsichtig Geschleppe.
Aber ihn sahn die Frauen und gaben kein furchsames Zeichen.“

Diese Kühnheit setzte Sem in Erstauen. Thamar half ihm bald daraus. Sem wunderte sich über ihre sonderbare Einbildung und that ihnen den Dienst, ihnen diesen ergetzenden Irrthum zu benehmen und ihnen dafür fürchterlichere Vermuthungen anzugeben:

„Wie, wenn der fremde Stern, der schon fernher die Riesengestalt hat,
Für die Erde zu stark, durch seine Gewalt überwände
Und an die feurigen Wagenräder gespannet sie schleppte,

Gott weiß, was für Auen des Aethers, für Gürtel des Himmels
Durchzurennen, bald brennende, bald gefrorne Reviere!“

Er zeigte ihnen indessen, daß in allen Fällen für sie nichts zu besorgen sei, da sie das Wort des Herrn zur Versicherung ihrer Rettung haben. Diese Entdeckung scheuchte die Frauen in tiefbesorgte Gedanken. Jetzo sahen sie mit furchtsamen Blicken nach dem Kometen, aber erholten sich bald durch den ihnen immer nahen Gedanken, daß der Himmel und alle Gestirne nur Diener der Rathschlüsse Gottes sind, die sein Hauch, wie er will, in Bewegung setzt. — Jetzo wurden die Früchte, welche die Frauen in großer Menge gesammelt hatten, von Kameelen in den untersten Abschnitt des Berges, wo die Arche stund, getragen. Diese war nun vollendet, mit Pech überzogen und mit Fenstern von steinernen Spiegeln versehen, die in die Seiten der Arche gesetzt waren, welche Dichtung dem Poeten gar wohl erlaubt ist, da sie einer großen Schwierigkeit, woher nämlich die Arche genugsam Licht und Luft bekomme, abhilft und aus dem Bericht des heiligen Scribenten nicht widerlegt werden kann. Moses sagt nach den Worten des Originaltexts nichts, als Gott habe befohlen, die Arche mit genugsamem Licht zu versehen. Die Ausleger sind zwar sehr uneinig über den 16. Vers des VI. Capitels, aber die deutliche Erklärung des vortrefflichen Herrn Heidegger's, welcher hier gefolgt wird, hilft aller Schwierigkeit ab. Der Dicher legt dem Sipha noch eine Erfindung einer Maschine bei, durch welche die stockende Luft, von ihren Dünsten gereinigt, in beständigem Wechsel Erfrischung herwehte. Dieses war in einem verschlossenen Behältniß sehr nöthig, wo die Luft mit den beständigen oft widerwärtigen Ausdämpfungen der darin befindlichen Thiere angefüllt wurde und gar leicht ohne ein solches Mittel stocken und in Gährung hätte kommen können.

Nunmehr waren sowol die Werke der Kunst, welche Sipha in seiner Wohnung verwahrte, als die für Menschen und Thiere benöthigten Lebensmittel in die Arche gebracht. Der Stern schien in seiner Annäherung zur Erde schon sechsmal größer als der Mond,

„Trat mit verbreitetem Gang hoch über die nächtlichen Schatten
Und vermehrte die taube Stille mit dreifachem Schauer;
Aber er brach auch durch die blauen Gefilde des Tages,
Falber an Glanz und trüber, je näher zum Erdball er ankam.“

Indessen daß sich der Komet seiner furchtbaren Bestimmung näherte, begab sich in der heiligen Familie eine Veränderung, welche sie viel näher anging. Sipha starb.

Die ganze Erzählung von den Umständen seines Todes ist so rührend, so voller Umstände, die das ganze Herz eines edelmüthigen Menschen ergreifen und in große Empfindungen dahinreißen, daß ich glaube, es werden wenige Leser ihre Thränen zurückhalten können. Mich hat sie, so oft ich sie im Zusammenhang gelesen, aufs Innigste bewegt. Der Dichter hat uns mit so viel Ehrerbietung und Zärtlichkeit gegen den Sipha erfüllt, daß wir nicht anders als an seinem Tode lebhaften Antheil nehmen können. Wir beweinen mit den edeln Söhnen Noah's und den zärtlichen Schwestern den Verlust dieses theuern Alten, als ob er uns nicht weniger anginge als sie, und billig, da sein Umgang uns bisher so erbaulich und angenehm gewesen und wir ihn nun in der Folge des Gedichtes nimmer sehen sollen. — Indem Sipha einst der Mittagsruhe pflegte, erschien ihm ein Engel und gab ihm den frohen Befehl, in den mittlern Berg zu gehen, seine Kinder zu segnen und zu sterben. Wir können aus dem Anfang seiner Antwort sehen, wie erfreulich diese Botschaft dem heiligen Weisen gewesen:

„Sipha antwortete schnell: „Willkommen, Botschafter des Himmels,
Der mir die Frucht der betenden Lippen bringet! Ich eile,
Mich in die Arme des Tods zu legen, der sie nach mir ausspannt,
Daß er mich in das Olympische Feld zu den Himmlischen trage,
Dorten ein Leben zu leben, nebst dem das Irdische schmachtet.““

Er verzog nicht, seinem Freund diese willkommne Nachricht zu bringen. Wir werden in der Unterredung dieser zween erhabenen Menschen außer dem Adel und der Richtigkeit der Gesinnungen, die Beiden gemein sind, noch in Noah's Worten eine Stärke und in Sipha's eine Zärtlichkeit finden, welche genugsam ihren verschiedenen Charakter anzeigt. Die Anrede des ehrwürdigen Sipha ist recht rührend. Welche Gelassenheit, welche Menschenliebe und welche Zärtlichkeit gegen seine Geliebtern! Nur einige Stellen zur Probe:

„Gott hat gehört, . . . was ich im Stillen gebeten . . .
Lieber, verzeih, wenn eigener Nutzen die Bitte gethan hat!“

Ein erhabner Eigennutz! Wie viele Eigennützige werden keine Idee von ihm haben!

„Weit das bessere Loos hat Der vom Schicksal empfangen,
Den der Tod in die ewigberuhigten Oerter versetzet . . .
Eh er das Brechen der Erde, der Menschen Winseln erblicket . . .
Freund, ich verlasse zwar Dich in einem brausenden Meere
Eingesperret, wo schwere Geschäft' und Sorgen Dein warten,
Thränen von Mitleid um Dein versinkendes Brudergeschlechte...
Aber ich lasse bei Dir die Liebe der tröstenden Milca,
Deren holdsel'ger Umgang auf Deine gefaltete Stirne
Sittsame Freude streut." —

In der Antwort des Noah und seinem ganzen Bezeugen bei dem Tode seines geliebtesten Freundes zeigt sich der Heldengeist des heiligen Patriarchen in einer außerordentlichen Größe. Er weinet nicht. Er liebt seinen Freund zu sehr, als daß sein eigner Verlust ihn hindern sollte, an seinem Glücke freundschaftlichen Antheil zu nehmen. Indessen ist gewiß, daß ohne eine gewisse natürliche Stärke des Geistes, welche weder durch Weisheit noch Religion erworben werden kann, Noah mit der edelsten Gesinnung es nicht hätte dahin bringen können, thränenfrei seinem scheidenden Freunde, und was für einem Freund! einem Sipha nachzusegnen:

„[Er] schloß . . . die Freundesarm' um die Arme des Freundes,
Thränenfrei. Sipha weinte drei längliche kostbare Thränen
An dem Halse des Freundes." —

Wer kann dieses lesen und nicht mit ihm weinen? Es bleibt einmal gewiß, daß es Lieblinge der Natur sind, denen es gegeben ist, vor edeln und wallenden Empfindungen zu weinen. Sie allein können es verstehen, wenn der Poet in einem der folgenden Gesänge sagt:

„Also weinten sie All' und schmeckten die Wollust des Weinens."

Jetzt umarmt Sipha auch Cham und Japhet, die im untersten Theil des Berges geblieben waren, und segnet sie mit Auflegung der Hände, nach einer alten patriarchalischen Gewohnheit.

„Als er den Segen vollbracht, so ging er mit langsamen Schritten
Weiter, sah öfters zurück, noch einmal die Lust zu genießen,
Daß er mit seinen Augen die Blicke des Freundes auffaßte,
Der gleich zärtlich den Blick auf Sipha's Entfernen hinwandte,
Bis ihn die Pforten der Klippen in ihren Engen verschlossen."

Seine Töchter hatten ihn nicht vermuthet. Sie empfingen ihn also mit desto größerer Freude und begleiteten ihn an der Hand in seine Behausung. Aber welch eine Nachricht kam er ihnen zu eröffnen! So glimpflich er sie vorbrachte, so war doch ihre Bestürzung sehr heftig.

„Sie bebten zurücke,
Schlugen die Händ' auf die Brust, die Stimme verging in der Kehle.“

Die erhabne Debora, die zärtliche Thamar und die gefühlvolle Kerenhapuch überließen sich jetzt gleich stark ihrem so gerechten Schmerz. Sie waren in einer traurigen Alternative. Sie hatten vorher Milca beweint, deren Verlust sie sich so nahe eingebildet. Nun ward ihnen Milca geschenkt, aber sie mußten sie mit ihrem Vater erkaufen. Folgendes vortreffliches Gleichniß giebt uns das lebhafteste Bild von ihrem Zustand:

„Wie wenn von beiden Augen das rechte, vom Arzte verlassen,
Wieder gesund unerwartet die hellen Felder des Lichts sieht,
Aber das linke dafür zum Verlust des Lichtes verdammt ist,
Nur in der Stellung das linke; dann bei dem Kranken die Wehmuth
Gleich tief sitzt wie zuvor: so weinten itzt um den Vater
Sipha's Kinder gleich zärtlich, als sie um Milca erst weinten.“

Sipha mildert ihre Betrübniß durch die rührendsten Vorstellungen der Glückseligkeit, in die ihn ihre Scheidung versetzte:

„Wenn ich im Grabe schlafe, so ist mein Leib nur gestorben;
Mein vornehmerer Theil lebt nach dem Grabmal und lebet
Noch ein edleres Leben, als ihm der Körper erlaubte,
Euch zwar unsichtbar, doch nicht unsichtbar den seligen Geistern,
Sichtbar auch meiner Mehetabeel, die am Eingang des Himmels
Aller neu von der Erd' Ankommenden wartet, zu sehen,
Ob nicht unter den wenigen Fremden auch Sipha sein möchte,
Daß mein verklärtes Haupt sie mit dem Kranze bedecke,
Den sie für mich von unsterblichen Amaranten gewunden,
Blumen, die dort den Brunn des Lebens mit Schatten umkränzen.
Könnet Ihr mich der himmlischen Wollust wegen beweinen?
Nein, Ihr könnt nicht.“ —

Sipha weiß wohl, daß diese zärtlichen Kinder nicht ihn, sondern sich selbst beweinen; aber diese Frage war doch sehr geschickt, ihre Großmuth aufzuwecken und der Liebe zu ihm den Sieg über die Empfindung des eigenen Verlusts, über die Selbstliebe

zu erleichtern. — Nun wendet sich Sipha an Sem, ihm seine letzten Befehle wegen seiner Bestattung und zugleich seine trostvollen Hoffnungen zu offenbaren. Zuletzt heißt er ihn näher treten und giebt ihm den besondern Segen in einer Prophezeihung, daß von ihm das eigenthümliche Volk Gottes und der Messias entstehen werde, in dem alle Völker sich segnen würden. — Nun zeigt uns der Dichter auch, wie Milca den Tod ihres Bruders vernimmt: mit tiefer, sehnlicher Wehmuth, wie ein verschlagnes Schiff, das die Hoffnung des Hafens gefehlt hat. Sie beklagt mehr, daß sie selbst ihre schönen Hoffnungen verlieren soll, als daß sie ihren Bruder verliert. Darüber zu weinen, daß Sipha stirbt, war ihr zu gering. Die Ideen des Himmels waren zu lebendig in ihrer Seele; ihre ersten wehmüthigen Empfindungen gingen auf den Verlust ihrer Hoffnungen, und sie werden nur nach und nach durch die großmüthige Liebe zu Sipha unterdrückt worden sein. Die Trauer der Milca sowol als der Siphaitinnen hat etwas Großmüthig-Eigennütziges. Diese weinen, daß Sipha stirbt, weil sie ihn verlieren, Jene, weil sie selbst zu sterben hoffte.

Nun lebte Sipha noch drei Tage, ohne daß der geringste Vorbote des Todes sich an seinem Körper meldete:

„Munter und stark theilt' er mit den Frauen die Arbeit der Ernte.
Also kam dreimal der Morgen. Mit jedem Morgen empfingen
Seine Töchter ihn, als vom Himmel ihnen geschenket,
Den sie ehest, vielleicht die Stunde, zurückgeben müßten,
Machten die Stunden ihm leicht, mit zärtlicher Aufwart bemühet,
Wie sie den Ekel der Erd' ihm einigermaßen versüßten.“

Wen müssen diese erhabnen Gesinnungen nicht entzücken! Wer wünscht hier nicht mit allen Begierden seiner Seele, den Tod des Sipha zu sterben!

Von den Schönheiten des achten Gesangs.

Der Anfang dieses Gesangs beschreibt uns den Tod des Sipha auf eine Art, welche mehr zur Liebe des Todes reizen kann als der Phädon des Homer's der Weltweisen, von dem man weiß, daß er durch seine mächtigen Ueberredungen etliche Personen getödtet hat. —

Am vierten Tage, nachdem dem Sipha sein Tod angekündigt worden, ehe noch die Morgenröthe anbrach, ging er, auf dem Altar, an dessen Stelle Gott den Sündern den Versöhner versprochen, ein Opfer zu bringen. Indem er diese geheimnißreiche Verheißung erwog und jetzt anbetend gedachte, wie mächtig der Held sein müßte, der die Schlange zerquetschen sollte, indem er ihn im Geiste mit Glaubensarmen umfaßte,

„Siehe, da lauschte der Tod im Hinterhalte verborgen,
Sah ihn in tiefe Gedanken verzückt und in sich gekehret,
Nimmt den sanftestverwundenden Pfeil, in Balsam getunket,
Der zwar verwundete, doch zugleich die Wunde selbst heilte,
Trifft ihn durch das Herz; die Bande des Körpers zerbrechen,
Schmerzenfrei fliegt die Seel' empor zu den seligen Vätern."

Indessen ging mit Sipha's Seele keine große Veränderung vor; sie war auf Erden schon himmlisch. Sie hatte nicht nöthig, durch einen Sprung, der in dem Geisterreich so unnatürlich ist als in der materiellen Welt, ihre letzten Gedanken mit anständigern zu verwechseln, sie durfte sie nur mit dem höhern Wissen fortsetzen. Bald nachdem Sipha entschlafen war, ging Sem bei dem Altar vorüber und sah den Erzvater

„An den Altar gelehnt, mit dem Arm das Haupt unterstützet,
[Sah] ihn entseelt; das Leben war von dem Leichnam genommen,
Doch [enthielt] er sich nicht, die kalten Lippen zu küssen",

und ging nun, den Frauen diese für sie betrübte Nachricht zu bringen, welches er in solchen Worten that, die dem Tod alle seine Bitterkeit nehmen und zugleich die Ursachen seiner eignen Gelassenheit bei diesem Todesfall anzeigen:

„O, wie erschraken die Frauen! Sie blickten zu Gott auf und weinten,
Sahen steif in den Himmel und glaubten in tiefen Gedanken,
Daß sie den Pfad sähn leuchten, den seine Seele geflogen."

Dieser Umstand, der etwas Aehnliches mit einer bekannten Virgilianischen Stelle hat, ist hier ungemein schön angebracht. Eine starke und traurige Zärtlichkeit giebt der Phantasie einen solchen Schwung, wie hier der Dichter, der die Natur der Affecten so ungemein kennt, gethan hat. — Milca weinte nicht. Eine stille Betrachtung der Seligkeit ihres Bruders, an der sie Theil zu haben wünschte, stund ihr besser an.

„Kerenhapuch lag noch vom Morgenschlafe gebunden
In der teppichbehangnen Kammer in blühender Unschuld,
Gleich den Töchtern eines nicht sterblichen Menschengeschlechtes,
Dessen erster Stammvater nicht abgefallen, die Kinder
Aus der Art nicht geschlagen.“ —

Dieses Bild der schlafenden Kerenhapuch ist eines der schönsten, welche die menschliche Phantasie erschaffen kann. Wer die Obermacht desselben über die weichlichen und wollüstigen Gemälde der Oviden und Anakreonten recht lebendig fühlen will, vergleiche diese Beschreibung mit dem Gemälde der schlafenden Rossa in einer der Elegien des Heinsius. Wie viel schöner ist ein Mädchen der phantasirten unschuldigen Welt des Poeten als eine Venus mit allen Reizungen, die ein Marino oder Rubens über sie ausgießt:

„Um Hapuch standen die Schwestern
Zärtlich herum. Sie weiß es nicht, daß ihr liebender Vater
Ihrem Antlitz nicht länger soll lächeln. Ihr dieses zu sagen,
Kamen die Schwestern; allein sie sahn sie schlummern und schwiegen.“

Ich glaube, die Leser werden sich hiebei der Stelle des göttlichen Gedichtes erinnern, welche zu diesem Anlaß gegeben. Was im Messias ein Gleichniß ist, ist hier als eine wirkliche Begebenheit erzählet. Wenn ich der Erfinder dieser Vorstellung wäre, so würde ich dem Dichter des Noah gar sehr danken, daß er sie so verschönert und in einen so vortrefflichen Zusammenhang gebracht. Cicero sagt irgendwo, daß es den Krotonischen Mädchen zu großem Ruhm gereicht habe, daß sie, obgleich jede nur einen kleinen Theil zu dem berühmten und von den neuern Herren Schriftstellern so sehr abgenutzten Gemälde der Helena hergegeben. Es war schmeichelhaft, von einem so großen Kenner als Zeuxis gewürdiget werden, sein Meisterstück vollkommner machen zu helfen. Nun erwacht das zärtliche Mädchen und hört ihre Schwestern

„Ihren Bericht nun seufzen; sie hatte, schon eh sie ihn hörte,
Ihn in den bangen Zügen der Schwestern schmachten gesehen.“

Die Beschreibung ihrer Empfindungen hiebei ist ebenso schön als diese zween Verse. Nun gehen Alle,

— — — „den Leichnam zum letzten Male zu grüßen
Und den Geruch des Tods zu riechen, der liebliche Düfte
Zu den Nasen der Lebenden weht, die mit Gott einherwandeln,
Weinen um ihn den Tag und erzählen einander lobpreisend
Seiner Tugenden Lauf.“

So erhaben, so weise sind die Tugendhaften in ihrem Schmerze. Die Thoren sind in Freude und Traurigkeit ausgelassen. Weil ihr Geist im Leibe begraben und aller Wirksamkeit beraubt ist, so kann er weder ihre Freuden mäßigen und läutern noch ihren Schmerz besänftigen und zu seinem Vortheil anwenden. Wie viel anders zeigen sich uns die unschuldigen Menschen, die uns der Dichter so liebenswürdig abbildt! Wir haben sie in den größten Freuden (zu Anfang des V. Gesangs) gesehen; wir sehen sie nun im empfindlichsten Schmerze: in beiden zärtlich, edel, himmlisch gesinnt. Wie ungemein erfindsam und erhaben muß die Seele des Dichters sein, der uns solche Charakter, so schön ausgeführt, vormalen kann, zu denen er, wie es scheint, in unserer Welt keine Originale finden konnte! Doch man sieht, daß sein Herz an dergleichen Beschreibungen mehr Antheil hat als sein Witz. Wollte der Himmel, daß man das von allen großen Dichtern sagen könnte!

Nachdem sich Sem durch erhabne Reden mit den Frauen erweckt hatte, begrub er den leblosen Körper des heiligen Erzvaters:

„Die Frauen
Werfen itzt Rose, Viol' und Blüthe von Jasmin darüber,
Dann bedeckt er das Grab mit einem Hügel von Erde."

Alles war nunmehr geschehen, was vor der Sündfluth vorhergehen sollte. Die Arche war gebaut, Sipha war in die Auen des Lichts übergegangen, der strafende Komet war nahe. Raphael erschien also dem Erzvater und brachte ihm die Nachricht, daß die Erde nur noch sechs Tage in dem blühenden Lichte stehen werde; am siebenten werde das gedrohte Gericht ausbrechen. Er gab ihm eine goldene Posaune aus dem Zeughause des Himmels, womit er die Thiere, die im Kasten erhalten werden sollten, zusammenrufen könnte, und verließ ihn, um ein feierliches Weh über die sündige Erde auszurufen,

„Nicht in der Hoffnung, daß sie mit Ernst zum Herrn sich wenden
Und die gesammelten Wasser von ihren Grenzen abhalten,
Sondern daß sie bußfertig dem ewigen Jammer entfliehen,
Wenn Gott die Schalen des Grimms auf ihre Häupter herabgeußt".

So sagt' er und eilte in die mittlere Gegend der Luft, mit dem Gipfel des Paradieses in ebner Linie.

„Unter dem Sturm der Flügel hervor erbebte der Donner
Seiner Stimme mit wälzenden, weit vernehmlichen Worten."

Noah hörte die Stimme und betete zum Richter.

Die Arche war nun mit überflüssigen Früchten versehen, und unsere heilige Familie hatte also Muße, die noch übrigen Tage dem Herrn zu feiern

„Mit gottsel'gem Gebet, mit festlichen Sitten und Opfern.
Noah besuchte den Söhnaltar mit Morgen- und Abend-
Opfern. Er saß auf den Hügel, der Sipha's entschlafne Gebeine
Deckte, mit Lieb' und lobte den Herrn, bei dem er itzt lebte
Ueber dem Grab. Die Töchter bestreuten's mit jeglichem Morgen
Mit Violen, mit Nelken und neugesprossenen Rosen,
Und die Männer benetzten's mit Wein vom rinnenden Palmbaum."

Nach diesen erhabnen und ernsten Scenen wechselt der Dichter mit einer für die Phantasie angenehmern und leichtern ab, welches er niemals zu thun unterläßt, wenn er unsern Geist mit wichtigen und anstrengenden Gegenständen beschäftiget hat:

„Als fünf liebliche Tage der stillen Sitten verflossen,
Nahmen den sechsten sie von der Blüth' und dem Nelkenduft Abschied,
Welche mit ihrem Weihrauch den Platz nicht länger durchwürzen
Sollten." —

Mit eben dem starken Pinsel, mit eben der natürlichen Einfalt, womit uns alle Gemüthsbewegungen in diesem Gedichte geschildert werden, ist auch die Empfindung der Siphaitinnen bei ihrem Abschied von ihrer geliebten Heimath beschrieben. Wie schmerzlich mußte ihnen dieses fallen! Welch eine niederschlagende Vorstellung, daß dieses bezaubernde Paradies in Kurzem von reißenden Fluthen verwüstet werden sollte!

„O, wie schlug in der zärtlichen Brust ein schmachtendes Pochen,
Als sie zum letzten Mal die Heimath des Frühlings betraten!
Wie sie auf blumichten Gründen mit ernstem Angesicht hingen!
Als ob sie etwas davon mit den Blicken abetzen wollten."

Das Gleichniß, womit ihr Affect uns lebhafter vor die Augen gebracht wird, ist vortrefflich. Kerenhapuch nahm mit Erlaubniß ihres Vaters einen Nelkenstock, ihren Liebling, mit in den Kasten. Dieser Umstand ist nicht zu klein, Leser von feinem Geschmack zu ergetzen.

„Thamar hatte nichts Schlechters auf ihre Schultern genommen,
Mehetabeel's balsamirten Leib, die irdischen Reste,

Die von der Theuern noch übrig waren; es war das Gemälde,
Das die Miene der Todten in blassen Zügen bewahrte.“

Wie bewundernswürdig weiß hier der Dichter eine Jede nach ihrem Charakter handeln zu lassen, der sich sonderlich in dergleichen kleinen Umständen zu verrathen pflegt! Wir kennen schon die zärtliche Anhänglichkeit, welche die unschuldige Kerenhapuch an die schöne Natur hatte. Wir haben sie ihre Geländer und Blumen klagen gehört. Wie natürlich war ihr also die Begierde, wenigstens eine derselben, die ihr am Liebsten war, zu retten! Der zärtlichen Thamar ist es ebenso anständig, daß sie sich mit der geliebten Last des Leichnams ihrer Mutter beschwerte; und wer würde nicht errathen, daß es Debora sei, welche die göttlichen Psalmen Elihu, des ältesten Dichters, mit sich nahm,

„Der bei den frommen Erzvätern den Ruhm des Göttlichen hatte“.

Hier folget bis zum 215. Vers eine sehr merkwürdige Einschaltung, worin der Dichter nach einem Recht, dessen er sich wie Milton mit allem Grunde bedienet, in einige Betrachtungen ausschweifet, welche ganz natürlich veranlaßt wurden und uns geschickter machen, von dem Poeten zu urtheilen, da sie uns in wenigen Worten seine Gedanken vom Geschmack, diesem Apfel der Eris, anzeigen:

„Lange zwar hatten die Enkel Deborens und Sem's nach der Sündfluth
In dem neuen Weltalter die Ehrfurcht für sie behalten;
Aber bei deren Enkeln verdarben die Sitten der Väter,
Mit der Unschuld verdarb der Geschmack am Edeln und Hohen.“

Da haben wir in einem Verse die wahre Ursach vom Verfall des alten natürlichen Geschmacks, und warum so Wenige in der That schöne Geister sind. Ein Ovid, ein Catull, ein Rousseau sind gegen einen Milton, Young, Bodmer, was die schöne Messaline gegen die schöne Kerenhapuch ist.

So vortrefflich das Folgende ist, so ist es doch zu viel zum Abschreiben. Ich wünsche nur, daß der Tag nie komme, da nach der Weissagung unsers Dichters es den Priestern des Unsinns gelingen wird, Milton's göttliches Werk ihrem unsinnigen Anarchen aufzuopfern. Künftige Gottschede, das wäre zu viel! Unsere Zeit und unsere Nation ist durch einen genug beschimpft.

Man war schon hundert Schritte von den Siphaitischen Gärten fortgezogen, als Kerenhapuch,

„Durch ein unüberwindlich Verlangen genöthiget, plötzlich
Ihren Nelkenstock niederstellt' und mit Flügeln am Fuße
Wieder zurückflog, nur einmal noch ihre Geländer zu sehen".

Hier übersah sie mit einer traurigen Lust die ihr so lieb gewesnen Blumenbeete,

„Einen langen hartnäckichten Blick, ohn' einigen Absatz,
Bis ihr das Herz ein Bach von lindernden Thränen erleichtert;
Ueberlaut weinte sie, sah itzt nochmals auf ihre Geländer,
Flog dann davon mit eben der Schnelligkeit, wie sie gekommen."

Wer den Charakter dieses entzückenden Mädchens kennt, wird alle diese Umstände demselben sehr gemäß befinden, und ich glaube, daß nur Diejenigen, welche einen goldnen Louis mit herzlicherer Freude ansehen können als eine schöne Blume, diesem unschuldigen Kinde verdenken werden, daß sie so kläglich thut, da sie ihre werthen Fluren der Verwüstung zurücklassen muß.

Wie schön und rührend ist nicht folgendes Gleichniß, sonderlich für Die, denen die Geschichte der Clarissa bekannt ist, und sollte sie es nicht Allen sein?

„Also flog Anemone zum Sarg der theuersten Freundin,
Sah die Leiche mit so hartnäckicht sitzendem Blick an;
Ihrer Clarissa Leben war früh vorübergegangen.
Ueberlaut weint Anemone mit aufgehabenen Händen;
Schnell umfaßt sie mit beiden das Haupt des schlafenden Engels,
Küßt die Augen und küßt die Hand ihr, die ein' um die andre,
Ruft nun ein festlich, ein ewiges Fahrwohl der Zierde der Mädchen;
Dann verläßt sie mit fliehendem Fuß das Haus der Erblaßten,
Das verlassen da steht, zum Wurm der Reue verurtheilt."

Nun folgte Kerenhapuch mit dreisterm Herzen ihrem Gemahl:

„Allgemach that das Herz sich auf, unschuldige, neue
Neigungen einzulassen, die allgemach jene vertrieben."

Die Arche, der Saal, von dessen wunderwürdigen Bildern sie so viel gehöret hatten, reizte ihre Neugier und vergnügte sie über ihr Vermuthen. In einem solchen Saale konnte man schon das Paradies vergessen lernen.

Nun kam der siebente Morgen, an dem das Gericht über die Erde ausbrechen sollte. Nachdem Noah zum letzten Mal geopfert und seine Arche eingenommen hatte, stellte er sich an den Fuß der Brücke und blies in die himmlische Posaune, die Thiere zu sich zu versammeln:

„Ein goldener festlicher Ton floß
Laut mit langegedähnetem Zug aus dem hohlen Metalle."

Die Wirkung, die dieses Getön auf die Familie des Noah thut, ist so, wie wir sie von einer himmlischen Posaune und Gemüthern, die so leicht in einen erhabenen Schwung zu bringen waren, erwarten können. Sie fühlten

— — „ihre Seelen sich auf den schwellenden Tönen
Hoch gen Himmel erheben, mit heil'gen Flammen beflügelt,
Göttliche Fassung der Sinnen und Licht in ihrem Verstande,
Andacht und Hoheit des Geistes erfüllten den ganzen Menschen."

In empfindlichen und wohlgeordneten Gemüthern kann schon eine irdische Symphonie ähnliche Bewegungen veranlassen, wie einige meiner Leser aus Erfahrung wissen werden. Diese Begebenheit wird mit einem vortrefflichen Gleichniß erläutert, das aber gewissen Seelen unverständlich sein wird:

„Wie das Erhabne des dichtenden Chors mit himmlischem Eindruck
In das Gemüth einfällt und darin Erstaunen und Großmuth,
Starke Gedanken und ungemeine Gesinnungen auffacht,
Also hauchte der goldene Laut in die Seelen der Menschen."

Der Dichter zeigt uns diesen heiligen und der Seele anständigen Enthusiasmus, den er uns vorher in der Seele beschrieben, nun auch in den Veränderungen, die er im Körper hervorbringt:

„Mit seltsamer Geberde, wie zu Gesichtern entzücket,
Jeder Gesichtszug erhöht, mit sanft geschwollenen Muskeln,
Vollen andächtigen, doch nicht wilden fanatischen Feuers,
Führten sie hohe Reden zum Lob des Richters und Retters,
Der den Triumph des gottlosen Manns im Augenblick endigt."

Die Kenner der Seele wissen, wie ungemein nahe wohlgeordnete Affecten an unmäßige grenzen, und werden daher die Geschicklichkeit bewundern, mit welcher der Dichter die Begeisterung der Liebe und der Andacht in verschiedenen Stellen dieses Gedichtes auf das Natürlichste und doch so behutsam beschreibt, daß sich keine Thorheit oder Schwärmerei darein mischt. Ein Poet, der nicht selbst die edelsten Gemüthsbewegungen empfunden und seine Phantasie weniger in seiner Gewalt hätte, würde gar leicht einen Japhet zum Anakreon und eine Debora zur Bourignon gemacht haben.

Die Reden, welche der Dichter ihnen in den Mund legt, haben den erhabenen Schwung, welcher in Hiob und einigen

alten Gesängen der Bibel mehr bewundert als nachgeahmt werden kann.

Kaum hatte Noah die Posaune zu blasen aufgehört,

„so sahn sie ein seltenes Wunder:
Vögel und Vieh und Würmer von allen Gattungen kamen,
Einige sieben und sieben und andr' in Paaren . . .
— — — Sie gingen
In harmonischer Ordnung hinein, von Gott unterrichtet.“

Noah zählt die Geschlechter und Arten derselben. Der Poet beschreibt sie vom 305. bis zum 360. Vers nach der Anordnung, die Herr Linneus in seinem System der Natur gemacht. Ich übergehe diese Stelle, welche für Freunde der Naturgeschichte viele Annehmlichkeit hat. Keines von den Thieren blieb zurück,

„das von dem Schöpfer gemacht war,
In dem Luftraum zu leben, als seiner dünnen Geburtsluft.
Jeglicher Trupp von jeglichem Volk nahm in dem Gebäude
Selbstgelehrt sein eignes Gemach ein.“ —

Die schweren Thiere nahmen das unterste Stockwerk ein, die zahmen blieben mit den Menschen in einem Abschnitt, und die leichtern begaben sich in die obern,

„Unter einander freundschaftlich und still und sittsam die Thiere
Von blutgieriger Art und wilden, mördrischen Sitten
Mit den schwächern und zahmern; die ungleichgeneigten versöhnte
Ihre gemeinsame Noth, noch mehr die Stimme des Retters,
Die inwendig zu ihnen Versöhnung und Sittsamkeit redte.“

Der Dichter meldet uns, daß sie auch im Paradiese nach dem Falle des Menschen ihre angeborne Friedfertigkeit verloren und immer mit einander Krieg geführt, ob sie gleich noch nicht das Fleisch der Erschlagnen verzehrt. Dieser Dichtung haben wir das schöne, aber den Menschen sehr unrühmliche Gleichniß zu danken:

— — „Also nagt unter den sittlichen Menschen
Nur der wilde Karibe die fleischichten Knochen der Leute,
Die er im Krieg erschlagen; die wohlgesitteten Menschen
Sind mit dem Tode der umgebrachten Menschen zufrieden
Und vergönnen den Todten ihr Grab, das Dunkel der Erde.“

Die Menschen, welche das Paradies bewohnten, waren von dem Anfall der Thiere frei, aber mehr aus Furcht als Liebe; sie konnten

„Niemals lange den Blitz der denkenden Augen ertragen“.

Daher hatten sie bisher den Menschen vermieden, im Kasten aber bewiesen sie ihm eben den Gehorsam, den sie Adam vor dem Fall leisteten.

Nachdem nun Alles, was erhalten werden sollte, im Kasten war, warf Noah die Brücke ab, und Seraph Raphael schloß die Thür mit dem göttlichen Siegel. Japhet, der sich uns schon im VI. Gesang als ein emsiger Naturforscher gezeigt hat, betrachtete alle diese so verschiedenen Arten der Thiere mit aufmerksamer Bewundrung. Endlich eröffnet er seinen Gefährten die Gedanken, welche diese Gegenstände in ihm erweckten. Er bewundert die ungemeine Regelmäßigkeit, welche die Natur in der Bildung der so sehr verschiedenen Thiere beobachtet: wie immer der Zwischenstand von einer Gattung zur andern mit einer mittlern ausgefüllt ist und alle die ändernden Mengen

„Durch den stillesten Schritt sich von einander entfernen,
Aber einander auch durch die feinsten Bande sich nähern,
Arten mit Arten, Geschlecht mit Geschlecht und Reiche mit Reichen,
Eine schön abgezirkelte Leiter verschiedenster Wesen.“

Noch mehr aber bewundert er die verschiedenen Bewegungen und Handlungen der Thiere, welche Leben und eigne Neigungen verrathen. Die Arche kommt ihm wie eine Kunstkammer der Natur vor; er verspricht sich, daß ihm die Zeit nie träge scheinen werde,

„Wo dem geschäftigen Geist mit immer frischem Vergnügen
Ueber der Fluth, die um mich her die Erde verschlinget,
Solche Reiche des Seins und Lebens zu schauen gegönnt ist“.

Er beschließt mit der vortrefflichen Anmerkung:

„Wer die Werke der Schöpfung so sieht und sie mit Geschmack sieht,
Der bespricht sich mit Gott und lernet Gottes Begriffe“.

Wer Gott sehen will, muß ihn in seinen Offenbarungen sehen, und in der Schöpfung hat er seine Eigenschaften, Ideen und Absichten auf das Vollständigste geoffenbaret. Durch sie redet er mit allen seinen vernünftigen Geschöpfen. Aber wie wenig Naturforscher verstehen diese Sprache! Wie viel giebt es nicht vorgegebene Newtonianer und Naturkündiger, welche verstummen, zweifeln oder gar leugnen, wenn von dem Urheber der Natur oder ihren Absichten die Rede ist! Ja, einer der größten Weltweisen hat uns gar verboten, die Absichten Gottes zu studiren.

Noah wies nun einem Jeden seiner Familie sein eigenes Tagewerk an, welches ihnen doch mehrere Stunden zu freiem Gebrauch übrig ließ,

„sie in stillerm Denken zu leben,
Oder auf dem Antlitz der theuren Vermählten zu ruhen,
Oder die kleine Gemeind' im gemalten Saal zu versammeln“.

Jetzo kommen wir zur Beschreibung der Sündfluth selbst, welche so pathetisch, so voll neuer und die ganze Seele bestürmender Beschreibungen ist, daß man bei Durchlesung derselben in einer beständigen Aufmerksamkeit und in halb furchtsamer Erstaunung erhalten oder vielmehr dahingerissen wird. Mein Auszug wird sehr unvollkommen sein, weil ich Alles hersetzen müßte, wenn ich Alles, was darin groß, merkwürdig und zu des Poeten Zweck geschickt ist, beurtheilen wollte. Noch war der furchtbare siebente Tag in Allem den vorigen Tagen gleich. Der Komet hatte in seinem Weg von der Sonne zuerst der andern Halbkugel der Erde begegnet.

„Damals war die Hälfte der Erd' unglücklich genöthigt,
Nicht nur die Pyramide des neblichten Schweifs zu durchwandeln,
Sondern die Ufer der Atmosphär' des Sterns zu betreten.
Etliche lange Stunden war sie mit dem Durchzug geplaget,
Da mit seinen Dünsten sie rang, gezückt ward und zückte.“

Noch ist die Erzählung des Dichters allgemeiner und bereitet uns nach und nach zu den schrecklichen Scenen, die er uns eröffnen wird. Er zeigt uns erst die Wirkung, die diese neue Veränderung auf die Bewohner der einen Halbkugel gemacht:

„Dorten sahen die Menschen umsonst . . .
An dem Morgen des Tags der Ankunft des Lichtes entgegen,
Wunderten sich, daß es zögert', und baten es, daß es doch käme.“

Allein anstatt des Tages umzog den östlichen Himmel ein schwarzer Nebel, durch den kein Licht drang als des Kometen, welches er von der Sonnen erhielt, weil die Feuervolcane, mit denen er selbst besetzt war, damals mehr Dampf und Rauch als Licht von sich streuten:

„Von dem entsetzlichen Haupt stieg ein Qualm von Schwefelgestanke
Zum Erdboden herab in die Nase der bebenden Menschen.
Um ihn her hing ein Gezelt von dunkelstrahlenden Dünsten,
Mit salpetrischer Gluth ihr Eingeweide durchbeizet.“

Der Mond stand furchtsam in Westen, weil er gar leicht

unter dem Kampfe der stärkern Planeten erliegen konnte. Meine Leser wissen schon, daß die Poesie, uns desto mehr zu rühren, auch die leblosen Körper beseelt und in Affecten setzt. Der Poet bedient sich hier dieses Vortheils mit ungemeinem Nutzen. Der Kampf der beiden Planeten ist so wichtig, daß nicht nur die Erde, sondern auch die benachbarten Himmelskörper Theil daran nehmen und in Furcht gesetzt werden, weil sie bei dem Verlust der Erde mitgelitten haben würden. — Der Schein des Mondes diente indeß zu Vermehrung des Schreckens der Menschen,

„Denn er malte die dunstbehangene Luft mit Gestalten,
Die durch den wilden Absatz des Schwarzen und Hellen schon schreckten,
Aber noch mehr durch den Anblick der ungeheuern Gesichter,
Welche die Furcht darinnen gebar, Werkzeuge des Todes,
Säbel und Pfeil' und Wagen mit Sensen und Bahren und Kreuze“.

Was kann geschickter sein, unsere Einbildung in eine Art von Betäubung zu setzen, als die folgenden Verse:

„Ungewöhnliche Stille saß taub und unglückweissagend
Ueber die Luft und das Land. Urplötzlich einbrechende Kälte
Zeugt' in dem bangen Klima den Winter. Vögel und Thiere
Schrien abscheulich, sie rochen den Tod, der über sie schwebte.“

Nun war der Komet der Erde so nah, daß er kaum noch seinen Diameter von ihr entfernt war. Diese gefährliche Nähe, welche den Untergang der Erde nach sich gezogen haben würde, wenn sie nicht der stärkere Theil gewesen wäre, mußte gewaltige Veränderungen verursachen. Das Meer, von ihm angezogen, floh vom Ufer hinweg, erhob sich und schwoll dem Stern entgegen.

„Wo [es] das Ufer verließ, ward trockenes Land dann gesehen,
Wölbende Tiefen, dem Auge nicht abzusehnde Bezirke;
Raumes genug für Alexander und Gingiskhane.“

Eine neue und vortrefflich angebrachte Anmerkung! — Die Vergleichung des Kometen mit Satan, der sich zum Verderben über Ischariot ausbreitet, ist sehr wohl gewählt. Solche Gleichnisse, die sich auf bekannte Schriften beziehen, wie z. E. im Milton die Vergleichung des Paradieses mit dem Feld Enna, wo Proserpina geraubt wurde, und verschiedene Vergleichungen von unserm Dichter, deren Gegenstand aus der Messiade oder dem Verlornen Paradiese genommen sind, haben den Vortheil, daß sie den Stellen des einen und andern Werkes ein angenehmes Licht mittheilen und die Einbildungskraft des

Lesers erhöhen. Wenn ich die fallenden Teufel im Milton lese, so stellt mir meine Einbildung jetzt sogleich den Fall der Riesen aus Dagon's Schiffe vors Gemüth; und wenn ich in der Messiade sehe, wie Satan sich über Ischariot ausbreitet, so vergleiche ich ihn augenblicklich in Gedanken mit dem Kometen, der sich, mit Verderben schwanger, über den Erdboden auszudehnen schien, und dieses Bild, mit allen seinen fürchterlichen Umständen begleitet, erhöht das Entsetzen nicht wenig, in welches mich der Poet des Messias selbst setzet. — Nunmehr sehen wir dem Kampf der beiden Planeten selbst zu, welcher in Absicht des Neuen, Wunderbaren und Großen eine unserer Aufmerksamkeit viel würdigere Scene ist als der Zweikampf eines Achilles und Hektor. Der Dichter hat ihn uns mit allen den erhabenen Bildern vor die Augen gebracht, welche nöthig sind, uns in eine solche Verwunderung zu setzen, wie etwa die Bewohner des Jupiter's als weniger interessirte Zuschauer mögen empfunden haben:

„Damals streifte die Atmosphär des furchtbaren Sternes
An die ird'sche; die Grenzen der beiden vermengten sich kreuzend.
Seltsam verflochten, mit Müh' und Arbeit rang jeder von ihnen
Einen Pfad durch den andern, damit er unaufgehalten
Seinen verordneten Lauf in des Aethers Wüsten vollbrächte.
Also umschlungen die Ringer sich auf der Spartischen Kampfstatt,
Brust an Brust gesetzt und Schenkel um Schenkel gewunden,
Anzusehen, als ob die Beiden ein Körper nur wären."

Die fernere Beschreibung, ob sie gleich auch physicalisch wahr ist, hat doch unter den Händen des Dichters ein ganz poetisches Ansehen gewonnen. Wie lebhaft ist nicht folgendes Bild der gewaltleidenden Erde:

„Von den Atlantischen Schultern bis in die Kammern des Herzens
Fühlte sie ungewöhnliches Ziehn und Zucken; vor Schmerzen
Bückten die Schultern zur Brust; der Brust centralische Runde
Schmiegt umwallend sich in die längliche Forme des Eies."

Durch diese Zusammendrückung wurden die in dem Bauche der Erde verschlossenen Meere aufrührisch und machten sich gewaltsamerweise Oeffnungen. Alles dieses setzte die Erde in einen tödtlichen Zustand:

„Damals bebte die Erd' in einem tödtlichen Kampfe,
Wie sie vormals gebebt, als zur unseligen Stunde
Eva die Hand ausstreckte, die Frucht zu pflücken und essen,

Und die Erde die Wunden empfand und um und an Zeichen
Ihrer Empfindung gab, daß Alles verloren gegangen.“

Bisher war der Sieg noch zweifelhaft. Aber endlich überwindet die Erde zu ihrem Unglück. Ihre anziehende Kraft, was das auch für eine sein mag, war stärker als des Kometen:

„Von dem Zuge der Erde zerriß der Dunstball des Schweifsterns,
Seiten davon, Vorgebirg', entschlüpften zum Dunstball der Erde,
Wunden sich um sie herum in schwarzen wolkichten Schläuchen.“

Wie entsetzlich der Himmel von Wolken gewesen, der jetzt um die Erde gehangen, kann man daraus abnehmen, weil das nur eine Nachahmung im Kleinen davon war, was man gesehen,

— — — „als Vesuvus Mauern von Rauche,
Undurchsichtigen Dampf, mit Wasserkrügen umwunden,
Ueber den Tempeln der marmornen Heraclea gewölbet“.

Doch auch diese Bilder werden an Größe und Furchtbarkeit von denen übertroffen, die der Dichter noch hinzufügt, diese erschreckliche Nacht abzuschildern.

Bisher hatten die vom Kometen angezogenen Meere sich ihm entgegengethürmet. Nun aber stürzten sie zurück und über ihr Ufer hinweg. Die gewaltsame Zerstörung, welche das Inwendige der Erden erlitten hatte, brachte durch den Aufruhr der unterirdischen Winde, Flammen und Wasser ein dumpfichtes Gebrüll hervor, welches

„Fernher winselnd und scharf gleich wie der Verzweifelung Stimme“

aus dem Bauche der Erden ertönte. Die Beschreibung der Wirkung, die dieses auf die lebenden Bewohner der Erde gethan, überfällt die Seele mit den entsetzlichsten Vorstellungen:

„Gräßlich heulten die Thier' und Vögel, die wilden und zahmen,
Mit vermischeten Stimmen ein einzigs Geschrei nach dem Himmel.“

Jetzt war dasjenige am Glücklichsten, was am Wenigsten Leben hatte. Wie unselig mußte also der Mensch sein! Man gebe auf die natürliche Gradation Acht, mit welcher der Poet ihre Empfindungen ausbrechen läßt:

„Von dem Tage des Zorns umringt, stehn die Menschen betäubet,
Sehen den Tod in der Luft hochhangend, im Erdboden bebend,
Von dem Meer herstürmend, den Tod in völliger Rüstung
Schweigend sahn sie gen Himmel, vom Himmel schweigend zur Erde.

Banges Schweigen von kurzen Minuten! Dann flieget gen Himmel
Lautes Zetergeschrei, vertrauensberaubete Bitten."

Ich wünsche, daß alle Leser bei dieser Schilderei eines allgemeinen Unglücks, welches ehedem die Sünder befallen, und welches die fürchterlichsten Bilder unsers Dichters noch übertrifft, stille stehen und den moralischen Gebrauch davon machen möchten, welchen der Poet zu erhalten sucht. Welchen alle Einbildung übersteigenden Jammer hat die Sünde schon unter den Menschen angerichtet! Welch ein Herz muß Der haben, in dem die lebhaftesten und doch keineswegs übertriebenen Vorstellungen unsers Gedichtes nicht empfindliches Mitleid und lebendige Verabscheuung der Sünde erwecken, die den Schöpfer, der gegen die Creaturen nur gern seine Liebe in ihrer ganzen unendlichen Ausbreitung offenbaren wollte, zu solchen Ausbrüchen der Strafe zwingt! Solche Vorstellungen müssen sonderlich in einem Gedichte von großem Eindruck sein, wo sie durch den Gegensatz mit den entzückenden Bildern der paradiesischen Seligkeit der Tugendhaften ein größeres Licht bekommen. Hassenswürdige Sünde, die unter dem Schein größerer Freiheit und süßerer Freuden uns von der wahren und unaussprechlichen, obgleich einfältigen Seligkeit, die man in der Ordnung Gottes genießt, abzieht und in das schrecklichste Verderben stürzet, ohne einmal die Zufriedenheit zurückzulassen, daß man aus einer wünschenswürdigen Glückseligkeit gefallen sei!

Die Zerüttung der Erde in ihrem Kampf mit ihrem gefährlichen Feinde mußte nothwendig mit heftigen Erdbeben begleitet sein, durch welche Thürme, Paläste und Tempel umgestürzet und viele Myriaden Menschen im Schutt begraben wurden.

Bisher hatte eine mehr als cimmerische Nacht von Wolken mit einer furchtbaren Stille über der Erde gehangen. Aber

„Plötzlich erhellt die Schatten des Tods ein schlängelndes Blitzen,
Breit wie ein Strom und kreuzend durch alle Zonen des Himmels.
Dann folgt die Stimme des Donners mit seeleinschlagendem Schmettern,
Stark genug, das Leben in tödtliches Schweigen zu senken."

Weil doch einige Critici so viel und vielleicht nur zu viel von der nachahmenden Harmonie des Verses bei den alten Dichtern reden, so will ich bei dieser Gelegenheit nur mit etlichen Worten bemerken, daß es unserm Dichter, ohne Zweifel,

ohne daß er's gesucht, an dieser Art von Vollkommenheit nicht fehle. Mich dünkt, diese vier Verse besitzen sie auf keinem geringern Grade als die berühmten zwei Verse des Homer's wo die vergebliche Arbeit des Sisyphus so natürlich ausgedrückt wird, oder als viele andere nicht weniger bekannte des Virgil's. Mich däucht, in der Abwechslung der Daktyle und Spondeen in den zween ersten Versen sei das Schlängeln des Blitzes ebenso wohl nachgeahmt als in dem dritten das Einschlagen des Donners und in dem vierten die Wirkung desselben. Wer sich die Mühe geben wollte, die sich Jemand mit dem Messias gemacht, im Noah dergleichen Stellen aufzusuchen, wo die Worte, insoweit sie das Gehör treffen, ähnliche Empfindungen mit der vorgestellten Sache hervorbringen, der würde zeigen können, daß unsere Sprache nicht ungeschickter zu dieser Art von Nachahmung sei als die lateinische.

„Itzt zerreißen die Knotten der angefülleten Schläuche
Ueber den Gürteln des Lands mit ihren kometischen Wassern,
Schütten Eimer von Regen herab und strömende Krüge,
Die stets gossen und stets mehr Wasser im Hinterhalt hatten.“

Die Nationen, welche dem Erdbeben entronnen, kamen in den Fluthen um. Es ist unmöglich, stärker zu schildern, als der Dichter in folgenden Zeilen thut:

„Einige warf die Fluth an neu entstehende Berge,
Auf die klimmen sie blaß wie auferstandene Todten,
Bebende Schaaren! Wild blickt in Einiger Augen die Seele,
Und in Andern verirrt und von sich selber abwesend.“

Die Fluth überraschte sie in der Ausübung ihrer Sünden. Tydor, den wir aus der Erzählung des Noah kennen und verabscheuen gelernt, wollte eben die edlen Söhne Laomer's ans Kreuz heften lassen, weil sie auf die Stimme des Engels aus der Wüste gekommen waren, Buße zu predigen; die einbrechende Fluth befreite diese von einer jämmerlichern Todesart und brachte Jenen in die Oerter der Qual. Der abergläubische König in Masis, Asdod, hatte eben befohlen, den Abdon, den Noah's Zuspruch erweckt hatte, den König von seiner frommen Grausamkeit abzumahnen, den Löwen vorzuwerfen, als ihn die Wellen überfielen. Der wollüstige Sichar, der zu eben der Zeit, da Raphael das Weh über die Erde ausrief, die menschliche Gestalt wiederbekommen hatte, hatte mit der Amphisbäne auch die Erinnerung des Vergang-

nen abgelegt. Die Fluth überfiel ihn in der Ausübung der Lüste, die ihn zur Schlange gemacht hatten.

Der Poet läßt uns jetzt einen traurigen Blick über die ganze Fläche der Erde thun, auf welcher wir keine Spur mehr von ihrer ehmaligen Pracht und jugendlichen Schöne sehen:

„Um und um trauert das Land mit Todesblicken, die Auen,
Wo noch so jüngst der Lenz in seinem buntesten Schmuck saß,
Mitten zwischen dem Duft der Rose, dem Liede der Lerche,
Schmachteten unter dem Zwang der Fluth stillschweigend und starben."

Eine Episode macht den Beschluß dieses Gesangs, welche zwar mit der Handlung dieses Gedichts keine genaue Verbindung hat, aber doch den Lesern angenehm ist. Sie betrifft den in diesem Gedichte schon einmal erwähnten Teufel Abbadona, welchem Herr Klopstock einen so besondern Charakter gegeben, daß er auch Einigen, obgleich ohne genugsamen Grund, unwahrscheinlich vorgekommen ist. Der Dichter des Noah hat bei Einführung desselben in sein Gedichte außer andern Ursachen ohne Zweifel auch diese gehabt, uns mit diesem sonderbaren Teeufel bekannter zu machen und seinen in der Messiade durch wichtige Handlungen ausgedrückten Charakter durch seine Erzählungen wahrscheinlicher zu machen.

Unter den vermischten Aesern von Thieren und Menschen schwamm auch Abbadona. Dieser war, nachdem ihn Raphael aus dem himmlischen Netze herausgelassen, in die Anden des Mondes geflogen, um sich da seiner Verzweiflung zu überlassen.— Abbadona preiset die menschlichen Sünder glücklich, theils weil ihnen ein Mittel zur Versöhnung mit Gott gegeben sei, theils des Todes wegen, der wenigstens eine Hälfte von ihnen Jahrhunderte lang der Empfindung beraubt. Er beschwert sich hingegen in den nachdrücklichsten Ausdrücken, daß sein Jammer ohne Wechsel und Zwischenstände sei. Er wollte gern einen Versöhner entbehren, wenn er nur einen Fürsprecher finden könnte, der es bei Gott zuwege brächte, daß er den denkenden Geist von ihm nähme. — Wie schrecklich mußte seine Verdammniß sein, wenn er das Nichtsein für die größte Wohlthat hält, die er zu wünschen wagt! Aber es sei Niemand, fährt er fort, der ihn auch um diese traurige Gnade erflehe, auch sein Abdiel nicht. Kaum hat er diesen Namen ausgesprochen, so erinnert

er sich, wie übel es sich für ihn schicke, diesen heiligen ehmaligen Freund sein zu nennen, und dieses giebt ihm zu neuen schmerzlichen Vorstellungen Anlaß. Er wünscht den Abdiel wiederzusehen, um ihn durch seine Thränen zu bewegen, daß er bei Gott für ihn bitte, nicht ihm seine verscherzte Hoheit wiederzugeben, sondern nur seinen Geist zu vertilgen und ihn irgend zum Vieh oder gar zu den Pflanzen herabzusetzen:

„O, wie wollt' ich die Gnade mit Strömen Dankes bekennen,
Wenn er in seiner Schöpfung mich zu den schlechtesten setzte,
Unter den Rang der Körper hinab, die Geister bewohnen,
Zum Elephanten, in dem der letzte Funken Vernunft strahlt,
Oder zum Schwein, das schwach an Instinct im Schlamme herumwühlt,
Oder noch tiefer zur Raupe, die in die Puppe gehüllt ist;
Oder, da diese Geburten der Schöpfung zu edel für mich sind,
Wenn er mich tiefer als mit Instinct begabete setzte,
Nur zur brennenden Nessel, dem Fluch der Gärten und Felder;
Denn mich zur Blume zu schaffen, die mit dem riechenden Dufte
Engel und Menschen erquickt, das wäre zu viel für mich fodern;
Wenn er mich nur ins Fühlkraut verwandelte!“ —

Der Leser muß das Abgeschmackte, was in diesem Wunsch ist, nicht auf die Rechnung des Poeten schreiben, sondern der ungemeinen Verwirrung des Verstandes bei dem von seinen Schmerzen zermarterten Abbadona beimessen. — Er unterhält sich etliche Augenblicke mit der Vorstellung, daß er willig ganze Sternenalter warten wollte, wenn er nur die Hoffnung hätte, alsdann in eine dieser schwach oder gar nicht fühlenden Gestalten verwandelt zu werden. Aber wie bald verschwindet dieser Gedanke wieder vor ihm!

„Mir wohnt keine Hoffnung mehr bei; der Hoffnungen schlimmste
Hat mich auch verlassen, die Wohlthat von ihm zu erhalten.“

Er habe versucht, sich ins Leere zu stürzen, es habe ihn aber bald wieder zurückgestoßen. Indessen glaubt er doch, daß vielleicht noch ein gewisser Zeitpunkt kommen würde, da es dem Schöpfer gefallen könnte, ihn zu vernichten, und daß er deswegen immer wahrnehmen müsse,

„was Tödtendes in der Natur sei,
Ob nicht ein Werkzeug sei, das vermag den Geist aufzulösen“.

Hier verstummte seine Klage in eine bange Beklemmniß. Endlich sahe er auf und erblickte den Kometen sich der

Erde nähern. Er faßte den Entschluß, sich, wenn sie zusammenstoßen würden, mitten zwischen sie zu werfen, und hofft dann vielleicht mit ihnen, durch alle Himmel geschleppt, ins alte Chaos versenkt zu werden. Wieder eine thörichte Einbildung, die aber einem so beklemmten und vom Schmerz bis zum Unsinn geplagten Geiste sehr natürlich ist! Sie schlug ihm aber fehl. Er fiel mit den Wolkengebirgen, die von der Atmosphär des Kometen abgerissen wurden, stürmisch zur Erden, er floß unverletzt mit jenen kometischen Wassern unter einer unzählbaren Menge Sterbender, die er vergeblich um ihr Schicksal beneidete. Jetzt bricht er von Neuem in die beweglichsten Klagen aus, die sich endlich in Beschuldigungen des allzu strengen Richters endigen, der, wie Abbadona sagt, den äußersten Wahnwitz, der die rebellischen Engel zu ihrem Abfall von Gott verleitet, nicht mit so harten Strafen belegen sollte:

„Himmel, verdient die elende Dummheit den Gipfel der Strafe,
Strafe, die ganz die Miene der Rach' und Feindschaft hat! Sind wir —
Doch was red' ich für Andre? Bin ich, Allmächt'ger des Himmels,
Deines allmächtigen Kriegs denn würdig? Ein Wurm, ist er würdig,
Daß Du, sein Feind, auf ihn die Waffen der Allmacht verbrauchest?“

Mit diesen sophistischen Fragen und Schlüssen marterte Abbadona sich selbst und fand kein Ende der trostlosen Klagen.

Von den Schönheiten des neunten Gesangs.

Da Thamista den Namen der Hauptstadt der Sünder verdienet und der Dichter uns bisher von den Unternehmungen der mit den Teufeln verbundenen Riesen ausführliche Nachricht gegeben, so war es nöthig, nun auch das Schicksal derselben in der Sündfluth weitläufiger zu beschreiben. Der Dichter rufet daher die Muse an, ihn davon zu benachrichtigen, und erzählet uns Folgendes. — Seit Dagon's unglücklichem Versuch, das Paradies mit Hilfe des Luftschiffes zu erobern, hatten die Riesen sich aus ihrer Bestürzung nie gänzlich erholen können. Adramelech hatte sich von ihnen zurückgezogen, ungeachtet Og, der Hierarch, nicht unterließ, ihn durch öftere

Menschenopfer zurückzurufen. Die Drohungen Noah's waren auch nicht ohne Wirkung:

„Die hohen Giganten
Hatten sie in ihr Herz gefasset, sie klopften darinnen
Unter des Opiums Düften und in den Armen der Wollust,
Mitten im Prahlen der Zunge." —

Dieses zeigt uns schon, von welcher Art die Eindrücke der Strafpredigt Noah's gewesen. Die Ankunft des furchtbaren Kometen erschreckte sie noch mehr. Der Hierarch konnte ihnen den Muth nicht wiedergeben, ob er ihnen gleich bewies, daß dieser Stern entweder nur eine Lufterscheinung in unserer Atmosphär oder zusammengeronnene Trümmer eines Sterns der Milchstraße sei, welche im Himmel ohne Jemandes Schaden herumirrten. Endlich betheurte er gar bei seiner priesterlichen Unfehlbarkeit,

„Daß es ein schwimmendes Land, ein göttliches Fahrzeug sein müßte,
Mit Adramelech besetzt und seiner edeln Gesellschaft,
Die mit Hilfsgöttern kämen, im Fall ein feindlicher Dämon
Ueber die Zonen der Erd' ein Heer Gewässers ausgösse,
Sie in ihr Schiff zu nehmen und zu den Göttern zu bringen."

Wir sehen, daß Og Alles thut, was nöthig war, um sich als einen würdigen Nachfolger des betrügerischen Dagon's zu zeigen. Er erfand noch neue Ceremonien, die abergläubischen Riesen zu beruhigen. Er baute eine cederne Carake mit Masten und Rahen,

„Und inwendig mit Sälen und stolzbehängeten Kammern,
Nannte sie Leviathan, ein tönender, furchtbarer Namen;
In die stieg er, im weißen Talar des Priesters gekleidet,
Auf dem Haupt die Infel mit dreifach thürmender Krone,
Von den fürstlichen Herren, den Nephaim, Enakim, Emim,
Und von den Andern im Königsstaate begleitet." —

So befuhren sie den Sund, den der Zusammenfluß des Perat's und Hidekel's machte, opferten daselbst den Geistern der beiden Flüsse und warfen eine von Gold gegossene Göttin, welche die Thamista vorstellen sollte, in den Strom und vermählten sie dadurch mit den Göttern der beiden Flüsse.

„Indem die Statue fiel, so tauchten sich an den Gestaden
Myriaden der Sclaven aus frommer Thorheit im Flusse,
Der von dem Schein der Leiber im tiefsten Becken nun glänzte."

Einige, welche der Hierarch dazu bestellt hatte, betheuerten heilig,

„Daß sie auf dem Wasser den Stromgott schweben gesehen,
Seine vermählte Braut zu empfangen, von göttlichem Ansehn,
Lazurblau gekleidet, die Haare mit Schilfrohr umkränzet,
Schlängelnd hätten die Stirn ihm Hörner des Steinbocks geschmücket.
Mit ihm wär ein Gefolg seegrüner Mädchen geschwommen,
Die mit der schwellenden Brust bis über die Fluthen geraget.“

Was nun auch diese aberglaubische Erfindung die Riesen muthiger zu machen vermocht haben konnte, das wurde durch die wehrufende Stimme des Erzengels am sechsten Tage vor der Sündfluth wieder vernichtet:

„Von dem Donner der Stimm' im tiefsten Busen getroffen,
Fielen die Menschen betäubt und bebten gleich blöden Rehkälbern,
Die, von der Mutter entfernt, die Klaue des Tigers umfaßt hat.“

Dieses Gleichniß zeiget uns die vorher so trotzigen Riesen nun auf einmal verzagt, muthlos, in einer verachtenswürdigen Bestürzung. Der Dichter hätte uns lange kein so natürliches Bild ihres Schreckens vor die Augen gebracht, wenn er sie mit etwas Größerem, z. E. mit den vom Himmel gejagten bösen Engeln, verglichen hätte. Jetzo sehen wir sie ebenso klein und verachtenswürdig, wie die übermüthige Bosheit ist, wenn sie ihre eigene Niedrigkeit und die Obermacht einer gerechten Gottheit zu fühlen gezwungen wird. — Jetzo that der Anblick des Tods verschiedene Wirkung auf verschiedene Gemüther. Einige von den abgewichenen Sethiten fragten Gott nach und suchten in ihrem Geiste die Spuren des Trostes, welche die Andacht Seth's und Enoch's darein eingedrücket. Es war aber die Zahl dieser Bußfertigen sehr unmerklich, dazu wurden sie von den Uebrigen verfolgt. Die Andern verfehlten den Weg des Heils. Diejenigen unter diesen Thoren, welche das vorzügliche Unglück hatten, sich noch gar für Weise zu halten oder dafür gehalten zu werden, zerquälten sich den Kopf,

„Die geweissagte Fluth zu zernichten, vor der sie stets bebten;
Bebend bewiesen sie noch, was ihr Herz der Lügen sie strafte,
Daß sie vor etwas bebten, das Tand und Fabel nur wäre“.

Leute, welche Gelegenheit hätten, die Fassung unserer neuen modemäßigen Ungläubigen bei einem Donnerwetter zu sehen, könnten sich die lebhafteste Idee von diesen antediluvianischen Freigeistern machen. Es gab noch Andere, welche

bewiesen, daß auch im Falle, daß die Sündfluth käme, sie für sie kein Uebel wäre. Andere verließen sich auf die hohen Spitzsäulen oder unterirdischen Labyrinthe, welche sie mit Lebensmitteln versahen und sich darein verschlossen. Diejenigen, welche sich gleich unsern heutigen Anakreonen und Cyrenaikern für die weisesten unter andern Thoren hielten,

— „bestritten die Schrecken des Tods mit den Lüften des Lebens,
Deckten mit Speisen den Tisch und gossen in Gold und Krystalle
Nektar, die Frucht des Weinstocks; sie schliefen auf blumichten Betten,
Schwindelgetränkt, von spezereiwehenden Westen erkühlet,
Unter dem Klang des Gesangs, der die Harf' und Cithar beherrschte.
Also tranken sie Sinn und Vernunft zum Schweigen und lachten
Beider des Lebens und Tods, anmuthiger Fabeln und Träume,
Die geflohn sind, da man sie faßte, Geburten des Hirnes.“

Allein Og, welcher am Besten wissen mußte, wie weit er sich auf seine palliativen Hilfsmittel verlassen konnte, war unter Allen der Unruhigste. Nach langem Nachsinnen entdeckte er endlich drei Tage vor dem Gerichtstag seinen Vertrauten Rimmon, Gog, Perez, Mammon und Bildad, obgleich auf eine so künstliche Art, daß sein Vorsatz mehr eine Frucht seiner vorsichtigen Ueberlegung als seiner verzweifelnden Furcht schien, den Anschlag, sich in den Leviathan zu begeben, ihn mit nöthigen Lebensmitteln zu beladen und sich so der kommenden Fluth und dem Schicksal zu überlassen. Aus seiner Rede, welche vom 138.—187. Vers währet, bemerke ich nur diese Stelle, worin er ein Geheimniß der stoischen Klugheit verräth. Er sagt, wenn das Schicksal die Sündfluth beschlossen habe, so sei diese unhinterbleiblich. Aber man könne doch das Schicksal so weislich lenken, daß man Urheber desselben zu sein scheine:

„Aber wir können es oft, wenn's die ersten Tritte verrathen,
Vorsehn und uns in seine bemerkten Pfade so richten,
Daß es scheinet, wir leiten's, wenn wir nach ihm uns bequemen.“

Er vermuthet mit vielem Scharfsinn, daß die Stimme des Engels ein Wink des Schicksals sei, daß sie die Fluth nicht unverwarnt überfalle, und sie sich also retten könnten. — Die Giganten lobten seinen Anschlag. Man versorgte den Leviathan mit Proviant und bedeckte das Dach mit Goldblechen, die Fluth desto besser abzuhalten. Die Nacht, welche vor dem furchtbaren Tage vorherging, brach nun an. Die

Einwohner von Thamista waren zu sehr von dem Aufruhr ihres Gewissens und dem Erwarten der gedrohten Strafe beunruhiget, als daß sie hätten schlafen können:

„Druckendes Warten und Angst, von keiner Hoffnung gelindert,
Schwebten über den Stunden, die sie zum Tode hinrissen . . .
Jeglicher Augenblick stach mit Natterstichen ins Herze."

Endlich kam unter diesen Todesqualen der siebente Tag an:

„Dieser gekommne, nicht mehr gehoffte Tag, der sanfttretend
In dem gewöhnlichen Glanz und seinen sanftfließenden Brüdern
Allerdings ähnlich an stillem Licht und friedsam dahinfloß,
Bracht' auf seinen friedfertigen Flügeln die Hoffnung des Lebens
Wieder in ihr Gemüth, und mit der wachsenden Hoffnung
Wuchs darinnen die Frechheit bald wieder, die erst so verlegen
In den verborgensten Winkel der Brust verkrochen sich schmiegte."

Der Dichter erzählet uns einige sinnlose Scherze, welche die wiederauflebenden Bösewichter über die Verzögerung des nur allzu nahen Gerichtes ausgeisteten. Zur Probe will ich nur das Ende der saubern Antiphonie, welche einer dieser lustigen Weisen auf die Anrede seines Tafelvertrauten angestimmt, hersetzen:

„Daß wir indeß nicht dursten, bis uns vom Meer eingeschenkt wird,
Wird das Beste wol sein, daß wir die Becher ausleeren,
Von der thauichten Ros' umkränzt und der singenden Zither.
Bald wird das Kelchglas uns Muth und starke Geister einhauchen,
Wenn es die Seel' erreicht, die in der Brust nach ihm umsieht,
Wenn es lehret verachten den Tod, die Hölle, das Leben.
Also sagten sie Zotten und meinten, sie redeten Scherze."

Allein die traurigen Veränderungen, die der Abend mitbrachte, lehrten sie bald die Becher verlassen:

„Damals wahrhaftig erstarb der Scherz, das Lachen, der Leichtsinn
Vor der Geburt; ein schwindlichtes Schwarz umhüllte die Augen;
Alles Leben der blumichten Wangen verging in Aschfarbe."

Die ganze Beschreibung des Ausbruchs der Sündfluth in diesen Gegenden, welche vom 245. Vers bis zum 270. beschrieben wird, ist ebenso richtig, furchtbar und pathetisch als diejenige, welche ich im vorigen Gesange angeführet habe. Weil ich mich aber hüten muß, gar zu weitläufig zu werden, und lieber bei den F i g u r e n in den S c h i l d e r e i e n unsers Dichters als den lebhaftesten und vornehmsten Stücken verweile, so will

ich zur Wirkung übergehen, die diese traurige Verwandlung der Scene auf die Einwohner von Thamista machte:

„Ganz Thamista stand itzt mit stummer Erstaunung geschlagen,
Von der Verzweiflung betäubt, von aller Hilfe verlassen.“

Sie konnten weder zu Gott, dem sie abgesagt hatten, noch zu den treulosen Satanen, noch zu dem tauben Schicksale flehen:

„Wenn sie die Hände noch rungen, die Brust im Staube sich schlugen,
War's nur ein blinder Trieb und unvernünftiges Winseln.
Wohin sollten sie fliehn? In den Gassen und offenen Plätzen
Rauschte die schwellende Fluth hoch an die Mauern und Pforten.“

Noch erhielten sie sich in ihren erhabenen Palästen. Aber die beständige Erwartung des gewissen Todes und die schrecklichsten Gegenstände der Verwüstung, die vor ihren Augen abwechselten, und welche der Dichter in ihrem ganzen Umfang darstellet, machten ihren Zustand mehr als unselig. Das Erdbeben stürzte Felsen und erhabne Gebäude:

„Vor dem Tempel des Schicksals in einer festlichen Halle
Barst der Boden, und eine cylinderförmige Trombe
Mit gepreßtem Wassergebund sprang bleirecht gen Himmel,
Stürzte dann aufgelöst auf die Stadt mit strömenden Wassern,
Unter dem Brausen der Wind' und Stürme mit wilderm Getöse
Als des Geschützes, das mit dem Tod inwendig geladen
Durch die mördrische Hand des Kriegs gepflanzt wird, die Hauptstadt
Eines prahlenden Königs zu schleifen, wenn solches auf einmal
Losgebrannt wird.“ —

Alles dieses war in der Nacht des siebenten Tages geschehen. Diese Nacht wurde von keinem Tage abgelöset, man müßte denn ein todtes Licht so nennen,

„Das mit mühsamer Angst durch Wolkenberge sich durchschlägt“,

welches aber doch zu dem kläglichen Dienste zureichte, daß Thamista von ihren Zinnen die weite Verwüstung mit ohnmächtigem Blick, der den Tod darinnen entdeckte, übersehen konnte.

Man vergleiche doch, die Vortrefflichkeit des wahren Erhabnen vor den Künsteleien eines gelassenen, spielenden Witzes in einem augenscheinlichen Contraste zu sehen, folgendes Gemälde mit der Ovidischen Beschreibung der Sündfluth Deukalion's:

„Alle Gürtel der Erde, wo Wälder mit Obst emporstiegen,
Oder unter den Aehren hinwallend die Ernte sich bückte,
Oder der Weinstock mit Purpurtrauben die Hügel bedeckte,
Oder die Cedern hoch über dem Land die Schatten aufhängten,
Lagen unter der wässernen Decke begraben; die Kräuter,
Blätter und Laub und Blüth' und Geruch ertranken im Wasser;
Alles Gevögel der Luft, die Thiere des Walds und der Auen
Und die Geschlechte der Menschen, Beherrscher der irdischen Schöpfung,
Tranken den Tod in der Fluth, worin ihn der kriechende Wurm trank.“

Jetzo schien die mit Wassern umgebene marmorne Thamista

„Wie die Weiße des Monds an einem verdunkelten Himmel“.

Der Tod hatte in ihr sein bestes Opfer beschlossen. Er war sicher, daß es ihm nicht entgehen würde. Täglich sahen sie ihr Schicksal näher; sie starben eines langsamen und desto peinlichern Todes. Einige suchten sich auf den höchsten Zinnen der Pyramiden zu retten, Andere in unterirdischen Grüften; sie wünschten den Tod und flohen ihn im Wünschen. Mitten in diesem abscheulichen Triumph des Todes zeigt uns der immer große Dichter den Tod selbst und führt ihn, wie Milton, als ein wirkliches und nicht allegorisches Wesen ein:

„In den Tagen gelang ihm das Würgen der Menschen und Thiere;
Niemals zuvor und niemals hernach gelang es ihm besser,
Er erwürgte mit jeglichem Streich Heerschaaren Geschöpfe.
Als er sie alle gewürgt, so sprach er: „Wie ist es so wenig!““

Eine nachdruckvolle Vorstellung; eine Probe des wahren Erhabnen! Hundert Verse, die ein Andrer den Tod hätte sagen lassen, wären nicht so viel gewesen als diese einzige Ausrufung: Wie ist es so wenig! welche uns ein ungeheures Bild seiner unersättlichen Mordlust giebt. Ich weiß ihn mit Niemand zu vergleichen als dem großen König, welcher weinte, daß er nur eine Welt verwüsten sollte.

Endlich führt uns der Dichter, nachdem er sich durch die strafenden Fluthen und die Schaaren verzweifelnder Sünder hindurchgearbeitet, zu seinen geliebten Noachiden zurück, bei welchen ich mich nach einer Parteilichkeit, die man mir schon vergeben muß, desto lieber aufhalte, je gemäßer und zuträglicher der Umgang mit so liebenswürdigen Leuten meiner Seele ist. — Sie hatten die von dem Kometen gewirkten Veränderungen auch in etwas empfunden, ob sie gleich den Urheber alles dieses Uebels nicht sahen, der indessen unbemerkt seinen

Lauf nach der Bahn des Mercur's genommen hatte. Die Fluth hatte lange zu steigen, bis sie den untern Abschnitt des Berges, auf dem die Arche stund, erreichte. Noah hatte die Vorsorge gebraucht, sie gedrang an die steinerne Wand des Berges anzulegen, welche sich über den Kasten herwölbte und die Fluthen aus dem obern Gebirge in elliptischen Bogen wegstürzen ließ. Auf diese Art war sie auch vor den Stürmen der Winde sicher, welche den Heerzug Wolken ungestüm vor sich herjagten. — Indessen warteten sie wohlbehütet ihrer Geschäfte, welche, wie der Dichter anmerkt, nicht verächtlich waren, da ihnen die Sorge für die noch lebende Schöpfung anvertraut war. Er erinnert auch, daß die Thiere selbst ihnen diese Mühe erleichtert. Die ersparten Stunden weihten sie dem Lobe ihres gütigen Retters und liebreichen Unterredungen:

„Oft umarmten die Brüder und oft die Schwestern einander,
Priesen ihr Glück und straften den unzulänglichen Ausdruck.“

Die zärtliche Thamar, welche vom Paradiese so gelassen Abschied nehmen konnte, deren sanftmüthiges Herz sich traurigen Scenen verschloß, sanftern sich gab und Gedanken von lieblicherm Anblick nährte, welche sich geweissagt hatte, daß sie auch in der Arche wohlvergnügt leben würde, beschreibt uns jetzo ihre Glückseligkeit auf eine so reizende Art, daß wir das geringste Mitleiden über ihre Verschließung in den Kasten für überflüssig halten müssen. Der Dichter konnte keine Person finden, der er diese Ausflüsse des zufriedensten, schönsten Herzens füglicher hätte beilegen können, oder aus deren Munde wir sie lieber gehört hätten, als Thamar. Sie redet mit ihren Schwestern. Sie überzeuget sie, daß sie jetzt viel glücklicher seien, als sie mitten in dem blühenden Paradiese gewesen, ehe sie ihre Geliebten gekannt hätten:

„Unsere Wohnung war zwar im schönsten Raume der Schöpfung,
Zwischen dem Glanz und Duft der edelsten Blumen und Kräuter;
Aber es war ein lebloser Glanz, ein sprachloses Duften,
Tüchtig, uns Freude zu geben und uns Gedanken zu winken,
Aber nicht Freude von uns zu empfahn, noch Gedanken zu fassen.“

Dieser Gedanke ist unvergleichlich im Munde der zärtlichen Thamar, der es nicht genug ist, selbst glücklich zu sein, welche ihre Freuden gern mittheilen möchte und sich nicht scheuet, zu gestehen, daß sie in ihrer ehmaligen Einsamkeit öfters wie jenes arabische Mädchen geseufzet:

„O, wär' ein edles Herz, das mich so liebte,
Wie ich es lieben wollte . . .
O, liebt' es mich, o sänk' es so begeistert
In meinen Arm, wie ich an seinen sänke!
O, wär' es nur für mich allein geschaffen;
O, strahlte dann in jedem seiner Blicke
Dies Feuer, diese Sehnsucht, die ich suche!"

Doch wir wollen Thamar selbst reden hören:

„O, wie schwer lag damals, wie bleiern die Einsamkeit auf uns,
Als wir ein zärtlichs Herz zum Lieben geschaffen zwar fühlten,
In der belebten Brust den Reichthum von Zärtlichkeit fühlten,
Aber ihn anzuwenden, den würdigen Gegenstand mißten!"

Wie viel glücklicher sind sie jetzt, da sie diesen haben! Sie haben

„Würdige Freunde,
Würdig, daß [sie] die Schätze der Zärtlichkeit, die [sie] besitzen,
Ihnen unsparsam verschwenden; ist auch ein schönerer Aufwand?"

Ueberdies haben sie keinen kleinen Theil der lebenden Geschöpfe der Erde bei sich:

„Für uns riecht es noch in der Arch' und glänzet für uns noch;
Hapuch's Nelkenstock blüht; der einzige Strauch, der noch blühet,
Blühet für uns . . .
Und wie lieblich ersetzt das englische Kunstwerk die Auen
Mit dem gemalten Licht, wie schön die ertrunkenen Gärten
Mit den lebenden Farben, die auf dem Tafelwerk blühen!
Ueberdies geht in den Rahmen ein Volk von lebenden Menschen,
Engeln und Göttern, die zu uns reden, und die wir verstehen,
Die uns in ihr Gemüth, in Freud' und Schmerzen versetzen."

Wir sehen, daß Thamar die englischen Schildereien unter das Schönste setzt, was sie in der Arche besitzen, und was ihnen am Meisten Freude und Stoff zu Gedanken und Gesprächen gab. Wenn man die Gegenstände dieser Gemälde, ihre ungemeine und mehr als menschliche Kunst und die edelmüthigen und gottseligen Herzen der Noachiden in Ueberlegung ziehet, so wird Einen jenes nicht wundern. Aber darüber wird man sich wundern, daß sich Jemand finden soll, der den Dichter wegen der Erfindung dieser Gemälde tadelt und sie für etwas Ueberflüssiges hält oder wenigstens glaubt, daß der Inhalt derselben, um diese heilige Familie näher anzugehen, aus der Geschichte des Alten Testaments oder den patriarchalischen Zeiten hätte

genommen sein sollen. Konnte sie nach der Gemüthsfassung, die ihnen der Dichter giebt, auch etwas näher angehen als die Lebensgeschichte des Messias, der von ihnen entspringen sollte? Konnte etwas geschickter sein, ihre Neugier würdig zu beschäftigen, sie zu heiligen Empfindungen und seligen Betrachtungen zu erwecken, als eine Reihe von Begebenheiten des Erlösers, welche ihnen durch die Macht der Kunst gegenwärtig und sichtbar gemacht wurden? Der Dichter giebt uns eben jetzt eine Probe von dem Gebrauch, den man in der Arche von diesen seraphischen Kunstwerken gemacht. Indem Thamar die letzten gemeldeten Worte redte, hing sie mit scharf auffitzenden Augen über der Rahmen einer, und fast sollte man es errathen können, daß es keine andre als die Vorstellung der liebenden und weinenden Eidli ist. „Sehet doch,“ sprach die freundliche Thamar,

„Sehet doch hier die weinende Schöne, man siehet sie weinen,
Obgleich ihr silberner Schleier sich vor den Thränenfluß leget;
Wie sie sich sanft an eine geliebteste Freundin hinbeuget,
Wie sie nach jenem Jünglinge blickt, der neben ihr stehet!
Er sieht mit redender Traurigkeit nieder, es redet der Jammer
Seiner Seel' im Auge voll Wehmuth, wir hören ihn reden;
Himmlische Züge durchwinden mit Hoheit die irdische Tugend.“

Kerenhapuch verweilte mit ihrer Schwester bei diesem affectvollen Gemälde und sprach mit zärtlichen Worten:

„Auch mir schmilzt das Herz in der Brust, sie weinen zu sehen,
Ob mir ihr Jammer und sein Quell gleich unbekannt bleiben.“

Doch die Empfindung ihrer eigenen Liebe bringt sie bald auf den Gedanken, er sei von der Liebe entstanden:

„Und er liebt sie vielleicht und wird von ihr wieder geliebet;
Aber ein Schicksal von Gott nimmt unerforschlich dem Jüngling
Sie, die er liebt, hinweg.“ —

Diese bloße Vorstellung erschreckte sie. Sie preiset sich und ihre Schwestern glücklich, daß sie den Jammer nicht kennen, den die Entfernung des Treugeliebten den Liebenden anthut. „Himmel,“ ruft sie aus, „wie könnt' ich ihn ertragen, da ich den Gedanken nicht tragen kann, daß Japhet von mir genommen sein könnte!“ — Wir werden in allen Reden und Thaten dieses unvergleichlichen Mädchens eine gewisse ungemeine Unschuld finden, die mit der reizendsten Lebhaftigkeit der Empfindungen und Gemüthsbewegungen ihren einnehmenden Charakter ausmacht. Nie empfinde ich den unendlichen Verlust, den wir

durch die Sünde gelitten haben, und nie das Verlangen in eine unschuldige Welt lebendiger, als wenn ich dergleichen Stellen im Noah lese. Welche himmlische Bilder malt der Dichter in unsere Seele! Woher kommt es doch, daß wir in so vielen alten und neuen Dichtern keine so liebenswürdige, moralisch-schöne Gemälde antreffen? War ihre Einbildung nicht kräftig genug, oder muß auch das Herz an solchen Stücken arbeiten?

Kerenhapuch weinte mit ihren Schwestern um die lebensberaubten Gemälde. Die Betrachtung dieser Rahmen war ihr angenehmstes Geschäfte:

„Sie spähten mit denkendem Fleiße
Alle die redenden Züg' in den fein gebildeten Mienen;
Was sie für einen Sinn in jedem Gemälde wahrnahmen,
In den versetzten sie sich und hatten den etliche Stunden."

Was für weiche Herzen!

Unterdessen währte der Regen vierzig Tage, bis die kometischen Wasser abgezapft waren. Endlich war der Luftraum offen:

„Auf das Silber der Fluth fiel die Sonn' im goldenen Glanze."

Nun hub das Wasser die Arche auf und trug sie aus ihrem Hafen in die offene See:

„O, wie erstaunten die Menschen, als sie die einsame Wüste
Dieser allgegenwärtigen Fluth sahn, Meere nach Meeren!
Nur die obern Theile vom Paradiese noch trocken,
Die von der Fluth entstellt ihr trauriges Haupt empor wagten,
Wie ein unachtbarer Mast in des Oceans Wüsten emporsteigt."

Dieses nothwendige Erstaunen der Menschen wird uns in folgenden Versen noch genauer beschrieben:

„Diese Wasserprovinzen, die nur der Himmel begrenzte,
Der oberhalb den Blick, sie unterhalb gänzlich verschlangen,
Setzten sie lang aus sich selbst, sie stunden und sahen erstaunet,
Als im Bestreben, in ihrem Gemüth die Wüsten zu messen,
Aber verloren sich über den Meeren und hatten itzt Mühe,
Ihre verwirrten Sinnen aus diesen Wüsten zu sammeln."

Welch eine Stärke beweist der Dichter im Ausdruck eines jeden Affects, sonderheitlich solcher außerordentlichen! Wie vortrefflich beobachtet er die Stufen, durch welche sie steigen oder fallen! — Nun fassen sich die Seelen aus der ersten Erstaunung, in der sie sich selber verloren, aber nur, traurige Bilder einzulassen:

„Dann steht vor ihre Gemüther
Eine Walstatt des Tods, sein Tummelplatz, seine Richtstätte;
Die allgemeine Vertilgung, der Untergang aller Geschlechte,
Aller Schöpfung, der in dem Busem das Leben geschlagen;
Und bevorab der Menschen“ u. s. w.

Dieses Gesicht des Todes stellte sich ihnen in seiner ganzen Ausbreitung dar und schlug Noah und seine Gefährten

„Wie die eigene Hand des Tods in das Leben der Seele“.

Doch besiegt er sie nicht. — In so wohlgeordneten Seelen war das nicht möglich. Die Ideen der Gerechtigkeit, Langmuth und Güte Gottes, welche sich in dieser außerordentlichen Gelegenheit zugleich geoffenbart hatten, bewahrten sie davor. Nun überließen sie sich dem Mitleid, dem menschlichsten Affecte:

„ihre Gemüther
Wurden ein trauriger Fühlplatz der allgemeinen Verwüstung,
Ihnen ward alle Noth der Elendertrunknen zum Erbtheil.“

Jetzo linderte sich diese Wehmuth in Thränen. Welch eine schöne Scene wäre das gewesen, diese vortrefflichen Menschen alle weinen zu sehen!

„Noah's gelassene Tugend ward itzo weinen gesehen;
Cham, das starke Gemüth, das niemals die Wangen genetzet,
Weinte wie Thamar und strebt' umsonst, den Thränen zu wehren.“

Sein Vater sahe seine unedle Bemühung, seine Thränen zurückzuhalten. Er bestrafte ihn deswegen:

„O, schäme Dich nicht der Kinder des Mitleids,
Laß sie mit milder Fluth ergießen, ihr Quell ist vom Schöpfer.
Er hat die Menschen in ihrer Geburt mit Banden der Liebe,
Mit gleichstimmenden Saiten der Freundschaft zusammen verbunden ...
O, Der verrieth' ein feiges, zum Leiden schwaches Gemüthe,
Wer sich entzöge, die menschliche Mitleidsbürde zu tragen!
Freundschaft für jeden Menschen bezeichnet die Söhne der Großmuth,
Und ihr schönstes Gefühl ist der Mensch für den Menschen geschaffen;
Denn der Schöpfer hat zu den Thränen des Leidens mit Andern
Etwas Süßes gesellt, das sie mit Anmuth durchwürzet.“

Der folgende Vers ist nur zärtlichen Lesern verständlich:

„Also weinten sie All' und schmeckten die Wollust des Weinens.“

Diese Art des Vergnügens gehört zu den feinen Freuden, welche den edeln Seelen allein zugehören, und die süßer sind als alle Lust.

Cham's Charakter ist, wie wir schon haben sehen können, von einer Art, die öfters Verbesserung nöthig hat. Er ist ein grübelnder Kopf, der, wie eine gewisse Gattung Weltweise, geneigt ist, allenthalben Verwirrung, Unbegreiflichkeit und Abgründe zu sehen. Um ein Bayle zu sein, fehlte ihm nur ein boshaftiges Herz:

„Stets zeugt sein Geist aus Gedanken Gedanken, davon er das Ende
Oftmals nicht siehet, wenn sie sich vor ihm wie Meere verbreiten."

Jetzo findet er die Wege des Herrn erhaben, entsetzlich und dunkel, da Alte und Junge, unschuldige Säuglinge und Bösewichter zugleich vertilgt werden. Er meint, daß bei dergleichen Tiefen der Vorsehung den Menschen nichts zu thun übrig bleibe, als zu erstaunen und den gerechten und besten Willen Gottes anzubeten. Sein Vater widerlegt diese frühzeitige Demüthigung der menschlichen Vernunft, welche bei einem Menschen eher die Trägheit seines eignen als die Schwäche des menschlichen Geistes anzuzeigen pflegt. Er sagt, obgleich viele tausend Unschuldige, soweit als Adam's Kinder unschuldig sein können, in den Wassern umgekommen, so sei doch hier nichts Unerforschliches:

„In dem Schauplatz, den Gott mit seiner Unendlichkeit füllet,
Liegen unzählige Wege von einer seligen Zukunft,
Die er Denen eröffnet, die aus dem irdischen Leben
Schnell entwichen, eh sie zur Reife der Tugend gelangten."

Was die Gerechten anbelangt, welche unter allgemeinen Plagen, die über die Sünder gehen, mit zu leiden pflegen, so kann ihre Tugend, die in dieser Welt ohne äußerliche Belohnung blieb, in bessern Welten ihren Lohn finden:

„Doch die Güter der Welt sind keine Belohnung der Tugend;
Was nichts Irdisches giebt, noch Irdisches wieder zerstöret,
Sonnenschein in der Seel' und Freud' in der Stille des Herzens,
Ist der Frömmigkeit Lohn." —

Vortrefflicher, goldener Ausspruch! Ich habe nicht nöthig, meine aufmerksamen Leser zu erinnern, wie wichtig und nützlich die Gedanken sind, die der Dichter durch seine würdigen Menschen sagen läßt. Unser Poet verdienet mit ungemeinem Vorzug vor dem Homer und allen andern epischen Poeten in diesem Stück den Namen des Philosophen der Dichter. In dieser Rede des Noah sind Gedanken, welche dem Dichter mit Popen gemein sind, und die aus Leibnizens Lehrbegriffe

fließen. Er machet deswegen und wegen mancher andrer Gedanken, die er von einigen großen Scribenten angewendet hat, eine kleine Ausschweifung, welche ich hiehersetze, weil sie einigen unbedachtsamen Richtern hauptsächlich gesagt zu sein scheint:

„Laßt Euch nicht Wunder nehmen, Ihr Barden der geistreichen Insel,
Pop' und Young, unsterbliche Namen, daß Noah, daß Sipha
Eure Gedanken gedacht, daß Sem wie Ihr oft geredt hat;
Denn der Zugang war ihnen nicht abgeschnitten zur Wahrheit
Oder erst unserm letzten Weltalter zu treten gegönnet;
Nein, es war die Quelle der Wahrheit auch ihnen geöffnet,
Die, darinnen Ihr schöpft, ist die, darinnen sie schöpften,
Lange vor Euch darinnen schon schöpften. Die Weisen der Vorwelt
Dachten das früh, was Ihr im Alter der Erde gedenket;
Und die Gedanken zu bilden, stand ihnen die ganze Natur schon
Offen, die vor Euch geoffenbart steht mit Mengen von Künsten!“

Wir erfahren nun vom 594. Vers bis zum Ende dieses Buchs das Schicksal der Verwegenen, welche sich, ihr Glück zu versuchen, im Leviathan den Fluthen überlassen hatten:

„Als der Hierarch, in den Rippen der Caravelle beschlossen,
In die Meere der Fluth geflossen, so faßten die Winde
Mast und Rah und Segel mit Ungestüm an; die Carake
Tauchte den Schnabel und bald das Schild in die Tiefe; dann lag sie
Auf die Seiten. Also umschloß die badende Scylla
Am calabrischen Strand die Wuth der Hunde; sie wandt' sich,
Tauchte sich unter die Fluth, stieg hervor und tauchte sich wieder,
Aber entfloh nicht.“

Zum Glücke für Leviathan wurden die Masten zertrümmert. Das Schiff konnte nun den Winden keinen Widerstand mehr thun und ward mit geringerer Gefahr von den Wellen fortgerissen,

„bis die Winde
Sanfter stürmten und itzt in Regen zerflossen. Die Wellen
Rollten das goldbeschlagne Dach unschädlich hinunter.
Itzo fuhren sie sonder Gefahr; das Leben kam wieder.“

Nach zwanzig Tagen waren sie schon voller Hoffnung, daß sie das Schicksal retten würde. Allein eben dieses gab die Gelegenheit zu der blutigen Uneinigkeit, die unter ihnen entstand;

„der Dämon,
Der der üppigen Lust vorstehet, zerstörte die Stille.“

Die Weibspersonen gaben den ersten Anlaß zu dieser fatalen Unordnung. — Ihrer waren weniger als die Männer:

„Im Dunkeln entstunden
Heimliche Bitten und Stürme, die schwachen Widerstand fanden...
Jeder ergab sich wieder der langen Gewohnheit des Bösen.
Eigensinn, Widerstreben, Verweis und Eifer und Hader
Kamen ins Schiff, leichtsinnigs Vergessen der Ehr' und der Ehrfurcht,
Streitende Wünsche, Verwerfen deß, was man mit Ungestüm wollte.
Itzt war Alles voll Unruh', Verdacht in Aller Gemüthe,
Eifersucht, Groll und Rache, kein Friede war mehr in dem Schiffe."

Ich führe diese Stelle an, um den Lesern zu zeigen, daß die Wirkung, die der Dichter diesen unordentlichen Affecten zuschreibt, der Ursache ganz wohl proportionirt ist. Das Feuer, welches hernach unter den Giganten ausbrach, glimmte lange im Verborgnen und war bereit, alle Augenblick in volle Flammen auszuschlagen. Eine von Gog's Frauen gab hierzu Gelegenheit. Thyamis, ihr Buhler, erwürgte den Gog, von dem er ertappt worden war. Perez, Gog's Vertrauter, rächte ihn an dem Mörder, Perez fiel durch Abia.

— — „Nun raset die Wuth mit unbändigen Flammen;
Jeder sieht Blut des Freunds hinrinnen und Rache begehren."

Og wagte sich zwar zwischen die Streitenden und flehte sie, einander zu schonen, aber vergeblich. Es fielen Alle; den Hierarchen allein erhielt mitten in den Ausbrüchen der Wuth die Scheu vor der priesterlichen Krone. Dieses unerwartete Trauerspiel hatte bei den Weibern eine ihnen ganz natürliche Wirkung.

„Die Leute
Von dem zartern Geschlecht, der Männer und Buhler beraubet,
Aller Männer beraubt, in des Meeres Wüsten verwittwet,
Schossen trostlos verwilderte Blick' auf die rinnenden Wunden,
Auf der Sterbenden Antlitz, die Leichen auf Leichen gehäufet."

Diese stille Wuth, welche anfangs an sich hält, als ob sie sich sammle, um hernach desto stärker auszubrechen, riß sie plötzlich zu dem Entschluß hin, mit ihren Buhlern zu sterben:

„Plötzlich reißt Zilpa das Schwert aus Ehud's Busem, sie küßt es,
Und „mein Herz“, so sagt sie, „ist muthig genug, Dir zu folgen,
Stark genug ist mein Arm, den Weg des Todes zu öffnen“;
Stemmt dann auf den Boden das Schwert und fällt in die Spitze."

Wie auf ein gegebenes Zeichen folgte die ganze weibliche

Schaar diesem Beispiel. Einige erstochen sich, Einige stürzten sich in die See, Andre

„Machten Strick' aus ihren goldfarbichten langen Locken
Zu weit anderm Gebrauch als der Liebe.“ —

In der Wuth erstachen die Mütter auch ihre Kinder. Als endlich nur noch eine übrig war, bemühte sich Og, wenigstens diese von der rasenden Begierde zu sterben abzuhalten. Aber ihr Gemüth war zu sehr in die Klüfte des Todes vertieft; sie riß sich los und stürzte sich ins Wasser. — Ich glaube kaum, daß diese Begebenheit einem nachdenklichen Leser unwahrscheinlich scheinen könne. Man bedenke nur, so schön, so liebenswürdig, so sanft die Herzen unschuldiger Frauenspersonen sind, so heftig und rasend in ihren Affecten sind lasterhafte Weiber, wie diese waren. Ihre Liebe ist eine Wuth, welche sie zu Allem fähig macht und sogar die Stimme der Natur in ihnen vertilgen kann. Von solchen kann man mit Recht sagen, was der überwitzige Loredano von dem ganzen Geschlechte sagt: daß sie närrische, grausame, unbändige Thiere, Mißgeburten des menschlichen Geschlechts und Auswürfe der Natur seien. Was ist Abscheuliches, das man von solchen nicht erwarten darf? Indessen könnte es doch etwas unwahrscheinlich scheinen, daß unter diesen allen nicht eine einige sich von Og bewegen lassen, das Leben ihm und sich selbst zu Lieb' zu behalten. Man kann die Dichtung des Poeten damit rechtfertigen, daß eine Verwirrung und ein Blutbad, wie dieses ist, eine Verzweiflung gebären mußte, welche alle andern Affecten oder Vorstellungen der Vernunft gänzlich unterdrückt. — Jetzt war Og in einem abscheulichen Zustand. Der Dichter macht uns eine unvergleichliche Beschreibung davon:

„Og war menschenberaubt, der einzige Mensch auf dem Wasser,
Mit sich selber begrenzt, ringsum mit Klüften besetzet,
In die zu schauen ihm graut; die Kraft in den Sehnen entging ihm,
Er fiel trosteserschöpft und schwindelnd unter die Leichen,
Wünscht' in die Grube zu ihnen zu fahren, versuchte den Tod oft;
Aber bei jedem Versuch verließ ihn die Kühnheit, zu sterben,
Starb nicht und lebt' auch nicht, es war ein sterbendes Leben.“

Zwanzig unselige Tage schmachtete er so. Endlich rief ihn ein Hund auf die Zinne des Schiffes hervor. Hier erblickt er die Arche gegen ihn zuschwimmen. Er erkannte bald den Noah in derselben; denn die Vorhänge waren von

den Fenstern hinweggezogen. Dieser Anblick machte ihm wieder Muth. Er erhob seine Stimme, den Noah mit schmeichelnden Worten zu bitten, ihn entweder in sein Schiff einzunehmen oder in das seinige zu kommen. Welch einen abscheulichen Contrast würde ein Og mit der liebenswürdigen Familie Noah's gemacht haben! Sein Ansuchen ward abgeschlagen. Die Arche entwich aus seinem Gesicht. Er sahe aber dafür die zween äußersten Spitzen des Paradieses. Furcht und Hoffnung stritten jetzt in seinem Herzen, Hoffnung, daß er das Land erblickte, Furcht, weil er es für eben das Land erkannte, welches die englische Wache ihnen schon einmal so fatal gemacht hatte;

„Aber als ihn der Strom in eine friedfertige Bucht trug,
Unverwehrt von der englischen Wache, so siegte die Hoffnung.
Jetzo sprang er mit fertigem Fuß ans trockne Gestade,
Pries mit vollfließendem Mund das Schicksal und Adramelech,
Die im Schooß Leviathan's ihn über die Fluth weggetragen."

Jetzo gewinnt Og Luft, ein Gespräch mit sich selbst zu halten, worin sich uns sein ganzer Charakter aufdeckt, der seinen Bundsgenossen Adramelech nicht verleugnet. Nach verschiedenen andern Betrachtungen fällt ihm der verdrießliche Fall ein: wie, wenn er der einzige übrige Mensch wäre? wie, wenn auch Noah umkäme?

„O, wie wär' ich verlassen, wie stünd' ich nackt bei mir selber!
Lieber allein, als nicht! Nichtsein ist die einsamste Wüste."

An diesem Zug erkennen wir den Freund Adramelech's. Doch sein gigantischer Witz zeigt ihm auch in diesem Falle noch Hoffnung:

„Adam war lang allein, bevor die fließenden Stunden,
Vom nothwendigen Wink genöthigt, das Weib zu ihm brachten.
Und wie leicht kann der Zufall, der in dem Finstern arbeitet,
Einige Sämchen vom Menschengeschlecht im Gemenge des Stoffes,
Wo sie itzt unterdrückt umirren, in fruchtbare Busem
Sanft hinlegen, wie leicht mit nährendem Saft sie umgeben
Und dem Einfluß des Lichts empfehlen, sie lieblich zu pflegen,
Bis sie gemach zu Menschen entfalten, zu Knaben und Mädchen!"

Ein lustiger Einfall, welcher in der That dem Og besser als dem Lucretius ansteht!

Doch er entfloh seinem Verhängniß nicht. Ein Erdbeben, welches das ganze paradiesische Gebirge zerrüttete, begrub ihn

und das Vieh, welches er ausgesetzt hatte. Die Beschreibung dieses Erdbebens ist vortrefflich. Der Dichter bleibt immer unerschöpft an neuen Bildern. Er malet so natürlich, daß wir Alles zu sehen und zu hören glauben. Der See in der Mitte des Berges, der Spiegel unserer ersten Mutter, ward durch unterirdische Donner zerrissen,

„sein Wasser
Floh von den Ufern und kroch ins Eingeweide der Erde;
Weit und breit war der Rachen umzäunt mit hangenden Trümmern;
Innerhalb brummten gedämpft die Stimmen beschloßner Donner;
Oben erbebten die Giebel des Bergs mit neigendem Nicken
Neunmal, im zehnten entstürzten sie in den gehnenden Golfo
Mit betäubendem Knall und deckten die Mündung mit Felsen."

Folgende Beschreibung ist ein Meisterstück:

„Also steht die japanische Kenchris mit offenem Munde,
Unter den Bäumen den Hirsch und das Rehekalb zu belauschen;
Diesen schwindelt's, hineinzuschauen, sie wollten gern fliehen;
Aber sie werden durch heimliche Kraft gezogen und schauen
Immer hinein, mit ängstlichem Thun; zuletzt übertäubet,
Stürzen sie in den bezauberten Schlund." —

Die Kenchris ist eine ungeheure Schlange, die in Japan angetroffen wird.

Og's Ende war, wie man es von ihm erwarten konnte:

„[Er] fiel, und im Fallen
Flucht' er Gott und sich selbst und Adramelech und Satan."

Nun ist die Erde von allen Sündern gereinigt, und wir werden künftig in dem Vergnügen, das uns die noch übrigen unschuldigen Menschen machen werden, nur durch die Vorstellungen künftiger Laster gestört werden.

Von den Schönheiten des zehnten Gesangs.

Die Anrufung der Einbildung, der Schwester der Muse, empfiehlet sich zu Anfang dieses Gesanges dem Leser durch ihre Neuheit und artige Ausführung. Die Einbildungskraft ist es, die alle Bilder und Vorstellungen der Dichter zeuget, welche dann die Muse oder der Verstand als einen noch unge-

formten Stoff bearbeitet und daraus schöne und wohlgeordnete Geschöpfe hervorbringt:

„Schwester der Muſ', Einbildungskraft, der Schöpfung Vertraute,
Wenn Du brütend sitzest, so bringt Dein wärmender Einfluß
Mengen Gestalten hervor, die mit gehorsamer Aufwart
Dich, die Mutter, umgeben, Dir folgend, wohin Du sie führest,
In Dein eigenes Land, in stille verschwiegene Gründe
Oder zum einsamen Hain, den Du der Betrachtung geweiht hast...
— — — Vor Dir eröffnet der Himmel
Seinen seraphischen ewigen Glanz, die Tiefe der Hölle
Sendet Geschöpfe von ungeheuern Gestalten.“ —

Hier haben wir eine schöne poetische Vorstellung von dem, was man den Enthusiasmus der Poeten nennt, und ohne den ein Dichter, wenn er auch Newton's Verstand hätte, ein Neukirch oder Scheyb bliebe. Allein die lebhafteste Einbildung ohne einen sie mächtig regierenden Geist ist untüchtig, etwas Weises hervorzubringen. Ihre Geburten gleichen alsdann den Mißgestalten, welche beim Lucretius die neu entstehende Erde hervortreibt. Wie groß war die poetische Begeisterung bei einem Ariost und Marino; aber welche abenteurlichen Werke haben sie ausgebrütet! Deswegen wendet sich der Dichter nun auch an die Muse, welche jenes Chaos von Bildern mit verständigem Auge übersieht, lange verwirft und nur die edelsten wählet:

„Dein ist's, Olympische, daß mein Grundriß sich vor mir entwickelt,
Daß darinnen das Licht entspringt, und daß er allmählich,
Doch nicht träge, sich aus der leichten Verwirrung erhebet.
Also gingen im Chaos die werdenden Dinge gehorsam
Jedes nach seinem Platz, sobald es die Stimme befohlen,
Bis das blumichte Land den duftenden Busem enthüllt hat
Und die Sonne mit Jauchzen die blaue Bühne beschritten.“

Wir wären dem Dichter für dieses schöne Stück verbunden, wenn er auch keine besondere Ursache gehabt hätte, es diesem Gesang vorzusetzen, welches mir doch so scheinet, weil sonderlich dieser Gesang voll kühner und vortrefflicher Dichtungen ist, an denen die Muse gewiß nicht weniger Antheil hat als die Phantasie. Ich bemerke nur noch, daß dieser ungemeine Grad der Einbildungskraft und des Verstandes, die hier der Dichter schildert, und deren gehöriges Verhältniß gegen einander zusammen dasjenige ausmache, was man den Genie

nennt, ein Wort, von welchem viele Scribenten sehr verworrene Begriffe zu haben scheinen.

Bisher ist uns der Untergang der Menschen und der übrigen Einwohner der Luft und Erde beschrieben worden. Der Dichter sagt uns nun, daß auch von den Seethieren die meisten umgekommen, welche entweder das giftige, mit Salpeter, Schwefel, Harz und Sand vermischte Wasser nicht ertragen konnten oder in den gewaltigen Erdbeben oder in reißenden Strudeln umkamen. Nur so viele wurden durch eine besondere Vorsorge des Schöpfers gerettet, als zu Erhaltung einer jeglichen Gattung und Art erforderlich waren:

„Damals errettete nicht den starken gebirgigen Walfisch,
Daß er Ström' in die Luft aufblies und Wellen aufrührte,
Wenn er die Fluthen peitschte, noch sein geflügeltes Schwimmen.
Noah's Geschlecht sah ihn mit Gewalt dem Tod widerstehen,
Aber entkräftet sich auf den Rücken legen und sterben.“

Der Dichter, immer reich an Bildern, die ihm die Natur selbst darreicht, belustigt unsere Einbildung bei aller Gelegenheit mit sonderbaren Vorstellungen. Die Arche floß jetzt im nordlichen Himmel

„Unter der offnen Umwölbung der hellesten Atmosphäre
Auf der Stille der Fluth, die sanfte Lüfte bewegten.“

Die erhaltenen Seethiere schwammen um die Arche, um dem Aufruhr der Elemente, der in der Tiefe wüthete, zu entgehen:

„Utanotang, ein Fisch in der Bildung des menschlichen Körpers,
Kam auch mit seinem Weib und grünen Kindern, sie standen
Aus dem Wasser bis zu den Brüsten hervor und begingen
Seltsame Spiel' um die Arche mit Wassertreten und Plätschern,
Wie in der Absicht, auf sich die Augen der Menschen zu rufen,
Ihrer Gnade begierig.“ —

Diese Vorstellung hat mehr Neuheit und Wahrscheinlichkeit, als wenn der Dichter der Arche ein Gefolge von Tritonen und Nereiden gegeben hätte. Wenn den Erzählungen glaubwürdiger Reisebeschreiber zu trauen ist, so giebt es wirklich solche menschenähnliche Seegeschöpfe, wie sie hier beschrieben werden. Doch hieran liegt dem Poeten nichts. — Die Menschen erstaunten billig über diese ihnen so ähnlich gestalteten Geschöpfe. Die Frauen wollten sie sogar in die Arche einnehmen und versuchen, ob ihr Witz durch Pflegung nicht zu Gedanken

emporsteigen würde. Aber Noah lehret sie, wie vergeblich ihre Mühe wäre,

— „dem Fisch, der nur die Gestalt mit dem Menschen gemein hat,
Mittelst belehrender Zucht Gedanken geben zu wollen“.

So schmal die Grenzen sind, die ihn vom Denken abhalten, so kann er sie doch nicht überschreiten, wenigstens so lange er ein Fisch ist. — Alle Creaturen laufen durch ihre Perioden, und so lange sie in einer gewissen Grenze eingeschlossen sind, können sie so wenig über dieselbe hinausgehen, als sie zurückgehen können. Tägliche Exempel beweisen dieses besser als Schlußreden. Wenige Menschen sind bemüht, sich in die Sphäre höherer Geister zu erheben; und diese wenigen fühlen sich nur gar zu oft von einer gewissen Schwere zurückgestoßen, welche sie in ihren jetzigen Schranken hält. Viele Menschen wollten sich gerne zum Vieh erniedrigen und müssen mit Widerwillen die Stimme einer Vernunft in sich hören, die sich nie ganz betäuben läßt und sie erinnert, daß sie um etliche Stufen höher stehen als ein Schwein oder ein Sperling.

Nun erfahren wir auch das Schicksal der Seelen der Sünder, welche bisher, weil ihr Leib noch nicht verweset war, in irgend einem Winkel des Herzens gelegen hatten,

„Ohne Bewegung, versteckt, begierig, sich selber zu fliehen“,

nun aber von einem der Todesengel aus ihrem Enthalt hervorgerufen und genöthiget waren, ihm zu folgen. Weil der alte Platonische Lehrsatz, daß die Seelen mit einem feinern Leibe, den sie nie verlassen, versehen sind, zu unsern Zeiten nichts Ungewöhnliches mehr ist, so darf ich nicht besorgen, daß irgend ein deutscher Magni die impertinente Frage aufwerfe, woher die abgeschiedenen Seelen Flügel bekommen, ungeachtet einem solchen auch ohne Beihilfe der Philosophie, aus blos poetischen Lehrsätzen geantwortet werden kann, wie in der vortrefflichen Vertheidigung Milton's geschehen ist. — Der Poet dichtet nun, daß alle diese unseligen Geister in einen entfernten kalten Mond gebracht worden seien, woselbst sie bis an den großen Gerichtstag zu schlafen verdammt worden. Diese sehr geschickte Dichtung zu rechtfertigen, ist genug, daß die heilige Schrift nichts, was ihr widerspräche, sagt, und daß die Vernunft sie billigen und mit Gründen ausschmücken kann. Von dem Zustande der verdammten Seelen nach ihrer Trennung vom Leibe bis an den Tag des Gerichts wissen wir weiter nichts gewiß, als daß er unselig und von Gott abgeschieden sei. Es ist demnach einer

Phantasie, welche der Vernunft gehorchet, wohl erlaubt, allerlei mögliche Umstände der Verdammten zu ersinnen, die den verschiedenen Gattungen derselben und den Graden ihrer Verdammniß gemäß seien, und wodurch jene allgemeine Nachricht von ihnen näher bestimmt wird. Der Schlaf, zu welchem diese Seelen nach unserm Dichter in einem unwirthbaren Weltkörper verurtheilt werden, ist für sie eine viel größere Strafe, als sich mancher guter Endymion einbilden mag. Sie sind, wie wir im Folgenden vernehmen werden, nicht nur den unangenehmsten, obgleich dunkeln Empfindungen ausgesetzt, sondern werden auch immerfort von fürchterlichen Träumen zermartert, zu welchen jene verdrießlichen Empfindungen Anlaß geben, und die von ihren unruhigen Begierden und einem nagenden Gewissen unterhalten werden. Man braucht nur wenig Einbildungskraft, um sich das Entsetzliche eines solchen Zustandes vorzustellen; ich enthalte mich aber desto eher, mehr hievon zu sagen, da Herr Meier in einer seiner beliebten Schriften genugsam hievon gehandelt hat. Wir wollen unsere Aufmerksamkeit vielmehr den poetischen Schönheiten dieser Erzählung geben. Dieser Mond wird uns so beschrieben, daß man ihn beim ersten Anblick für nichts Anders als den Kerker unseliger Geschöpfe halten kann:

„An der Grenze des Aethers, worin die Sternen gesät sind,
Wo er an seinem Rand die alte Nacht und das Chaos
Brüllen höret, sie, denen das Wort der Schöpfung geschwiegen,
Liegt verlassen ein Mond, von sieben Monden der fernste,
Die um eines Planeten erstaunliche Größe herumgehn;
Herrschend geht der Planet einher, von den Monden bedienet;
Aber er selber dient in einer Sonne Gefolge,
Die ihn nur selten erhellt und mit müden Strahlen erwärmet."

In diesen steigt der Todesengel, die Seelen mit ihm.

„Sie deckten die Felder
Weit und breit mit blassen cimmerischen Abendschatten."

Wie neue und malerisch ist folgendes Gleichniß!

„Wie in dem westlichen Strich von Thule unzählige Heere
Fremder Flügel das ungepfadete Luftmeer bestreichen
Und, von dem Schöpfer den Weg gelehrt, mit Geklatsch herabsteigen
Wo sie von Berg zu Berg die Klippen mit Weiße bedecken
Und auf einige Zeit ihr Reich aufrichten: so flogen
Diese blaßfarbene Larven, sie klatschten so mit den Fitt'chen."

Indem sie schmachtend so umherlagen, donnerte der Engel ihr Urtheil aus den Wolken,

„Dann schlug mit dem versteinernden Stock der Tod sie zu Boden."

Wie ungleich war das Schicksal dieser Elenden dem glücklichen Zustand, der den Seelen der in den Fluthen umgekommenen Unmündigen entgegensah:

„Diese trugen die Engel in lichte Zonen der Sonne,
Sie zum Erkenntniß der Schöpfung da unterrichtend zu bilden."

Wir werden bald das Vergnügen genießen, mit diesen sonderbaren Bewohnern der Sonne besser bekannt zu werden.

Nun folgten funfzehn heitere Tage im Purpurgewande mit Strömen des Lichtes, auf Verordnung des Schöpfers in das Leben der Menschen und Thiere neuerquickende Geister zu hauchen. Sie waren dieses Labsals desto mehr benöthiget, da bald neue Wolken mit Stürmen und Regen die Luft erfüllen sollten. Denn der Komet, welcher mit einem schnellern Lauf als des Monds der Sonne zueilte, blieb im Widder stehn, wandte sich um und besuchte die Erde auf der andern Seite. Man könnte in einer künftigen Ausgabe des Noah den Lesern mit einigen Figuren zu Hilfe kommen, damit sie sich den Lauf des Kometen besser vorstellen könnten. Schon war er wieder nahe und zeigte seinen in Feuer getunkten Schweif, der stets wuchs und die Erde mit neuen Meeren bedrohte. Allein Noah und die Seinigen waren auf ihren Beschützer getrost. Seraph Raphael schwebte um die Arche,

„In ein Olympisch Gezelt als in einen Tempel verschlossen,
Den er über die Arch' aus Wolken von Aether gezogen,
Für das Auge der Menschen zu fein, unsichtbar gewebet".

Der Seraph kam öfters zu Noah in die Arche, wenn er in seiner Mittagsruhe der Einsamkeit pflegte, doch in menschliche Gestalt gehüllt, und würdigte da unsern Vater englischer Unterredungen.

„Dann stieg der Mensch hoch auf zu kleinen Engelsgedanken
Und der Engel herunter zu großen Menschengedanken."

Welch eine Hoheit giebt dieses dem Erzvater! Wie glücklich sind diejenigen Menschen, welchen schon hier erlaubt ist, sich zu englischen Gedanken emporzuschwingen! Wir haben genug Proben von unserm Dichter, daß er einer von diesen Auserlesenen ist.

Den übrigen Menschen war das Anwesen des Engels nicht unbekannt.

„Oftmals hörten sie deutlich den Harfeton seiner Stimme,
Oftmals sahn sie ihn ingeheim mit lüsternen Blicken;
Aber sie hielt die Ehrfurcht zurück; sie standen von Weitem,
Oder sie gingen an ihre Geschäfte." —

Dieses ist der Ordnung, die in den patriarchalischen Familien herrschte, sehr gemäß, wo dem Vater, als dem Haupte der Familie, welcher zugleich Priester und Richter war, eine tiefe Ehrfurcht erwiesen wurde; welcher ebensowol als einer heiligen Scheu vor dem Erzengel es hier zuzuschreiben ist, daß die Kinder Noah's an seinen Gesprächen mit dem Engel nicht Theil nahmen.

Raphael kommt jetzt vom Morgenglanze umgeben zu dem betenden Noah, ihm von der kleinen Zahl der Frommen Nachricht zu geben, welche von der allgemeinen Ueberschwemmung zu einem seligern Leben befördert worden waren:

„Raphael saß zu ihm auf ein Sopha und hielt nicht vor nöthig,
Seinen Reden erst sorgsam des Menschen Ohr zu erbitten."

Wir kommen zu einem der liebenswürdigsten Stücke dieses Gedichtes, worin uns die Vorsehung in einem ungemeinen Lichte gezeigt wird, und welches aus einer Menge kleiner Erzählungen gewebt ist, deren jede einen eigenen Reiz für gewisse Gattungen von Lesern haben muß. Was für schätzbare Personen lernen wir hier kennen! Bisher waren die heiligen Bewohner des paradiesischen Berges fast die Einzigen, welchen der Name der Menschen in seiner erhabenen Bedeutung zukam: jetzt werden wir viele vortreffliche Herzen sehen, die unter die Sünder verstreut gelebt hatten, und deren jedem sein unvermutheter Tod eine besondere Wohlthat war. Alle diese Seelen waren tausend an der Zahl. Gott versammelte sie zu dem Seraph aus dem Dunkel der Wasser,

„Wo sie, noch von dem Leib mit dünnen Banden gehalten,
Sanft im Busem schliefen, mit sel'gen Gesichtern getröstet."

Der Engel schildert seinem Zuhörer erst ihren allgemeinen Charakter. Es waren entweder Sethiten,

„Die, von dem rothen Stern in ihren Gewissen geängstigt,
Späte die fast zertretnen Bilder der großen Verheißung
Von dem Samen des Weibs in ihrem Geist hervorgruben,
Auf zu Gott sahn und um Erleuchtung des Geistes ihm flehten",

oder andere, welche weder das Schicksal verehrt, noch vor den Götzen ihre Kniee gebogen hatten,

„Oder vor niedrigern Götzen, den seelenverleugnenden Lüsten,
Gott treu, der göttlichen Absicht und ihren unsterblichen Seelen,
Durch das Beispiel der Mengen nicht hingerissen zum Abfall,
Einzig besorgt, vorm Angesicht Gottes gerecht zu erscheinen,
Dapfer genug, für die Wahrheit das allgemeine Gelächter
Und den Haß der Priester, der nimmer ruhet, zu tragen“.

Unter diesen waren auch Laomer's Söhne, welche der Seraph auf seine Flügel nahm. Nächst an ihm flogen drei würdige Seelen. Die erste ist

„Thirza, ein arbeitsam Weib, gerecht und arm, nährt' ihr Leben
Spinnend; sie wegte das Wollengespinnst mit ängstlicher Sorgfalt,
Bis in die Luft leicht schwebend die ruhende Stange der Wage
Jegliche Schal' eben hielt und keine tiefer herabstieg,
Daß sie das schlechte Lohn der Arbeit sechs Kinderchen brächte.“

So gering eine solche Thirza in den übelsehenden Augen eines Weltmenschen ist, so liebenswürdig ist sie einem Engel und Gott selbsten.

Hasem und Elisa sind die zweiten. Diese Erzählung ist ungemein artig ausgesonnen:

„Hasem schien für Elisa geboren; ihr Hang nach der Tugend
Und ihr Geschmack am Schönen versprach ihm goldene Tage,
Aber sie hatte die Hand schon einem Andern gegeben.“

Seine Liebe zu ihr machte ihn also unglücklich. Hätte er sie länger gesehen, so hätte sie mit Gefahr seiner und ihrer Tugend wachsen können. Die Fluth trennte sie und riß sein Herz vom Verderben.

An Eliphas sehen wir den höchsten Grad der Redlichkeit. Sichem hatte dem Eliphas ohne Zeugen und Handschrift dreitausend Pfunde anvertraut, sie dem Helim, einem Todfeinde des Eliphas, einem Wollüstling, der königliche Schätze besaß, zu übergeben. Eliphas war sehr dürftig. Dreitausend Pfunde hätten ihm geholfen, ohne daß Helim einen Mangel verspürt hätte. Niemand hätte es gewußt. Doch Eliphas gab sie dem Helim, arm und getreu! War dieser nicht würdig, glücklich gemacht zu werden?

Bildad, einer von den Enkeln Hus', lebte in großem Elend, ohne jemals um dessen Abwendung zu bitten,

„Ob es ihm gleich das Fleisch mit Messerschneiden zerfetzte.
„Elend," sagt' er, „das vom Olympus kömmt, ist nicht Elend,
Nennet es Glück, und glücklich den Mann, zu dem es gesandt ward!""

Zalmon, ein schöner Sclave, verschmähte die Küsse seiner Gebieterin,

„Die ihm mit Nelkengeruch umflossene Lippen antrugen;
Denn er ehrte das ehliche Bett des hartesten Herren".

Dreimal hatte er sich schon seiner Frau entrissen. Endlich, als sie ihn zwang, in Fesseln die garstigen Küsse zu leiden,

„Rauschten die Fluthen einher; er dankte den rettenden Fluthen".

Helez und Ada hatten durch einen frühen Tod den liebenswürdigsten Sohn verloren. Er war

— — „wie ein schossender Baum, am Brunnen gepflanzet,
Dessen Aeste bald über den Brunn gewachsen sich breiten,
In der Blüthe des Lebens schon reif mit Früchten des Alters;
In ihm hauchte der göttliche Geist." —

Welche Hoffnung gab ein solcher Jüngling! Ihre Hoffnung war die frommste. Sie hofften, er würde noch die Tage des Messias erreichen, ihm dienen zu können. Aber er starb.

„Als sie noch um ihn weinten, zerbarsten die Schleusen des Abgrunds;
Beid' empfingen die Fluth mit dem Arm um einander geschlungen,
Fröhlich, daß sie vereint in die Auen des Lichts gehen sollten,
Wo ihr Sohn sie erwartet' im Schooß der frommen Altväter."

Sobak hatte die Hälfte von seinen Schätzen verbraucht, fremde Reisende und Arme zu verpflegen; die andere Hälfte hatten ihm Räuber, in Arme verkappt, entwandt. Niemals klagte er darüber; nur schmerzte das ihn, daß man ihm die Speise der Fremdlinge geraubet. Er wünschte zu sterben, da er nimmer wohlthun konnte. Die Fluth ergriff ihn in diesem Wunsche; er hieß sie willkommen.

Abdon war einer von Denen, die den Noah in Masis gebunden hatten. Der Komet erinnerte ihn an Noah's Vermahnungen. Er predigte sowol Blauen als Grünen das nahe Gericht. Er hatte sogar den Muth, dem Asdod die Wahrheit zu sagen. Die Fluth errettete ihn, als er eben auf dessen Befehl den Löwen vorgeworfen werden sollte.

Ira mit zween gottseligen Brüdern hatte das Herz gehabt, in einer Versammlung von Teufelsdienern das versprochene

Heil der Menschen anzubeten. Sie wurden daher zu Uebelthätern in Bande geschlossen und sollten verbrennt werden:

„Sie ertranken im Kerker, an ihre Fessel geschlossen,
Lobeten Gott und lehrten die Schächer des Satan's Zerquetscher.“

Alle bisher genannten Personen sind zwar mit besondern und liebenswürdigen Zügen charakterisirt, aber der Charakter Husan's ist doch in meinen Augen der merkwürdigste. Hier sehen wir einen Menschen, der von der Offenbarung nichts gehört hat, aber durch eine richtige Anwendung seiner Naturkräfte den Schöpfer erkennen, anbeten und die Tugend aus Wahl lieben gelernt hat. An diesem Manne hat der Poet, ohne auf die eine oder andere Seite abzuweichen, gezeigt, wie weit es ein Mensch durch getreuen und weisen Gebrauch seiner Naturkräfte in Erkenntniß der Wahrheit bringen kann. Die wenigen Leser, denn es sind gewiß wenige, die im Stande sind, diesen Charakter in seiner ganzen Schönheit und Richtigkeit einzusehen, werden ihn und den Dichter bewundern und lieben. Der Weltweise und Theologus muß das thun, wenn er Einsicht, Billigkeit und Menschenliebe genug hat, und wenn Jener ohne Grund den Menschen nicht gar zu gut und Dieser nicht gar zu kraftlos und häßlich machen will. — Husan's Geschlecht war ein dummes, ungesittetes Volk, gut, wenn das Blut ruhig lief, und wie das zahmere Vieh aus Schwachheit sanft und gerecht.

„Aber die Seele Husan's entfaltete sieghaft die Flügel,
Er entdeckte der Tugend Grund in der Schönheit der Tugend,
Ihrem harmonischen Wohlklang und liebefodernden Reize.“

Diese vortreffliche Erkenntniß war bei ihm auch thätig:

„Husan schenkte den folgenden Tag Dem, der ihn beleidigt,
Daß ihm den schlimmen Tag ein angenehmer ersetzte;
Unrecht vergeben, war ihm ein Heiltrank.“ —

Husan stieg noch höher, fast weiter, als Platon gekommen ist:

„Er rief in verzückenden Stunden:
„Daß ich die Schönheiten fühl' und liebesverwundt darin ruhe,
Die, an welchen der Höchste Gefallen hat, macht mich schon selig;
Aber was für ein unendliches Maß der Seligkeit ahnt mir
Von dem Erkenntniß der unerschaffnen Quelle der Ordnung,
Von der Dein Glanz, o Sonne, Dein blühender Busen, o Erde,
Deine Gestalt, o lächelndes Mädchen, ein falberes Licht sind!““

Er fühlet, wie sehr dunkel ihm dieses Erkenntniß noch ist,

Er wünscht einen Menschen oder andern Geist zu kennen, der zwischen Gott und ihm stünde und die Weiten verschlänge, die zwischen Gott und ihm liegen. Er siehet sich allzu fremde in den Wegen Gottes, obgleich sein beständig aufmerksames Ohr

„Keinen Laut in der Schöpfung vernimmt, der ihm nicht von Gott sagt;
Meinem Auge, das sich hingießt, sein Licht zu empfangen,
Jedes Stäubchen als wie ein Spiegel von Ihm was zu sehn giebt.“

Er kommt so weit in seiner Einsicht, daß er vermuthet,

„es hab' ein tödtlicher Mißtritt
Gottes Antlitz vom Menschengeschlecht entfernt; er verbirgt sich,
Und es tappt, von ihm unerleuchtet, in finstern Gewölben.“

Aber eine billige Hoffnung erheitert ihn wieder:

„Wenn das hindernde Fleisch von meiner Seele gewälzt wird,
Hoff' ich, was in mir so denkt, so verlangt, das werde noch leben
Und von ihm heller bestrahlt, mit bessern Augen entdecken,
Wie er von mir geehrt, geliebt, angebetet sein wolle.“

So hoffte der weise, der verehrenswürdige Husan. Die Fluth nahm ihm den hindernden Leib ab; jetzo lebt er, wo er mit hellern Augen Gott siehet. — Wie wünsche ich von ganzem Herzen, daß es viele Husan unter den Heiden möge gegeben haben, ob ich gleich in den Geschichten nur einzelne Züge dieses vortrefflichen Charakters an wenigen Personen gefunden habe. Sokrates war vielleicht ein ganzer Husan.

Amraphel flog, wie Raphael weiter erzählt, unter den Letzten mit schwachen Flügeln. Er hatte viele Jahrhunderte gelebt, den wenigen Frommen, die den Götzen ihren Dienst versagten, das Leben zu verbittern. Die Wehstimme des Engels hatte ihn zur Buße geweckt:

„Die Fluth . . . gesellt ihn zu Ziba,
Den er zum Sclaven verkauft. Itzt eiferten sie, wer den Andern
Auf das nächste Gebirg errettet', und baten einmüthig
Ihrer Mitbürger Bekehrung und starben einander umarmend.“

Der Engel, welcher sahe, daß Husan und Amraphel zurückblieben, nahm Beide auf seine mittelsten Flügel. Welch eine zärtliche Sorgfalt dieses menschenliebenden Seraphs verräth dieser kleine Umstand:

„Mit der würdigen Last, an dem Haupt der wenigen Edeln,
Flog ich ins Empyreum; allda verklärt' ich die Seelen,
Stellte sie dann beim Altar der Erde vor Adam's Umarmung.“

Welch eine Freude verursachte dieses unter den seligen Vätern! Aber Lamech, der Vater Noah's, war nicht bei ihnen. Von Sehnsucht entbrannt, die Art der Errettung seines Sohnes zu sehen, hatte er von Gott die Erlaubniß erbeten, nach der Erde zu reisen. Er mußte lange mit dieser Reise zubringen, ob er gleich mit der Geschwindigkeit des Blitzes flog. Wie prächtig beschreibt Raphael diesen Flug durch das herrliche Weltgebäude:

„Er regierte den Flug in den stillen Wüsten des Aethers,
Zwischen unzähligen Sonnen mit ihren Monden und Erden,
Engegesäten Sternen, dem prächtigsten Reichthum an Glanze,
Die durch Golfen von Aether getrannt sind, einer vom andern."

Er säumte sich aber nirgends. Er kannte unsere Sonne und sank endlich allda auf Uriel's Burg sanftschwebend hernieder. Er fand Uriel nicht, welcher nach dem Rücken der Sonne gegangen war,

„In besondern Geschäften des Schweifsterns halben, der unlängst
An dem Rücken der Sonne den Lauf hielt, neue Volcane
Von ihr zu holen." —

In der Sonne sind Einwohner von ganz besonderer Gattung. Jordan Brunus, ein Mann, der mit etwas mehr Verstand ein großes Licht gewesen wäre, ist schon ehmals dieser Meinung gewesen. Wer darfür hält, daß alle in den Plan der vollkommensten Welt passenden Dinge wirklich seien, wird an der Existenz dieser uns wunderbaren Wesen wenig zweifeln. Die Uebrigen können sie als poetische Geschöpfe betrachten und müssen ihnen wenigstens so viel Realität zugestehen als den Nymphen und Waldgöttern. Die Beschreibung, die der Poet von diesen Wesen macht, ist einem philosophischen Dichter anständig. Sie sind

„Nicht von menschlicher Bildung und nicht vom irdischen Staube,
Aber mit eigner Schönheit geschmückt." —

Die wenigen Leser, deren Seele weit genug ist, dergleichen Erfindungen in ihrer Schönheit einzusehen, werden dem Dichter für die neuen Kenntnisse, die er ihnen durch diese Erzählung verschafft, verbunden sein. — Raphael, der bisher mit dem Erzvater Noah geredet hat, sieht jetzt Lamech auf der Burg Uriel's im Gespräch mit Sonnegebornen,

„Uriel's Freunden, des Himmels Freunden und Knechten des Höchsten".

Er siehet, wie er gegen die Erde herabsieht und sie zwischen dem Mars und der Venus suchet, aber nicht finden kann;

„Denn sie ist dunkel geworden, die tiefaufliegenden Wasser
Haben das Licht der Strahlen in ihrem Busem verschlungen."

Er siehet, wie Lamech, darüber erstaunt, auf der Zinne der Burg irr und zweifelhaft umsieht, und verläßt den Noah, seinen Vater wegen seiner Sorgen zu befriedigen. Indeß theilt uns der Poet ein Gespräch Lamech's mit einem der Bewohner der Sonne mit, wobei sich eine angenehme Entdeckung eräuget:

„Lamech stand bei den Sonnebewohnern im sonnichten Glanze,
Sichtbar, er hatte den Glanz der Olympischen Strahlen gedämpfet,
Welcher das scharfe Gesicht der Sonnegebornen besieget,
Ob die gleich Lichtkörper, von Sonnenstrahlen gebaut, sind."

Welch ein Glanz muß dieser Olympische sein, wenn die Sonnenstrahlen in ihrer ganzen vollkommenen Reinigkeit und Kraft dunkel gegen sie sind! Lamech fragte eines dieser leuchtenden Wesen wegen des Schicksals der Erde und bekam von ihm in seiner Sprache eine Erzählung von dem, was sich mit dem Kometen zugetragen, so wie es sich in den Augen eines Bewohners der Sonne zeigte. Ich bemerke aus derselben nur den zärtlichen Antheil, den man in der Sonne an den Begegnissen der Erde nimmt:

„Alle Zonen der Sonne beweinten die große Zerstörung
Dreimal das Maß, worin die Erde sich um sich selbst drehet."

Außer dem Mitleiden mit dem Menschen war auch dieses eine Ursache davon, daß die Sonne einen großen Verlust an neuen Einwohnern durch die Vertilgung der Menschen erlitte. Denn sowol aus der Erde als den übrigen Planeten der Sonne werden die Seelen, welche darin mit Körpern vereiniget worden und gestorben, bevor ihr Verstand zum Denken gereift ist, von schützenden Engeln zur Sonne getragen,

„Hier mit Körpern von Licht umfaßt, mit tüchtigen Gliedern,
Daß sie die Weisheit entdecken, die auf die sinnlichen Werke
Aufgedrückt ist, und so zur höhern Erkenntniß aufsteigen".

Das letzte Geschwader von Seelen, sagt unser Sonnebewohner, welche von der Erde kamen, erzählte vom irdischen Volke

„Werke, die nur der Seel' anstehn, die, tief in dem Staube,
Niemals über den Staub aufsteigt, unnennbare Thaten;
Die entflammten den Zorn des Erhalters." —

Glückselige Wesen, in deren Sprache unsere Sünden keine Namen haben! — Doch erfreut er sich, daß noch einige ihrer Errettung Würdige auf der Erde übrig seien, und besonders, daß es Noah und die Seinigen seien; denn er ist ein Bruder des Noah.

„Ich war ein irdischer Mensch, ich lebt' im Leibe von Staube,
Noah's Bruder und Lamech's Sohn, der jüngste von dreißig. . .
Mich brach und meine Brüder der würgende Todesengel
Unreif und grün vom Stengel, kaum daß wir die Knospen entfaltet.“

Welch eine entzückende Freude war diese Entdeckung für Lamech!

„Bist Du Micha, mein Jüngster, mein liebenswürdiger Micha,
Den im Aufgang der Blüthe, die Nektartrauben weissagte,
Mit der stürmischen Faust der Tod abpflückte? Wie eitel
Klagt' ich Dein frühes Sterben dem Tag, wie eitel dem Abend,
Da Dir der dunkle Leib mit diesem lichten ersetzt ward!
Komm, mein Sohn, o fall in die Arme des seligen Vaters!“

Micha fiel mit Entzückung in seine Arme, welches nicht hätte sein können, wenn nicht Lamech die Klarheit seines Olympischen Lichts mit festern Strahlen umzogen hätte. — Ich bemerke hiebei nur, daß es nicht unnöthig gewesen wäre, wenn uns der Dichter gesagt hätte, wie Lamech die Sprache Micha's verstehen und ihm in derselben wieder antworten konnte. — Inzwischen kam Raphael auf der Zinne der Burg an. Lamech begrüßte ihn mit der im Himmel üblichen Neigung gegen die obersten der Engel. Die Sonnebewohner wichen aus Ehrfurcht zurück. Lamech bekommt auf sein Befragen vom Seraph die Antwort, daß er seinetwegen gekommen sei, weil er ihn von der Erde gesehen, wie er zweifelhaft auf der Burg herumgesehen. Er zeigt ihm auf der Erde, die ihm wie ein schwarzer Schild vorkam, einen etwas hellern Punkt und sagt ihm, daß dieses das Fahrzeug sei, in welchem Noah und die übrige irdische Schöpfung erhalten werde. Er benachrichtiget ihn ferner, was der Erde noch bevorstehe, ehe sie wieder auf ihre Grundsäulen gestellt werde, und daß er von Gott verordnet sei, die Arche und ihre Bewohner zu beschützen; Lamech aber werde bei seiner Zurückkunft im Empyreo tausend Seelen finden, welche zu den seligen Vätern aufgeflogen, nachdem sie das Auge Gottes unter den übrigen Umgekommnen beobachtet, da er hingegen einen Todesengel eine ungleich

größere Menge Verlorner zur Linken des Himmels habe treiben gesehen. Lamech tröstet sich über den Tod so vieler Menschen mit der Befreiung eines einzigen Rechtfertigen, noch mehr aber mit der unzähligmal größern, die sein und Gottes Sohn einst vollziehen werde. Raphael kehrte nun so geschwind als die Sonnenstrahlen zur Erde zurück. Lamech sahe ihn anländen und säumte nicht länger,

„Als nur den Segen auf Micha und Micha's leuchtende Brüder
Auszugießen. Dann flog er den Pfad geruhig zurücke,
Den er gekommen, im Mittel unzähliger Sternenwelten.“

Indem er am äußersten Ende des Sternenhimmels daherfliegt, sieht er tief unter ihm einen verlassenen Mond mit Myriaden von Geistern überstreut;

„Wie zur Zeit des betäubenden Winters im schlammichten Turfe
Haufen von Schwalben erstarrt in dicken Klumpen sich drängen,
Also lagen die Schatten in Schwärmen auf Asphodilblumen.“

Wie unangenehm muß diese Lage Denen gewesen sein, welche gewohnt waren, auf zarten Myrten und Rosenblättern oder in den Armen einer Phyllis zu liegen! — Eine Neubegierde, die dem Lamech nicht unanständig ist, trieb ihn, sich herabzulassen und sie näher zu beschauen. Hier war weder Rang noch Vorzug:

„Die hievor auf Erden hoch über den Andern gestanden,
Lagen itzt unter dem Pöbel verstreut, ohn' Ausnahm' und Vorrecht.“

Lamech hauchte einen dieser Schlafenden an. Sein belebender Odem riß ihn auf einige Zeit aus dem Todesschlummer. Lamech fragte die Seele, wer sie seien, und wie sie hiehergekommen, vermuthet aber bald, daß sie die Seelen der Ruchlosen sein möchten, die die Sündfluth vom Leibe weggeschwemmt.

„Ihm antwortete zitternd die übelberathene Seele:
„Du hast's gesagt . . .
Ist der Tag des zweiten Gerichts da? ich hoffte, wir sollten,
Eh er uns fodern würde, zuvor Jahrhunderte schlafen.““

Sie wünscht, ewig hier schlafen zu dürfen, und bittet den Patriarchen, sie wieder in den ewigen Schlaf sinken zu lassen, daß er ihr die Qual des Gewissens erleichtere,

„Insoweit ihm das Leben der Träume zu schweigen vergönnet“.

Wir werden diesen erbärmlichen Stand nicht zu hart für

diese Seele finden, wenn wir hören, wer sie ist. Lamech befragte sie deswegen.

„„Soll ich", antwortete jene, „mein Leben melden? O, könnt' ich's
Vor Gott, vor den Engeln, den Seelen und Menschen verbergen!""

Sie berichtet, sie sei Tydor gewesen,

„der unmenschliche Tydor,
Unter den Sclaven der erst' und Herr der Sclaven des Sultans;
Sein zerschmetternder Arm war mir zu leiten vertrauet!
Und den gebraucht' ich, um allen Edelmuth niederzuschlagen,
Alles, was seinen Befehl nicht wie den göttlichen ehrte . . .
[Seinem Wort] sollte die Ehrfurcht des Kinds, die Gesetze der Ehre,
Zärtliche Liebe der Mutter und Liebe des Bräutigams schweigen.
Seine verzehrende Wuth empfing die Flamme von meiner."

Die Maximen, die er ihm gab, sind, wie sie immer ein Adramelech ersinnen kann. Er erfand, diesen Nachdruck zu geben, neue und einer zärtlichen Phantasie unleidliche Todesarten. Nach dem Tode Magog's kam sein Sohn Araxes zum Thron,

„Der vom Reiche zuvor nichts als das Serral gesehen".

Tydor hatte die beste Gelegenheit, unter diesem Weichling seiner Mordlust genugzuthun. Weder der dräuende Komet,

„Noch der Donner der Stimme, die über die Länder sich wälzte,
Dämpften bei [ihm] die Lust an Mord; [er] wußte nichts Schöners
Als ein Antlitz, worauf die Falten des Todes sich zogen."

Ist auch ein Wort in irgend einer Sprache, das nicht zu gut wäre, einen solchen höllischen Unmenschen damit zu benennen? Es haben Einige am Noah getadelt, daß seine antediluvianischen Sünder nicht größer seien als die nach der Sündfluth. Ist es des Dichters Schuld? Oder trifft diese Klage nicht vielmehr die Menschen? Ist es möglich, einen abscheulichern Charakter zu ersinnen als Tydor's? Gewiß, er würde uns ungläublich sein, wenn die morgenländische und römische Geschichte nicht solche Tydors hätte. — Lamech drückt den lebendigsten Abscheu gegen diesen Unmenschen aus. Nachdem dieser in seinen Schlummer zurückgesunken, weckt er einen Andern und befragt ihn um sein Leben auf der Erde. Dieser wundert sich, daß er hier unbekannt sei, da er doch auf Erden so berühmt gewesen:

„Niemals schwiegen mir dort die lobbelasteten Hymnen,
Die mich die Hoheit lehrten, die mir der Himmel gegeben.“

Lamech erfährt von ihm, daß er der Fürst in Masis gewesen, der die Grünen mit einem Streich vertilget habe. Er weiß sich sehr viel mit seinem Eifer, den er seraphisch nennt. Er ließ einem Manne von Jarmut, der ein goldenes Bild Gottes einen Gott genennt hatte, der in den Gruben des Erztes gewachsen, die Haut abziehen, und er bildet sich ein, die Strafe sei noch gelinde für eine Beleidigung Dessen,

„Der unendlich auch ein' unendliche Rache verlanget“.

Der Charakter dieses Menschen ist eine so unsinnige Dummheit, daß man anstehen sollte, welches ärger sei, einen so übelverdorbnen Verstand wie Asdod oder ein so boshaftes Herz wie Tydor zu haben. Anais, die bisher mit Asdod geherrscht hatte, starb. Nun nahm er zween Mitregenten. Die Ursache ist bündig: weil das Dreieck besser ist als der Zirkel, so ist es billig, daß über das edelste Volk drei Könige herrschen. Sie vertrugen sich aber nicht lange. Der eine wollte, man sollte eine dreihundert Meilen lange Mauer mit Thürmen gegen die Chusiten aufführen; der andere, man sollte den Araxes mit Geld gewinnen; Asdod war klüger als Beide:

„„Lasset uns“, sagt' ich, „das Gold und Heer gottseliger brauchen,
Häuser den Priestern, den Abgesonderten Gottes, zu bauen,
Und Die gütlich zu pflegen, die ihr Geschäft daraus machen,
Daß sie den Dienst der Gottheit verrichten, wenn wir ihr im Staatsrath
Stunden rauben. Gott wird die Treu' und Milde belohnen,
Die wir an seinen Geweihten beweisen.““ —

Allein er fand mit seiner frommen Meinung keinen Beifall. Man trennte sich. Der Eine hatte das Heer auf seiner Seiten, der Andere die Alten, Asdod die Priester, das war natürlich. Indessen kam der Komet und mit ihm die Fluth, welche Asdod in diese verdrießlichen Oerter geworfen, der aber voll Hoffnung ist, Gott werde die Bande des Todes schon wieder zerreißen und ihn für seine hirnlosen und heiligen Bubenstücke belohnen. Nun fiel der Schwindelgetränkte wieder in seinen Schlaf zurück.

„„Verkehrte Gedanken,
Sagte Lamech, „den Gott, der die Ewigkeiten bewohnet,
Rächen zu wollen und zu der Rache den Grimm zu bewaffnen,
Ehren zu wollen und ihm die Ehre des Staubes zu geben!““

Lamech eilte von diesem verwünschten Planeten mit der Kraft eines Verklärten in die stillere Wüste des Aethers zurück,

„Die sich zwischen ihm und dem Olymp sanft dämmernd verbreitet,
Kam bald durch den unnennbaren Sund zur Grenze des Himmels,
Dessen geheiligter Umkreis mit Sonnen an Sonnen umzirkt ist.“

Hier fand er die aus der Sündfluth geretteten Frommen und zerstreute in ihrer Umarmung das Trauergesicht der todtbegrabenen Seelen. — Ich finde dieses Episodion von Lamech's Abweichung zu dem kalten Mond vornehmlich deswegen vortrefflich, weil es die Eindrücke erneuert und verstärkt, welche die Charakter des Tydor und Asdod schon im II. Gesange auf uns gemacht. Es ist ebenso nützlich, obgleich nicht ebenso angenehm, das Laster und die Vorurtheile abscheulich und hassenswürdig, als die Wahrheit und Tugend liebenswürdig vorzustellen.

Ich übergehe die jetzt folgende Erzählung von dem zweiten Kampf der Erde mit dem Kometen, ob sie gleich ebenso schön und an lebhaften und neuen Bildern reich ist wie die erste, um ein Wenig bei dem unglücklichen Seraph Abbadona verweilen zu können, welchen der Dichter wieder erscheinen läßt:

„In der unreinen Fluth, mit aufgelöseter Erde
Und dem schweflichten Harz der Kometenwasser durchfahren,
Unter Aessern des Viehs, der Fische, der Vögel und Menschen,
Die unverfault noch schwammen, da schwamm an die Fluthen gebunden
Abdiel Abbadona, er schwamm und klagte beständig.“

Der Dichter läßt diesen Verzweifelnden die Klagen, die er jüngst so beweglich geführt, fortsetzen und, wie mich dünkt, aufs Höchste treiben. Abbadona beschwert sich aufs Nachdrücklichste über die Ewigkeit der Höllenstrafen:

„Soll die Strafe denn nicht aufhören, weil ewig der Herr ist,
Ewig die Hoheit ist, an welchen die Sünde geschehen?
Warum nicht endlich, wie Die sind, die gesündiget haben?“

Er glaubt, es wäre der Allmacht Gottes rühmlicher, seine schwachen Feinde, die mit dem Namen der Feinde nur geehrt sind, zu vernichten. Mit der Vernichtung würde die Beleidigung aufhören. Wie ist es möglich, daß die Sünder zu sündigen aufhören

— — — „unter dem ewigen Leben der Schmerzen,
Die den verletzten Verstand nur übler verletzen und hindern,
Daß die Gedanken sich nicht zur nöthigen Stille versammeln“.

Er begreift nicht, was die Rache, die Gott an ihnen nimmt, ihm oder den guten Engeln für Vortheil bringe. Wie unanständig wäre es, wenn Gott diese aus Furcht der Pein durch das immer gegenwärtige Beispiel der gefallenen Engel in seinem Gehorsam erhalten wollte! Schlimmer Gehorsam, der auf die Furcht vor Marter sich gründet! Kann die Strafe mehr thun als die Liebe? Wer kann die Hand des Peinigers lieben? Und doch wollte Abbadona Den lieben, der ihn auf einmal zerstörte, mit dem letzten Gedanken wollte er ihn noch loben. — Was empfinden hier meine Leser? Zerschmilzt ihnen nicht das Herz gegen diesen so sehr mitleidenswürdigen Geist? Empfinden sie nicht, daß sich ihre ganze Seele gegen den Gedanken empört, daß ein solcher ewig verdammt sein sollte? — Doch Abbadona wird es nicht sein. Ohne Zweifel wird ihn der Poet der Messiade selig machen, und eine poetische Seligkeit sollte ihm doch Niemand mißgönnen. Unser Dichter, der dem Abbadona zum Theil so starke Einwürfe in den Mund legt, daß wir unsern Beifall kaum in unserer Gewalt haben, bereitet uns schon dazu durch die sehr wahrscheinliche Dichtung, daß seine Qual auf eine lange Zeit unterbrochen worden. Gott sendete einen mit Allmacht umgürteten Seraph, der faßte ihn und trug ihn in den Saturnus,

„Der die Grenzen der Sonne mit seinen Dienern umfähret . . .
Winterhügel von Eis bedecken die weiten Provinzen;
Ueber den Hügeln verbläst der Orkan, und Abbadona
Fällt danieder, betäubt in ungewöhnlicher Ohnmacht“.

Sechsundzwanzig Jahre des Saturnus, das ist ungefähr etwas über siebenhundert Jahre, hatte er da ohne Empfindung gelegen. Endlich erwacht er und glaubt, kaum einen Tag der Erde geschlafen zu haben. Der Poet vergleicht ihn deswegen mit den Siebenschläfern der Legende, welche ihr verschlafnes Jahrhundert für eine kurze Sommernacht gehalten und sich gewaltig gewundert, da sie so neue Gesichter in ihrer Stadt angetroffen.

Jetzo überließ sich Abbadona seinen Klagen von Neuem, und der Poet verspricht, uns so viel davon zu entdecken, als ihm Urania, seine Muse, erlauben werde. Abbadona klaget anfangs, daß er das Bewußtsein so bald wiedergefunden und mit ihm den unendlich nagenden Wurm seines Jammers. Er beschweret sich gegen Gott, der ihm wider sein Wollen die Empfindung wiedergegeben, wie er ihn ohne sein Wollen er-

schaffen. Er redet Abdiel an und hoffet anfangs, daß er, ob er gleich jetzt sein Feind sei, doch Mitleiden gegen ihn fühlen würde, wenn er die Größe seiner Qual wüßte:

„Wenn Du die Lasten Jammers, die auf mir liegen, verstündest,
Wahrlich, Du würdest zu Gott um meine Versöhnung aufweinen."

Doch dieser kleine tröstliche Gedanke verliert sich gleich wieder. Ihn kann kein Engel versöhnen. Und wie unbillig verlangt er, daß Abdiel eine Empfindung des Jammers seines ehmaligen Freundes haben solle. Die kleinste würde seine Seligkeit zu sehr unterbrechen. Auch hier widerspricht er sich wieder:

„Eitels Geschwätz! Er erhielt den Zuwachs an seliger Wonne,
Den ich durch meinen Abfall mir selbst unsinnig geraubet.
Zweifelsfrei hat er mich ganz vergessen; in seinem Gedächtniß
Bleibt nichts übrig von mir zu denken . . .
Wollte nur Gott, ich wäre zernichtet! O, wär' ich nicht länger!"

Jetzt erinnert er sich des Kometen, der die Erde verwüstet hatte. Er wollte sehen, wie diese jetzt beschaffen sei:

„Er dacht' da nur einen verdorbnen Planeten zu sehen,
Der in sich selbst geschmiegt, mit Wassern ringsum bedeckt wär',
Zur Bewohnung untüchtig, ein feuchtes, dunkels Gefängniß."

Aber wie sehr erstaunte er, da er die Erde wiederhergestellt, in einem blühenden Zustande und mit allen Arten von Einwohnern besetzt fand, die er vordem auf ihr wandeln gesehen. Sein Erstaunen verlor sich bald in wehmüthige Gedanken. Wie bald hörte Gott auf, Richter gegen die Erde zu sein! Wie bald ward sein Zorn von der Gnade verschlungen!

„Aber so schnell zum Verzeihn ist er nur gegen die Erde;
Gegen die Satane, Söhne des Himmels, die Erstgebornen,
Brennet zu langen Ewigkeiten sein Zorn unerlöschlich,
Nur gemäßigt, damit sie nicht unter dem Grimme vergehen."

Indem er so sagt, unterbricht ihn eine besondere Geschichte, die seine Augen an sich zieht. Eine große friedfertige Nation, mit allen Gliedern des Volks, mit Müttern, Kindern und Greisen, aller Habe von Vieh und Geräthe, statt der Waffen mit Wanderstäben versehen, stand am Ufer eines Meeres. Hinter ihr her fiel ein feindliches Heer mit Streitwagen und Pferden und allen Werkzeugen des Krieges ein:

„Schon fiel auf das friedsame Volk die Hand des Verderbens,
Wäre die Nacht nicht zwischengestanden mit seltsamen Wolken,
Gegen dem Volk zu hell und finster gegen dem Feind zu."

Abdiel sahe diese wundersame Scene, hörte das Flehen des reisenden Volkes und die Drohungen der unerbittlichen Feinde. Er selbst fühlte sich mitleidiger und brach in Klagen über das menschliche Geschlecht aus, welches so bald nach dem allgemeinen Strafgerichte sich wieder eben der Verbrechen schuldig mache, welche jene Rache verschuldet. Dieses bringt sein Gemüth, das allenthalben Nahrung seiner eigenen Pein findet, auf die bittere Vorstellung:

„O, wenn [Gott] sein Verzeihn mit solchem Undank belohnt wird,
Muß er nicht zum Verzeihn ins Künftige langsamer werden?
Kann ich von ihm Vergebung erwarten, wenn er vorher siehet,
Daß der Friede mit ihm, daß die Ruh', das Schweigen des Wurmes,
Der am Geiste mir nagt, in Kurzem meine Gelübde,
Die ich im Schmerz gethan, widerrufen würde?" —

Dieses würde ihn einer noch härtern Strafe würdig machen. Es ist also eine Wohlthat, wenn Gott ihm in diesem Falle nichts von seiner diesmaligen Qual nachläßet. Wie hoffnungslos macht ihn diese Betrachtung!

„Indem sah er den Feldherrn des eingeschlossenen Volkes
Mit dem Stock in die Fluth des Meeres schlagen; die Wellen
Flohen aus heimlicher Scheu vor dem Stock und standen wie Mauern
Weit getrannt; die bereitete trockne Straß' in der Mitte
Ging mit gutem Gemach das Volk an den Strand gegenüber."

Die Feinde setzten ihnen in einem Taumel von Wuth nach. Diese waren schon am jenseitigen Ufer, da jene noch alle auf der treulosen Straße zogen:

„Itzo schlägt das Wasser der Stock zum andern Mal; plötzlich
Stürzen die wassernen Mauern von beiden Seiten zusammen
Und begraben den Krieg in die See, die Wagen und Pferde.
Gottes Gerettete sehn die Verheerung vom sichern Gestade
Und lobsingen dem Herrn, der in ihrem Kriege gestritten."

Abdiel erkannte hieraus die nahe Gegenwart Gottes. Er bebte und floh gegen das Südmeer, wo er die Satane in dem ätherischen Netze verstrickt liegen sah:

„Sah sie deutlich, noch war sein Auge nicht stumpfer geworden,
Ungerettet das Garn mit knirschenden Zähnen benagen,
Aber, wie unaufhörlich sie nagten, ihm nichts abgewinnen.
Unsanft sah sie der Engel liegen und knirschen und nagen;
Welch ungleiches Lager dem blumichten Bett im Olympe
Unter Jasminenduft in ambrosialischen Auen!"

Der Anblick dieser rebellischen Lästerer giebt ihm einige Linderung, weil er sie für unseliger hält, als er ist. Aber er betrügt sich, sie sind es nicht. Ihre Empörung, ihr Haß gegen Gott waren für sie eine Art teuflischer Wollust. Sie hießen das Uebel ihr Gut sein. Abbadona hingegen fühlte die ganze Last seines Jammers, den lebendigsten Abscheu gegen das Böse, die innigste Begierde, immer getreu geblieben zu sein, und doch die Beraubung aller Hoffnung, daß seine Marter aufhören werde. Abbadona war desto unseliger, je besser er war als Satan oder Adramelech und Magog. Eben dieses ist ein neuer Grund, warum eine menschliche Vernunft seine ewige Verdammniß schwerlich mit unsrer Idee von der Gerechtigkeit Gottes reimen kann.

Jetzo schmiegte sich Abbadona in einen Punkt zusammen, um wenigstens von einer Seite seine Wirklichkeit zu vermindern, setzte sich dann in ein gefaltetes Blatt und vertrauerte darin ganze Jahrhunderte in heimlichem Grame.

Von den Schönheiten des elften Gesangs.

Unser Dichter, welcher die Kunst besaß, durch ein so großes Werk sich der unermüdeten Aufmerksamkeit denkender Leser zu versichern, scheint sich, wie ich schon bemerket, das Gesetz vorgeschrieben zu haben, die anstrengenden, schrecklichen und traurigen Vorstellungen, welche er in sein Gedicht bringen mußte, beständig mit sanftern und angenehmern abzuwechseln.

Diese Abänderung der traurigen und frohen Vorstellungen ist eine von den vornehmsten sinnlichen Belustigungen, die uns das epische Gedicht gewähren kann. Ein anmuthiger Ruheplatz ist uns noch einmal so angenehm, wenn wir ihn durch einen beschwerlichen Weg verdienen müssen. Dieses beruhigende Vergnügen genießen die Leser, welche nach den schreckhaften Scenen, womit sich der vorige Gesang geendigt, wieder in die Arche zu den stillen und würdigen Freuden der frommen Noachiden zugelassen werden. Wir finden diese immer in der geordneten Gemüthsfassung, in der heitern Stille der Seele, die wir bisher an ihnen bewundert haben. Ihr Zustand wäre für alle Andern, die weniger Tugend und

innern Reichthum an Freude gehabt hätten, sehr verdrießlich gewesen; sie hingegen fanden Beweggründe zur Lust in demselben. Auf den Wüsten des Meers, in dem engen Gefängniß der Arche, ohne andere Gesellschaft als der Thiere, waren sie doch voll Zufriedenheit. Das Gleichniß oder Exempel, womit der Poet diesen ihren Gemüthszustand uns lebendiger vorschildert, ist um desto schöner, da es uns wider Vermuthen einen Mann bekannt macht, der die Denkart und Sitten der erhabenen Menschen, die im Noah beschrieben werden, in unsere Tage wiederbringt und uns durch sein wirkliches Beispiel diese fremden und veralteten Charakter glaublicher macht:

„Also lebte Philokles in seiner föhrenen Hütten,
Auf der gebirgichten Roode, des alten Gallus Besuche,
Jahre des hellesten Lichts, mit keiner Schwermuth verdunkelt,
Innig belustigt, durch seine päanischen Künste das Leben,
Das am Rande schon stand, schon beweint war, zurücke zu rufen,
Weinenden Eltern ihr Kind, dem trostlosen Kinde die Eltern
Wiederzugeben und selbst von Denen den Tod zu entfernen,
Die vor weniger Zeit sein Leben gesuchet, entrüstet,
Daß er das Land unbefehligt von einem Uebel befreiet.
Unter den Hirten des Viehs, fern von erleuchteten Geistern,
Selbst ein erleuchteter Geist, der Wahrheit tiefer Durchschauer,
Wartet er seines Berufs und hält sich genugsam gewürdigt,
Daß Gott durch ihn die Gesundheit der Hirten des Viehes bewahret.
Noch ist in seiner Cabane der Umgang mit aller Welt Weisen
Ihm nicht versperrt, er findt sie in sein Musäum versammelt."

Wird es die Nachwelt auch glauben, daß dieser ehrwürdige Mann zu unsern Zeiten gelebt hat, und daß ihm der Dichter keinen einzigen dieser edeln Züge geliehen hat? Vielleicht wird es einem künftigen Commentator des Noah erlaubt sein, ihn zu nennen. Die Stelle, welche der Poet diesem seltnen Charakter eingeräumt hat, ist keine größere Ehre für Denjenigen, der dadurch der Nachwelt zur Bewunderung übergeben wird, als für das Gedicht und den Dichter selbst. Philokles ist in seiner föhrenen Hütten ungemein größer, als er in dem blendendsten Glanze der äußerlichen Hoheit sein würde. Wie viel rühmlicher ist es, in den Augen der wenigen Weisen groß zu sein, als dem Pöbel der ganzen Welt groß scheinen! Diese Anmerkung ist gegen den freidenkenden Dichter, der sich über Leibniz und Pope geärgert hat, daß sie eine Welt, worin die weisesten Männer so wenig Figur machen, für die beste erklärt

haben. Ein einziger Philokles, wie ihn unser Dichter malet, giebt der Welt mehr Vollkommenheit, als ihr zehen Tiberii und in Ministers verwandelte Thoren nehmen können. —

Der Poet erzählet uns nun, wie Noah von dem Engel Raphael nicht nur die Nachrichten von allen Begebenheiten bekommen, die wir in den vorigen Gesängen gesehen haben, sondern auch den Schlüssel zu den Gemälden des Saales, von welchen er bisher nicht mehr gewußt, als die höchste Kunst des englischen Malers mit Farben sagen konnte. Noah erzählte Alles dieses den Seinigen wieder. Jetzt waren ihnen die Schildereien wie neu:

„[Sie] zerflossen in Luft, wenn er mit redenden Zügen
Ihnen die Rahmen enthüllt', und hingen wie marmorne Bilder
An den Lippen Noah's, vergaßen die Fluth und den Garten,
In die selige Zeit der Ankunft des Heilands versetzet,
Die sie in den Gemälden schon gegenwärtig erblickten."

Alle die verschiednen, edeln und den Gegenständen gemäßen Gemüthsbewegungen, welche sie jetzt bei Betrachtung der Rahmen empfunden, malt uns der Poet mit den schönsten Farben. Ich will mich aber nur bei derjenigen aufhalten, welche die Apostel vorstellte, wie sie im III. Gesang der Messiade charakterisirt sind. Meine Leser werden die Ursache dieser Wahl gleich errathen. Noah zeiget erstlich auf den Johannes, der so liebenswürdig ist, daß er seine Augen vor allen Andern auf sich ziehen mußte:

„An seiner seligen Seele
Hat der bildende Schöpfer den schönsten Aufwand gemachet.
Schau ihn nur an, Debora, schau, wie die heitere Seele
Auf die holdseligen Züge der heitern Augen hervorgeht."

Nun bemerkt er den Petrus, der mit ungeduldigen Augen und entschlossener Stirne im Wald einhergeht:

„Schaue nur, Cham, welch feuriges Herz auf dies Angesicht leuchtet!"

Endlich zeiget er auch den ehrwürdigen Bartholomäus:

„Schau, o Sem, sein gottseliges Antlitz, die Wohnung der Tugend!"

Es müßten unachtsame Leser sein, welche nicht ohne mein Erinnern merkten, warum Noah beim Johannes die göttliche Debora, beim Petrus den feurigen Cham und beim Bartholomäus den frommen Sem aufgerufen; und diese werden es auch schwerlich sein, welche die ungemeine und feine Schönheit dieser Stelle empfinden können. Der Dichter hat außer dem Ver-

gnügen, das er uns durch das übereinstimmige Verhältniß der Charakter dieser Personen giebt, ohne Zweifel auch die Absicht gehabt, uns an die unaussprechliche Freude zu erinnern, welche eine Debora, ein Sem rc. durch diese besondere Aufmerksamkeit des Patriarchen auf sie empfunden haben mußten, die das feinste Lob war, das er ihnen geben konnte. Es gehöret gewiß keine geringere Unterscheidenskraft und Scharfsinnigkeit als diejenige, die unser Dichter in diesem ganzen Werke äußert, dazu, alle Umstände, durch welche man die Charakter seiner Personen gleichsam durchscheinen lassen kann, so geschickt zu erhaschen. — Noah hält bei Beschreibung des Judas Ischariot vor Betrübniß still. Die zärtliche Thamar war indessen vor Allen von dem Jünger gerührt worden, von dem sein Engel Elim sagte:

„So zärtlich und fühlend
Als die Seele des stillen Lebbäus sind wenig erschaffen."

Sie wünscht mit Ungeduld, ihn zu kennen, und bittet deswegen ihren Vater, seine Augen von dem Verräther abzurufen:

„Kannst Du [denn] unter den übrigen Fünfen vor Jenem vorbeigehn,
Der mit unsicherm Fuß bergan steigt, entkräftet und wankend?
Ach, wie er klagend die Hände zerringt, wie in Ohnmacht dahinsinkt!
Wie von der Höh' die Seraphim eilen und um ihn besorgt stehn!"

Der Patriarch vergnügte ihre Bitte mit einer Nachricht, welche die Thamar nothwendig ihrem ähnlichen Freunde noch gewogener machen mußte. Die folgende Stelle, welche uns den Affect, mit dem der Patriarch erzählte, malt, kann ich nicht vorbeigehen:

„Indem er erzählte,
Floß sanftwallend das Herz des Frommen auf seinen Gliedmaßen,
Seinen Geberden und Worten, die ferner seine Zuhörer
Mit gleichmäßigen Trieben erfüllten und Durst, mehr zu hören,
Bei den Gerührten entflammten, der stets in ihnen fortbrannte,
Ob ihn Noah gleich stets mit neuen Erzählungen kühlte."

In diesem angenehmen Zustande blieben sie noch lange, nachdem er ausgeredet hatte; ihr bewegtes Gemüth floß auf die wohlredenden Lippen. Die schöne Rede der erhabnen Debora ist eine Probe davon. Sem setzet dieselbe fort, und seine Freude darüber, daß alle diese heiligen Freunde des Messias und der Mittler selbst von ihm stammen würden, ist so groß, daß er dieses bisherige Geheimniß nimmer zurück-

halten kann, sondern seinen Brüdern den Segen des sterbenden Sipha eröffnet. Cham antwortet ihm darauf mit Versicherung, daß dieser Vorzug bei ihnen nicht Neid, sondern größere Hochachtung gegen ihn erwecke. Er erinnert ihn aber sogleich, daß dieses auserwählte Volk von Sem's Nachkommen eben das sein werde,

„Das den Gesegneten Gottes zu sehn sein Auge nicht öffnet".

Diese Erinnerung Cham's ist nicht, wie es scheinen möchte, die Frucht einer heimlichen Bosheit, sondern seiner Lebhaftigkeit und freien Zunge. Wenigstens war Sem so redlich, daß er sie nicht anders als mit Demuth und Beschämung annahm.

Wir bekommen jetzt eine neue Probe, wie geschickt unser Dichter die schönsten Erweiterungen seines Gedichtes aus dem Innersten der Charakter gleichsam herauszuspinnen weiß; die Kunst ist hier desto größer, je weniger sie die Miene der Kunst hat.

Japhet hatte währender Unterredung der Brüder geschwiegen. Das Gefild, worin nach seines Vaters Erzählung die Seelen vor der Geburt schweben, beschäftigte seine feurige Seele:

„Dieses anmuthige Bild warf in die muntere Seele
Eine Gluth, wie der Blitz in den äthiopischen Feldern
Heftig und schnell die spezereiduftenden Schatten entzündet."

Ich weiß nicht, ob es vielen Leuten gegönnt ist, die Schönheit dieser drei Verse einzusehen. Lebhafte und erfindsame Köpfe werden aus öfterer Erfahrung wissen, daß zuweilen ein geringer Zufall, eine gewisse Empfindung bei einem einsamen Spaziergang, eine Stelle eines Scribenten, die wir in einem glücklichen Augenblicke lesen, ein Wort eines Freundes, das ohne sonderliche Absicht gesagt worden, die Seele mit einem plötzlichen Licht durchfährt und sie auf eine Reihe von Gedanken bringt, die ihr ganz unverhofft kommt. Die glücklichsten Erfindungen gewisser Schriftsteller kommen so zur Geburt.

In der folgenden Nacht kam ein Engel, die Menge von Bildern, welche in der Phantasie des muntern Japhet's entstanden war, zu ordnen und ihm die Sitten und Geschichte der Völker, die von ihm entspringen würden, vorzustellen. Japhet brannte vor Verlangen, sein Traumgesicht seinen Brüdern wiederzuerzählen. Nachdem er ihnen den Anlaß dazu gemeldet,

erzählt er, wie er im Schlafe sich plötzlich in einem Gefilde gefunden,

„Wo sich ein blumichter Grund durch Lilienauen verlängte;
Bäche von hellerm Glanz, als Krystalls ist, tränkten die Anger,
Und ein Hain, mit dem Reichthum des Herbsts beladen, stieg seitwärts
Ueber die Hügel verspreitet, am Licht des thauenden Morgens.
Mit halbzirkelnder Oeffnung, wie in ein waldicht Theater
Schlossen die Hügel den duftenden Platz ein." —

Kurz, er war in dem elysischen Felde, wo die menschlichen Seelen vor der Geburt herumschwärmen,

— — — „noch nicht mit dem starken Körper gekleidet,
Noch untüchtig zum Denken, nur erst zum Fühlen gebildet."

Die Leiber dieser Seelen, ob sie gleich unendlich klein waren, hatten doch schon die Gestalt und Mienen, welche sie künftig als Menschen haben sollten. Japhet befand sich in seinem Traum mit einem gleichmäßigen zarten Leib versehen,

„Sah sie mit Augen der Seel und flog mit Fitt'chen von Glanze,
Wie die waren, mit denen sie flogen von Blume zu Blume."

Zuletzt kam Einer in empyreischer Gestalt aus einer zerfließenden Wolke hervor und redete Japhet an. Er sagte ihm, wo er sei, und wie er selbst ehedem hier gewesen, aber durch einen letheischen Trank die Erinnerung dieser schönen Bilder verloren. Die Weltweisen wissen wohl, daß kein letheischer Trank nöthig ist, die schwachen Empfindungen auszulöschen, die wir vor der Geburt gehabt haben. Es ist aber die Sache des Poeten, dasjenige sinnlich und poetisch zu sagen, was Duns Scotus mit abgezogenen Worten ausdrückt. — Die ätherische Gestalt erzählet ferner, daß alle die Seelen, die Japhet hier sahe, seine künftigen Nachkommen, die zu großen Völkerschaften anwachsen würden, seien, und giebt ihm das Allgemeinste und Wichtigste ihrer künftigen Geschichte. Der allgemeine Charakter, den er ihnen beileget, ist folgender:

„Sie wird mit der erhabensten Gluth die Freiheit beseelen,
Daß sie nur Ordnung und Recht für ihre Höhern bekennen.
Sie wird ein tapferer Muth im eisernen Körper beleben,
Schwere Werke mit unermüdetem Geist zu vollführen.
Das sind die Früchte der mitternächtlichen Kugel der Erde,
Wo der Leib, im Klima gehärtet, den Geist zugleich härtet."

Wer auf die Hauptzüge, mit denen die Nationen sich von einander unterscheiden, bei Lesung der Geschichte Acht gegeben

hat, dem wird kein Zweifel einkommen, daß sich dieses nicht auf die europäischen Nationen schicke, welche, wie geglaubt wird, von Japhet abstammen:

„Wenn in den fernsten Jahren die Welt vor Königen zittert,
Wird der Norden die Freiheit ehren und, von ihr geehret,
Könige haben, die ihre Stimme zu hören sich rühmen.
Helden wird Asia zwar auch zeugen; Europa wird Helden,
Doch nicht Helden allein, auch freie Gemüther erzeugen."

Die Wissenschaften und schönen Künste werden vor der Wuth der Sultanen und der Priester aus Süden nach Norden entfliehen. Die Nothdurft wird diese Länder, die der Natur nicht viel zu danken haben, die Handelschaft lehren,

„Die an der Hand den Reichthum, der Reichthum die Künst' an der Hand führt".

Die Kaufmannschaft, wenn sie sich besser ausbreiten wird, wird

„jenseits der Meere
Erden mit Völkern und Thieren und Vögeln und Pflanzen entdecken,
Die vor der übrigen Erde sich manches Alter verborgen,
Ob sie gleich von dem Blut der Archegeretteten stammen."

Der Engel zeiget dem Japhet drei schimmernde Seelen an einem Bache hervorgehn. Von diesen Dreien würde der Erste die Tugend der Magnetnadel erfinden, der Andere dem Kiel des Schiffes eine solche Bildung geben, daß es bei allen Winden nach seinem Ufer den Lauf halte; der Dritte würde endlich mit Hilfe beider Erfindungen den Anfang der Entdeckung der neuen Welt machen. Er zeigt ihm auch den König, der sich rühmen würde, die Welt habe sich verlängern müssen, ihm mehr Land zu beherrschen zu geben. Er könnte groß werden, wenn er, dem Wink der Vorsehung getreu, erkennte,

„Wie viel Gutes er Peru und seinem Mexico thun kann.
Aber anstatt denselben des Glaubens Sanftmuth zu lehren,
Bringt man den Aberglauben zu ihnen mit wüthenden Klauen.
Statt die Fesseln der Sclaven zu brechen, arbeitet man neue
Und man belegt damit die Freien. Man könnte den Unsinn
Zähmen, der Menschen opfert; statt dessen vertilget man Völker."

Er zeiget ihm die zween großen Menschenwürger Cortez und Pizarro, welche zur Kurzweil den Mohnblumen die Häupter abschlugen, aber einst das Schwert in Schuldlosen tränken würden,

„Die in den Wäldern nackt und ungesittet umirren".

Unter verschiedenen Andern, welche der Menschlichkeit mehr Ehre machen würden, zeigt er ihm auch Einen, an dem wir die Merkmale des berühmten Penn erkennen, von welchem, wie bekannt ist, Pennsylvanien den Namen hat:

„Einer, Du siehst voll Tiefsinns ihn unter den Tulpen einhergehn,
Wird ein Volk" rc.

Das folgende „Uebersieh nicht den Trupp" rc. scheint auf die Jesuiten in Paraguay zu gehen, deren vortreffliche Verfassungen so sehr gerühmt werden. Die Stelle vom 345. bis 366. Vers ist der Anlage nach aus dem 6. Capitel des 4. Buchs des Esprit des Lois entlehnt und scheinet uns so vortreffliche Staaten abzubilden, daß es kaum möglich scheint, daß ihnen der Dichter nicht sollte verschiedene Züge gelehnt und also vielmehr gesagt haben, wie sie sein sollten, als wie sie sind. Nun folget eine wahre und freie Abschilderung der römischen Päpste und des unbeschreiblichen Unheils, welches sie anrichten würden. Sie werden

— „Die Waffen des Glaubens zur Schärfe des Eisens gesellen,
Bis sie die Grenze verwirrt, die Vernunft, Naturrecht und Wahrheit
Zwischen der Kirch' und dem Staat, dem Priester und Fürsten gesetzt hat...
Ihre hierarchische Macht wird die kühnern, forschenden Weisen
Von dem Steuer des Staats, vom Licht des menschlichen Umgangs
In die Cellen vertreiben, wo müssigs Sitzen die Stunden
Ohne Nutzen durchwacht; sie wird mit Feuer sich waffnen,
Leuten die Lehre von Gott zu lehren, die sie nicht bekennen,
Weil vor ihrem Gesicht das Leben der Priester sie leugnet."

Hier endete der Engel seine Erzählung. Japhet hatte ihm mit Erstaunung zugehöret

„Und sah itzt entzückter die Seelen, die von der Viole
Zur Orange schwärmten, zur Anemon' von der Orange."

Ich habe schon oben ein kleines Fragment gerettet, welches in der Ausgabe des Noah weggefallen. Hier ist noch eines, welches ich um so viel begieriger mittheile, weil ein wichtiger historischer Umstand von unserm Gedichte darin entdeckt und zugleich einer meiner würdigsten und werthesten Freunde, zwar mit wenigen Worten, aber auf eine Art, die seinen vortrefflichen Charakter sehr schön darstellt, der Welt bekannt gemacht wird:

„Indem ließ sich ein Paar von einer träufelnden Myrrhe
Zu mir hernieder und flattert' um mich, sanft flüsternd. Mein Führer

Rief mir: „O, laß die Beiden nicht unbemerket; der Eine
Mit dem Ernst in den Augen wird Deines Vaters Errettung,
Seine Flucht durch die ungebähnete Wüste der Wellen
Späten Weltaltern melden, die wenig davon sich erinnern.
Ihn wird die Muse sie lehren, die auf Elihu herabkam
Und in die Arch' Euch folgt', Euch die Dankgesänge zu lehren.
Was ihn die Muse des Nachts wird lehren, die großen Gedanken
Sagt er frühe dem Andern, der vor der Geburt ihn schon liebet,
Ueberdenkt sie mit ihm, dem Sipha seines Weltalters,
Und erstaunet, wie sie zu seinen in Gleichlaut gestimmt sind.““

Er wies ihm auch die Quelle, wo Abbadona geweint hatte, als die ersten Menschen in Eden gefallen waren. Endlich verlor sich der Engel, das Gefild der Seelen und der Traum Japhet's.

„Japhet's Vermählte vernahm mit ihren Schwestern die Wunder
Mit weitöffnendem Aug'.“ —

Der Geschichtschreiber würde mit angenehmem Erstaunen sagen; der Poet aber, dem es zukommt, den sinnlichen Ausdruck dessen, was in der Seele vorgeht, anzuzeigen, sagt: mit weitöffnendem Auge, weil die Verwundrung über angenehme, unverhoffte Sachen sich so im Gesichte zu verrathen pflegt.

Thamar wünschte sich einen ähnlichen Traum und läßt ihrer zärtlichen Phantasie den Lauf über diese artigen Scenen. Cham sieht es ganz anders an. Wir kennen ihn als einen freidenkenden und nicht allemal glücklichen Zweifler. Er sagte zu Japhet:

„Dein Traum ist
„Milde mit Wundern besät; was kosten Wunder dem Traume?“

Doch die Weissagungen des Seraphs kommen ihm noch ungläublicher vor. In den entferntesten Weltaltern neue Chusiten, neue Noditen, hundert Dagons für einen u. s. w., dieses kommt ihm ganz abenteuerlich vor:

„Bis dahin hatt' ich geglaubt, das wären Sitten der Menschen,
Die vor den Fluthen gelebt, sie wären mit ihnen verloren.
Werden in dieser entlegenen Welt die Laster der ersten
Nicht längst abgenutzt sein, nicht ein weises Alter regieren?
Warum nicht, da der Mittler das blöde Licht der Vernunft dann
Mit dem siegenden Strahl der göttlichen Wahrheit gestärkt hat?“

Der Dichter hat mit gutem Grunde die Einwürfe, die man theils gegen den poetischen Traum von dem Lande der

Seelen, ehe sie geboren werden, theils gegen die große Aehnlichkeit der Sitten und Laster der Antediluvianer mit den Neuern machen möchte, dem Cham in den Mund gelegt und sie von dem weisern und langsamer urtheilenden Sem widerlegen lassen. Sem sagt wegen des ersten Punktes:

„Nichts ist unglaublich, was in die Wahrheit einschlägt. Das Kleine Kann sowol als das Große mit seiner Schönheit geschmückt sein“,

und wegen des andern:

„Auch ich würde des Engels Worten den Beifall versagen,
Wenn unbezwingbar der reine Verstand und königlich herrschte;
Ach, er ist überwindlich, und ist er einmal besieget,
In was für Tiefe kann Unsinn die Schwindelgeister nicht stürzen!
Wird dann auch eine Sünde der hingerichteten Welt sein,
Welche die folgende Welt nicht gleichfalls sündigen werde?
Und sind Sünden, die jene Gestraften übrig gelassen,
Welche die künftige Welt zum ersten Mal sündigen könnte?“

Man kann diese Dichtungen des Poeten nicht gründlicher rechtfertigen, als hier geschicht, und es ist zu verwundern, daß manche verständige Leser, welche sich an denselben gestoßen, sich nicht haben die kleine Mühe nehmen mögen, ihre Zweifel sich selbst zu beantworten.

In der folgenden Nacht hatte auch Thamar einen prophetischen, aber minder angenehmen Traum:

„Sie weint' im Schlaf und erzählt ihn
Morgens mit Thränen; sie sprach: „Ich fand mich unter der Blüthe
Eines von riechenden Zweigen geflochtnen Obdaches sitzen;
Um mich her leitet' ein seltsames Volk die seltsamsten Tänze
Unter dem Schall der lauten Pfeif' und Wirbeln der Cymbal,
Ungekleidet, die Haut widerschien von schimmernder Schwärze,
Wollicht das Haupthaar, die Nase platt, die Lippen geschwollen:
Alle geschäftig, mir aufzuwarten, und nannten mich Mutter;
Auch empfand ich mein Eingeweide zu ihnen geneiget.““

Mitten unter dieser Lust kam ein großes Schiff ans Gestade, welches eine Menge weißer und mit blitzenden Werkzeugen bewaffneter Männer aussetzte. Diese Unmenschen bedienten sich der Einfalt jenes ungesitteten Volks und verleiteten sie, sich in einem starken Getränke zu berauschen, welches machte, daß sie Alles vergaßen und für eine Flasche dieses verwünschten Tranks ihre liebsten Freunde, die Väter die Söhne, die Jünglinge die

Bräute verkauften. Auf diese treulose Art führten die Weißen große Truppen der Schwarzen in ihrem Schiffe davon.

„Was für ein tiefer Schmerz ergriff die trostlosen Seelen,
Als sie ihr mütterlich Land sahn hinter dem Schiffe verschwinden!
Kläglich weinten zu ihren neuen Herren die Sclaven,
Kläglich zum Himmel; ihr lautes Weinen durchstach mir den Busem
Blutend wie einer Mutter, der man die Kinder entführet."

Sie rief den Räubern nach und warf ihnen vor, daß es unmöglich sei, daß so barbarische Leute von Noah's Geschlechte abstammen; Adramelech oder sonst Einer vom Orchus müsse ihr Vater sein. Die Unmenschen spotteten ihrer Klagen. Sie drehten die Beschuldigung auf sie selbst zurück und behaupteten, die weiße Farbe sei die Farbe der Menschen, die schwarze aber des Orchus; und die Schwarzen können wie die übrigen Thiere zu nichts Anders als zu Sclaven der Weißen bestimmt sein.

Nachdem Thamar lange am Ufer geweint hatte, däuchte ihr, sie bekomme Flügel und erreiche das jenseitige Ufer, wo die entführten Schwarzen am offnen Markte in geringerem Preise als das Vieh verkauft wurden.

„Dann sah ich Jüngling' und Alte zu Mühlenarbeit verurtheilt,
Oder in Erzgebirgen die tiefen Gänge zu hauen."

Dieser Anblick brachte sie vollends in die äußerste Wehmuth. Sie erwachte weinend und konnte die traurigen Bilder nicht aus dem Sinne schlagen. — Der Dichter hat in diesem Traum der Thamar das wirkliche Schicksal ihrer Nachkommen und das unmenschliche Bezeugen der Europäer gegen sie gezeiget.

Cham fand den Traum seiner Geliebten nicht glaubwürdiger als den ersten.

Er bewundert die artige Zusammenfügung der Chimären, womit sich die Phantasie betrügt, und verweist seiner Gattin, daß sie um solche Hirngespinnste weine. Sem hegte gründlichere Gedanken über dieselben. Er zweifelt nicht, daß dergleichen traurige Folgen des menschlichen Verderbens ihren Nachkommen bevorstehen; er fühlet, wie schmerzlich der Gedanke wäre, Vater so bösartiger Enkel zu sein, wenn sie nicht auch wüßten, daß zwar wenige, aber unschätzbare Haufen von Freunden Gottes von ihnen abstammen würden. Er endiget seine Betrachtung mit folgender schönen Stelle, die aus einer der Nächte des göttlichen Young entlehnt ist:

— „Gott hat in diesen irdischen Wirbel die Wahrheit
Hoch von den Wolken gesandt, die bracht' in der Linken dem Menschen
Diese Welt, in der Rechten die künftige her. Der Gerechte
Nimmt den Himmel von ihr und läßt die Erde fortwälzen.“

Auf diese Weise bekamen die Bewohner der Arche immer so viel Arbeit für ihre geschäftige Seele, daß sie niemals in eine gedankenlose Trägheit verfallen konnten.

Nun beschreibet der Poet ebenso wahrhaft als bilderreich, wie das Gewässer sich wieder verlaufen und die Erde nach und nach bewohnbar worden sei. Alles ist in dieser Stelle nach dem Leben geschildert und den Gesetzen der Bewegung gemäß. Insbesondere scheinen folgende Verse der Weisheit des Baumeisters der Welt höchst anständig:

„Gottes verordnender Spruch, das Land aus der Tiefe zu heben,
War im Abgrund, im Wasser und über den Fluthen erschallet,
Nicht seit gestern, sie wurden ihn schon im Anfang gelehret,
Und sie hatten seitdem ihn in ihrem Busem verwahret.“

Es wurden aber mehrere Monate erfordert, bis eine so ungeheure Menge Wassers nach und nach in seine angewiesenen Behalter abfließen konnte. Indessen hatte die Sonne,

„die auf den Spiegel der Fluthen,
Den kein Wolkenflor deckt, mit glühenden Strahlen itzt brannte,
Allen den Schwefel und Niter, der in den kometischen Dünsten
Schlafend und still gelegen, in tobendes Sieden gejaget;
Daher entstand entzündete Luft und blitzendes Feuer,
Wälzende Donner und Wirbel der Typhon' und wilden Orkane,
Unerhörte, nie mehr gesehene Wunder den Menschen!“

Zehnmal wäre die Arche in diesen entsetzlichen Ungewittern zu Trümmern gegangen,

„Hätte sie Raphael nicht mit seinen Armen gehalten“ u. s. w.

Wenn der Sturmwind Wellen in die Luft emportrieb und sich diese in einen träufelnden Regen auflösten, sahen die Menschen ein zuvor nie gesehenes Schauspiel:

„Denn von den Strahlen des Lichts, die durch die Tropfen hin spielten,
Wurden dann stolze Bogen, mit Farben der Iris bemalet,
Mit den leuchtenden sanft vermischten verschiedenen Farben
Des siebenfältigen goldenen Lichts. Sie sahen nicht selten
Zwanzig und dreißig auf einmal am hellen Mittag; die Bogen
Lagen über der Fluth und streckten die Hörner gen Himmel.“

Das Wasser war neun Tage lang abgelaufen, als Raphael das Haupt eines Gebirges gewahrte, welches sich ein Wenig über das Wasser emporhub. Er lenkte die Arche dahin. Dieses ist der armenische Berg Ararat, auf dessen Gipfel die Einsiedler dieser Gegenden noch heut zu Tage die Arche wollen gesehen haben. Von diesem sehr hohen Gebirge konnte Noah den Abfluß des Wassers bequem erwarten und beobachten. Jetzo mußte es vielerlei Veränderungen geben, die es verdienen, von unserm Dichter geschildert zu werden. Anfangs war das Land um die Arche nur ein nackter, schwarzer Boden:

„Statt der Kräuter sahn sie die Erde mit Muscheln beworfen,
Wunderbar schlankgedreheten Häusern für eigne Bewohner,
Welche die Ebb' ans Trockne gesetzt. An etlichen Oertern
Schien der Boden damit nach musaischer Kunst eingeleget.
Einige Bäume zwar stunden, die man mit Müh' noch erkannte,
Halb umgeschlagen, zerrissen gleich dürren unfruchtbaren Ruthen,
Doch nicht lang; im Grund war unsichtbar Gesäme verwahret,
Das, vom Einfluß der Sonn' erwärmt, mit geistigem Treiben
Zwischen den Muscheln die Spitzen der grünen Kräuter hervorstieß;
In die Bäume trat Saft, die Zweige keimten mit Knoten."

Wie lebhaft drückt der Dichter die Freude aus, die dieser Anblick den Menschen verursachte! Für Augen, welche so lange Zeit nichts als Wasser und Himmel gesehen hatten, war das dunkle Land schon ein Paradies. Das Gleichniß, das er hier anbringt, giebt diesem Gemälde ein ungemeines Leben.

Debora stimmet nun mit ihren Schwestern einen Lobgesang an, welcher in dem erhabenen Schwung der biblischen Poesien verfaßt und mit Bildern und kühnen Figuren, die aus dem Job und den Psalmen entlehnt oder nachgeahmt sind, angefüllet ist.

Unter den folgenden Beschreibungen merke ich nur den artigen Umstand an, der den Nelkenstock betrifft, welchen Kerenhapuch in die Arche gerettet hatte. Sie setzte ihn, da die Luft gereiniget und mit beständigem Sonnenschein erheitert war, außerhalb der Arche

„Auf ein Gesims; er blühte mit Büschen vielfärbichter Nelken.
Aber wie bebt' ihr das Herz mit unverhofftem Vergnügen,
Als sie im Topf an der Seite des Strauchs ein Stöckchen erblickte,
Welches den zarten Stengel mit regem Drucken hervortrieb
Und nach wenigen Tagen das Dach mit Jasmin beblümte!"

Die Leser müssen diesen Umstand nicht an und für sich selbst betrachten; denn da ist er freilich klein. Aber nach der Beschaffenheit der Umstände wird er eines der merkwürdigsten und angenehmsten Dinge, die jetzt Kerenhapuch begegnen konnten. Man setze sich in die Stelle dieses reizenden Mädchens, so wird er eine angenehme, unvermuthete Neuheit haben. Man hätte es dem Poeten verweisen müssen, wenn er diesen Nelkenstock aus der Acht gelassen hätte, der ein Liebling der Kerenhapuch war, und den sie zu ihrer besondern Ergetzung mit sich genommen hatte.

Die erste Beobachtung der widrigen Folgen, welche die Sündfluth für die Stellung der Erde gehabt, legt der Dichter dem Cham billig bei. Dieser bemerkte in einer hellen Nacht, daß die Erde schiefer stehe, indem die Axe etliche Grade weiter von der Axe der Sonnenbahn weggerückt sei. Diese Neuigkeit theilte er seinen Brüdern mit und weissagte ihnen die traurigen physicalischen Folgen dieser Veränderung.

Sem siehet, wie allemal, tiefer in die Sache. Er erinnert, daß vornehmlich das Inwendige der Erde durch die Sündfluth übel zerrüttet sei und daher auf die Pflanzen und die Atmosphäre schädliche Wirkungen haben werden. Indessen findet er auch wieder Vortheile, Proben einer Vorsehung. Künftig wird der Mensch, dem der Feldbau und die Erwerbung der Nothdurft mühsamer werden wird, zur Wollust weniger Nahrung haben. Sein Leben wird kürzer sein und ihm weniger Gelegenheit geben, schädliche Werke zu unternehmen, als vorher. — Doch die Erfahrung lehret, daß sich in Beidem die Leute nach der Sündfluth von den antediluvianischen Sündern in einem sehr kleinen Grad haben übertreffen lassen.

Cham beschließet mit folgender Anmerkung, aus der er verschiedene richtige Folgen zieht:

„Ueberhaupt gehn des Schöpfers Gesetz' auf Alles zusammen,
Nicht auf besondere, nicht auf große Stücke des Ganzen.
Allemal folgt der Stoff in seinem Lauf und Bewegen
Mit der Treue, die seine Natur gestattet, den Regeln;
Die ist beschränkt, weil nichts Uneingeschränktes gemacht ist."

Von den Schönheiten des zwölften Gesangs.

Es scheinet, der Dichter habe in diesem letzten Gesang alle die manchfaltigen Schönheiten, mit welchen er die einzelnen Gesänge seines ganzen Werkes ausgeschmücket, vereinigen wollen. Wir finden hier lebhafte Schildereien, zärtliche und neue Affecte, wunderbare Dichtungen, vortreffliche Reden und Betrachtungen. Wir werden in der Zeit von etlichen Stunden in alle die Affecte der Bewunderung, der Freude, der Zärtlichkeit, der Entzückung, des Mitleids und des Entsetzens gesetzt, welche wir wechselsweise bei Durchlesung des Noah erfahren. Insonderheit erscheinen die Menschen in diesem Gesange so liebenswürdig, daß wir nicht anders als mit einer Art von zärtlicher Betrübniß von ihnen scheiden können. Der Dichter hat die Geschicklichkeit gehabt, sie so reizend, so ehrwürdig und zugleich in so vielerlei Umständen und Gemüthsstellungen zu zeigen, daß wir ihres lehrreichen Umgangs so gar nicht müde sind, daß wir vielmehr wünschen, noch weit Mehrers von ihnen zu wissen.

Die Arche hatte nun schon etliche Monate auf dem Gebirge gestanden, welches die Nachwelt Ararat benennte. Dieses war schon bis zum Fuße vom Wasser befreiet, sein Gipfel fing an zu grünen, und die umliegenden Hügel huben schon ihren Rücken empor. Dennoch eröffnete Noah, der Bitte der Frauen ungeachtet, die Arche noch nicht, weil er billig besorgte, die Thiere möchten aus Mangel der Speise sich unter einander angreifen und ihre Anzahl vermindern. Sie erwarteten also die bequeme Zeit mit Geduld:

— — — „Ein Schatz von Geduld lag in ihren Gemüthern.“

Diese sanfte Gemüthsfassung ward von Gott damit belohnet, daß er dem menschenfreundlichen Seraph Raphael befahl, ihnen Allen einen Abschiedsbesuch zu geben. Noah saß eben an einem Abend in dem gemalten Saale, sah mit Augen voller wehmüthigen Lieb' auf das Land der Gegenwart Gottes und wünschte sich, seine übrigen Tage in den Gegenden zuzubringen, wo einst sein Versöhner wandeln sollte, als plötzlich die Arche mit einer sanften Klarheit gleich der Morgenröthe umgeben wurde. Indem trat Raphael in seiner seraphischen Gestalt zu ihnen,

„Doch nicht blendend, er hatte die Gluth des Glanzes besänftigt
Und ingeheim in ihr Auge vom göttlichen Quelle des Lebens
Etliche Tropfen gegossen, den Sehensnerve zu stärken".

Beides war nöthig, damit einer der obersten Engel in seiner empyreischen Pracht von sterblichen Augen mit Vergnügen gesehen werden könnte. Die Beschreibung der Gestalt des Seraphs ist ein reizendes Werk einer lebhaften Einbildungskraft:

„Mit sechs Flügeln umgab der Engel die göttliche Bildung;
Obenher lag ein Paar von den Schultern über die Brust hin,
Einem Mantel nicht ungleich an Pracht von Königesstaate;
Aber das mittlere wund sich um seine mittlere Seite,
Einem Sternenbund gleich, mit zartem Golde gewürket
Und mit Olympischen Farben besprengt; das dritte Paar deckte
Seine Beine bis zu den Fersen mit Federgewebe
Lazurblau. Er stand ein Olympier unter den Menschen.
Von der Bewegung der Fitt'chen erfüllten Olympische Weste
Mit Geruche von Cinnamom den Gipfel des Berges.
Aber die Züge des Munds, die himmlischgebildeten Augen
Hauchten unsterbliche Lieb' in aller Zusehenden Odem,
Frauen und Männer; sie sogen uneifersüchtige Liebe."

Ehe noch die Erstaunung dem Patriarchen zuließ, zu sprechen, redete ihn der Seraph mit seiner eigenen Leutseligkeit an. Er deutet ihnen an, daß er sie nun verlassen müsse, und daß er jetzt zum letzten Male komme, sie zu segnen, vornehmlich aber die zukünftigen Mütter des menschlichen Geschlechtes, denen er vorhersagt, daß jede von ihnen Zwillinge von beiden Geschlechtern gebären werde. Die Antwort des Patriarchen fließet von dem zärtlichsten Danke gegen den Seraph und noch mehr gegen Gott, der durch ihn sie erhalten, über. Seine Bitte an Raphael, daß er länger bei ihnen verweile, wird ihm versagt, weil er befehliget sei, aus einer Erde der Milchstraße, welche von unschuldigen Menschen bewohnt werde, die erste Myriade zu nehmen,

„[Sie] in Olympisches Licht ein [zu] tauchen, dann jenseits des Aethers,
Vor dem Antlitz des Throns beim Allerheiligsten Gottes,
Zu dem sel'gen Genuß des göttlichen Anschauens [zu] sammeln".

Doch verspricht er ihm, bald zurückzukommen, und befiehlt dem Sem, ihn auf dem Berge Nebo zu erwarten. — Diese Dichtung von der unschuldigen Erde muß ich ihrer Schönheit

ungeachtet tadeln. Ich habe zu verschiednen Malen den Poeten gelobt, daß er sein Werk in einen solchen Zusammenhang mit dem Verlornen Paradies und der Messiade gebracht hat, daß es diese beiden als wahrhafte Urkunden voraussetzt. Diese Stelle aber hebet die Wahrheit einer der schönsten Episoden des Messias auf. Im fünften Gesang dieses unschätzbaren Gedichtes sehen wir die ersten Stammväter dieser seligen Menschen noch unter ihren Enkeln wandeln. Wenn die Erzählung im Noah wahr ist, so waren diese schon über zweitausend Jahre denselben entrissen. — Indessen wollte ich doch, diesen Widerspruch zu heben, vierzehn so schöne Verse nicht gerne vermissen, zumal da der Poet des Noah zu seiner Dichtung mehr Wahrscheinlichkeit hat als der Poet des Messias.

Raphael küßte beim Abschied den Erzvater, die andächtige Milca und ihre Söhne und Töchter. Welche schöne Wirkungen that dieser seraphische Kuß!

„O, wie streute der Kuß des Himmlischen frischere Rosen
Ueber die Frühlingsgestalt der schuldlosen Wangen der Frauen!
Wie er in ihr Gemüth und ihrer Vermählten Gemüthe
Hohe Gedanken hauchte, des Seraphs Begeisterung würdig!“

Raphael verließ sie, aber sein Glanz verlor sich nur allmählich gleich der Abenddämmerung:

„Der Glanz war vergangen,
Aber ein geistiger Schwarm von ambrosialischen Düften
Füllte noch lang die Arche mit herzbegeisterndem Weihrauch.“

Dieser englische Besuch stärkte die Familie Noah's, ihre gänzliche Befreiung muntrer zu erwarten. Die Frauen insbesondere hatten die Verheißung des Engels tief zu Herzen genommen:

„Das Herz hüpft' ihnen mit Freuden,
Ob sie gleich ehrfurchtvoll schwiegen. Auch hüpften die Ungebornen
In dem Leibe der Mütter.“ —

Endlich ward ihre edelmüthige Freude zu groß, als daß sie ihr hätten verwehren können, von ihren danksagenden Lippen zu strömen. Der Dichter läßet Thamar, deren ganze Gemüthsart Sanftmuth und Liebe ist, zuerst reden. Wie schön drückt sich ihr Charakter in allen ihren Gedanken aus! Kerenhapuch nimmt hierauf das Wort, und nichts kann lebhafter und reizender

sein als die Vorstellungen, die ihr ihre zärtliche jugendliche Phantasie eingiebt:

„Was wir im Paradiese mit quälendem Sehnen verlangten,
Einen versammelten Trupp von Knaben und Mädchen zu schauen,
Schön und lieblich und bunt wie der Strauß von nelkichten Rosen,
Und nicht schauten, die Söhn' und Töchter des irdischen Landes,
Sollen wir blühen sehn mit kußeinladenden Lippen,
Liebeversprechender Mien' und weisheitredenden Augen;
Und sie sollen in unserm Schooß das Leben empfangen,
Um uns hüpfen und uns mit Kindeszärtlichkeit lachen.“

Unter diesen schönen Hoffnungen vergingen ihnen die Tage angenehmer und schneller. Nun schloß Noah, die Erde würde wol vom Gewässer gänzlich frei sein. Er konnte sich durch den Augenschein nicht davon versichern; denn

„Undurchsichtige Nebel, die Hintertheile verbreitet,
Hatten sich auf die Brust gelegt und über der Erde
Ebnen und Hügel bedeckt.“ —

Dieses Bild, welches einem Franzosen unanständig scheinen würde (denn wer weiß nicht, wie lächerlich ekel diese Nation ist!), ist es einem unverdorbenen Geschmack ebenso wenig als viele Vorstellungen im Homer und andern Alten, welche kurzsichtigen Kunstrichtern zu mißfallen das Glück gehabt haben. — Noah ließ, seiner Meinung gewiß zu sein, einen Raben aus; er flog aber nur am obern Rande der Nebel, ohne sich in die Tiefen zu wagen. Eben diese Probe machte er nach einiger Zeit mit zwoen Tauben, von denen die letzte nicht wiederkam; sie flog von Gott ihr angewiesene Pfade. Wir werden im Folgenden sehen, daß der Dichter Ursache gehabt, warum er ihren Flug nicht dem Ungefähr überlassen. Nun glaubte Noah die belebten Geschöpfe aussetzen zu können. Raphael hatte das Siegel von der Thüre gehoben, welche sonst weder Mensch noch Engel zu öffnen vermocht hätte. Ein Nordwind verjagte die Nebel. Noah und die Seinigen sehen unaufgehalten auf die neuen Erdgürtel herab,

„Sehn von der Höh' mit angestrengtem Auge darunten
Breite Binden von Glanz langschleppend die Zonen umfassen“.

So zeigen sich die Ströme einem Auge, das von einem hohen Berge herabsieht. Die zween vornehmsten hielten sie für den Perat und Hidekel, welche den glänzenden Strom durch sandichte Wüsten und Heiden zogen. Hier und da zeigten

sich Ruinen vormals mächtiger Städte, Pyramiden und Obelisken zerstreut über einander geworfen und in Sand begraben.

„Aber wiewol ihr Gemüth unaufgehalten und zaumlos
In die grenzlose Weite sich warf und größer bedünkte,
Konnten sie doch die Thränen nicht in den Schleusen behalten,
Als der Gedanke nun kam, daß da kein Leben mehr hauchte;
Daß die Fluth es vom niedrigsten Wurm bis zum Menschen verschlungen.“

Jetzo stiegen sie aus der Arche. Sie umfingen mit Freuden ihre mütterliche Erde, ihre Verwandtin von Staube, zu der sie ein heimlicher Hang zog. Ihr Auge, als ob es erst jetzt sehen lernte, schwebte über den neubekleideten Beeten,

„Ruht' auf dem Schmuck und bemerkt' mit stillem Labsal die Kräuter,
Ihre verschiedne Gestalt, womit es vordem so bekannt war“.

In dem sanften Abhang des Berges stand ein angenehmes Gebüsche, welchem Alle zugleich zueilten.

„Ein Wort in dem Busem,
Das ingeheim die Natur darinnen redte“, —

rief sie Alle. Welche Neuheit kann der Dichter den geringsten Umständen durch das Besondere, was sein Scharfsinn an ihnen bemerkt, geben! Die innersten Saiten der Seele sind ihm bekannt. Kerenhapuch grüßte diese lustige Gegend mit Worten, die lauter Empfindung und Freude sind. Ich bemerke aber nur folgende Stelle als eine Nachahmung einer Stelle aus den Briefen einer Peruvianerin, um desto mehr, da Zilia und Kerenhapuch große Aehnlichkeit mit einander haben und also nothwendig in ähnlichen Umständen ähnlich empfinden und reden müssen:

„Was für ein angenehmer Geruch zweideutigen Wesens
Ließ uns im Zweifel, ob wir nicht vielmehr ihn schmeckten denn röchen!
Und wie trafen die Felder der Luft mich an einem Gefühle,
Das ich nicht nennen kann und nur die Wollust empfinde!“

Zilia, welche im Sonnentempel erzogen worden war, und für die die Schönheiten der Natur etwas ganz Neues waren, sagt, da sie von Deterville in ein anmuthiges Gehölze geführt wird:

„Ein allgemeiner Reiz ergießt sich, wenn man in einen lustigen Hain tritt, über alle Sinne und vermischt ihren Gebrauch. Man glaubt die Kühlung zu sehen, ehe man sie fühlt. —

Ein süßer, aber ungewisser Geruch läßt kaum unterscheiden, ob er den Geschmack oder den Geruch afficirt; die Luft selbst, ohne gesehen zu werden, durchdringt unser Wesen mit einer reinen Wollust, welche uns einen neuen Sinn zu geben scheint, zu dem wir weder einen Namen noch ein Werkzeug finden.“

Ich weiß in unserer Sprache solche feine und neue Empfindungen nicht recht auszudrücken, welche die französische, die rechte Sprache der Empfindungen, so ungemein zärtlich sagen kann.

Noah allein war am Fuße der Brücke geblieben, den Auszug der Thiere anzusehen, welcher in eben der Ordnung geschah wie der Einzug. Sie bezeugten nach ihrer Art ihre Dankbarkeit gegen ihren Ernährer:

— — — „Die Thiere schmiegten die Hälse
Ehrerbietig vor ihm, die Vögel strichen die Flügel.“

Die meisten blieben in der Nähe der Menschen, die in dem mittlern Gebirge

„Unter den Zelten in sanftverbreiteten Gründen verweilten,
Bis die Schnuren Noah’s, bald von der zeitigen Bürde
Ihres gesegneten Leibs befreit, die Wochen verließen.“

Sem wurde jetzt befehliget, in die Ebnen hinabzugehen und sich nach einer gesundern und bequemern Gegend umzusehen, wo sie sich künftig aufhalten wollten. Vornehmlich sollte er das Land Kanaan ausspähen, von welchem sich aus den englischen Rahmen deutliche Merkmale nehmen ließen. Zudem durfte er sich auf die unsichtbare Führung des Engels verlassen, der ihm auf dem Nebo zu erscheinen versprochen hatte.

Jetzt waren die Frauen am Ziel ihrer Entbindung. Es däuchte sie, sie sehen schon diese neuen Geschöpfe, die bald den Tag sehen sollten, vor sich. Sie hatten

„Sie nur in ihren Gedanken; wie wenn vor ihnen sie stünden,
Lachten sie schon sie mütterlich an und scherzten mit ihnen“.

Der Poet vergleicht sie in dieser Fassung ungemein geschickt mit einem Jüngling, der am Abend, an dem sein ausgeschickter Brautwerber mit seiner Braut zurückkommen soll, ihr ins Feld entgegengehet. Seine Gedanken

„Alle sind bei dem Mädchen, das er noch niemals gesehen,
Aber aus ihm die Lust der künftigen Tage schon machet,
Augen voll Gluth, voll Rosen die Wangen ihm sinnreich erschaffet,
Mit dem Grübchen im Kinn. So gingen mit eilender Liebe
Ihren noch ungebornen Kindern die Mütter entgegen.“

Der Dichter bleibt in allen seinen Gemälden immer sich selbst gleich, so wie die schönen Siphaitinnen immer liebenswürdig, immer die Ehre der Menschheit sind. Was für schöne Gemüthsgestalten, was für reizende Ausbildungen der edelsten Charakter haben wir diesem unvergleichlichen Dichter zu danken! — Die Frauen wurden entbunden, ehe noch Sem den Berg verließ. Der Dichter vergißt nicht zu bemerken, daß sich Thamar beim Anblick ihres Knabens an ihren Traum erinnert und ihn mit desto größerer Zärtlichkeit angesehen:

„Thamar blickte den schwärzlichen Chus mit liebendem Aug' an
Und gedachte mit stillem Herzen an jenes Gesichte,
Das ihr ein Traum in der Arche gezeigt mit Unglück beladen.“

Milca versüßte ihnen die Schmerzen der Niederkunft

„Mit dem süßesten Namen der Mütter, der lieblichsten Quelle
Aller Befreundung ꝛc.“

Jetzt sehn wir Milca, die wir lange aus dem Gesicht verloren hatten, in ihrer ehrwürdigen Gestalt wieder. Wer muß sie nicht verehren, der sie so reden hört:

„„Lange“, so sprach sie, „entfloh vor mir die zärtliche Wollust,
Kinder, unschuldige Pflanzen, zu pflegen, die erst noch halb leben,
An dem Stengel noch kleben und von dem Boden nicht los sind,
Die itzt erst empfinden und noch nicht denken gelernet.
O willkommene Seelen, Euch will ich ins Leben begleiten,
Euch Unwissende lehren, wie groß der Schöpfer Euch machte,
Euch will ich lehren, unmündig von Gottes Güte zu stammeln!““

Wie wenige Kinder werden bei ihrer Geburt aus diesem Gesichtspunkt angesehen! Wie wenige Mütter wissen etwas von dem geistigen unbeschreiblichen Vergnügen, die weichen Seelen ihrer Kinder zu bilden und ihnen die Erkenntniß und Liebe Gottes einzuflößen! So berauben sich die Menschen selbst der feinsten und würdigsten Freuden; und was bekommen sie dafür? — Milca brachte nun diese Kinder zu Noah's erster Umarmung, welcher sie in einer Anrede segnet, die von erhabner Freude und Lob Gottes überfließet. Ein aufmerksamer Leser wird mehr als einen wichtigen Gedanken in derselben finden. Ich will aber nur den Schluß anführen, wo er die Nachkommen seiner Enkel einführt, die ihre Stammväter für die Tugend, die sie von ihnen geerbet, segnen:

„Ihr habt die Unschuld, die Adam durch seinen Fehltritt entstellt hat,
Wieder mit Licht von ihrem ursprünglichen Glanze geschmücket,
Von dem Licht sind die Strahlen zu Euern Enkeln gefahren.“

Von wahrhaftig tugendhaften und weisen Eltern werden fast allemal edle Kinder kommen. Die unmerklichen Eindrücke, welche die Seele, sonderlich wenn sie noch ganz ungebildet ist, bekommt, sind von den größten Folgen. Ich bedaure ein jedes Kind, das so unglücklich ist, von einer Messalina oder irgend einer blöden und unartigen Agnes getragen zu werden. Hingegen ist gewiß, daß die frommen und unschuldigen Gemüthsbewegungen einer Debora oder das freudige und lebhafte Wesen einer Kerenhapuch der Seele ihres Kindes eine ähnliche Bildung geben wird.

Jetzo ging Sem von Ararat gegen Süden in das ebne Land, Gegenden, welche seine Nachkommen Sinjar und Lesson nennten:

— — „Itzt waren's noch ungenennte Gefilde,
Einöd und leer an Menschen und Vögeln und Vieh und Insecten;
Leblose Stille hing über der Luft, den Auen und Hainen,
Die nicht der kleinste Schall von einigem Leben erhellte;
Melancholische Schwere, wie hinter der bleiernen Pforte,
Wo der Engel des Tods im ewigen Schweigen den Stab hält.
Doch war die Gegend nicht todt; die Auen, die Felder, die Wälder
Lebten mit goldnen Aehren, mit heitern Blumen und Früchten.“

Uebrigens schildert der Dichter das sich erneuernde Antlitz der Erde nach der allgemeinen Ueberschwemmung mit eben der Lebhaftigkeit und dem Reichthum an Bildern, an die er uns gewöhnt hat. Nach etlichen Tagen erreichte Sem die ihm ehemals so bekannte Gegend des Paradieses und die Trümmer der ehedem großen Thamista. Aber er erkannte sie nimmer;

„Denn die Flüsse verknüpften nicht mehr freundschaftlich die Wellen.“

Thamista war im Schutt begraben, ihre Paläste waren zu Bergen geworden. Das paradiesische Gebirge war weggeschwemmt; an dessen Statt fand Sem am Ende des Horizonts

„ein Land von aufgehäufeten Klippen;
Unbehauener Marmor erhob groteske Gestalten,
Ungemein lang und breit, aus einem verschütteten Boden,
Von ungeheurem Geschmack gebildet, das Kunstwerk des Zufalls.
Nebenhin lagen, mit ihren Wurzeln gen Himmel gekehret,

Stämme von Cedern und Gophern, das Haupt im Erdreich verstecket,
Ihres Schmuckes nicht ganz beraubt, mit welkenden Blättern.
Meilenlang lag die große Verwüstung in ihren Ruinen."

Sem sahe sie mit Erbarmen an, ohne zu wissen, daß dieses das Grab der paradiesischen Gärten sei. Er kehrte gen Thamista zurück. Der Dichter macht eine prächtige Beschreibung von ihren Ueberbleibseln. Welch ein Werk muß diese Riesenstadt gewesen sein, da das Gewässer und Erdbeben, welche das Paradies zerstört hatten, Thamista nicht zu zerstören vermochten!

„Aber der Pracht der Werk' entbährte seine Bewohner.
Haien waren in Og's Palästen einander begegnet,
Walroß und Rekiem hatten in seinen Sälen verworfen."

Sem hielt sich bei einer Pyramide auf, welche sich über den Sand erhub und oben eine kleine Pforte von Erz hatte, die fest verschlossen und mit dreifachen Tigerfellen bedeckt war. Weil aber der Schlüssel im Schloß steckte, eröffnete er sie und ward in ein erhabenes weites Gewölbe eingelassen, das mit vielen Gängen und Zimmern durchschnitten war und von einigen Lampen mit Asphalt Licht bekam. In einem dieser Zimmer fand Sem dreißig gigantische Leichen, in Byssus gekleidet, und neben ihnen ein langgerolltes Fell, auf dem mit dem Schreibepinsel die jammervolle Geschichte dieser Unglückseligen gemalt war. Der Dichter macht hier das entsetzlichste Gemälde, dessen die Einbildungskraft fähig ist. Es ist unmöglich, ohne Schauer diese Erzählung zu lesen. Unter allen Sündern wurde Hadad am Härtesten gestraft:

„Hadad, der Hadadim Vater, ein weitgefürchteter Namen,
Weil er dem Tod die Marter erfand, die Menschen zu zwingen,
Daß sie Schüsseln mit Speisen nach Schüsseln mit Speisen verschlüngen,
Bis ihr Eingeweid' berstend zersprang, sein Scherz und Gelächter".

Eine solche teuflische Grausamkeit verdiente die fürchterliche Strafe, die Hadad widerfuhr. Beim Einbruch der Sündfluth rettete er sich mit dreißig Söhnen in die Pyramide. Nach vielen elenden Tagen hatte Hadad einen Traum, der ihn sein Schicksal vorher empfinden ließ:

„Ich sah die zerborstenen Menschen
In den Gestalten des Tods, die ich oft mit Scherzen beschauet,
Aus den Gräbern hervorgehn, ich floh vor den magern Gespenstern,
Meine Söhne flohn mir an der Seite; sie jagten uns hetzend
Mit Gerippen von Hunden und magern, beißenden Wölfen.

Aber wir flohen zu schwach; sie erreichten uns bald, und sie rissen
Uns die Bäuch' auf. Der Schlaf verließ mich unter den Bissen."

Indem erwachte er, und seine Söhne schliefen noch. Er hörte sie im Schlaf weinen und Brod begehren. In welchen erbärmlichen Umständen war jetzt Hadad!

„Zwar ich bin grausam gewesen, jedoch Du wärest auch grausam,
Wenn der schwarze Gedanke Dich nicht mit Mitleid erfüllte,
Was mir damals vom künftigen Tag für Ungefäll ahnte.
Wenn Dich nicht das zum Mitleid bewegt, was bewegt Dich zum Mitleid?"

Die Furcht vor einem gewiß bevorstehenden großen Uebel martert viel heftiger als die Gegenwart des Uebels selbst. Jetzt erwachten auch sie und sahen sich nach Speise um. Aber da war nichts als Mangel. Nun kommen etliche Umstände, die Alles übertreffen, was die lebendigste Einbildung Quälendes ersinnen kann:

„Indem hört' ich die Stimme des Donners in wälzenden Fluthen,
Sah dann meinen Söhnen ins Antlitz, doch sagt' ich kein Wort nicht,
Weint' auch nicht. Wie konnt' ich? Mein Herz war steinern. Sie weinten;
Lothan, mein Jüngster, keucht' und sagte: „Mein Vater, was hast Du,
Daß Du so scharf siehst?" Doch weint' ich nicht und sagte kein Wort nicht."

Jetzt wandt' er sich von ihnen und nahm die Schreibtafel, seinen Jammer durch das Aufschreiben und die Idee des Mitleidens eines künftigen Lesers in etwas zu erleichtern:

„Die Stunden
Traten vor mich mit schwerem Tritt erscheinender Todten,
Eh ich mich wieder erkühnte, den Blick nach ihnen zu werfen.
Als ich sie wieder anschaut' und in dem Antlitz der Dreißig
Meine Hungergestalt erblickte, so biß ich vor Wehmuth
Mich in den Arm. Sie dachten, ich thät's aus Begierde zu essen,
Standen schnell auf und sagten: „Uns wird's ein kleinerer Schmerz sein,
Vater, wenn Du uns issest. Mit diesem unseligen Fleische
Kleidetest Du uns, Du hast ein Recht, es uns wieder zu nehmen.""

Ich glaube kaum, daß ein Teufel mit einem Menschen in diesen Umständen tauschen würde. Hadad schwieg immer und verschlang seinen Schmerz, um die ihrigen nicht zu mehren. Indessen kamen die Stunden und wichen, ohne daß sie etwas darin unterscheiden konnten. Für sie war die Zeit eine lange Nacht ohne Abwechslung, ohne Hoffnung des Morgens.

Endlich schleppt' er sich mühsam nach der Thüre, die Fluth einzulassen; aber die Last des Gewässers hinderte ihn, sie zu eröffnen. Bald sah er seine Kinder eines nach dem andern verschmachtet niederfallen:

— — „Ich rief den Todten, als ob sie noch lebten,
Warf, vom Jammer besiegt, mich schleppend von einem zum andern,
Sinnenbetäubt, mit schwindlichtem Haupt, und rasend vor Hunger,
Aß ich von ihrem Fleisch.“ —

Doch ich kann mich nicht länger bei diesem Meisterstück einer abscheulichen Scene verweilen. Ich bemerke nur noch, daß sie auch Dante beschrieben hat. Ein Graf Ugolino de' Conti della Gherardesca von Pisa wurde, da er sich der Regierung seiner Vaterstadt bemächtiget, durch Anstiften des Erzbischofs Ruggieri degli Ubaldini von dem aufrührischen Volke gefangen und in einem Thurme mit vier Söhnen Hungers getödtet. — Sem warf wehmüthige Blicke auf die verhungerten Körper, doch besiegt ihn das Grauen nicht. Er schlief nicht minder sanft in dem Zimmer, wo diese Todten lagen. Welch eine Stärke des Geistes, welch eine erhabene Gemüthsfassung gehörte dazu! — Ich übergehe nun die übrigen Reisen Sem's durch alle Gegenden, die der Poet mit ihren eigensten Merkmalen beschreibet, obgleich dieses Stück für die Neugier der Leser vielen Reiz hat. Nach mehrern Tagreisen kommt Sem endlich an den Nebo, der dem paradiesischen Berge so ähnlich sahe, daß er Lust bekam, seinen Gipfel zu besteigen und von da das Land zu übersehen. Das ganze Land Kanaan lag hier vor ihm.

„In froher Erstaunung
Sah er die holden Oerter und kannte sie nicht, und die Namen
Wußt' er noch nicht. Wie konnt' er? Doch widmet er sie in Gedanken
Schon zur Wohnung der Menschen, als plötzlich Raphael's Freundschaft
Vor ihn aus einer Wolke von Zimmetdufte heraussteigt.“

Sem erkannte den Seraph, ob er ihm gleich in menschlicher Gestalt erschien. Er redet ihn mit kindlicher Ehrfurcht an und preiset das Glück der neuen Erde, wenn sie künftighin des Besuchs der Engel gewürdiget werden sollte:

„Raphael sprach: „Von den Menschen, in denen die Liebe zur Tugend
Und die Ehrfurcht vor Gott wohnt, sind Gott und Engel nie ferne.
Auch soll künftig vom ewigen Strom des himmlischen Urquells
Ueber das Land, das vor Deinem Gesicht verbreitet Dir lachet,

Ueber Sion vornehmlich, der in dem Mittel erhöht steht,
Sich ein Lichtweg eröffnen, auf dem die Diener des Himmels
Künftig in hohen Befehlen herabgehn, die Söhne der Erden
Zu besuchen, die durch ein göttliches Leben Gott preisen."

Nun meldet er ihm in einem kurzen Auszuge die Geschichte seiner Nachkommen, des Volks Gottes, und nennet die wichtigsten Männer desselben. Vornehmlich aber zeigt er ihm die Stadt und die Oerter, welche der Messias künftig heilig machen würde. Auf Sem's Bitte brachte ihn der Engel in Bethlehem's Gefilde,

„An den Brunnen, den David's Namen itzt noch nicht verherrlicht;
Aber ein Klang der Laute lief durch sein heilendes Wasser.
Sem schlug betend dreimal das Haupt an die seligen Auen,
Welche die Tritte des Mittlers vor allen würdigen sollten,
Heftete dann die Augen mit scharfem Blick auf die Felder,
Wie wenn er sie nach langem Hunger befriedigen wollte.
Nachdem schöpfet er mit der Hand die heitere Quelle
Und trinkt dreimal mit geizigem Zug." —

Hierauf brachte er ihn auf den Oelberg, der in die jungen Schatten des Oelbaums schon freundlich sie aufnimmt,

„Dann auf den höhern Sion, den künftigen Königshof David's,
Der in der Pracht der Natur auf Golgatha's Hügel herabschaut.
Alle die Oerter begrüßt' anbetend der fromme Stammvater
Mit starkpochendem Herzen von überfließendem Danke."

Indem Sem ungefähr auffieht, sieht er eine Taube auf einem Oelzweige sitzen, welche er in der Arche nicht gesehen zu haben glauben mußte. Denn

— — — „sie leuchtet' im Glanze der Iris,
Höher als meliböischer Purpur; die Schatten des Oelbaums
Strahlten von ihrem Licht in einem lieblichen Tage".

Dieser Zufall setzte Sem in Erstaunen. Er erfuhr von dem Engel, daß es eben die Taube sei, die ihnen das Oelblatt gebracht habe. Er habe sie auf einem Weizenfelde sitzen gefunden und ihr von seinen mittlern Flügeln eine Feder auf die Brust gesetzt, welche ihren Schimmer allen übrigen mittheile. — Die Absichten, die der Engel hiebei gehabt, sichern diese wunderbare Dichtung gegen alle Einwürfe. Sie sollte hier in dieser Gegend der Menschen erwarten und ihnen ihren künftigen Wohnort zeigen; und was noch mehr ist, in dieser glänzenden Gestalt der Taube werde einst der heilige Geist

„Ueber dem Jordan heruntersteigen, dem Sohne des Menschen,
Der da die Tauf' empfängt, sein Zeugniß zu geben.“ —

Diese Taube war also ein sichtbares Erinnerungszeichen an die seligen Zeiten des Messias, nach denen die Väter so sehr verlangten. Und unter dem alten Bunde waren diese Erinnerungszeichen sehr gewöhnlich. Nun beschreibt uns der Dichter die Rückreise Sem's in wenigen Versen. Ich bemerke aber nur folgende ungemein natürliche Beschreibung:

„Als er zuletzt in des Bergs weitreichendem Schatten einherging,
Fand er der todten Natur allmählich die lebende folgen.
Töne verschiedner Geschöpf', in denen ein lebender Hauch bläst,
Setzten die Luft in Bewegung. Zuerst war's ein buntes Getöse
Und ein vermischtes Säuseln, bis nach und nach das Gemengsal
Aus der Verwirrung sich wand; itzt waren's verschiedliche Stimmen,
Summsen der zarten Insect', ein pfeifendes Schlagen der Vögel
Oder ein wirbelndes Lied, der Pferde donnerndes Wiehern
Und das Brüllen der Stiere, das vom Gebirge herschallte.“

Dieses Stück ist eine der besten Schildereien der Natur in diesem Gedichte und ein vortreffliches Beispiel des Vorzugs der Poesie über ihre beiden Schwestern, wenn er erst nöthig hätte, erwiesen zu werden. Die Poesie wirkt auf das Gehör der Phantasie ebenso stark als auf ihr Gesicht. In Beschreibungen dieser Art, worin man den Poeten mit seiner Kunst ganz vergißt und selbst gegenwärtig zu sehen und zu hören glaubt, wird unser Dichter nicht einmal vom Homer übertroffen. Von den Menschen erblickte Sem seine liebenswürdige Debora zuerst. Sie hatte sich auf eine Spitze gestellet, von der man in die Ebnen hinaussehen konnte,

— — „daß sie von da die Grenze des Himmels begrüßte,
Der sich über dem Haupt von ihrem Vermählten umwölbte,
Ihrer Kinderchen Vater, Ahalibama's und Elam's,
Die sie an ihrer Brust auf jedem zärtlichen Arm trug.
Sie empfing ihn mit Inbrunst, als hätte sie Jahr' ihn gemangelt“.

Sem's Rückkunft brachte unter die Zelten ein süßes Vergnügen. Er erzählte Alles, was er auf seiner Reise gesehen oder vom Engel gehöret hatte, und sahe in Allen ein zärtliches Verlangen, ihre übrigen Tage in dem neuen Paradiese zu leben, worin einst ihr Erlöser im Fleische wandeln sollte. Noah hatte schon in einem heiligen Traume erfahren, daß ihn Gott auf dem Berge Sion erwarte. Nun schickten sie

sich zur Reise an. Raphael's Schildereien wurden unter den übrigen Kunstwerken nicht vergessen. Am Morgen des dritten Tages dankten sie Gott für seine gütige Erhaltung und neue Wohlthaten und beschleunigten ihre Reise. Sem war der Führer, und die Thiere begleiteten ihre Wohlthäter.

„Auch die Vögel vermehrten den Zug in ihren Luftpfaden,
Schwebeten über dem niedern Fußvolk in zirkelnden Ringen,
Oder sie eilten ihm vor und warteten ihm in Gesträuchern,
Wo sie mit lautem Gesang den kommenden Trupp bewillkommten.“

Die wilden Thiere blieben auf dem Ararat,

— „[Aber] der halbvernünftige Elephant folget von ferne
Seinen Geliebten nach, zu deren Verstande sein Witz sich
Ungemein naht, doch den zu erreichen ihm ewig verwehrt ist.“

Man sagte besser, daß der Elephant sich dem Witz eines Lappländers sehr nahe, als dem Verstande der Noachiden. Der Dichter hat sich aber hierüber schon anderswo erklärt. — Der Dichter zeiget uns wieder kürzlich ihren Weg und bringt sie endlich in ein honichtes Land,

— „wo sich Moria vor ihren lachenden Augen
Am Horizont erhebt; ein Land, so das Paradies Gottes
Glücklich nachahmte: Gefilde mit sanft aufsteigenden Hügeln,
Mit neuwachsenden Büschen von Mandeln und Datteln bekleidet,
Mit wohlriechenden Sträuchern von Cinnamomus und Balsam;
Eine Baumschul' des süßesten Vorraths, wo die Natur itzt
Ihre verneuerte Jugend beging mit jungfräulichen Spielen
Wie vor dem traurigen Fall in ihrem unschuldigen Lenzen.“

Der Poet vergleichet die Empfindung der Menschen beim Anblick dieser Gegend ungemein schön der lebhaften Freude eines aus seinem Vaterlande Verwiesenen, der wieder zurückberufen wird und

„Mit wollüstigem Forschen die Auen und Hügel betrachtet,
Sie bald erkennt und von sanft erwärmenden Freuden umfaßt wird,
Seiner Jugend vertrauliche Zeugen nun wieder zu haben“.

Die Entzückung der Frauen brach in diese erhabenen Gesänge aus, worin man mit Vergnügen sehen wird, wie jede diese erwünschten Gegenden aus einem ihr eigenen Gesichtspunkt betrachtet:

„„Seid uns gegrüßt“, sang Kerenhapuch mit wallendem Herzen,
„Blumichte Wiesen und Hügel mit Wald, Du neuere Schöpfung,
Nicht geringer als jene, die in der Sündfluth zu Grund' ging!

Pflanzstatt eben der Kunsthand, das wohlersetzete Eden,
Wo uns den sterblichen Tag friedfertig zu wandeln gegönnt wird!
Blumen des Paradieses, hier will ich Euch wieder besorgen,
Dieses Klima wird Euch nicht übler bekommen, Ihr sollet
Dina's früher Besuch und ihr später Abendbesuch sein!'"

Thamar setzte diesen Gedanken mit noch zärtlichern Phantasien fort:

— — — „Befödre Dich, Sion, und eile, Moria,
Also will ich Euch nennen, Ihr Hügel, mein künftiger Wohnort!
Eilet, mit Cedern das Haupt zu erhöhn, mit hangenden Schatten
Jene Thäler zu decken, durch die der Siloa sich windet!
Breitet die schöne Gestalt über mich, die Freud' aus Euch lächelt,
Die begeistert scheint und gewiß zu begeistern geschickt ist!"

Aber wie schön ist folgende Vorstellung, die nur in einem so zärtlichen Herzen, als Thamar's ist, entstehen kann!

„Wenn mein schwärzlicher Chus und meine kleine Ketura
Künftig in Euerm Schooß, sie an Elam's Hand, er an Dina's,
Datteln ablesen, und wenn sie den Duft des Zimmetstrauchs pflücken,
O, so gießet den Hauch sanft unter des Jünglinges Reden,
Helft der blühenden Brust sanft beben und winket nur Ruhe,
Lauter fromme Gedanken aus Eurer einsamen Stille!"

Debora beschloß den Gruß mit höherer Andacht; sie sahe in diesen Gegenden nichts als die heilige Wohnung der Propheten, die Oerter, welche die Gegenwart Gottes und der Seraphim weihet, und

„Wo der Versöhner im Schatten der Zweig' auf jenem Oelberge
Und an Siloa in Menschengestalt zu gehen geruhet".

Indem sie hier gingen, sah Sem die schimmernde Taube wieder, welche ihnen den Ort zeigte, wo sie das erste Haus der künftigen heiligen Stadt bauen sollten. Sie kam

„Flatternd . . . herab und hieß sie schnäbelnd willkommen,
Mischte sich dann erfreut mit ihrem Brudergeschlechte,
Welche mit Wunder den Glanz nicht ihres Geschlechts an ihr sahen."

Jetzo schlug man die Zelte auf, und es war kein angenehmer Ort in der ganzen Gegend, welchen die Menschen nicht einzeln oder am Arm ihrer Geliebten besuchten. Einst kam Deboren die fromme Begierde an, zu Bethlehem, wo der Messias geboren werden sollte, aus der Quelle zu trinken,

„[Die] den Knaben einwiegt mit [ihrem] Klange der Laute
Oder den kühlenden Bach ihm um die Glieder umschlinget".

Sie bittet ihren Gemahl mit einer so schönen Art, daß sie der Willfahrung gewiß sein konnte, sie dahin zu führen.

„„Dein Verlangen“, sprach Sem, „ist rein wie das Wasser der Quelle;
Nimm den Schattenhut und den Stab und siehe, wir gehen.“
Also führte sie Sem. Sie fiel an der rinnenden Quelle
Auf die Kniee, sie küßte den Fels, durch den er hervortroff,
Und sie schöpft' in der Höhle der Hand die Bache.“ —

Ich kann nicht genug sagen, wie sehr mir dergleichen kleine Erzählungen gefallen, die von einer reizenden Einfalt beseelt sind, welche alle wohlbeschaffene Seelen einnehmen muß. — Der Dichter beschließt nun sein Werk auf eine festliche Art, mit dem ersten Versöhnopfer, welches Noah nach der Sündfluth Gott brachte, und mit dem neuen Segen, den er von ihm erhalten. Noah erbaute einen Altar aus Stücken von rechtwinklicht gespaltenem Marmor, welche er auf dem Gipfel Sion's gefunden; er salbet ihn mit Oel und opfert die Erstgeburt der reinen Thiere auf demselben. Indem das Opfer brannte, lagen die Männer auf den Knieen und beteten.

„Ihr andachtreiches Gebete
Stieg mit dem Opfergeruch gen Himmel. Gott ließ das Gebet sich
So wohl gefallen, daß er zu den sterblichen Leuten herabkam,
Neben dem Altar stand, doch ihnen unsichtbar. Sie hörten
Nur die Stimme der Segnungen Gottes aus Gottes Mund fließen.“

Nach dieser Rede, die aus der Erzählung genommen ist, zeiget ihnen Gott den Regenbogen als das künftige Zeichen des Bundes der Fruchtbarkeit Gottes:

„[Sie] sahn den ätherischen Bogen
In den Wolken, von welchen ein röslichter Regen herabsank.
Anmuthvoll bückte sich vor dem Gesicht die thauende Scene
Und zerfloß auf die unten gelegnen Felder sanftschmelzend.
Vielmals brach sich das Licht im Schooß der träufelnden Urnen,
Schlug sich vielmals daran und prellte zurück, bis die Strahlen
Alle Farben in ihrer verschiedenen Ordnung durchliefen.
Newton hat erst des Lichts verschiedene Faden getrennet,
Als er ihm in den lichten Mäander der Mischung gefolget.
Mit dem vielfältigen Glanz der nettgeordneten Farben
War der wässerne Bogen gespannt von prächtiger Länge
Und umfaßte die Erd' an der östlichen Seite des Himmels.“

Noah danksagte mit der inbrünstigsten Andacht und Empfindung der Größe der göttlichen Güte und seiner eigenen

Niedrigkeit. Indessen verbrannte das Opfer, der Bogen an dem Himmel erblaßte allmählich in dünnere Farben, und Gott redte nicht mehr.

Nach diesem war ihre erste Sorgen, ein Haus zu bauen, nach dem Abriß des Siphaitischen, aber von geraumerm Bezirk. Diese ruhige Wohnung nannten sie

„Salem, das Haus des Friedens. Hier war des Erzvaters Hauptsitz.
Von da verbreiteten sich die folgenden Stämme der Menschen,
Noah's Nachkommen, in alle Reviere der wohnbaren Erde;
Und sie kamen dahin zurück, von ihren Stammvätern,
Noah und seinen Söhnen, den Vatersegen zu bitten.“

Ehe ich die Feder niederlege, muß ich noch ein paar Worte mit dem Verfasser des ersten Briefes in der Sammlung vermischter Briefe reden, welche Herr Johann Christoph Stockhausen in Helmstädt 1752 herausgegeben hat. Es mag nun Herrn Stockhausen selbst die Ehre zukommen, der Verfasser dieses Briefes zu sein, oder er mag von einem seiner Freunde sein, das gilt mir gleichviel. Wenn es auch, wie ich vermuthen muß, Herr Stockhausen selber wäre, mit dem ich jetzt reden werde, so werde ich doch nur mit dem Verfasser des angezeigten ersten Briefes reden. Es sind mir hier und da in dieser Abhandlung Gelegenheiten aufgestoßen, einige kritische Sünder zu züchtigen; und diese könnten es mir billig übel nehmen, wenn ich den Verfasser dieses Briefes schonte, der unter ihnen der größte ist. Ich achte mich überdem aus andern Ursachen verbunden, diesem Scribenten sein unbesonnenes Urtheil zu verweisen; denn widerlegen kann ich ihn nicht, da es ihm nicht beliebt hat, Gründe anzugeben. Außer der allgemeinen Pflicht, die mich zur Rettung der gekränkten Wahrheit verbindet, möchte ich gerne diejenigen Deutschen, denen es nöthig ist, vor der jugendlichen oder pedantischen Art, ohne Wissenschaft, ohne Prüfung, durch kurze Sentenzen über Werke des Geistes zu urtheilen, warnen und ihnen diesen Briefschreiber zu einem Beispiel darstellen, wie abgeschmackt und kindisch es herauskommt, wenn ein Mensch, der für vernünftig gehalten sein will, über ein Werk, das wenigstens alle Aufmerksamkeit verdient und ein außerordentliches Phänomenon in Deutschland ist, so kurz, so dictatorisch ohne einigen Schein der Wahrheit abspricht, als ob die Rede nur von einem Madrigal wäre. Ferner möchte ich den Verfasser des Briefes, wer er auch sei, um sein selbst willen zum Nachdenken ver-

anlassen und ihn bedeuten, daß ihn seine Ehre verbindet, entweder eine gründliche Rechtfertigung seines Urtheils zu schreiben oder öffentlich zu gestehen, daß er sich seines öffentlich begangenen Fehlers von Herzen schäme. Eines von Beiden wird unumgänglich nöthig sein. Denn ich habe Ursache zu hoffen, daß es ihm nicht gleichgiltig sei, ob er die Gunst oder die Verachtung verständiger und redlicher Männer verdiene oder nicht.

Das Urtheil dieses Herren läuft auf folgende Machtsprüche hinaus:

Ich bemerke im Noah viele schöne Stellen, aber auch viele schlechte, und im Ganzen gefällt er mir nicht. Der Verfasser des Noah sollte Lehrbücher schreiben, nur keinen Noah mehr.

Wie läßt es diesem Herren doch so wohl, dem Verfasser des Noah, gegen den er so viel Hochachtung zu hegen vorgiebt, mit einem magistermäßigen Ton zu sagen, was er schreiben und nicht schreiben soll! Und was geht es die Welt an, ob er schöne oder schlechte Stellen im Noah findt, wenn er nicht anzeigt, welche es sind und warum? Was hat er denn für eine Meinung vom Publico, daß er sich einbildt, es werde ihm damit gedient sein, was Herr Stockhausen, oder wie er heißt, auf sein Ehrenwort versichert, da doch die Rede von Sachen ist, die durch die Urtheilskraft ausgemacht werden müssen? — Und hat er denn den Noah gelesen? Drei Gesänge hat er lesen können, und wie er sie gelesen habe, das sagt uns sein Urtheil, er habe viele schlechte Stellen darin bemerket. Darf ich ihn bitten, daß er uns andern Kurzsichtigen damit diene? Aber nur fein Gründe hinzugethan, mein Herr, damit wir auch merken, daß wir einen klugen Mann vor uns haben!

Und was soll man dazu sagen, daß er so unverschämt herausplatzt, der Noah gefalle ihm im Ganzen nicht, da er doch erst drei Gesänge von ihm gesehen hat? Könnte man denn auch aus etlichen Gesängen der Ilias ein gründliches Urtheil vom Ganzen fällen? Das Ganze heißt ohne Zweifel: die Fabel, der Plan, die Verbindung der Episoden mit dem Hauptstück, die Charakter, Sitten &c. Wie kann man doch von diesem Allem aus etlichen Gesängen gründlich urtheilen? Aber mein Mann wollte hier nicht gründlich urtheilen, er wollte nur auch so was sagen, das wenigstens

auf Schulknaben einigen Eindruck machen könnte. Ohne Zweifel verdrießt es ihn, daß der Noah nicht der Messias ist.

Doch er verdient nicht, daß ich mich länger mit ihm aufhalte. Er lese nur den ganzen Noah und folge meinem oben gegebenen Rath. Es würde eine schlechte Ausflucht sein, wenn er mir vorwerfen wollte, ich sei nicht höflich genug gegen ihn gewesen. Wenn er als ein Kunstrichter schreiben will, so werde ich ihm ganz anders begegnen können; aber jetzo berufe ich mich auf die ganze kluge Welt, ob ein so abgeschmacktes Urtheil wie das seinige etwas Anders als Verachtung erwecken könne!

Ankündigung

einer

Dunciade für die Deutschen.

1755.

Diese und die folgende Schrift, „Der verbesserte Hermann", erschienen in einem Buch vereinigt Frankfurt und Leipzig 1755. Der vollständige Titel lautet: „Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen. Nebst dem verbesserten Hermann", das Motto: „Sero sapiunt Phryges."

Das in der Ankündigung einer Dunciade mehrfach erwähnte und im zweiten Theile derselben ausführlich besprochene „Neologische Wörterbuch" (unten S. 625 ff.) erschien ohne Angabe des Ortes und Verlegers 1754 unter dem Titel: „Die ganze Aesthetik in einer Nuß, oder Neologisches Wörterbuch; als ein sicherer Kunstgriff, in 24 Stunden ein geistvoller Dichter und Redner zu werden, und sich über alle schale und hirnlose Reimer zu schwingen. Alles aus den Accenten der heil. Männer und Barden des itzigen überreichlich begeisterten Jahrhunderts zusammen getragen, und den größten Wort-Schöpfern unter denselben aus dunkler Ferne geheiliget von einigen demüthigen Verehrern der seraffischen Dichtkunst." Auf der Rückseite des Titels steht als Motto die Stelle aus Horaz, Ars poët., 453—456:

> Ut mala quem scabies aut morbus regius urget,
> Aut fanaticus error et iracunda Diana;
> Vesanum tetigisse timent fugiuntque Poëtam
> Qui sapiunt; agitant pueri incautique sequuntur.

Dann folgt die Widmung: „Dem Geist-Schöpfer, dem Seher, dem neuen Evangelisten, dem Träumer, dem göttlichen St. Klopstocken, dem Theologen; wie auch dem Syndfluthenbarden, dem Patriarchendichter, dem Rabbinischen Mährchen-Erzähler, dem Vater der mizraimischen und heiligen Dichtkunst, dem zweyhundertmännischen Rathe Bodmer, widmen diese Sammlung neuer Accente Die Sammler." Das Buch ist, wie schon Titel und Widmung anzeigen, eine Satire gegen Klopstock, die Schweizer (namentlich Bodmer und Haller) und ihre Nacheiferer und nimmt die Sprache dieser Dichter zum Ausgangspunkt. Die einzelnen Worte und Redeweisen aus den Werken der Genannten, an welche sich die Satire heftet, werden in alphabetischer Folge aufgeführt. Verfasser des „Neologischen Wörterbuches" ist der Gottschedianer von Schönaich (s. unten S. 617 ff., 626 und 644 ff.).

Es zeigen sich von Zeit zu Zeit in der moralischen Welt so seltsame Erscheinungen, daß man Mühe haben würde, sie für möglich zu halten, wenn man ihre Wirklichkeit nicht mit Augen sähe. Die Erfahrung hat den Alten gerechtfertiget, welcher sagte, es sei nichts so abgeschmackt, das nicht einmal von irgend einem Sophisten sei behauptet worden. Ich fürchte aber, man könnte das mit Grund so weit treiben, zu sagen, es sei keine mögliche Thorheit, kein mögliches Laster, das nicht irgend einem Menschen entweder bereits die Existenz schuldig sei oder es noch sein werde. Ein sorgfältiger und erfahrner Weltbeschauer könnte es in vielen Jahren dahin gebracht haben, sich über tausend mißgestaltete Geburten des Unsinns, der in dieser sublunarischen Welt seinen eigentlichen Sitz hat, nicht mehr zu verwundern; und doch würden ihm noch immer Begegnisse aufstoßen, die er bei aller seiner schlimmen Meinung von der Vernunft des menschlichen Geschlechts nicht hätte vermuthen können.

Wer hätte sich jemals träumen lassen, daß ein Mensch, den man noch in der Gesellschaft dulden kann, auf den Einfall kommen könnte, zu behaupten, es habe sich im dreizehnten Jahrhundert irgend in einem unbekannten Winkel der Welt eine Gesellschaft von Betrügern zusammenverschworen, die unschätzbaren Werke der alten Griechen und Lateiner, die in so großer Anzahl und von so mancherlei Art auf uns gekommen sind, die Werke eines Homerus, Plato, Aristoteles, Cicero, Horatius, eigenhändig zu verfertigen und ihre barbarischen, verstohlnerweise gezeugten Geburten diesen großen Genien unterzuschieben? Wer hätte geglaubt, daß ein so sehr kindischer, so sehr unvernünftiger Einfall im Ernst könnte behauptet werden, wenn nicht der P. Harduin gezeigt hätte, daß es möglich sei!

Aber dieses Exempel von der Macht der Thorheit ist nur eine Kleinigkeit gegen ein anders, das in unsern Tagen begegnet ist und einem Timon mehr Freude gemacht hätte als alle Thorheiten, welche die Athener seiner Zeit in seinen Augen so verächtlich machten. Wer sollte es glauben, daß eine ganze Nation, in deren Schooß die Wissenschaften und die Freiheit zu denken blühen sollten, die fast von allen Seiten mit gesitteten und geistreichen Nationen umgeben ist, die sich eines Leibniz rühmen kann, — sich von einem kleinen Haufen Idioten ohne Talente, ohne Einsichten, ohne Geschmack, ohne Gelehrsamkeit so sehr habe betrügen lassen können, daß sie den willkürlichen und verdorbenen Geschmack dieser Leute, die in Frankreich oder England nicht einmal unter den Dunsen einigen Rang bekommen hätten, blindlings angenommen und zur Regel gemacht; daß sie diese schwachen und unfähigen Köpfe für große Geister und ihre blöden, unförmlichen und vernunftlosen Werke für ausgemachte Meisterstücke gehalten, fleißig gelesen, gelobt und nachgeahmt; daß sie diesen Leuten ein Ansehen, eine Dictatur zugestanden, die ihnen Macht gegeben, eine ganze Reihe von Jahren dem Sens-commun Hohn zu sprechen, die Jugend zu verführen und den Geschmack an geistlosen, unwitzigen und unnützlichen Schriften, die weder den Verstand aufklären noch das Herz rühren noch die Sitten bilden, fast allgemein zu machen; wer sollte glauben, daß Gottsched (wofern es anders nöthig ist, den König Midas zu nennen) die Deutschen habe bereden können, einen Neukirch oder ihn selbst für Rivalen des Virgil, Sophokles, Horaz zu halten, einen Stoppe dem Aesopus an die Seite zu setzen und Opitzen mit Hanke in eine Classe zu ordnen; die schülerischen und lächerlichen Uebersetzungen von Köpfen, die nicht einen Funken vom Geiste der Alten zeigen, eine Schwarzias, eine vergottschedete Dichtkunst des Horaz für getreue Copien der feinsten Werke des menschlichen Witzes zu halten und dem Corneille und Molière unserer Nachbaren die Deutsche Schaubühne entgegenzustellen? — Wer sollte das für möglich halten, der nicht weiß, daß es in Deutschland seit zwanzig Jahren wirklich gewesen ist?

Ich will glauben, daß sich seit einiger Zeit eine der deutschen Nation rühmliche Veränderung zugetragen haben möge, obgleich wenig Proben davon am Tage liegen. Ich will zur Ehre der Deutschen glauben, daß Viele sein werden, die, an-

statt von mir den Beweis zu verlangen, daß die Dunsen, die ich genennt habe, wirklich so elende Scribenten seien, vielmehr von mir fordern werden, daß ich beweisen soll, die Nation habe Geschmack an ihren Werken gefunden und sich dergestalt von ihnen bethören lassen, wie ich vorgebe. Ich wünschte lieber, daß es nicht so leicht sein möchte, diesen Beweis zu führen.

Rühmen sich nicht die bemeldten elenden Scribenten, die Lehrer und die witzigen Scribenten der Deutschen zu sein? Setzen sie nicht ihre Werke getrost den besten Schriften der Alten und Ausländer entgegen? Arbeiten nicht alle Pressen für sie? Werden ihre Schriften nicht gekauft, von Neuem aufgelegt, nachgeahmt? Gestehet man ihnen nicht Verdienste zu, die sie nie gehabt, und Hochachtung, die sie nie verdient haben? Dürfen sie nicht ungestraft ihren verkehrten Geschmack zum Gesetz aufwerfen und die Werke der wenigen wahren Poeten, welche seit Haller's Zeiten aufgetreten sind, durch Machtsprüche, Verdrehungen und hirnlose Spöttereien höhnen? Straft man sie mit der Verachtung, die solchen Schandflecken einer witzigen Nation gebührt? — Ich begreife nicht, wie sich die Deutschen lossprechen können, so lang sie diese Fragen nicht zu beantworten wissen.

Es ist unleugbar, daß der Gottschedische Geschmack eine lange Zeit bei uns der herrschende gewesen. Ist er es nicht mehr? woran soll man das erkennen? wem zu Gefallen soll man es ohne Grund glauben?

Man wird mir vielleicht antworten: „es sei freilich nicht zu leugnen, daß Gottsched wirklich die Deutschen einmal bezaubert habe, seine Dichtkunst, seine Trauerspiele, seine Schäferspiele, seine Oden auf Hochzeiten und Magisterpromotionen, seine Uebersetzungen, die Werke der andern elenden Scribenten, die entweder aus seiner Schule wie Pilze aus dem Boden hervorgewachsen oder durch die Wirkung einer gewissen Sympathie, die unter den Dunsen obwaltet, für vollkommne Muster von ihm ausgeschrieen worden, zu bewundern und mit vielem Vergnügen über dem Lesen derselben zu gähnen und einzuschlafen; es lasse sich auch nicht leugnen, daß er noch jetzt, eben wegen der bemeldeten Sympathie, den ganzen vornehmen und gemeinen Pöbel der Deutschen (den dummsten Pöbel, der auf der Welt ist) auf seiner Seite habe, und daß diese die Hermannias des gekrönten Baron von

Schönaich mit ebenso vieler Lust lesen als den Kalender; aber man würde sich doch versündigen, wenn man der ganzen Nation zur Last legen wollte, was nur auf den verächtlichsten Theil derselben falle. Man habe sich seitdem mit den Alten und Ausländern besser bekannt gemacht; Corneille, Boileau, Fontenelle, Voltaire, Milton, Pope, Young, Richardson seien in Deutschland gar nicht mehr fremde, und man könne nach der Menschenliebe nicht anders als glauben, daß sie ihre Wirkung werden gethan haben. Im Uebrigen sei der Pöbel bei allen Nationen dumm, zu feinen Empfindungen nicht aufgelegt und jedem Betrüger und Irrgeist ausgesetzt. Pope hätte keine Dunciade schreiben müssen, wenn England nicht mit Dunsen wäre überschwemmt gewesen, und wenn diese Dunsen nicht gefallen hätten; und auch Boileau habe bei den so witzigen Franzosen ausrufen müssen:

Et la scène françoise est en proie à Pradon,

und habe seinen meisten Ruhm den elenden Scribenten seiner Zeit zu danken, welche er nicht so witzig hätte verspotten können, wenn sie nicht da gewesen wären."

Ich begehre nicht zu leugnen, daß etwas Wahres an diesen Vorstellungen ist. Aber dieses spricht doch die witzigen Deutschen wenigstens von einer sträflichen Gleichgiltigkeit und Trägheit nicht los, welche sie in der Sache des guten Geschmacks zeigen. Sollten sie nicht um ihrer eigenen Ehre willen (wofern die Liebe zur Wahrheit ein zu feines Motiv ist, sie in Bewegung zu setzen) genugsame und von aller Zweideutigkeit entfernte Proben ablegen, daß sie nicht unter die verachtenswürdige Classe der pöbelhaften Seelen gehören, welche, von dummen Vorurtheilen gefesselt, sich mit gedankenlosem Schall und Unsinn nähren und an der ekelhaften Muse ein Belieben finden, die mit Gottsched in den Kohlgärten wandelt? Was soll man von Leuten, die für die Ehre der Nation so empfindlich zu sein vorgeben, denken, wenn sie nicht eine einzige Bewegung machen mögen, entweder dem verderbten Geschmack Einhalt zu thun oder der gesunden Vernunft und der Kenntniß des wahren Schönen und Guten mehr Raum zu machen! Wenn sie dazu stillschweigen, daß die Anarchen des Unsinns mit ihren Gehilfen immer wieder neue Versuche machen, ihr chaotisches Reich zu beschützen und zu erweitern, wenn sie dieselben noch wol gar aufmuntern und in ihrer tollen Hoffnung, sich im Besitze des despotischen

Ansehens im Reiche des deutschen Witzes zu erhalten, bestärken? Gewiß, so lange Gottsched ohne Aufhören und mit allen möglichen Maschinen, die ihm sein sonst dummer, aber von Bosheit begeisterter Kopf an die Hand giebt, ungestraft sich der Ausbreitung des wahren Witzes und der Kritik entgegenstellen darf; so lange man immer neue Dunsen aufwachsen läßt, ohne sie in ihren ersten unglücklichen Versuchen zu ersticken; so lange man die wenigen Verfechter des Bon-sens allein läßt und sie noch gar bei jeder erzwungenen Gelegenheit verdächtig zu machen sucht; so lange man einem jeden mittelmäßigen Kopfe, der irgend eine schülerische Abhandlung aus der Ethik oder etliche Liedlein an Phyllis und Bacchus auf die Messe gekramet hat, den Titel eines Bel-esprit freigebig zugestehet; so lange die Deutschen Gesellschaften sich nur, wie sie größtentheils thun, mit Tändeleien beschäftigen und mit dem Namen Gottsched, der Schmach unserer Nation, in in ihren Registern prangen werden: so lange wird man's keinem Menschen, der die Sachen beurtheilet, wie sie sind, verdenken können, wenn er glaubet, daß der billige Vorwurf der Dummheit und des schlechten Geschmacks in Werken des Geistes, der durch die Erfindung des Pulvers, der Buchdruckerkunst und der Luftpumpe schlecht abgelehnt wird, noch mit seiner ganzen Last auf der deutschen Nation liege.

Ich brauche kaum zu erinnern, daß ich von diesem Vorwurfe das artige Geschlecht gänzlich ausnehme. Es ist mir gar nicht unbekannt, daß eine ansehnliche Anzahl liebenswürdiger Schönen durch Deutschland zerstreut ist, welche die Natur mit zarten Empfindungen für das Schöne begabt hat; welche fähig sind, sich eine Henriette Byron zum Vorbilde ihres Lebens zu machen; welche sich bis zu dem hochfliegenden Young, diesem Adlergeiste, dem es erlaubt ist, in die Sonne zu sehen, aufschwingen können und beim Messias alle die heiligen und entzückenden Rührungen empfinden, die dieses erhabene Gedicht in jedem menschlichen Herzen hervorbringen sollte. Ich weiß, daß die gleiche Empfindlichkeit, die sie über das Schicksal der Clarissa weinen macht, sie Geschmack an Balsora oder Selim finden läßt, und daß eben die Delicatesse, die sich in ihren Sitten zeigt, sie für die paradiesischen Kinder des Sipha oder die unschuldige Rahel einnimmt. Ihre Seelen, deren natürliche Bildung vom Schulwitz und dem pedantischen Mischmasch, den man insgemein Gelehrsamkeit nennt, unverderbt

geblieben, zeigen uns, daß die Regeln des Schönen und Herzrührenden, welche die Philosophen aus der Natur gesammelt haben, wirklich mit derselben übereinstimmen; und ihre Empfindungen, auch wenn sie ihnen keine Namen zu geben wissen, sind einem guten Scribenten tausendmal angenehmer als das kalte und unbestimmte Lob, welches die Zeitungsschreiber auszutheilen gewohnt sind. Da sie aber keinen Beruf haben, zu lehren oder zu beschützen, so ist ihr schweigender Beifall genug. Und auch Diejenigen von ihrem Geschlecht, welche so unglücklich gewesen, durch eine schlechte Erziehung verwahrloset oder unter den Händen der Dunsen, die manchmal durch andere als geistige Reize gefallen, verunstaltet zu werden, verdienen vielmehr Mitleiden als Verachtung; ein Recht, welches man auch der Gemahlin des Erzdunsen zugestehen muß, ob es gleich für ihren Ruhm gut wäre, wenn sie nach der Regel, die Perikles einst den Athenerinnen gab, sich so still gehalten hätte, daß man gar nie von ihr hätte reden müssen. Ich will aber mit dieser Erklärung den weiblichen Scribenten nicht geschmeichelt haben, welche seit einiger Zeit so stark von den Criticis der Deutschen (nämlich den Zeitungsschreibern) präconisirt worden. Ich gebe ihnen zwar weniger Schuld als ihren allzu eingenommenen Liebhabern, welche durch ein enthusiastisches Lob die weibliche angeborne Schüchternheit dieser Damen betäubt und ihre flüchtigen oder tändelnden Aufsätze in die Welt ausgesetzt haben. Aber sie werden mir erlauben, ihnen zu sagen, wenn sie sich erinnert hätten, daß es nur einer Lambert, einer Rowe, einer Graffigny zukomme, ihrem Geschlecht durch Schriften Ehre zu machen, sie ohne Zweifel würden Bedenken getragen haben, sich der eilfertigen Geburten ihres Witzes, ehe sie zur gehörigen Reife gekommen, vor den Augen der Welt zu entladen.

Aber können die männlichen Liebhaber der Werke des Witzes, die Gelehrten, welche Kenntniß der schönen Wissenschaften zu besitzen vorgeben, die Beaux-esprits, die sich der Bekanntschaft der Musen rühmen, können diese das gleiche Recht fordern, welches dem passiveren Geschlechte zugestanden wird? Wer soll dann lehren; wer soll das Reich der Wahrheit ausbreiten; wer soll das Amt der philosophischen Kritik führen, deren Censur der gelehrten Welt unentbehrlich ist; wer soll Lob und Tadel nicht nach Leidenschaft oder übel angebrachten Egards, sondern nach der genauesten Gerechtigkeit austheilen;

wer soll das beleidigte Verdienst in seinen Schutz nehmen, wer sich den Mißgeburten des Unwitzes, der Pest des verdorbnen Geschmacks in Künsten, die zur moralischen Besserung des Herzens abzielen, entgegensetzen?

Was ist es denn, das uns träg macht? Glauben wir keine Pflichten zu allen diesen Verrichtungen zu haben, die jedem wahren Gelehrten obliegen, wenn ihn nicht die Menge und Wichtigkeit andrer Geschäfte hindern? Oder was hält uns von unsrer Pflicht ab? Etwan die Furcht, des schimpflichen Lobes betitelter Dunsen beraubt oder mit ihrem pöbelhaften Tadel beehret zu werden? Wie klein muß ich mir eine Seele vorstellen, die solche Gespenster fürchten kann! Oder ist es Höflichkeit, die unmoralische sträfliche Höflichkeit, die uns hindert, die Wahrheit zu sagen, damit kein Feind derselben dadurch beleidiget werde, obgleich unser Stillschweigen der guten Sache wirklich Schaden bringt? Soll die Sonne nicht mehr scheinen, damit nicht die Nachteulen und Maulwürfe durch ihren Glanz genöthiget werden, sich in ihre dunkeln Löcher zurückzuziehen? Oder darf eine höhere Pflicht um einer geringern willen versäumet werden? Welche eine Höflichkeit, die mich hindert, gerecht zu sein; die mich nöthiget, Dem zu schmeicheln, den ich verachten muß; die mich abhält, ihm durch seine Zurechtweisung einen wahren Dienst zu thun, da hingegen diese Complimente, so sehr als sie an sich selbst nichts sind, doch immer das Uebel ärger machen! Oder hat keine Zurechtweisung statt, wie will man es verantworten, daß man aus Achtung gegen unverbesserliche Thoren der Wahrheit ihr Gebühr vorenthält?

Mich dünkt, daß sich die Leute, von denen ich jetzt rede, gar füglich in drei Classen theilen lassen. Einige, welche man poetische Synkretisten nennen könnte, wollen es, wie sie meinen, mit keiner Partei verderben, sondern suchen sie, so viel an ihnen ist, indem sie von beiden Theilen etwas nachlassen, mit einander zu vergleichen. Andere wollen sich, ich weiß nicht was für einen Mittelweg machen, weil sie weder mit den Freunden der wahren Poesie und Kritik noch mit dem Pöbel der Verderber des Geschmacks recht zufrieden sind. Andere bekümmern sich gar nicht, weder um den guten noch den schlimmen Geschmack und halten diese Sachen für so klein, daß sie weder Aufmerksamkeit noch Eifer verdienen. Es soll sich sogleich zeigen, wie viel oder wenig Vernunft diese Herren auf ihrer Seite haben.

Die erste Gattung enthält, wie ich angeregt habe, diese allzu friedsamen Seelen, welche aus lauter Verträglichkeit auch contradictorische Sätze mit einander vergleichen können und eine monstrose Vermählung zwischen Weisheit und Thorheit zu Stande zu bringen bemüht sind. Sie besteht meistens aus Zeitungsschreibern und jungen Criticis, die zu der Art von Geschöpfen gehören, die Würmer sind und fliegen wollen.

Sie haben sich eine ganz eigene Sprache angewöhnt; sie scheinen zu urtheilen, aber sie drücken sich so unbestimmt und zweideutig aus, daß man nicht eigentlich weiß, ob sie loben oder tadeln wollen. Wenn sie eine gute Schrift loben, so ist es, als ob sie auf ihre Schönheiten nur schielende Blicke wagen, aus Furcht, sie möchten von irgend einem ansehnlichen Dunsen über der That ertappt werden. Hingegen sind sie so ungemein froh, wenn sie etwas zu tadeln finden, daß sie eine jede Kleinigkeit, die Einer von ihnen etwan bemerkt zu haben glaubt, sogleich ungeprüft abschreiben und bis zum Ekel mit einem meistermäßigen Tone wiederholen. Setzet nur etwas an einer vortrefflichen Schrift aus und seid gewiß, daß Eure Kritik aus jeder gelehrten Zeitung zurückhallen wird. Sie glauben, die Gerechtigkeit erfordere, daß, wenn man lobt, man auch tadle; wie könnte man sonst unparteiisch sein? und wenn sie nichts Anders wissen, so machen sie es wie jene liebreiche Tadlerin beim englischen Satirico: in Clarissens Gestalt dürften sich Engel sehen lassen, aber Schade! sie hat ein Sommerfleckchen am Ohr. Eben dieser synkretistische Geist macht, daß sie an den ärmsten Stümpern Vollkommenheiten und an den größten Geistern wichtige Fehler finden. Da sie sehen, daß sie an Gottscheden sonst nichts mit einiger Scham loben können, so gestehen sie ihm, dem seichten, dem undenkenden, dem lahmen und nervenlosen Schreiber, eine schöne deutsche Schreibart und seinen jämmerlichen Reimen eine wohlklingende Flüssigkeit zu, ungeachtet aus einer unzähligen Menge Stellen seiner Schriften bewiesen werden kann, daß seine Verse übeltönend und hart sind und gegen den allgemeinen Gebrauch der Länge und Kürze der Silben verstoßen. Was sie Flüssigkeit nennen, ist leerer, unharmonischer Schall, so wie die Gelehrsamkeit, die sie dem Herrn Professor zuschreiben, eigentlich zu reden, nichts Anders sein kann als seine Unverschämtheit, von Griechisch und Latein, Französisch und Wälsch, Englisch und Deutsch, Prose und Versen und von allen Dis-

ciplinen in ik und ie ohne Verstand und Geschmack in die Welt hinein zu plaudern oder die ehrwürdigen Namen großer Scribenten, die er nie gelesen oder nie verstanden hat, um sich her zu schleudern. Weil sie nun so gerecht auf der einen Seite sind, so wollen sie es auch auf der andern sein, und Einer sagt dem Andern den pöbelhaften Nationalvorwurf nach, die Schweizer seien grob, welches eben so viel gesagt ist, als die Deutschen sind Säufer. Aber sie müssen ja etwas zu tadeln haben, und so viel Vernunft haben sie doch wol, daß sie die großen Talente, die gründlichen Lehrbücher, die Schriften, in denen der Geist der griechischen Musen athmet, die Einsichten, den Witz und die scharfe Urtheilskraft an den Herren Schweizern (wie sie aus besondrer Höflichkeit die Herren B. und Br. zu nennen belieben) nicht tadeln. Vielleicht hoffen sie in diesem Vorwurfe, den man ihnen zuletzt glauben soll, weil sie ihn so oft wiederholen, einige Entschuldigung zu finden, daß sie sich die Schriften dieser Männer so wenig zu Nutz gemacht haben. — Aber man untersuche doch einige Augenblicke dieses alte so oft wiedergesungene Lied; man gebe mir erst eine richtige Erklärung der Grobheit und zeige mir dann das Grobe in den theoretischen, kritischen oder satirischen Schriften der gedachten Herren. Kommt nicht aller Vorwurf daher, daß sie die Freiheit gebraucht, allgemeine Wahrheiten auf besondere Fälle und Personen zu appliciren und gewisse Personen und Sachen mit ihrem eigentlichen Namen zu nennen, nachdem sie es nöthig gefunden haben, sich hierüber ganz unzweideutig zu erklären? Wissen etwan jene delicaten gelehrten Stutzer nicht, was der Gebrauch der Wörter sagen will? Das Wort Nachtigall bedeutet doch keinen Raben, gelehrt bezeichnet einen andern Begriff als ungelehrt; und wenn ich Gottscheden einen Duns heiße, so kommt es allein darauf an, ob er einer ist. Ist er's, so gebührt ihm sein rechter Name. Und gesetzt auch, man sehe es für eine Züchtigung an — verdient die Dummheit, wenn sie sich dünken läßt, weise zu sein, keine Züchtigung? Und muß sie nicht von andern Schriftstellern gezüchtiget werden, da keine bürgerliche Strafe auf die Dummheit gesetzt ist und man einen Duns deswegen bei keiner Obrigkeit verklagen kann? Mich dünkt, es gehe diesen Herren sehr oft wie den gemeinen Leuten, wenn sie höflich thun wollen und für die ehrbarsten Wörter, wenn sie nur niedrige Dinge bezeichnen, allemal ein mit Ehren zu melden

voransetzen. Wenigstens ist ganz gewiß, daß sie sich nicht besinnen, daß es abgeschmackt ist, wenn Einer, der sich zu tadeln berechtiget glaubt, so unbestimmte und entkräftete Ausdrücke braucht und sich vornen und hinten so sehr verwahrt, daß sein Tadel unmöglich die geringste Wirkung thun kann. Es sind freilich Ursachen genug, warum sie so handeln. Sie verfahren mit Andern nicht anders, als wie sie wünschen, daß man mit ihnen verfahre. Ueberdem sind sie der nichtsbedeutenden Wörter und Redensarten, die nur zum Ausfüllen da sind, allzu sehr gewohnt. Mit eben der Ungeschicklichkeit, mit welcher sie die Pedanterei gewisser berühmter elender Scribenten Gelehrsamkeit nennen, nennen sie die freimüthige Wahrheit, die, auch wenn sie züchtiget, nützlich und gutthätig ist, Grobheit, und (ich hoffe diese Anmerkung werde nicht allzu unhöflich sein) sie erzürnen sich wie der Affe in der Fabel über den aufrichtigen Spiegel, der ihnen ihre eigenthümliche Häßlichkeit vorzurücken scheint.

In die zweite Classe setze ich vornehmlich gewisse Scribenten, welche es entweder heraussagen oder doch zu verstehen geben, daß ihnen der neue Geschmack, wie sie den Geschmack Homer's und Virgil's nennen, und die Messiade ebenso wenig gefällt als der Weisisch-Gottschedische und die Hermannias des Herrn Baron von Schönaich, kaiserlich gekrönten Poeten. Sie lieben die witzigen Schriften der Franzosen und möchten sie gerne nachahmen. Sie schreiben Liedchen, Erzählungen und kleine Satiren; Einige wollen wie Haller denken, Andre wie Gleim scherzen, beide insgemein mit gleichem Glücke. Ich gönne ihnen ihren besondern Geschmack an dem Alexandrinischen Vers und den Reimen und an leichten und lustigen Schriften ganz gerne; ich werde mich freuen, auch in diesen Arten von Versen und Poesie Meisterstücke von ihnen zu sehen. Aber sie erlauben mir nur, sie zu fragen, was sie eigentlich am Messias und am Noah auszusetzen haben? Ist es etwan dieses, daß es keine Anakreontischen Oden oder keine lustigen Märchen aus dem Boccaccio sind? Oder verdrießt sie die gleiche Poesie und Versart, die sie an dem guten alten Homer loben, weil ihn seit dritthalb tausend Jahren Jedermann gelobt hat?

Endlich fällt meine Anklage noch auf eine dritte Gattung von Gelehrten, die zahlreich genug ist und aus solchen Riesengeistern besteht, welche die schönen Wissenschaften für Kleinig-

keiten ansehen und es nicht der Mühe werth finden, einen Finger zur Beförderung des Dings, das man den Geschmack nennt, zu rühren. Sie spotten auf eine sehr alberne Art (denn wie sollten diese Herren mit der Ironie umgehen können?) der Bemühungen einiger Philosophen in diesem Felde. Ein Poet ist ein sehr unbeträchtliches Geschöpf in ihren Augen, und ob sie gleich einen innerlichen angebornen Hang zu Gottsched und Seinesgleichen in ihrem Herzen fühlen, so halten sie es doch für sehr gleichgiltig, ob Milton oder Neukirch ein größerer Dichter sei. Sie können diesen feinen Unterschied in der Art der Vorstellungen, diese vielen Grade des Schönen, diese der Natur abgelernten Kunstgriffe, das Herz einzunehmen, nicht begreifen. Eine Rede aus der Sammlung der Deutschen Gesellschaft ist ihnen so gut als eine Rede vom Demosthenes. Eine Ode aus dem Horaz gefällt ihnen vielleicht, weil man da Gelegenheit hat, seine Einsichten in die Mythologie, die Alterthümer und lateinische Grammatik anzubringen; aber sonst ist eine Reimerei von Triller, welche den Titel Ode an der Stirne führt, viel angemessener für die Capacität ihres Geistes. Sie können nicht anders glauben, als daß dieser neue Geschmack, der jetzt Mode ist, eine bloße ungezäumte Begierde sei, neue und unerhörte Dinge zu sagen, und sie leben der Hoffnung, es werde nicht so lange währen, so werde derselbe auch alt werden, so wie der Weisische, der in ihrer Jugend geblüht hat, jetzt der alte worden sei.

Es thut mir leid, daß ich sagen muß, daß diese gelehrten Herren in ihrer geringen Meinung von dem Werthe der Poesie und von der Nothwendigkeit des guten Geschmacks himmelweit von den Gedanken der weisesten Männer aller Zeiten abgehen. Plato, Aristoteles, Bacon und Leibniz waren ganz andrer Meinung. Einer von diesen großen Männern glaubte sich nicht zu erniedrigen, wenn er ebendiesen philosophischen Geist, mit dem er die ganze menschliche Sphäre umleuchtete, auf die Dichtkunst und die Entwicklung der Regeln anwendete, welche machten, daß Homer und Sophokles so sehr gefielen. Die andern Drei haben ihren Vortrag mit den feinsten Schönheiten des Witzes ausgeschmückt; sie haben sich nicht selten der poetischen Mittel bedient, Wahrheiten, welche nur der reine Verstand ohne Kleid sehen kann, faßlicher und gefälliger zu machen, und sie haben bei allen Gelegenheiten den moralischen Gebrauch der Poesie angepriesen.

Eben die großen Gesetzgeber der Griechen, welche die scharfsinnigste, großmüthigste und tapferste Nation, die jemals geblüht hat, hauptsächlich bildeten, waren es, die die lehrreichen Schriften Homer's aus ihrer Dunkelheit hervorzogen, mit großem Fleiße sammelten und ihren Bürgern und der Jugend in die Hände gaben. Könnte ich mich hier nicht auf die vornehmsten Philosophen und Moralisten der alten und neuern Zeiten unter allen gesitteten Völkern berufen, wenn es nöthig wäre, den Werth der Dichtkunst auf das Ansehen großer Männer zu gründen? Ich halte es aber für besser, zu zeigen, warum diese Leute, deren scharfe Einsichten ihrem Urtheil so viel Gewicht geben, den guten Geschmack in den schönen Künsten und die poetische Methode für etwas so Nothwendiges für eine Nation, die nicht unter die Barbaren und Wilden gerechnet sein will, angesehen haben.

Der gute Geschmack ist nichts Anders als eine Fertigkeit, von Allem, was schön ist, vermittelst der Empfindung richtig zu urtheilen. Wie aber alle unsre Empfindungen, Begriffe und Urtheile, wenn sie wahr sein sollen, den Objecten gemäß sein müssen, so ist es auch mit diesem fertigen und feinen unterscheidenden Gefühl des Schönen beschaffen. Das Schöne ist außer uns und hängt ebenso wenig von unsrer Willkür ab als das Gute und Anständige. Ich kann wol einen so verderbten Geschmack bekommen, daß ich das Häßliche für schön, das Groteske für symmetrisch, das Kriechende für edel und das Schwülstige für erhaben halte, so wie das moralische Gefühl so sehr verderbt werden kann, daß man das Schändliche für anständig und das Unbillige für gerecht hält; aber ich kann nicht machen, daß, was außer mir schön ist, es nicht sei, so wenig als ich machen kann, daß etwas Unrecht sei, was Recht ist. Die Verhältnisse und Proportionen der Dinge sind unveränderlich, und mit ihnen müssen unsre Urtheile, sie mögen verworren oder deutlich sein, genau übereinstimmen, wenn sie wahr sein sollen. Die ganze Welt ist als das Meisterstück einer göttlichen Weisheit nach Maß, Zahl und Gewicht aufs Vollkommenste eingerichtet. Jedes Ding ist auf alle mögliche Weise determiniret und hat also unendlich viel Verhältnisse; in der Aehnlichkeit dieser Verhältnisse liegen die Proportionen und in diesen die Schönheit. Daher hat jedes Ding in Absicht eines jeden andern einen gewissen Grad von Schönheit, so wie die ganze Welt den höchsten Grad der Schönheit, der

außer Gott möglich ist, besitzt. Alle diese in unzählbare Schauplätze vertheilten Schönheiten sind für diejenigen Wesen gemacht, welche das Vermögen haben, aus dem Anschauen derselben Vergnügen zu schöpfen. Wir gehören zu diesen, und der Kreis, der uns eingeränmt ist, ist mit Schönheiten von mancherlei Art angefüllt, die mit den Empfindungsvermögen unsrer Seele in eine genaue Proportion gestimmt sind. Es liegt in unsrer Natur, daß uns das Schöne Vergnügen macht, und dieses Vergnügen nimmt natürlicherweise mit jedem höhern Grade von Schönheit zu. Es ist also der richtige Geschmack oder die unterscheidende Empfindung des Schönen ein angeschaffnes Vermögen unsrer Seele, an dessen Entwicklung und Schärfung uns gelegen sein muß, wenn uns anders an der Erfüllung der Absichten des Schöpfers und an unserm Vergnügen gelegen ist.

Alles, was schön ist, hat auch einen bestimmten Grad von Güte. Ja, die Schönheit ist nichts Anders als (nach dem Ausdruck des englischen Poeten) der Widerschein der innern Güte. Je größer die innerliche Güte eines Dings ist, desto größer ist seine Schönheit. Daher ist das sittliche Schöne so sehr über das, was in den Figuren und Farben schön ist, erhaben. Wir haben der gütigen Natur auch ein unterscheidendes Gefühl des Guten oder Bösen zu danken. Dieses wird uns, wofern es nicht sehr verderbt worden (denn die schönsten Anstalten der Natur können verderbt werden), zeigen, was der Natur gemäß ist oder nicht. Wir empfinden ebenso schnell ein lebhaftes Vergnügen über eine tugendhafte That als über den Anblick eines schönen Angesichts. Beides ist unsrer Seele natürlich, es wäre denn, daß unsre Empfindlichkeit durch eine stärkere Kraft gehemmet würde. Und diese beiden, einander so nahe verwandten Vermögen, die von einem vernünftigen Geschöpf unzertrennlich sind, machen eigentlich das aus, was man le Sens-commun heißt, den man nie anders als mit der Menschheit verlieren kann. Diese Empfindlichkeit des Menschen für das sinnliche, moralische und intellectualische Schöne findet sich in einigem Grade bei jedem Menschen, und eben in der Bildung und Befestigung des Sens-commun besteht die rechte Erziehung und Unterweisung und Alles, was die Philosophie thun kann, uns zu Bearbeitung der Absicht unsers Daseins geschickt zu machen. Da nun die Natur ein so festes Band zwischen dem Schönen und Guten

geknüpft hat, so ist ganz natürlich, daß auch zwischen dem guten Geschmack und dem moralischen Gefühl eine genaue Verbindung sein muß. Das Schöne ist allein dazu bestimmt, uns das Gute angenehmer zu machen. Ist aber unser Gefühl des Schönen verdorben, irren wir in unserm Urtheil über dasselbe, so werden wir nicht nur gar oft das Häßliche für schön, sondern das Gute für häßlich halten, zumal da dieses Letztere aus vielen Ursachen nur gar zu leicht ist. Auf diese Weise wird der schlimme Geschmack schlimme Sitten verursachen, und eine gering scheinende Verwahrlosung wird große Uebel nach sich ziehen.

Lehret nicht die Geschichte vieler Völker, daß der verdorbene Geschmack mit der Verderbniß der Sitten zuzunehmen pflegt? Und läßt sich nicht das Gleiche der Erfahrung gemäß von einzelnen Personen sagen? Je stumpfer und gröber unser Gefühl ist, desto ungeschickter sind wir zu feinen und delicaten Vergnügen. Wir müssen also den Abgang mit gröbern ersetzen. Wir finden Geschmack am Niederträchtigen, am Uebertriebenen, am Grotesken und Ungeheuren. Nach und nach wird sich jede edle und großmüthige Gesinnung aus einem Herzen verlieren, welches sich an kriechende und pöbelhafte Empfindungen gewöhnt hat; die Kräfte der Seelen werden immer schlaffer, da sie keine Anstrengung nöthig haben, keinen Schwung nehmen müssen, wie es sein müßte, wenn sie sich mit vortrefflichen und wichtigen Gegenständen beschäftigten. Einer so zusammengeschrumpften Seele wird jede erhabene Vorstellung ungeheuer und jeder neue Gedanke frech vorkommen. Denn zur ersten nimmt sie sich selbst und zum andern die Gewohnheit zum Maßstabe.

Man setze eine Nation, welche man will, und wenn sie auch unter dem glücklichsten Himmelsstriche lebte; man versage ihr alle Homere und Platonen, alle großen Dichter, Redner und Moralisten und zugleich alle Beispiele von Helden in Weisheit und Tugend; man verurtheile sie, keine andere Scribenten zu lesen als solche, dergleichen man vor wenigen Jahren in Deutschland mit einem durchgängigen Beifall beehrte; Erasmus Francisci soll ihr Montesquieu, Neukirch ihr Virgil und Grimm ihr Sophokles sein; Triller, Scheyb, Schönaich, Naumann sollen ihnen für Milton, Thomson, Young gelten, — und alsdann soll ein jeder Kenner der menschlichen Seele urtheilen, was für eine Gestalt der Charakter dieser

Nation bekommen würde! Wird sie sich nicht an das Niedrige, Unedle und Gedankenleere, an gemeine Erfindungen, an schlechte und übel gebildete Charakter, pöbelhafte Gesinnungen, an leere, unbestimmte Ausdrücke, an eine wörterreiche und geistlose Sprache, an Mattigkeit und Schwulst, an Phöbus und Unsinn ebensowol gewöhnen, als man sich nach und nach gewöhnen kann, die häßlichsten Gesichter ohne Ekel anzusehen, oder auf eben die Weise, wie ein Mensch durch beständigen Umgang mit verruchten Leuten und durch öftere Wiederholung schändlicher Thaten zuletzt alle Zärtlichkeit des Gewissens und alle Scham überwältiget? Was wird aus einer Nation werden, die einen Schönaich für den Mann hält, der den höchsten Gipfel der menschlichen Fähigkeit erreicht hat, und die sich seine Helden zu ihrem Muster vorstellt? Um wie viele Grade muß sie von dem, was wahrhaftig groß, edel und erhaben ist, herabgestimmet werden! Wie tief muß sie unter die richtigen Begriffe vom Anständigen, Artigen und Naiven gesunken sein, wenn sie an Schäferspielen, wie Elisie, wie Atalanta ist, Gefallen haben soll! Und wie stumpf muß ihr moralisches Gefühl sein, wenn ihr vor den Reizungen der ausgelassenen und unverschämten Muse mancher deutschen Erzählungsdichter nicht ekeln soll! Sollte man sich alsdann verwundern, wenn Engel und Patriarchen solchen Leuten nicht nur seltsam und unverständlich, sondern ungeheuer und widersinnisch vorkommen, wenn sie sich nicht bis zu ihnen aufschwingen, ihnen nicht nachempfinden können und deswegen bei den Empfindungen und Reden, die ihnen zugeschrieben werden, nichts denken können? Könnte man etwas Anders von ihnen erwarten? Ebenso wenig, als man von einem groben Bauer die artigen und anständigen Manieren eines Hofmanns oder die Denkungsart und Empfindungen einer Clarissa von der schändlichen Sally erwarten kann.

Die Erfahrungen sind unleugbar, daß das Verlorne Paradies, die Nachtgedanken, der Leonidas, der Noah, die Messiade starke und schöne Wirkungen auf eine Menge von Gemüthern bei verschiedenen Nationen gethan haben, die keine andere Disposition zur Lesung dieser Schriften brachten als einen offnen Verstand, ein empfindliches Herz und Begierde, sich zu erbauen. — Wir wissen, was für große Eindrücke die Schriften des Plato, die Tragödien des Sophokles, die Hohenlieder des Pindarus, die Reden des Demosthenes gemacht, und

wie stark die Gesänge Homer's in dem Munde der Rhapsodisten auf die Griechen gewirkt haben, bei denen der ächte und feine Geschmack in allen Werken des Geistes und der Kunst, die die Natur nachahmet, so gemein war. Man kann die natürlichen Ursachen, warum Werke von solcher Art diese Wirkungen auf fähige Gemüther thun müssen, in allen Schriften gründlicher Lehrer der Kunst, wohl zu reden und zu schreiben, finden. Wenn also solche Werke einer Nation nicht gefallen oder wenig von ihr geachtet werden, was muß Schuld daran sein? Verdorbene Empfindungsvermögen, stumpfe Einsichten, niederträchtige Gesinnungen, ungeschliffene oder ausgelassene Sitten, ein unbiegsamer, ungeübter, verwilderter Geist, lauter Eigenschaften, die man bei jedem Volke antrifft, bei dem der schlimme Geschmack herrscht: ist dieses nicht genug, uns von der Schändlichkeit dieser Krankheit zu überzeugen? Ist es nicht schlimm genug, wenn man die Empfindlichkeit für die schöne Natur verliert, wenn man das Anständige, das Edle, das Erhabene nicht kennt; wenn man bei den rührendsten Scenen fühllos ist; wenn man durch die schönsten und stärksten Vorstellungen nicht eingenommen wird; wenn die kräftigsten Hilfsmittel zur Tugend, die uns Gott gegeben hat, vernachlässiget werden? Gewiß, Diejenigen, welche sich um den Geschmack nicht bekümmern oder in dem Wahne stehen, daß wenig an ihm gelegen sei, wissen nicht, was Geschmack ist, und denken etwas Unbestimmtes und Unrichtiges oder so viel als nichts bei diesem Wort, wie sie bei so vielen andern zu thun gewohnt sind. Wir wollen nur die Sache selbst für das Wort setzen, wir wollen unsre Frage so einrichten: Ist nichts daran gelegen, daß man für die unzählbaren Schönheiten der Werke Gottes aufmerksam und empfindlich sei, daß man, wenn man sie beschreiben will, sie ähnlich und nach dem Leben schildre, daß man ein lebhaftes Vergnügen an der sittlichen Schönheit, an Unschuld, Gottseligkeit, Großmuth, Menschenliebe habe, daß man für das Vortreffliche und das, was der Würde unsrer Natur gemäß ist, eifrig eingenommen sei, daß man schnell und gleichsam im Augenblick erkenne, was gut und böse, harmonisch oder unharmonisch ist, quid verum atque decens; ist nichts daran gelegen, daß man die Kunst verstehe, die wichtigsten und heilsamsten Wahrheiten auf eine angenehme und anziehende Weise vorzutragen, die Aufmerksamkeit der sonst so unachtsamen Menschen für sie zu

gewinnen, die Herzen zum Vortheil der Tugend zu **rühren**, die Pflichten angenehm zu machen — und daß man in einer Disposition stehe, dergleichen Wirkungen durch die gehörigen Mittel an sich thun zu lassen? — Sollte Jemand von Vernunft so sehr verlassen sein, daß er auf diese Fragen nicht antwortete, an Allem diesem sei viel gelegen! Aber Alles dieses zusammengenommen ist das, was die Verständigen den guten Geschmack nennen; und ich behaupte, daß ohne diesen die Menschen sich eines Titels anmaßen, der ihnen nicht zukommt, und lediglich mit dem Affen und dem Faulthier in eine Classe gehören.

Ich glaube, der Zusammenhang des guten Geschmacks mit den guten Sitten sei aus dem, was ich bisher gesagt, klar genug zu ersehen. Ich muß aber noch bemerken, daß er vornehmlich der Religion große Dienste thue. Was ist die Religion im Grunde anders als eine lebhafte und herrschende Empfindung unsrer Dependenz von dem unendlich vollkommenen Wesen, unserm Schöpfer, Erlöser und höchsten Wohlthäter? Wie sollen aber solche Empfindungen und Gesinnungen am Kräftigsten erweckt werden, als durch majestätische, erhabene, ungemeine und rührende Vorstellungen seiner Eigenschaften, seiner Werke, seiner Verhältnisse gegen uns und der Hoffnungen, zu denen uns seine Verheißungen ein Recht geben, und die uns in unsern Pflichten munterer und getreuer machen sollen? Wie ist es aber möglich, solche Vorstellungen zu machen, ohne den guten Geschmack zu haben? Ebenso unmöglich wäre das, als es unmöglich ist, systematisch und schlußförmig zu schreiben, ohne sich an die Regeln der Logik gewöhnt zu haben. Haben nicht göttliche Scribenten selbst sich der poetischen Methode, der sinnlichen Einkleidungen, der Figuren, Metaphern und aller poetischen Farben in Lobgesängen auf Gott oder in solchen Reden bedient, welche mächtige Wirkungen auf die Hörer thun sollten? Kann Jemand die Oden David's, die göttlichen Entzückungen des Jesaias, die prächtigen Schildereien des Job mit Verstand gelesen haben und dieses nicht wissen? Ich wünschte, daß sich einige unzeitig eifrige Geistliche möchten gefallen lassen, die Vorrede des seligen Zwinglii, dieses in so vielen Stücken wahrhaftig heldenmäßigen Geistes, welche er des Ceporini Ausgabe des Pindarus vorgesetzt, mit Bedacht durchzulesen. Sie würden darin finden, daß er die Psalmen und andere Hymnen in der heiligen

Schrift mit den erhabenen Oden des Pindarus in Absicht der poetischen Kunst in eine Classe setzt und zum Grunde, warum diese Herren die schönsten Psalmen so schlecht verstehen und auslegen, nichts Anders angiebt als ihre wenige Bekanntschaft mit den alten Poeten und schönen Scribenten und ihren ungeschliffenen Geschmack.

Jedermann, der nicht sehr unwissend ist, sollte wissen, daß man nothwendig sinnliche Vorstellungen, Bilder, Figuren und, mit einem Worte, die Künste des Redners und Dichters nöthig hat, wenn man auf die untern Seelenkräfte und das Herz wirken und lebhafte Empfindungen und Entschließungen erregen will. Daher kommt es nun, daß viele Lehrer der Religion und fromme Scribenten, welche eben diese Absicht, die Leser oder Zuhörer zu rühren, haben, sich zwar der obgedachten Mittel bedienen, manchmal ohne zu wissen, was sie thun, wie Jener beim Molière, der dreißig Jahr unwissend Prose geredet; aber weil sie mit diesen Maschinen nicht recht umgehen können, weil sie einen verderbten Geschmack haben, fallen sie ins Uebertriebene, Niederträchtige und Possierliche. Ihre Bilder sind zu gemein oder zu weit hergesucht, ihre Vorstellungen matt oder schwülstig, ihre Metaphern hart und ungeschickt, ihr Ausdruck dunkel, unbestimmt und zu den Gedanken übel abgepaßt. Sie wissen weder Maß noch Ziel; ihre Ejaculationen sind nicht ohne Wirkung, aber sie bringen nur wilde, convulsive Bewegungen und regellose Imaginationen hervor; die Religion wird in ihren ungeschickten Händen zu Aberglauben, und die Wahrheit verliert in der Larve, die sie ihr anziehen, ihre Schönheit, Würde, Stärke und Proportion. Wer wird so unbillig sein und diesen guten Leuten schlimme Absichten beilegen? Ihr Fehler ist nur, daß sie die unrechten Mittel wählen, und das aus der einzigen kleinen Ursache, weil sie einen verdorbenen Geschmack haben und sich der Kunst zu schreiben anmaßen, die sie entweder gar nicht oder nicht von den rechten Meistern gelernet haben. Indessen thut doch dieser Fehler so viel Schaden, als ob sie die schlimmste Absicht gehabt hätten.

Wie viel hätte ich noch zu sagen, wenn ich aus der Natur sowol der menschlichen Seele als der poetischen Methode zeigen wollte, wie vortrefflich diese wegen der Gewalt, die sie über das Herz hat, zum Dienste der Wahrheit und Tugend kann gebraucht werden, indem sie vermittelst der Hauptnei-

gungen zum Schönen, Wunderbaren und Erhabenen die Seele einnimmt und in die lebhaftesten Bewegungen setzt! Sollen wir aber, um die freiwillige Unwissenheit gewisser Leute zu heilen, immer das Gesagte sagen? Ich will also lieber diesen Artikel mit einer Stelle des großen Bacon beschließen, welcher mit Recht fordern kann, daß man auf seine Urtheile aufmerksam sei, da er das ganze Gebiet der menschlichen Erkenntniß, ja, ich möchte wol sagen, der menschlichen Fähigkeit so genau erforschet hat. Ich finde es um so viel weniger außer dem Wege, da die Schriften dieses ungemeinen Geistes, wie die meisten, die uns am Nützlichsten sein könnten, ganz unbekannt zu werden anfangen — seitdem ein gewisser Geschmack an artigen Kleinigkeiten unsre Nation angesteckt hat, und seitdem so Viele ohne vorhergegangene fleißige Cultur des Verstandes und Willens, ohne einen gewissen Fund von Ideen, und ohne durch einen vertraulichen Umgang mit den scharfsichtigsten Geistern und besten Scribenten berechtiget zu sein, mit der Welt zu reden, die Unverschämtheit haben, Schriftsteller zu werden, und das unbillige Glück, sich Beifall zu erwerben. Baco redet in dieser Stelle insonderheit von der epischen Poesie und redet so davon, daß man mit Grunde vermuthen kann, er würde die Gedichte in dieser Art seines Beifalls würdig gefunden haben, gegen welche unsre Deutschen zum Wenigsten sehr gleichgiltig sind, wofern ihnen nicht gar davor ekelt. Er würde in denselben eben die erhabenen und zu ihrer wahren Schönheit ausgebildeten Charakter, diese vollkommenern Tugenden, diese großen Empfindungen, diese Ordnung und Mannichfaltigkeit gesehen haben, welche er von der epischen Poesie fordert, und weswegen er sie in Absicht des moralischen Nutzens der Historie selbst vorzieht. Er würde nach seinen ausgebreiteten und richtig prüfenden Einsichten den Werth dieser Schriften in ihrer Art und in der Sphäre, worin sie wirken sollen, so wohl eingesehen haben, daß er ihre Aufnahme mit etwas mehr Nachdruck befördert hätte, als Diejenigen unter den Deutschen thun, welche durch ihre Einsichten und durch ihr Ansehen ein Recht und eine Pflicht dazu haben. — Aber hier ist die Stelle des englischen Philosophen selbst: A fundamento prorsus nobili excitata videtur poësis heroica s. narrativa, et quod ad dignitatem Naturae humanae in primis spectat. Cum enim Mundus sensibilis sit anima rationali dignitate inferior, videtur poësis haec humanae naturae

largiri, quae historia denegat; atque animo umbris rerum utcunque satisfacere, cum solida haberi non possint. Si quis enim rem acutius introspiciat, firmum ex Poësi sumitur argumentum, magnitudinem rerum magis illustrem, ordinem magis perfectum et veritatem magis pulchram animae humanae complacere, quam in natura ipsa, post lapsum, reperire ullo modo possit. Qua propter cum res gestae et eventus, qui verae historiae subjiciuntur, non sint ejus amplitudinis, in qua anima humana sibi satisfaciat, praesto est Poësis, quae facta magis heroica confingat. Cum historia vera successus rerum minime pro meritis virtutum et scelerum narret, corrigit eam Poësis et exitus et fortunas secundum merita et ex lege Nemeseos exhibet. Cum historia vera obvia rerum satietate et similitudine animae humanae fastidio sit, reficit eam Poësis, inexpectata et varia et vicissitudinum plena canens. Adeo ut Poësis ista non solum ad delectationem, sed etiam ad animi magnitudinem et ad mores conferat. Quare et merito etiam divinitatis cujuspiam particeps videri possit, quia animum erigit et in sublime rapit, rerum simulacra ad animi desideria accomodando, non animum rebus (quod ratio facit et historia) submittendo. Atque his quidem illecebris et congruitate, qua animum humanum demulcet addito etiam consortio musices, unde suavius insinuari possit, aditum sibi patefecit, ut honori fuerit etiam saeculis plane rudibus et apud nationes barbaras, cum aliae doctrinae prorsus exclusae essent.

Nachdem ich also Denenjenigen begegnet bin, welche die Ausarbeitung und Verfechtung des guten Geschmacks für eine geringe Sache ansehen und, wie ich glaube, alle Entschuldigungen, womit sich die von mir angeklagte Gleichgiltigkeit der Deutschen decken könnte, abgeschnitten habe, so sehe ich nicht, was Diejenigen, welche meine Anklage trifft, noch für sich zu sagen haben, es müßte denn sein, daß sie es für unnöthig hielten, sich der Wahrheit gegen ihre Widersacher anzunehmen, gleich als ob sie durch sich selbst, ohne unser Zuthun sich durch alle entgegenstehende Hindernisse einen Weg machen könnte. Es ist aber so fern, daß es überflüssig sein sollte, sich in den gegenwärtigen Umständen der schönen Wissenschaften und des Geschmacks der guten Sache anzunehmen, daß es vielmehr sowol für die Behauptung der Rechte der gesunden Vernunft als für die Ehre der Nation jetzo mehr als jemals nöthig ist, den unverschämten erneuerten Bemühungen ent-

gegenzugehen, welche der Antichrist des Witzes mit seinen Gehilfen in einer Art von der Verzweiflung zu wagen scheint, als Einer, der nichts weiter zu verlieren hat, wenn er noch einmal unterliegen sollte, und der entschlossen ist, auch die schändlichsten Mittel zu gebrauchen, wenn sie seinen Absichten beförderlich sein können.

Hier wünschte ich, daß sich meine Leser der Empfindung ein Wenig überließen, welche ein jeder gut gesinnter Mensch haben muß, wenn er die Geschichte dieses seltsamen Abenteuers in der gelehrten Welt durchläuft und den vielfältigen Nachtheil überlegt, den ein einziger Dummkopf von gleich großer Unwissenheit und Unverschämtheit in einer ganzen Nation zu verursachen vermocht hat. Wem anders als ihm haben wir es zu danken, daß ebenso schlechte Muster als Lehrbücher sich der meisten Schulen bemeistert haben, um die Ueberbleibsel von gesundem Witz und Geschmack, welche die schlechte Erziehung jungen Leuten noch übrig gelassen hat, vollends zu vernichten und unter einem Schutt von ungeschickten Regeln, verwirrten Ideen und abgeschmackten Exempeln zu begraben? Wem haben wir alles dieses kriechende Ungeziefer von epischen, tragischen, komischen und lyrischen Reimern zu danken, welche unsre Buchläden zu beschweren angefangen haben, sobald seine Dichtkunst gezeigt hat, wie man auf eine mechanische Art und mit gleicher Kunst eine Epopöe und ein Madrigal, eine Tragödie und ein Bauernspiel ohne Mühe, und wie er sagt, auf eine untadelige Weise verfertigen könne? Haben nicht seitdem alle Leute, die sonst zu nichts fähig waren, sich für gut genug gehalten, die Nation mit ihren Versen zu belustigen? Hat er nicht die Empfindungsvermögen der meisten deutschen Leser so übel verwöhnt, daß sie zu dem Lehrreichen und edeln Vergnügen fast ganz unfähig sind, welches sie aus den guten Schriften ziehen könnten, die er so sehr hasset, weil sie weder von ihm noch von seinen Schülern geschrieben sind? Ist er nicht der Herold jeder poetischen Missethat, der Pflegvater jeder aberwitzigen Mißgeburt, die in irgend einem Winkel Deutschlands zum Vorschein kommt? Ich führe dieses Alles nicht an, als ob ich glaubte, er habe noch so viel Vernunft, sich über diesen Unfug, den er seit so langer Zeit angerichtet hat, zu schämen. Er für seine Person ist allerdings unverbesserlich; daran kann man nimmer zweifeln, nachdem der Herr Professor Meier mit

seiner gewöhnlichen Scharfsinnigkeit und Stärke den Beweis davon geführet hat. Er wird immer noch mit seinen Missethaten prahlen, und wie Klopstock's Teufel zu Schmach und unsterblicher Schande verdammet, seine eigenen Thaten besingen. Aber bin ich nicht verbunden, auch von dem einfältigsten meiner Leser eine bessere Meinung zu haben? Wir können es ihm nicht übelnehmen, wenn er in einem Anfall seiner Narrheit, welche ebenso mechanisch zu sein scheint als seine Werke, sich für einen großen Lehrer der Völker, für einen Bekämpfer und Bezwinger der Miltonischen Riesen und Ungeheuer, und wenn es ihm gefällt, für einen Orpheus selbst ausgiebt, der die barbarischen Deutschen durch die narkotische Kraft seiner leeren Gesänge und die bezaubernde Süßigkeit seiner Reime zu Menschen gemacht habe. Aber das wäre zu viel, wenn er das auch uns bereden könnte. Es ist Zeit, daß wir einmal die Augen aufthun und bedenken, wie nachtheilig und unrühmlich es uns wäre, wenn wir die Herrschaft über unsern Witz einem solchen Menschen noch länger anvertrauen wollten.

Wenn übrigens das einiger Trost für uns sein könnte, daß es ein außerordentlicher Duns gewesen ist, der uns so lange betrogen hat, so hätten wir freilich hierin vor allen andern Nationen etwas voraus. Es scheint in der That, daß er den untersten Grad auf der herabsteigenden Leiter der elenden Scribenten erreicht habe; er ist etwas weniger als Chörilus, Bavius oder Dennis. Seine Sphäre hat einen weitern Umfang, und seine Dummheit ist unumschränkter als der größten Helden, welche Pope verewiget hat. Ist auch eine Dichtungsart, welche er nicht entheiliget, oder eine Wissenschaft, in die er nicht gestümpert hat? Hat er nicht dafür gesorgt, daß es dem Gegenparnaß an keinem Antipoden der erhabensten Dichter in jeder Art fehle? Ist nicht der Urheber der bäurischen und unflätigen Atalanta auch der Vater der gedankenlosen Hamartigenia; ist nicht der travestirte Cato aus seinem Gehirn hervorgegangen? Hat nicht eben der philosophische Dichter, der sich an so vielen Magisterpromotionen hören lassen, auf seinem Haberrohre das Lob der schönen Adelgunden, die an Leib und Geist Pallas mehr als Venus heißt, und fast jede Hochzeitnacht in Leipzig besungen? Und wer könnte alle Schriften zählen, die er sich durch Uebersetzen zu eigen gemacht hat? Hat er nicht

zum Erstaunen aller Leute, welche Latein und Griechisch wissen, gezeigt, daß die berühmtesten Alten die Gottschedische Sprache geredet haben? Ich würde nicht zu Ende kommen, wenn ich alle die Thaten herrechnen wollte, durch die er sich ein unwidersprechliches Recht auf die königliche Autorität unter den Dunsen erworben hat. Ihm allein gebührt der Ruhm, mit den kleinsten Fähigkeiten, mit den pöbelhaftesten Einsichten, mit der wenigsten Vernunft und dem schlechtesten Geschmack sich in einen unermeßlichen Kreis ausgedehnt zu haben. Ich will ihm aber nicht so Unrecht thun und Anlaß geben, zu glauben, als ob er nur in der Größe und dem Umfang seiner Thaten so ungemein sei; es versteht sich eben das auch von der Qualität derselben. Ich fordre kühnlich unsre Nachbarn gegen Süden, Westen und Norden auf, uns einen Duns entgegenzustellen, welcher unpoetischer, unwitziger und undenkender geschrieben habe als der unsrige. Es ist keine Art der elenden Schreibart, in welcher er nicht Meister sei; im Kriechenden, im Plumpen, im Gezwungnen, im Bäurischen, im Steifen, im Unfläthigen, im Schwülstigen, allenthalben ist er das beste Muster. Alles, was er mit seinen Händen berührt (denn es ist bekannt, daß er mit den Händen denkt), wird sogleich abgeschmackt, so wie Alles, was Midas, mit dem er die Ohren gemein hat, anrührte, zu Gold wurde. Er weiß jeder Materie allen ihren Reichthum und alle ihre Anmuth zu benehmen, und die Wahrheit selbst, das Schönste unter allen Dingen, wird unter seiner Operation ein Scheusal. Würde es auch der kühnste Poet gewagt haben, ein solches Geschöpf zu dichten, wie dieser mehr als wunderbare Mensch ist? Wie groß muß die Leiter der Wesen sein, wenn wir sie nur nach dem Abstande von Leibniz zu Gottsched messen, über welchem Einen schon der Schwindel ankommt! Sollten wir nicht fast Lust bekommen, uns der Ehre, die er dem menschlichen Geschlecht macht, zu begeben und ihn an irgend eine andere Gattung von Wesen abzutreten?

Doch ich befürchte schier, daß es Sünde sei, in der spottenden Sprache von den Thorheiten und dem geistlichen Unvermögen dieses vielmehr bedauernswürdigen Menschen zu reden. Es ist allzu sichtbar, daß es wirklich Unvermögen und Mangel an Vernunft ist, wenn er Poesie für Schwulst und schülerhafte Schwarziaden und Hermanniaden für Meisterstücke in übersetzten und ursprünglichen Epopöen ausgiebt; wenn er

sich und seine Gesellen dem Corneille und Racine an die Seite setzt; wenn er sich trotziglich auf die Alten beruft und die gemeinen Regeln von den drei Einheiten im Trauerspiele und dergleichen für große Geheimnisse ausgiebt. Man sieht es ihm an, daß er sein Bestes thut, wenn er sich hinsetzt zu schreiben, und daß er wenigstens aus Begierde, seinen Ruhm zu behaupten, gerne besser schriebe, wenn er könnte. Es ist ihm gewiß Ernst, wenn er den Hermann so herzlich lobt und bei seiner Ehre versichert, daß er Haller'n nicht verstehe. So unglaublich ein so tiefer Grad der Stupidität gewissen Leuten vorkommen mag, so ist es doch besser, einen Theil der Schuld auf den Kopf des Dunsen zu laden, als sein Herz mit der ganzen Last derselben zu beschweren. Was kann es anders sein als angeborne Unvernunft, wenn er mit affectirter Gleichgiltigkeit und sogar mit der höhnischen Miene, welche seine Dummheit in ihrem eigensten Lichte zu zeigen pflegt, von dem Esprit des Lois spricht, einem Werke, welches eine Ehre unsers Jahrhunderts ist! oder wenn er den La Bruyère unter die leichten französischen Witzlinge verstößt und von Clarissa und andern moralischen Dichtungen Richardson's und Fielding's urtheilt, daß sie weiter nichts als beliebte Lappereien seien!

Man hat angemerkt, daß die Natur einige von den schädlichsten Arten der Thiere mit einem vorzüglich großen Grade der Dummheit begabt hat, damit es den übrigen Thieren und den Menschen desto leichter sein möge, sich gegen sie sicher zu stellen. In der That ist diese übergroße Dummheit des Herrn Struckaras ein gutes Gegengift gegen den Schaden, den er sonst anrichten könnte. Wüßte er sich in gewissen Schranken zu halten, wüßte er die sichersten und klügsten Mittel zu seinen Absichten zu wählen, so hätte vielleicht die Wahrheit einen fürchterlichen Feind an ihm. Jetzo schlägt er oft in seinem blinden Grimm, wenn er Andre zu verwunden meint, sich selbst ins Gesicht. Ein einziges so unsinniges Urtheil, wie er z. E. über Clarissa, Karl Grandison, Pamela gefällt hat, schadet bei vielen Leuten seinem Credit mehr als alle seine übrigen Schreibsünden.

Ich wünschte aber, daß ich hier nicht genöthigt wäre, noch andrer Eigenschaften von ihm zu erwähnen, welche seinem moralischen Charakter eine sehr widrige Gestalt geben. So ungern, als ich daran gehe, einem Menschen und zumal einem Dummkopf ein boshaftes Herz zuzuschreiben, so sind doch die

Beweise allzu offenbar, daß sich nicht alle verkehrten Handlungen des Leipzigischen Midas aus seiner geistlichen und poetischen Blindheit erklären lassen; und man wird mir nicht verdenken, daß ich diese Schandflecke öffentlich rüge. Sie sind vor den Augen der ganzen Welt begangen worden, und so deutlich sie ihn als einen bittern Hasser der Wahrheit darstellen, so giebt es nichtsdestoweniger alberne Seelen genug, die ihm noch immer mit einer Zurückhaltung, mit einer Ehrerbietung begegnen, welche er nach den Regeln der Gerechtigkeit schlechterdings verscherzt hat. Wie sehr muß dieses zum Uebelthun anfrischen, wenn dem niederträchtigen Schalk und dem redlichen und verdienstvollen Manne gleiche Ehre widerfährt! Ich werde mir aber die Freiheit nehmen, diesen Leuten zu zeigen, was für ein Mann das ist, den sie und die Deutschen insgesammt so berühmt gemacht haben.

Würdet Ihr nicht, wenn Ihr ihn gegen seine Gegner declamiren höret, zu glauben versucht werden, daß es ihm wirklich um die Wahrheit zu thun sei, und daß er deswegen so sehr gegen gewisse Poeten eifre, weil er sie wirklich für schlimme Scribenten und Verderber des Geschmacks halte? Aber wie bald werdet Ihr anders urtheilen, wenn Ihr sehet, was für unedle, hinterlistige und schändliche Streiche er spielet, nicht um die Leute davon zu überzeugen, daß Jene verwerfliche Schreiber sind, sondern sie nur gegen sie einzunehmen, aufzubringen, vom Lesen derselben abzuschrecken und ihnen, wenn er sie abgehalten oder unfähig gemacht hat, die Sache mit eigenen Augen zu untersuchen, ganz widrige und irrige Begriffe von der Beschaffenheit der Sachen beizubringen! Ich würde zu weitläufig sein müssen, wenn ich alle seine Streiche von dieser Art herrechnen wollte. Ich will deswegen auch nicht viel davon sagen, wie verdächtig er seine Sache durch die Veränderlichkeit macht, die er in seinen Urtheilen zeigt, ob er gleich affectirt, nie von seinen Grundsätzen abzuweichen. Urtheilte er nicht in der ersten Ausgabe seiner Dichtkunst ganz anders von Milton und Bodmer als in der folgenden, ungeachtet Beide immer ebendieselben blieben? Machte er nicht in dieser Dichtkunst selbst Veränderungen, welche offenbar anzeigen, daß er wenigstens, da er dieses Buch aufgesetzt, von Sachen geschrieben, die er nicht verstanden? Weiß nicht Jedermann, daß er, je nachdem es in seinen Kram taugt, die Franzosen bald verachtet und heruntermacht, bald ebenso un=

bestimmt und albern erhebet und auf ihr Ansehen pochet? Welch ein Triumphsgeschrei machte er über die Schwarzische Uebersetzung des Virgil in seiner Vorrede und anderswo! Wie wünschte er dem deutschen Vaterlande Glück! Aber etliche Jahre hernach, da die Schwarzias mit allgemeinem Hohn in die Krämerbuden verwiesen worden war und eine andere Uebersetzung der Aeneïs erschien, recensirt er diese mit vielem Lobe als eine ganz neue Erscheinung und gedenkt seiner geliebten Schwarziade ebenso wenig, als ob sie nie gewesen wäre. Man würde nicht fertig, wenn man dergleichen Stückchen von ihm zusammenlesen wollte; ich beziehe mich aber auf alle Leser seiner monatlichen Schriften, welche nicht gar zu vergeßlich sind. Und was soll ich dazu sagen, daß er beständig auf die Nachahmung der Alten trotzet, daß er den Pope der Engländer so sehr erhebt und doch die gleiche Poesie, die gleiche Freiheit zu dichten, die gleichen Metaphern, Figuren und Schreibart überhaupt im Milton, im Klopstock im Bodmer als Unsinn, Schwulst und Lohensteinisches Galimathias in den stärksten Ausdrücken und ohne Unterschied verwirft! Soll man das auch auf die Rechnung seiner Dummheit schreiben? Das ist unmöglich. Der einfältigste und blödsinnigste unter seinen Schülern, wenn er nur etliche Blätter in der Iliade des Pope und in den deutschen Gedichten, welche Herr Gottsched alpinisch zu nennen beliebt, lesen mag, muß sehen, daß darin die gleiche Sprache, nämlich die poetische, geredt wird. Wenn Metaphern und Figuren, wenn lebhafte malerische und oft kühne Bilder Galimathias und Lohensteinischer Schwulst sind, so ist Pope der elendeste unter allen Schmierern. Aber wie sehr müßte Der von allem Unterscheidungsvermögen und von jedem Funken des Sensus communis verlassen sein, der keinen Unterschied zwischen der Schreibart Jakob Böhme's und Klopstock's, Lohenstein's und Bodmer's, Virgil's und Schönaichens und keine Gleichheit in der Poesie Homer's und Milton's finden könnte! So dumm ist kein Mensch, es müßte denn in dem Augenblicke sein, da er in einen Esel verwandelt würde. Bosheit, fester Entschluß, die Augen ewig vor der Wahrheit zuzuschließen, wenn sie auf der Seite seiner Gegner sein sollte, tobende Leidenschaften, diese bringen so häßliche Wirkungen hervor. So verächtlich und wurmmäßig mir auch ein Mensch von einer solchen Stupidität vorkäme, so wäre es doch für die Ehre des Struckaras besser, aus Dummheit so

zu sündigen, als die obgleich sterbende Stimme seiner eignen noch übrigen Vernunft zu übertäuben.

Ein andres Exempel von dergleichen Art: Er macht ein großes Gelärme in seinen Monatschriften über die Miltonischen, seraphischen, finster-hohen und unverständlichen Gedichte, worunter er die Werke der Herren Bodmer, Klopstock und Wieland versteht, und er giebt diese für Mißgeburten an, welche die Zürchische Dichtkunst ausgeheckt habe. Nun sage ich: Entweder hat Herr Gottsched die Critische Dichtkunst Herrn Breitinger's gelesen, oder nicht: ist das Letztere, so ist er in der That unwürdig, daß man weiter von ihm rede; ist aber, wie er selbst versichern wird, das Erste, so frage ich ihn, ob er die Capitel von der Nachahmung der Natur, vom Neuen, vom Wunderbaren und Wahrscheinlichen, von der Verwandlung des Wirklichen ins Mögliche auch gelesen habe, und ob er sie mit eben der Aufmerksamkeit gelesen habe, womit er ein Capitel in Bilfinger's Metaphysik lesen müßte, wenn er etwas daraus lernen wollte. Gesetzt nun, daß er vorher von diesen Materien die verworrensten und unrichtigsten Begriffe gehabt hätte, so müßte ihm durch diese Lectur ebensowol ein helles Licht aufgegangen sein, als ihm durch erstgemeldte Metaphysik z. E. die Materie vom allgemeinen Zusammenhang klar werden müßte, wenn er auch vorher die elendesten Begriffe davon gehabt hätte; denn es ist da Alles deutlich auseinandergesetzt und auf feste Grundsätze gebaut, wie der Augenschein Jedermann überführen kann. Wenn nun Herrn Breitinger's Grundsätze und Regeln über diese Materien philosophisch sind und ihre ungezweifelte Richtigkeit haben, wie ich so lange behaupte, bis Jemand eine neue Logik und Metaphysik machen oder vielmehr die Natur der Dinge und der menschlichen Seele umkehren wird, so müssen nothwendig die sogenannten alpinischen Gedichte gut sein, wofern sie diesen Regeln gemäß sind. Nun sind sie das Letztere nach Herrn Gottsched's eigenem Geständniß (welchem er aber nach seinem Unverstande die Form einer Beschuldigung giebt), sie sind also gut und verdienen nicht einen von den ungeschickten Uebernamen, welche er ihnen giebt. Sollen wir glauben, daß Herr Gottsched so dumm sei, dieses nicht zu wissen? Nein, aber so verhält sich die Sache: Er verläßt sich darauf, daß seine Anhänger und der sämmtliche deutsche Pöbel Herrn Breitinger's Dichtkunst nicht lesen werden, und hofft also, ungestraft über ihn und

seine poetischen Freunde sagen zu können, was er will. In dieser Hoffnung dichtet er ihnen allen Unsinn an, der in seinem eigenen Kopf seinen wahren und eigenthümlichen Sitz hat; er will die Welt bereden, ihre Theorie schreibe die Regeln vor, wornach man Galimathias und widersinnische ungereimte Dichtungen verfertigen müsse, und sie halten dasjenige für schöne Figuren und richtige Metaphern, was alle übrigen guten Poeten und Kunstrichter in der Welt Meteore nennen. Seine Unverschämtheit begnügt sich daran nicht, ihnen eine ungeschickte Application richtiger Regeln und einen mit denselben unharmonischen Geschmack aufzubürden; er hat sogar das Herz, ihre Theorie zu beschuldigen, daß sie lehre, wie man ungereimt und unsinnig schreiben müsse, da doch noch kein Kunstlehrer die Gründe des Schönen in der Poesie und den nachahmenden Künsten überhaupt so richtig angegeben und die Regeln, durch welche man sich vor allen Abwegen bewahren kann, deutlicher vorgeschrieben hat als Herr Breitinger.

Ich behaupte auf gleiche Weise, daß es nichts als Bosheit und Muthwillen sei, wenn er die Hexameter unsrer Dichter wegen so augenscheinlich falscher Beschuldigungen verurtheilet. Er hoffet, oder wenigstens hält er es für möglich, daß seine Unverschämtheit ihren Zweck bei Vielen erhalte, bei denen er etwa noch so viel Autorität hat, daß sie durch seine Verurtheilungen abgeschreckt werden, sich selbst von ihrer Falschheit zu überführen. Er wagt es auf Gerathewohl, weil er weiß, daß er in der gelehrten Welt keine Ehre mehr zu verlieren hat, falls seine Streiche sollten aufgedeckt werden. Es ist bekannt, daß er selbst Hexameter gemacht hat, welche nicht besser, wohl aber wegen ihrer Monotonie viel weniger wohlklingend sind als Herrn Klopstock's seine. Er pries dazumal diese Versart an. Jetzo verspottet er nach seiner Art, das ist auf eine tölpische und witzlose Art, theils die Hexameter überhaupt, theils die Hexameter unsrer Poeten, ohngeachtet schwerlich ein einziger in allen ihren Gedichten ist, der nicht in Homer's Iliade und Odyssee seinesgleichen finde. Und hat wol jemals ein Mensch daran gezweifelt, daß der Wohlklang der Verse eine von den eignen Schönheiten des Vaters der Dichter sei? Aber was setzt er an den neuen Hexametern aus? Ueberhaupt den Mangel des Wohlklangs; er gießt alle Beiwörter über sie aus, welche Mißton und Alles, was dem Gehör unerträglich ist, ausdrücken; dieses ist seine gewöhnlichste Art, über unsere

Poeten zu urtheilen. Ihre Dichtungen sind unsinnig, abenteuerlich, ungeheuer; die poetische Sprache, die sie reden müssen, wenn sie Poeten sein wollen, ist undeutsch, dunkel, finster-hoch, mit Flittern, Meteoren und Phöbus ausstaffirt; ihre Verse sind rauhtönend, stolpricht, knarrend, knasternd; warum sie das sind, findet er unnöthig zu zeigen. Er weiß wohl, daß Beschuldigungen, die mit einem dreisten Ton und mit einer zuversichtlichen Miene vorgebracht werden, schon genugsam sind, den verlangten Eindruck auf den Pöbel zu machen; und um diesen ist es ihm eigentlich zu thun. Demungeachtet hat es ihm gefallen, an einigen Orten als einen Grund seines Unwillens über die hexametrischen Gedichte anzugeben, daß sie wider die Regeln der deutschen Prosodie verstoßen, weil sie viele Silben bald lang bald kurz brauchen. Dieser Grund verdient eine Antwort. Ueberhaupt ist zu merken, daß die Dichter, welche in deutschen Hexametern dichten, als eine allgemeine Regel voraussetzen, daß es angehe, statt der Spondeen auch Trochäen in den Vers zu nehmen, weil unsre Sprache sehr wenig Spondeen zuläßt und der Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Füßen dem Ohr unmerklich ist. Diese Regel, welche man entweder annehmen oder alle Hexameter aus unsrer Sprache verbannen muß, wird den Tadel des Herrn Gottsched's beinahe allein haben können. Uebrigens ist es bekannt genug, daß die deutsche Sprache wie die englische von indifferenten Silben, welche lang oder kurz gebraucht werden können, voll ist. Wenn aber dieses Alles unserm Midas noch nicht genug ist, so erbiete ich mich, ihm zu zeigen, daß weder Klopstock noch Bodmer noch Wieland eine einzige Silbe in ihren Hexametern lang oder kurz gebraucht haben, ohne deswegen vielfache Autorität nicht nur von Opitz, Fleming, Canitz, sondern auch von den Helden des Herrn Gottsched's, Neukirch, Pietsch, Amthor und von ihm selbst vor sich zu haben. Nun mögen meine Leser, auch diejenigen, die am Günstigsten für Herrn Gottscheden eingenommen sind, urtheilen, mit welcher muthwilligen Frechheit er die Beschuldigung des widrigsten Uebelklangs in Versen solchen Poeten aufbürdet, welche die Quantität der Silben nicht anders nehmen als wie Alle, die vor ihm geschrieben haben, und wie es der Aussprache gemäß ist; welche es eine von ihren Bemühungen sein lassen, ihren Versen so viel Harmonie zu geben, als es möglich ist, ohne höhere Schönheiten zu

verabsäumen, und die im Uebrigen in Absicht der Mechanik des Hexameters sich gänzlich an Homer, den größten Meister in dieser Versart, halten.

Ich muß aber weitergehen. Denn ich habe noch sehr viel zu sagen, wenn ich auch nur die vornehmsten und merklichsten Anzeigen geben will, aus welchen ich schließe, daß die Bosheit dieses Erz-Dunsen zum Wenigsten ebenso groß sei als seine Dummheit. Ich rechne nämlich zur Bosheit nicht nur alle seine sophistischen Fechterstreiche gegen Wahrheiten, die er hasset, seine offenbaren Lügen und schamlosen Verdrehungen, sondern auch seine freiwillige Unwissenheit, seine vorsätzliche Blindheit über gewisse entscheidende Punkte, welche ihn auf einmal stumm machen würden, wenn er auf sie Reflexion machen wollte, und seinen unartigen Haß gegen gewisse Scribenten, welcher ihn so sehr besitzt, daß er die allerunvernünftigsten Bevüen macht. Ist es nicht eine Frucht dieser elenden Gemüthsverfassung, wenn er die Messiade, den Nimrod, den Noah und das Siechbett in eine Classe setzt? wenn er sich stellt, als ob er den wesentlichen Unterschied in der Erfindung, Ausbildung und Versification dieser Werke nicht wahrnehme? wenn er den Tadel, womit geschicktere Critici, als er ist, den Nimrod belegt haben, dem Messias aufbürdet und diese so unähnlichen Gedichte aus keinem andern Grund mit einander vermengt, als weil der Nimrod auch ein Heldengedicht sein soll und der Verfasser desselben gerne Hexameter gemacht hätte, wenn er gewußt hätte, wie man sie machen muß? Im Uebrigen ist offenbar, daß der Verfasser des Nimrod's nicht einmal im Sinn gehabt hat, Herrn Klopstock nachzuahmen; gesetzt aber, er hätte es im Sinn gehabt, warum soll es die Messiade entgelten, wenn eine abgeschmackte Nachahmung derselben zum Vorschein kommt? Es würde sich nicht erklären lassen, wie es möglich sei, daß ein Mensch, der kein Schalk ist, so gar keine Vernunft und Fähigkeit zu unterscheiden haben sollte, daß er das erhabenste unter allen Gedichten und das kriechendste, schülerhafteste und lächerlichste unter allen (auch die Hermanniade nicht ausgenommen) mit einander vermengen könnte. Sobald wir aber annehmen, daß das nur eine von den gewöhnlichen Schelmereien des Herrn Struckaras ist, welche er sehr bequem zu seinen Absichten findet, so wird Alles klar. Es können ja Leute sein, welche nur den Nimrod gesehen haben, von Bodmer's und der andern Miltonischen

Dichter Schriften aber noch nichts wissen, als was sie etwa von sehr unsichern Beurtheilern gehört haben; diese können gar füglich gegen die wahren Poeten eingenommen werden, wenn man ihnen weismacht, Nimrod, Noah und Messias seien von der gleichen Muse eingegeben, und man könne ohne Bedenken von einem derselben auf das andere schließen; es ist möglich, daß durch dieses Mittel einige Leute abgeschreckt werden, diese Gedichte selbst zu lesen, oder daß sie zum Wenigsten zum Durchblättern derselben schon ein widriges Vorurtheil bringen, und diese bloße Möglichkeit eines Vortheils ist für Herrn Struckaras Motivs genug, auch die unverschämtesten Unwahrheiten zu sagen, da er sich, wie ich schon bemerkt habe, in solchen Extremitäten sieht, wo er beinahe nichts mehr daranzuwagen hat. Dieses führt mich ganz natürlich auf einen andern, obgleich sehr ähnlichen Kunstgriff, den er braucht, Leuten, welche die ihm verhaßten Dichter erst aus seinen Monatschriften kennen lernen, zum Voraus Ekel und Abscheu vor denselben beizubringen. Er ist ganz reich an Ausdrücken, wenn er im Humor ist, auf sie zu schimpfen, so armselig auch sonst seine Schreibart ist, die wegen ihrer leichten sinnlosen Flüssigkeit von den meisten Deutschen so sehr bewundert wird. Die Messiade, der Noah, die Dichtungen von den Engeln, die poetischen Geschichten aus der Welt der Geister, unsrer Verwandten und künftigen Freunde, diese sind in seiner Sprache Hexenmärchen, Gespensterhistorien, sie gehören mit dem Amadis von Gallien und den Geschichten von den Rittern der Table ronde in eine Classe; es ekelt ihm, wenn er nur den Namen Seraph hört; er nennt das die Wahrheit mit Lügen verbrämen, er findet zwischen den altvettelischen, papistischen Legenden und diesen Gedichten die größte Aehnlichkeit. Statt der Ordnung, der Symmetrie, der Schönheit des Wohlklangs, den wir Andern darin zu sehen vermeinen, findet er da ein rechtes Chaos von Galimathias, Schwulst, Unsinn und Lohensteinischen Flittern; Engel und Teufel, Welten, Mitternächte, Sphären, Olympe, Aether, Riesen, Donner und Wolken, Alles ist da unter einander gemischet, daß es unmöglich ist, daraus klug zu werden. Solche Ideen giebt uns Herr Gottsched von diesen Gedichten. Die Gedichte selbst sind hieran sehr unschuldig. Sie können nichts dafür, daß sie einem ungehirnten Kopf, dessen angeborne Dummheit mit Prahlsucht, Aufgeblasenheit, Ehrgeiz und grimmigem Haß gegen alle

guten deutschen Scribenten, die er nicht fürchten und aus andern Gründen schonen muß, zusammengewachsen ist und einen von den monstrosesten Charaktern macht, die jemals in der Welt bekannt worden — daß sie einem solchen Menschen so chaotisch vorkommen, dafür können sie nichts. Der Gesichtspunkt, aus dem er sie anschaut, bringt es so mit sich. Das schönste Ding in der Welt ist diesem Schicksal unterworfen. Auf ebendiese Weise hält ein milzsüchtiger Thor die ganze Welt für einen Sitz der Unordnung und Zwietracht; Alles ist darin verdrießlich; der Himmel ist nie recht blau und das helleste Sonnenlicht trübe; die artigsten Menschen sind nur Fratzengesichter: er kann keine Proportion, keine Gesetze, keine Weisheit und Regierung in dieser Welt sehen, und es kommt ihm ganz wahrscheinlich vor, daß sie einmal von einem Ostwind aus unzählig vielen Sonnenstäubchen zusammengeblasen worden, und daß die ersten Menschen aus den Astlöchern knotichter Eichen hervorgekrochen seien.

Ich komme jetzt auf einen Punkt, wobei ich meinen Lesern überlasse, zu urtheilen, ob die Dummheit oder die Bosheit des Herrn Struckaras sich am Meisten dabei geäußert habe. Es ist seine in den unbesonnensten und heftigsten Ausdrücken ausgesprochene Verdammung des Gebrauchs der Poesie in der Religion oder der Wahl der Materie, welche Milton, Klopstock und Bodmer poetisch behandelt haben.

Es ist hier nicht der Ort, die Rechtmäßigkeit dieses Gebrauchs der Poesie zum Dienst der Religion und die Nutzbarkeit desselben weitläufig darzuthun. Es wird dieses vielleicht in einer eigenen Abhandlung geschehen, worin man die Sache aus ihren ersten Gründen untersuchen und vornehmlich die Schranken bestimmen wird, in welchen sich die poetische Freiheit halten muß, wofern sie ihre Absicht, die Wahrheiten lebendiger ins Herz zu drücken, nicht verfehlen will. Man wird die richtigen Begriffe von dem Werth und der Bestimmung der poetischen Kunst zum Grund legen; man wird beweisen, daß es erlaubt sei, in der poetischen Sprache von Gott zu reden, die Charakter der Personen in der heiligen Geschichte zu entwickeln und dasjenige, was die Geschichte nur anzeigt, umständlich nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit und der Absicht des Poeten auszuführen; man wird das Recht der Dichtkunst an die unsichtbare Welt der Geister behaupten und zeigen, daß Niemand, der der Leibnizischen

Theorie von den Geistern und Engeln, die zu allen Zeiten beinahe die allgemeine unter den Gelehrten gewesen ist, beipflichtet, hierin anders denken kann. Die unsinnigen Beschuldigungen, als ob die poetischen Dichtungen der historischen Wahrheit zu nahe träten, die noch unsinnigern und dem christlichen Namen unanständigen Spöttereien über die Einführung der Engel in Handlungen, die an sich selbst so wichtig sind und so wichtige Personen betreffen, wie die meisten der epischen Gedichte, gegen welche Herr Gottsched so schnaubet und tobet, zum Gegenstand haben, werden alsdann von sich selber dahinfallen. Es gereicht den Deutschen allerdings nicht zur Ehre, wenn eine solche Arbeit nach dem, was in der Critischen Dichtkunst und in Herrn Bodmer's Abhandlung vom Wunderbaren schon gelehret worden, und woraus alle streitigen oder sonst zweifelhaften Punkte genugsam bestimmt werden können, noch nöthig ist. Inzwischen begnüge ich mich für diesesmal, eine Stelle des Herrn von Leibniz vorzulegen, worin dieser große Genius, den die Deutschen noch immer verkennen, da sie ihn sich so wenig zu Nutz machen, von den Vortheilen redt, welche die Poesie der Religion gewähren kann, wenn sie zu ihrem Dienst angewendet wird. Man kann es nicht stärker und richtiger sagen, als es der Philosoph in folgender Stelle thut: Constat martyres cruciatus exquisitissimos sustinuisse non alia ratione, quam forti imaginatione futurae voluptatis, nam alioquin dolori aut voluptati obsistere nobis impossibile est nisi contrariis oppositis. Sapientis erit semel in universum sibi firmiter imprimere pulchritudinem futurae vitae, i. e. Dei, in quo consistit et amor Dei seu harmonia rerum. Hanc si satis fortiter impresserit, si ex hac voluptatem perpetuam capiat, si haec semper recurrat, duo sequentur, tum ut homines semper agendo respiciant finem, tum ut nullis tormentis ab amore Dei separari possit. — Diese psychologischen Erfahrungen und Grundsätze enthalten eben dasjenige, woraus der Werth und Gebrauch der Beredsamkeit und Kunst zu dichten, auch aller übrigen nachahmenden Künste muß bestimmt werden. Dieses thut Leibniz, da er weiter fortfährt: Haec imaginatio in optima republica ab infantia usque omni artificiorum apparatu hominibus sine discrimine, sapientibus non minus quam Vulgo imprimi deberet. Neque hic sapienti oberit, Poëmatis et allegoriis et fabulis et adumbrationibus et variegationibus uti; quia ad

rem per se optimam omnia media recta sunt et nemo magis indiget his quam sapientes, qui solent alioquin omnium minime affectibus obnoxii esse, ac proinde nec forti imaginatione valere, atque hinc doloribus aegre obsistere. — Fit autem fortis imaginatio aut picturis aut sonis, nam caeteris sensibus paullo crassioribus res non aeque significantur. Picturae explicatiores, soni fortiores, quia illic status, hic motus. Verba soni sunt memoriam picturarum imprimis seu rerum visarum excitantes. Unde verba in Cantiones redacta, quia simul et picturas excitant et sonos exhibent, incredibilem habent vim movendi. Nec dubito posse hominem cantibus in furorem agi, sopiri, excitari, irritari, ad risum, ad fletum, ad omne affectuum genus commoveri. Et video postremos religionis restauratores hac arte usos esse, ut plebem cantionibus tota Germania Galliaque ad veriora sacra allicerent. — Unde statuo, poëtas non posse melius de republica mereri, quam si omnibus viribus in aeterna felicitate omni colorum genere pingenda atque animis imprimenda occupentur. Etenim vitia et cantionibus et dramatibus celebrantur et jam praejudicium plebis est, cantiones amatorias elegantiores esse solere. Quod si Comoediae ad vitae aeternae pulchritudinem adumbrandam et horribiles scelerum poenas depingendas adhiberentur, melius cum genere humano ageretur. Si jam cantiones in animis summum gaudium excitare possunt, si militaribus tubis ad contemnendam mortem animantur milites, si denique omnes affectus arte musica moveri possunt, poterit memoria quantum fieri potest viva et expressa musicae sibi quisque quoscunque affectus imprimere et affectuum nonnullorum voluptatem. Sybaritae praemia ei decernebant, qui nova genera voluptatis reperisset: ego rempublicam Christianam plurimum debituram ei arbitror, qui effecerit ut summa sit jucunditas in pietate.

Ich hoffe, daß es keinem meiner Leser unangenehm sein werde, daß ich sie veranlasse, über diese Stelle unsers Philosophen nachzudenken, welche, wie alle, auch die zufälligsten Gedanken dieses erhabnen Geistes, so viel Lehrreiches enthält. Ich überlasse auch einem Jeden selbst die ganz leichte Arbeit, die darin enthaltnen Grundsätze, Beobachtungen und Anmerkungen auf die neuen christlichen Gedichte, von denen die Rede ist, zu appliciren.

Herr Gottsched ist ganz anderer Meinung als Leibniz.

Er verwirft den Gebrauch der Kunst zu dichten und zu schildern in Sachen, die die Religion zunächst angehen; er mißbilligt im höchsten Grade die Wahl der Materie, welche Klopstock, Bodmer und Milton, Beider Vorgänger, zu ihren epischen Gedichten vorgenommen haben. Er ruft die Wächter der Orthodoxie und die Ketzermacher auf, sich der gekränkten Religion gegen diese Verwegenen anzunehmen, welche, wie er vorgiebt, die Wahrheit mit den unsinnigsten Lügen schänden; er affectirt, keinen Unterschied zwischen poetischen Dichtungen und Lügen zu wissen; er behauptet, daß große Gefahr sei, diese Dichtungen möchten mit der Zeit zu historischen Wahrheiten geadelt werden; die wahrscheinlichsten, anständigsten, charaktermäßigsten Dichtungen kommen ihm nicht anders vor als wie die papistischen Legenden, die apokryphischen Evangelien oder die Fabel vom großen St. Christoph: mit einem Wort, nichts dünkt ihm lächerlicher, als Patriarchen zum Gegenstande epischer Gedichte zu nehmen oder die Empfindungen und Regeln der Engel zu beschreiben, welche er sehr witzig zu verspotten glaubt, wenn er sie S e h r - A f f e n nennt. Dieser Eifer, welchen der angemaßte Lehrer Germaniens für die Religion zeigt, würde, wenn er auch von Herzen ginge, hier sehr übel angebracht, sehr unverständig und sehr pöbelhaft ausgedrückt sein. Aber wer ist denn dieser Eiferer, der eine so große Sorgfalt für die Reinigkeit unsrer Religion und eine so große Ehrerbietung für die göttlichen Schriften vorgiebt? Eben Der, welcher eine der herzrührendsten und heiligsten Stellen eines Evangelisten zur Verspottung eines Mannes, den er selbst mit S i m e o n vergleicht, aufs Schändlichste travestirt, eben Der, der die Frechheit hat, öffentlich in die Welt hineinzuschreiben: „D e r F a l l A d a m ' s i s t e b e n n i c h t d i e s c h ö n s t e S e i t e d e r c h r i s t l i c h e n R e l i g i o n. Zu wie viel Einwürfen und f a s t u n a u f l ö s l i c h e n Zweifeln hat er nicht Anlaß gegeben? Da nun die Schrift selbst so sparsam davon redet, daß kaum ein paarmal und g a n z o b e n h i n davon gedacht wird, so stellt ihn Milton unter so verhaßten Umständen vor, daß alle Baylischen Einwürfe wider diesen Ursprung des Bösen eine doppelte Stärke erhalten. Der Teufel ist sein Held." Wie kann ein Urtheil, das ein solcher Mann fällt, noch das geringste Gewicht haben? Man sieht, wie heftig ihn sein niederträchtiger Zorn dahinreißt, da er aus lauter Orthodoxie (die er, ohne den mindesten Glauben

zu verdienen, vorgiebt) den Gebrauch der Dichtung in Religionswahrheiten verdammet, den doch die evangelisch-Lutherische Kirche in ihren öffentlich eingeführten Kirchengesängen rechtfertiget. Werden nicht in den bekannten Liedern: Nun freut Euch lieben Christen gemein und Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld, die beiden Personen der Gottheit, der Vater und der Sohn, redend eingeführt, und zwar mit Reden, die nirgends so, wie sie in diesen Liedern ausgedrückt sind, geoffenbaret werden? Von eben der Art sind viele unsrer theils vom seligen Dr. Luther, theils von Andern verfertigte alte Festgesänge, in welchen bald Christus bald Engel redend eingeführt werden. — Herr Gottsched wird nach seiner angebornen Dummheit antworten, dieses beweise nichts gegen ihn, Kirchenlieder seien keine Heldengedichte. Es ist aber jetzo die Rede nicht von der Form der Gedichte, sondern von der Dichtung überhaupt. Wenn es überhaupt unanständig und der Religion entgegen ist, über geoffenbarte Wahrheiten zu dichten, göttlichen Personen oder Engeln Reden zuzuschreiben, die man selbst gemacht hat, in Erzählung biblischer Geschichten kleine nicht geoffenbarte, doch wahrscheinliche Umstände in solchen Gedichten mit der historischen Wahrheit zu verflechten, in der Absicht, sie dadurch lebhafter zu schildern u. s. w., wenn dieses, sage ich, Herrn Gottscheden ein so frevelhaftes Unternehmen dünkt, so mag er es mit unsrer Kirche aufnehmen, bei welcher Lieder, die eben dadurch in seine unbewiesene despotische Censur fallen, in allgemeiner Hochachtung stehen.

Ich will meine Leser verschonen mit Anführung mehrer Proben von den boshaften und niederträchtigen Streichen, welche sich Herr Struckaras erlaubt, um den guten Geschmack zu unterdrücken, welchem seine Dummheit allein wenig Schaden thun, und wenn ihm Neseline und der Hunger, seine Musen, auch auf alle Messen eine Hermannias, ein Trauerspiel, eine Atalanta und einen dicken Octavband von Hochzeit-Oden eingeben würden. Mein Satz ist genugsam bewiesen; aber ich sehe mich doch genöhiget, mich noch länger bei dieser Materie zu verweilen. Ich möchte Herrn Gottscheden nicht das geringste Unrecht thun, so hart ich auch Manchem mit ihm umzugehen scheinen mag. Es könnte leicht Jemand verleitet werden, zu glauben, es sei ein großer und überfließender Fonds an Bosheit und Feindseligkeit gegen die Wahrheit in dem

Herzen dieses Mannes, weil er mit so vielem Ungestüm und durch so hinterlistige und unedle Griffe solchen Schriften zu schaden sucht, für welche Viele wegen des ehrwürdigen Inhalts und wegen der angenehmen Nahrung für ihren Geist, die sie darin gefunden, die größte Hochachtung haben; ein Beifall, der allerdings mehr Aufmerksamkeit verdient als derjenige, der darum gegeben wird, weil das Gedicht wohl gereimt ist, aus einer hochadeligen oder freiherrlichen Feder geflossen ist und sich bei einer Pfeife Tobak vor Schlafengehen sehr bequem lesen läßt.

Ich glaube aber, daß man nicht langsam genug sein kann, einen Menschen zu beschuldigen, daß er etwas Böses aus determinirter Neigung und Geschmack an Allem, was unrecht und schändlich ist, begehe. Ungeachtet ich nun das Herz des Herrn Gottsched's nicht völlig freisprechen kann, so möchte ich doch den Grad der moralischen Unart, die so sichtbar an ihm ist, so viel sich, ohne die Wahrheit zu beleidigen, thun läßt, klein angeben und die größte Schuld auf sein unglückliches Naturell legen, welches mit Dispositionen angefüllt war, die ihn allzu leicht zu einem so bedauernswerthen Menschen machen konnten. Ich finde in der That, daß seine ungezähmte Ruhmsucht die Wurzel alles Uebels bei ihm ist. So selten dieses Phänomenon auch ist, so ist doch Herr Gottsched ein Exempel, daß diese Passion auch bei den schwächsten und pöbelhaftesten Seelen, deren Vernunft in diesem Leben nie zu ihrer Entwicklung kommt, in einem unmäßigen Grade herrschen kann. Er sah, wie leicht es sei, sich bei einer so geschmacklosen und in Absicht der schönen Wissenschaften barbarischen Nation, wie die Deutschen um die Zeit waren, da er seine Quacksalberbude in Leipzig zu öffnen anfing, in Hochachtung zu setzen; er beschloß, sich zu einem Lehrer Germaniens aufzuwerfen und der Richter aller witzigen Schriften und Arbiter elegantiarum bei diesem feinen Volke zu werden. Er sah den allgemeinen Ruhm, die Lobsprüche, die Ehrengedichte schon im Geiste, die er mit leichter Müh' verdienen könnte; er sah schon die Gottschedische Epoche in der Geschichte des deutschen Geschmacks; die süße Empfindung, die mit dem digito monstrari et dicier hic est verbunden ist, berauschte ihn so sehr, daß er keinen Augenblick daran zweifelte, ein Homer, ein Sophokles, ein Horaz, und was ihm sonst für ein berühmter ausländischer Name einfiel, für die Deutschen zu werden, so bald und so

oft es ihm beliebe, zumal da er wußte, wie sehr sich ein solcher Ausländer zusammenschrumpfen müßte, um à la portée des Allemands zu sein. Der glückliche Erfolg seiner ersten Versuche bestärkte ihn noch mehr in seiner Meinung. Alles machte ihm die beste Hoffnung. Er sah aber wohl, daß er demungeachtet nie zu seinem Zweck kommen würde, wofern er nicht den Ruhm und den Credit für sich und seine Schüler oder Freunde allein behalten und alle Scribenten von großem Ansehen oder innerlichem Werth verdunkeln und so viel als möglich entfernen könnte, damit sie entweder gar nicht oder doch in einem ganz falschen Lichte gesehen würden. Daher kam sein Widerwille gegen so viele große Geister, und ich darf wohl sagen, gegen alle, die er nicht aus besondern Ursachen gelten zu lassen genöthiget war; daher seine verächtliche Meinung von La Bruyère, Montesquieu, Richardson und Andern von dieser Art; daher seine feindseligen Bemühungen gegen die Freunde, Lehrer und Verfechter des guten Geschmacks. Diejenigen, deren berühmter Name ihm mehr Nutzen bringen konnte, als er erwarten durfte, wenn er ihn zu beschmutzen getrachtet hätte, machte er wenigstens dem äußerlichen Ansehen nach durch die elendesten Uebersetzungen zu Seinesgleichen, in der Hoffnung, man würde einen weisen Mann im Harlekinsrock von einem wirklichen Harlekin nicht leicht unterscheiden können. Er faßte ein für allemal den Entschluß, sich alle möglichen Mittel zu seinem Zwecke zu erlauben; er wollte, je nachdem es nützlich sein könnte, Diese rühmen, Jene heruntermachen und verlästern, hauptsächlich aber Denen kein Quartier geben, welche sich erfrechen würden, die Gründlichkeit oder Schönheit seiner Schriften und die Unfehlbarkeit seiner kritischen Autorität im Allergeringsten in Zweifel zu ziehen, Diejenigen, die er tadelt, aus ordentlich angezeigten Gründen gut zu finden oder auch an ihm selbst etwas auszusetzen. Solche Verwegene sollten auf alle mögliche Weise die Schwere seines Arms zu fühlen bekommen; und wenn alle andern Geschosse gegen sie verbraucht sein würden, so sollten auch critische Almanachs, Dintefässel und neologische Wörterbücher keine zu schimpfliche Waffen gegen sie sein, so lotterbübisch sie auch an sich selbst sein möchten.

Es wird genug sein, wenn ich auch hievon nur ein paar Proben anführe. Das eine ist seine Aufführung gegen den seligen Herrn von König, einen Mann, mit dem er an Naturell,

Geschmack und Belesenheit im Geringsten nicht zu vergleichen ist. Es ist bekannt, daß eine Zeit war, da Magister Gottsched die Gunst dieses an seinem Hofe angesehenen Mannes wohl zu brauchen wußte. Damals wußte er Herrn König's poetische Vorzüge nicht genug zu erheben und wälzte sich aufs Demüthigste vor ihm im Staube herum. Eine Probe von seinem damaligen Urtheil von König's Poesien mag diese sein:

„Dein Diener scheint sich zwar fast gar zu viel zu wagen,
Doch laß mich nur ein Wort von Deinem Ruhme sagen.
Ein Jeder ist erstaunt, sobald Dich Phöbus regt;
Wer hört wol, wie Dein Arm die sanfte Laute schlägt,
Dem nicht der Ton das Ohr, die Kunst den Geist entzücket?
Wem wird nicht fast das Herz aus froher Brust entrücket,
Wenn bald Dein Heldenlob Trompeten ähnlich klingt
Und bald Dein stilles Rohr nach Art der Hirten singt!
In Oden lebt in Dir der alte Pindar wieder,
Virgil erwacht in Dir durch Deine Schäferlieder;
In Dir vereinigt sich, was Jeder einzeln hat" u. s. w.

So sang Gottsched, da die kriechende Clientensprache noch Mode bei ihm war; und er hat gleich viel Ehre davon, das Lob, das er hier Herrn König giebt, mag ihm von Herzen gegangen sein oder nicht, da er es nachher durch eine ganz entgegengesetzte Aufführung gegen seinen Wohlthäter so schändlich widerrufen hat. War es ihm damals Ernst, als er so schrieb, so hat entweder damals oder nachher bei der erfolgten Veränderung seines Urtheils seine Vernunft eine starke Verfinsterung erlitten; schrieb er nur so, weil man diese panegyrische Sprache gegen Gönner zu reden gewohnt ist, so stellt ihn das in eine sehr verächtliche Classe von Menschen. Inzwischen hatte Herr Gottsched kaum den Posten und das Ansehen, welches er wünschte, erlangt, so schienen Ihre Hochedelgeborne Magnificenz nichts mehr von dem Gönner des Magister Gottsched zu wissen. Seine niederträchtige Sucht, rings um sich alle berühmten Namen zu verdunkeln, machte ihn alle Pflichten der Dankbarkeit vergessen. Er giebt dem Herrn König hier und da in seinen Schriften mit sehr verächtlichen Redensarten giftige Stiche; er scheute sich nicht, ihn sogar in dem Critischen Almanach nebst andern verdienstvollen Männern zu mißhandeln; er ließ sich öffentlich dieser unehrbaren Aufführung wegen anklagen und dachte

ebenso wenig daran, sich deshalben zu rechtfertigen, als ob Schmeichelei, Betrug und Undankbarkeit schöne Tugenden wären.

Aber gegen Niemand hat Herr Gottsched unverschämter und grimmiger geraset als gegen Milton und die kleine Anzahl der Freunde desselben in Deutschland und der Schweiz. Das verlorne Paradies, die Freude und der Stolz der englischen Nation, einer Nation, deren Geschmack durch Shakespeare, Spenser, Dryden, Thomson, Swift, Pope, am Meisten aber durch ihren liebenswürdigen Addison gebildet worden; das Werk eines Geistes, der unstreitig zu den Wenigen gehört, die sich mit den Alten vergleichen lassen, die er an erhabnem Schwung des Genie und in der poetischen Kunst erreicht, in der Materie aber übertroffen: dieses Verlorne Paradies ist nach Gottsched's Urtheil das unsinnigste, wildeste und ungeheuerste Werk, das jemals eine zügellose finster-hohe Phantasie hervorgebracht, eine abscheuliche Mißgeburt, in welchem nicht mehr Wahrscheinlichkeit ist als im Amadis von Gallien, nicht mehr Licht als im Pordage und nicht mehr gesunder Witz als in Marino, Loredano oder Lohenstein. Die Schriften des Herrn Gottsched's sind voll von diesen und noch elendern Lästerungen.

Vergeblich für ihn hat Herr Bodmer in einer ausführlichen Abhandlung von Verbindung des Wunderbaren mit dem Wahrscheinlichen den englischen Dichter mit aller möglichen Gründlichkeit gerechtfertiget, Alles aus den ersten Gründen hergeleitet und alle wirklich gemachten und ersinnlichen Einwürfe, Zweifel und Schwierigkeiten mit Genauigkeit und kritischer Schärfe gehoben. Gottsched ist keiner Erleuchtung fähig, wenn er sich einmal in den Kopf gesetzt, zu seinem Vortheile zu irren. Entweder muß Milton ein Dummkopf sein oder er, das sieht er wohl ein, und eben das erbittert ihn immer mehr gegen diesen Dichter. Es ist wahr, er dachte oder wenigstens er schrieb nicht immer so vom Milton. Er hielt es für dienlich, in der ersten Ausgabe seines Versuchs einer Dichtkunst für die Deutschen, in welcher er noch einen jungen Autor und demüthigen Magister vorstellte, an sich zu halten; aber er enthüllte sich gar bald, und seit der Zeit ist sein Zorn gegen das Verlorne Paradies von Jahr zu Jahr gestiegen. Er findet es immer unsinniger, immer dunkler, immer abgeschmackter, ob es gleich noch ebendasselbe ist, welches es vor zwanzig Jahren war. Ja, seitdem der Geist Milton's auf ein

paar Deutsche herabgekommen und sich in der Messiade und Noachide, obgleich in jeder auf eine eigene Weise, vervielfältiget hat, findet Herr Gottsched seine Sprache nicht reich genug, seinen Abscheu vor diesen Miltonisch-alpinischen Mißgeburten auszudrücken. Diese Gedichte sind allzu weit über seinen Horizont, als daß sie ihm nicht übertrieben, verstiegen, unnatürlich und abenteuerlich vorkommen sollten. Er bedauert die Nation, für welche er aus zärtlicher Menschenliebe und edlem Patriotismus so viel Hochzeitlieder und Monatschriften geschrieben, so viel elende Schauspiele gesammelt, so viel übersetzt, so viel gelogen, verleumdet, geschimpft und gelästert hat, — daß er sie einer solchen Sündfluth von schwülstigen Gedichten voller alchymistischen, seraphischen, herrenhutischen Galimathias ausgesetzt sieht. Wer wird sich also wundern, wenn sich ein so patriotischer Mann alle Mittel erlaubt, ein so großes Uebel von der Nation abzuwenden, und wenn er sich gegen seine einmal ausgewählten Gegner nach der feinen Regel aufführt: Erga hostem officia cessant! Wird nicht nach der sophistischen Moral Lügen, Lästern, Verdrehen, werden nicht, mit einem Worte, die schändlichsten Streiche dadurch geadelt, wenn sie zum Dienst der Wahrheit gebraucht werden? und zweifelt Herr Gottsched im Geringsten daran, daß die Wahrheit anderswo sein könnte als in seinem Kopf? Gewiß ist, daß er so handelt, als ob er von dieser schelmischen Maxime völlig überzeugt sei. Dieser Mensch scheint ein Privilegium zu haben, ungestraft Dinge zu sagen und zu thun, welche einen jeden Andern auch um die bürgerliche Existimation brächten. Jedermann hat von dem Unfuge, den ein gewisser Lawder in England angestellt, gehört. Er beschuldigte den Verfasser des Verlornen Paradieses des unverschämtesten Plagiats und schien es mit augenscheinlichen Exempeln zu erweisen, daß die größten Schönheiten des V. P. dem Hugo Grotius, dem Taubmann und dem Jesuiten Masenius, zween sehr kleinen Geistern, eigenthümlich angehören. Es währte aber nicht lange, so entdeckte Herr Duglas, ein geschickter Geistlicher, den muthwilligen Betrug. Es fand sich, daß Lawder dem gedachten lateinischen Poeten selbstgemachte Stellen untergeschoben oder auch Milton's eigene Gedanken aus Hoghe's lateinischer Uebersetzung für fremde ausgegeben; Lawder bekannte gar bald seinen Betrug selbst und that deswegen die demüthigste Abbitte. Dieses geschah schon im Jahr 1750 und wurde allenthalben bekannt, wo die vorherge-

gangene Anklage Milton's bekannt worden war. Verschiedene bekannte Tagbücher erzählten den Verlauf dieser Geschichte. Es ist beinahe unmöglich, daß Herr Gottsched nichts davon gewußt habe, daß Lawder als ein Betrüger öffentlich überwiesen worden. Demungeachtet machte er zwei Jahre, nachdem sich diese Begebenheit in London geendiget hatte, Lawder's Beschuldigungen als lauter unstreitige Wahrheiten in seinem Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit bekannt, füllte mit denselben und mit dem ekelhaftesten und ungehirntesten Hohn und Triumphsgeschrei mehr als vier Bogen an und überhäufte Milton und seine Verehrer mit den verächtlichsten Namen. Ein Ungenannter war so edelmüthig, sich der gekränkten Wahrheit und des verleumdeten Milton's in einer Untersuchung, ob Milton sein Verlornes Paradies aus neuen lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben habe, nachdrücklich anzunehmen. Herr Gottsched hätte sich aus diesem Buche von Lawder's Niederträchtigkeit und dem Unrecht, welches er selbst dem Milton und den Deutschen, die ihn lesen, gethan, vollkommen überzeugen können, im Fall er vorher nicht gewußt hat, was in England deshalben vorgegangen war. Er hat aber bisher nicht so viel Scham oder Ehre gehabt, sich weder von der so wahrscheinlichen Beschuldigung einer noch schändlichern Betrügerei als der Lawderischen zu reinigen, noch das öffentlich begangene Unrecht öffentlich zu widerrufen und das von ihm betrogne Publicum um Vergebung zu bitten. Welch ein unfläthiger Charakter! Aber können wir von einem Menschen Empfindungen von Ehre erwarten, bei dem es zur Natur geworden, selbst ersonnene Lügen für Wahrheiten zu geben und es seinen Gegnern zur Last zu legen, wenn er ihre Gedanken erst vermummet, zersäget, verzerret, gereckt und beschnitten hat? Ist es nicht die gleiche Schamlosigkeit, mit welcher er vorgeben darf, daß der berufne Milton, wie er diesen bewundernswürdigen Geist nennt, von einer gewissen Rotte von Gelehrten dem ungelehrten Theile des Volks als einer der größten Geister sei aufgedrungen worden? Addison, der liebenswürdige, der verehrungswürdige Addison (so muß ihn Jedermann nennen, der seine Schriften kennt, in welchen der wahre Weise, der Menschenfreund, der Sokratische Geist, der feinste Geschmack, der schönste Witz sich in jedem Gedanken zeigen), dieser Addison ist also ein Betrüger, ein Elender wie Gottsched, der sich daraus nichts macht, aus verkehrten Ab-

sichten einer ganzen Nation das Häßliche für schön, das Falsche für wahr aufzubinden; und damit diese saubere Bezüchtigung nicht allein gehe, verwandelt G. noch nach seiner alten Zauberkunst den Lord Somers, den Grafen Shaftesbury, den Lord Orrery, die größten Dichter Englands in diesem Jahrhundert, Thomson und Young, den D. Watts, den D. Stackhouse und den unvergleichlichen Richardson in ungelehrten Pöbel und will seine Mitbrüder in Midas bereden, es sei ebenso leicht, der feinsten und tiefsinnigsten Nation in der Welt eine abgeschmackte Scarteque für ein Meisterstück des Witzes und für das Werk eines erhabenen Geistes aufzuschwatzen, als er dieses bei seinen Deutschen leicht gefunden hat. Man braucht nur ein Wenig mit den besten englischen Scribenten bekannt zu sein, um zu wissen, in welch allgemeiner Hochachtung Milton bei der Nation steht, und zwar nachdem sie große Dichter von aller Art und in Herrn Glover's Leonidas auch ein Heldengedicht bekommen haben, welches den Vorwurf ganz zernichtet, daß es ihnen nur darum zu thun gewesen sei, auch ein Heldengedicht zu haben.

Wie wenig es Herrn Gottsched koste, Streiche von dieser Art zu machen, davon hat er in einem vor zwei Jahren herausgekommenen Werkchen unter dem Titel: Briefe nebst andern poetischen und prosaischen Stücken, eine neue und unerhört unverschämte Probe gegeben. Diese Schrift, welche einen verdienstvollen schwäbischen Freiherrn zum Urheber hat, wurde ohne Bekanntmachung seines Namens in Leipzig gedruckt. Herr Gottsched war damals Censor. Er fand bei Durchgehung des Manuscripts in einem Briefe über die Neigung zum Wunderbaren eine Stelle, welche er mit geringer Mühe so verändern zu können glaubte, daß sie anstatt eines Lobes der Messiade und des Noah, wie die Urschrift wollte, den verächtlichsten Tadel derselben enthalten würde. Das Manuscript des Verfassers hatte folgende Stelle: „Fragen Sie einmal ihren Buchhändler, was für Bücher am Meisten abgehen. Er wird Ihnen gewiß zwanzig Hexenhistorien, Robinsons, Geistergeschichten und dergleichen Scartecken statt einer einzigen Ausgabe des Messias oder Noah nennen.“ Herr Struckaras, welcher die Schrift zur Censur bekam, fand für gut, mit einer kleinen Versetzung der Worte diese Stelle zu verfälschen und dem Freiherrn von G[emmingen] die Ehre anzuthun, ihn zu einem Duns umzuschaffen. Er setzte, wie man in besagter Schrift lesen

kann: „Er wird Ihnen gewiß zwanzig Hexenhistorien, Robinsons, Geistergeschichten des Messias oder Noah und dergleichen Scartecken statt einer einzigen Ausgabe alter Schriftsteller nennen." Der Verfasser dieser schönen Sammlung sahe sich genöthiget, in einem eigenen Bogen seine Ehre gegen diesen Falsarius sicher zu stellen und desselben Schande aufzudecken.

Es ekelt mir, noch mehr Ausbrüche des niederträchtigen Gemüths dieses Mannes anzuführen. Ich würde mir auch diese verdrießliche und undankbare Arbeit erspart haben, wenn ich es nicht für nothwendig gehalten hätte, den Nebel zu zerstreuen, der in Absicht des Herrn Gottsched die deutsche Nation verblendet, und zu zeigen, was es für ein Mann ist, dessen Autorität die besten und nützlichsten Schriften verdächtig und verhaßt machen kann, und von was für einem Gewichte die Urtheile eines überwiesenen Betrügers sind. Ich gestehe ganz gerne, daß ich an einen Menschen von diesem Charakter ohne Abscheu weder denken noch von ihm schreiben kann. Ich verberge gar nicht meinen Haß gegen vorsätzliche Irrthümer, willkürliche Blindheit, halsstarrige Bosheit und feindselige Bestreitung der Wahrheit; ich hasse von ganzem Herzen den schändlichen Eigennutz, der die Pflichten, die man der Wahrheit, dem Publico und den Verdiensten großer und rechtschaffener Männer schuldig ist, einer elenden Gewinnsucht, einem dummen Ehrgeiz und einem pöbelhaften Groll aufopfert. Ich habe Mitleiden mit den Leuten, die von einem solchen Menschen betrogen werden. Ich glaubte die Wahrheit und die heiligsten Pflichten zu verrathen, wenn ich meinen Abscheu vor einem solchen Charakter und solchen Thaten nicht so stark ausdrückte, als es dieselben verdienen. Denn was sollte mich bewegen, in geschwächten zweideutigen Worten, verblümt und mit Zurückhaltung davon zu reden? Soll ich an meinem Theil auch etwas dazu beitragen, daß der Nichtswürdige mit dem verdientesten Mann gleich gehalten werde; daß der Betrüger das Ansehen eines Weisen und Lehrers usurpire und die Unwissenden oder Unbedachtsamen ferner betrogen werden? Soll ich matt und furchtsam von den unsittlichsten Thaten reden und dadurch das innere Gefühl zu täuschen suchen, das der Schöpfer in uns gelegt hat, uns durch die Häßlichkeit des Lasters von demselben wegzuscheuchen? Es ist mir leid genug, daß ein solcher Mensch ist, den ich entweder so sehr verachten oder meine Gleichgiltigkeit gegen höhere Verbindlichkeiten an den Tag legen

muß. Ich würde gerne von ihm schweigen, wofern er weniger schadete, wenn er unentlarvt bliebe. Aber ein verzweifelter Schaden wird dadurch nicht besser, wenn man ihn geheim hält. Ich schäme mich für die menschliche Natur, daß ein Geschöpf wie dieser Struckaras nicht zu den Bradypis gehören soll; und ich würde mich gewiß Demjenigen recht verbunden achten, der mir auch nur eine einzige wirklich gute Eigenschaft an ihm zeigen könnte, diejenigen ausgenommen, die er mit allen Thieren des Feldes gemein hat.

Wir sind noch nicht mit der Geschichte unsers unvergleichlichen Dunsen zu Ende. Ich sehe meine Leser für allzu wackere Leute an, als daß sie es noch länger sollten aushalten können, wenn ich fortführe, ihnen das unfläthige Bild eines so häßlichen Charakters vorzuhalten, wie dieser ist; wer ein Herz und in demselben gegen das moralisch Gute und Böse nur einiges Gefühl hat, wird verwundet, wenn er einen Menschen kennen lernt, den der Menschenfreund selbst als einen Schandfleck unsrer Natur hassen muß. Indessen ist auch dieses besser, als aus Unwissenheit einen solchen Mann für etwas Anders zu halten, als er ist. Nachdem ich diese beschwerliche Arbeit verrichtet habe, ihn in seiner Blöße und Schande zur Witzigung aller Uebelberichteten darzustellen, so ist es Zeit, meine Leser und mich wieder ein Wenig zu erquicken. Hierzu wird uns eines von den lächerlichsten Phänomenis, die jemals gesehen worden sind, Gelegenheit geben, dessen ich desto lieber erwähne, da es dienen wird, meine Leser aufs Neue zweifelhaft zu machen, ob nicht vielleicht Alles, was ich bisher historisch von Herrn Gottsched erzählt habe, lauter Früchte seiner unaussprechlichen Dummheit sein möchten, welche so groß zu sein scheint, daß er vielleicht gar keinen Unterscheid zwischen dem Rechten und Linken zu machen weiß; daher ihm alle seine Handlungen eigentlich nicht zugerechnet werden können, und er anstatt des Zorns vielmehr Mitleiden und Empfehlung in ein Hospital nöthig hat. Nach diesem Eingang kann die Rede wol von nichts Anderm sein als von dem Hermann des Herrn Baron von Schönaich, dem ersten deutschen Heldengedichte, welches durch seine unerwartete Erscheinung Seiner Hochedelgebornen Magnificenz, dem Erzduns, eine so übermäßige Freude verursacht hat, daß er darüber den kleinen Ueberrest seines Verstands völlig eingebüßt hat. Es ist bekannt, wie niedergeschlagen, kleinmüthig und leidend sich dieser geplagte Mann etliche Jahre lang ver-

halten hat, nachdem ihn die gerechte Kritik, die unermüdete Peitsche der Satire und vornehmlich der klare Beweis, den der redliche und einsichtsvolle Pyra gegen ihn geführt, von seiner eingebildeten Höhe herabgesetzt und ganz mürb geschlagen haben. Seufzer aus bebender Brust, ohnmächtige Seufzer und Klagen über Undankbarkeit und böse Zeiten waren beinahe Alles, was er in seinem Büchersaale noch konnte. Es war die höchste Gefahr, daß er in eine Art von Lethargie verfallen möchte, welche die Prophezeihung wahr machte, daß man noch bei Lebzeiten dieses großen Mannes fragen würde: Wer ist doch dieser Gottsched, der in einigen unsrer Scribenten immer neben dem Bavius und Midas steht? So stunden seine Sachen, als ihm mit tröstendem Blick unvermuthet die Hermannias erschien, ihn umarmte und ihn versicherte, daß sie seine Enkelin, eine Tochter des Unsinns eines Freiherrn von Schönaich's und seiner Critischen Dichtkunst, sei, von welcher er, da sie ihre Gunst dem untersten Pöbel preiszugeben gewohnt war, keinen so edeln Samen zu sehen verhoffen durfte. Was Wunder also, daß sie ihm in seiner Entzückung so schön vorkam als dem berühmten Ritter von Mancha seine phantasirte Dame, als er sie bei seinem ersten Ausritt nach Abenteuern um ihren allmächtigen Beistand anrief? Freilich hätte er Ursache gehabt, schon eher nicht nur eine, sondern unzählbare Hermanniaden von der ebenso unzählbaren Menge fähiger Köpfe, welche er, wie er in seiner Vorrede sagt, längst dazu aufgemuntert hatte, zu erwarten; aber seine Griesen, Pitscheln, Stoppen, Koppen, Schwarzen, Myliussen u. s. w. waren so taub gegen seine Ermunterungen als eine Otter gegen die Stimme des Beschwörers. Nicht als ob es ihnen an der Fähigkeit gefehlt hätte, Hermanniaden zu dichten, denn den kleinen Grad von Vernunft, der dazu erfordert wird, hatten sie noch wol; aber es mangelte ihnen an dem Heldenmuth, welcher den Herrn von Schönaich beseelt. Dieser überwand alle Schwierigkeiten, die ihm die gesunde Vernunft und das Gefühl seines Unvermögens hätten machen können. Er setzte sich in den Kopf, er sei Manns genug, ein Heldengedicht für die Deutschen zu schreiben, und der Erfolg rechtfertigte seine kühne Zuversichtlichkeit. Das entzückte Lob des Herrn Gottsched's, der allgemeine Beifall aller Dunsen, und was noch mehr ist, der poetische Lorbeerkranz, der Sr. Hochfreiherrlichen Gnaden von dem Oberpriester der Dummheit feierlich aufgesetzt worden, waren der Lohn

seines ruhmwürdigen Werkes. Herr Gottsched hat alle möglichen Ursachen, sich zu schmeicheln, daß das deutsche Vaterland diese schöne Geburt des alemannischen Witzes mit eben solchen Augen ansehen werde wie er und der Verfasser desselben. Was uns Andre betrifft, welche das Unglück haben, eine so eigensinnige Vernunft zu besitzen, die zugleich an Homer und Milton, an Pope und Haller Geschmack findet, wir müssen zwar gestehen, daß es uns vorkommt, diese Hermannias sei nur ein Schulexercitium eines jungen Menschen ohne Genie, ohne Empfindungen, ohne Kenntniß der Welt, ohne Bekanntschaft mit guten Scribenten, eine unzeitige Geburt eines Geistes, der selbst noch ein Embryon ist. Aber wir sind weit entfernt, es deswegen in die Krämerbuden zu verbannen. Es sei und bleibe ein würdiger Zeitvertreib unsrer gelehrten Stutzer, unsrer Precieuses ridicules, unsrer zierlichen, milchhaarichten Kriegshelden und das erhabene Vorbild aller Schulknaben, welche ein frühzeitiges Jucken in den Fingern fühlen und daraus ihren innerlichen Beruf zum Schreiben erkennen. Ja, dieser Hermann (wer sollte es glauben?) dienet wirklich zu etwas, das ein eigentlicher Nutzen heißen kann. Man fängt schon an, in einigen Schulen die Exempel für einen jeden Schnitzer und für eine jede Anti-Longinische Figur aus ihm herzunehmen. Es ist ebenso nöthig, jungen Leuten zu zeigen, wie man es macht, wenn man unvernünftig denkt und elend schreibt, als wie man das Gegentheil thun soll. Der Hermann schickt sich so gut zum Ersten als Homer zum Letztern. Wo können wir z. E. ein augenscheinlichers Beispiel, um jungen Schülern verständlich zu machen, was Galimathias ist, finden, als diese Stelle:

„Niemand als Segesthes war's, der sein oft verwürktes Leben
In des Sohnes Händen sah und Thusneldens Reizen schweben."

Heißt, was jetzo folget, nicht Phöbus?

„So entstand auch auf den Helmen eine roth und starke Gluth,
Und indem es grimmig tönet, blitzet sie und stirbt in Blut."

Wie majestätisch und nachdrucksvoll sind folgende Stellen:

„Doch Tarpejus, dessen Wüthen sich nunmehr entdecket sah,
Schoß wie ein ergrimmter Adler nun daher und stand schon da,
Die Verzweiflung scheint den Platz ächter Tugend einzunehmen;
Es verdreußt ihn, und er scheint der Entdeckung sich zu schämen
Wie ein Leu" 2c.

* * *

„Doch Thusneldens herbe Schmerzen brechen nicht in Thränen aus,
Nein! sie zeucht aus ihrem Busen aller Tugend Kraft heraus."

* * *

„Und die Erde hat sein Blut ohne Scham in sich getrunken."

Von dem, was in einem elenden Heldengedichte die Stelle des Erhabenen vertritt, diene dieses zur Probe:

— „Die Sonne steiget blitzend in dem goldnen Glanz hervor,
Aber ihr sonst fließend Gold scheinet heute ganz verdunkelt,
Weil ein dunkles Feuerroth in den trüben Augen funkelt.
Ja, aus Abscheu, saget man, habe sie sich recht erschüttert,
Und der Himmel habe selbst aus Entsetzen drob gezittert."

Wie geschickt weiß er die Wirkungen der Affecten zu schildern!

„So spricht Siegmar, und der Eifer macht die blasse Stirn entflammt,
Alle Runzeln werden glätter, und die Haut wird wie ein Sammt,
Das der Chloris sanfte Hand glättet und behutsam streichelt."

Wie delicat sind die Empfindungen des Dichters in folgender Stelle, wo er in eignem Namen redet:

„Manchmal kann auch Amor selbsten tugendhaft und tapfer sein;
Auch ein Feiger trotzt mit Amorn der Verfolger wildem Dräun.
Ist doch oft ein zaghaft Thier durch die Lieb' entflammet worden,
Wenn den Leuen Brunst erhitzt, wie erschröcklich ist sein Morden!
Eben also flammt Thusnelde Hermann's Heldentugend an."

Welch ein verwünschtes Galimathias von ungeschickten Ideen und Ausdrücken! Wie groß der Held sei, den Schönaich besingt, kann uns nur diese edle Maxime zeigen, die er ihn sagen läßt:

„Helden, Brenno, müssen fechten und des Lohns versichert sein,
Unter tausend Degenspitzen müssen sie dem Glücke dräun.
Helden müssen weiter nichts als nur schlagen, kämpfen fechten."

Wie schön schickt sich hierzu der folgende Vers, den der Reim auf fechten geschaffen hat!

„Und die Tugend muß den Kranz, den ein Held verdienet, flechten."

Nunmehr wissen wir, warum Noah, Abraham, Joseph und der Messias selbst keine Helden sind.

In Schilderung der Affecten ist Herr Schönaich kein geringerer Meister als die Maler von Siam in den soge-

nannten Caricaturen. Die Beschreibung der Liebesflammen der schönen Mathilde ist ein Exempel statt aller andern. Es scheint, die Absicht unsers Nebenbuhlers des Homer sei gewesen, sie unschuldig, naiv und wider ihren Willen verliebt vorzustellen. Hätte er doch, da er selbst so gar nichts kann, nur den Racine abgeschrieben! Aber er hütet sich wohl, guten Scribenten nur im Geringsten ähnlich zu sein, um für keinen Plagiarius zu gelten. Seine Mathilde ist bald eine precieuse bald eine schnöde Kokette, allemal aber eine jämmerliche Närrin. Kann etwas Ekelhafteres sein als ihre Rede an Frygund (S. 43 u. f.)? Wie artig verräth sie ihre Liebe:

„Liebste Freundin, ich empfinde etwas durch die Adern gehn,
Ach, es wallt, es reizt, es lockt!"

Das arme Mädchen weiß nicht, was es ist:

„Ist es Lust? Ich weiß es nicht. Ist es Schmerz? Ach, hilf mir's nennen,
Frygund, mein Geblüte wallt, all mein Wesen scheint zu brennen,
Sollt' es wol die Liebe sein?"

Frygund redet ihr in der Sprache einer Fille de joie zu. Z. E.:

„Itzo bist Du in der Blüthe, laß sie pflücken, eh sie fleucht!
Ist denn Hermann gar von Eisen?
Ist er nicht in Rom gewesen?" rc.

Mathilde höret ihre Kupplerin gerne so reden; sie sagt: Herz und Seele hören zu! Sie bedauert nur, daß ihr Reiz zu schwach sein werde, Hermann zu überwinden. Das unschuldige Kind!

Auf der 47. Seite kommt Mathilde und Schönaich in eine Wuth, die nur mit dem Tollhause kann geheilt werden. Hier zeigt sich der Poet in seiner Stärke. Nichts ist bewundernswürdiger als der Reichthum, den er an Bildern und Ausdrücken hat. In acht Zeilen kommen die Wörter Gluth, Flamme, Feuer nicht sparsamer als achtmal vor:

„Kennt die Zaubrin meine Gluth,
O, so weiß sie, daß das Zaubern wenig bei der Flamme thut,
Rauchwerk, Zauberei, Altar dämpfen nicht der Liebe Flammen.
O Betrogne, hilf mir nur diese trübe Gluth verdammen!
Frygund! Ja, dies Herze lodert, eine Gluth durchwühlt die Brust,
Tief und noch verschwiegne Wunden reizen die verbissne Lust.
Ich unglückliche Mathild! ach, ich brenne recht im Feuer!"

Zuletzt wird sie recht ernstlich böse:

„Dürft' ich doch des Helden Gang, Blick und Thun und Haar vergessen!"

Vortreffliche Mädchen, welche Geschmack an dieser Vorstellung und diese Beschreibungen und Reden natürlich finden! Wie weit muß es mit Euch gekommen sein! Wie weit seid Ihr unter die Würde des schönen Geschlechts hinabgesunken! Wenn das ja Empfindungen sind, so sind es Empfindungen einer Waldeselin in der Brunstzeit.

Das ganze Heldengedicht, auf welches die deutsche Nation so stolz sein muß (in Schönaich's Sprache zu reden, denn muß ist sein Favoritwort), ist zwar von Anfang bis zu Ende ein Beweis, daß die hochfreiherrliche Feder, von der Herr Gottsched in der Vorrede spricht, ohne Zuthun eines denkenden vernünftigen Wesens, aus eigener Kraft dieses bewundernswürdige Werk hervorgebracht habe; doch sind viele Stellen wegen dieser Vernunftlosigkeit in einem höheren Grade vorzüglich. Nur ein paar zur Probe:

„Also denken wahre Helden; und ein Roß vollführt den Lauf."

* * *

„Scham und Reue steigen nun aus Segesthens falschen Augen,
Schweigend sucht er aus sich selbst einen schnöden Trost zu saugen.
Siegmund schweiget, und Thusnelde wischet Blut und Moder ab,
Unvermischte Zähren rollen von den Wangen hold herab,
Selbst Segesthes sieht dies Naß, und sein Herze dräut zu springen,
Ein verhaltnes Wasser sucht aus den Augen doch zu dringen.
Er verschluckt die bittern Zähren, er bezwingt den innern Schmerz,
Aber herbe Thränen netzen sein nun mehr gebeugtes Herz.
Hat der Stolz so viel Gewalt, unsre Tugenden zu hemmen?"

Wenn ein Südwind diese Worte zusammengeblasen hätte, so könnten sie nicht widersinnischer gestellt sein.

Aber nirgend ist der hochfreiherrliche deutsche Homer, Virgil, Voltaire und Tasso größer, und wenn ich so sagen darf, nirgends mehr Schönaich als in Gleichnissen. Er ist unerschöpflich in Erfindung derselben und will Homerisch in der Ausbildung sein. Sowol hierin als in der Wahl derselben zeigt er den Verstand von Waldheim, der den Enthusiasmus seiner Muse beständig regiert. Wie ähnlich und artig ist nicht vor vielen andern das Gleichniß vom Knaben und der geilen

Wespe? (S. 69.) Ich gebe es dem Urheber des Nimrod's auf, tollere Gleichnisse zu machen. Die beiden schönsten unter allen sind ohne Zweifel auf S. 108 u. 109. Hermann umarmt den Vater; damit der Leser sich das besser vorstellen könne, werden ihm zwei Gleichnisse vorgelegt, welche 24 Verse lang sind. Das erste ist: wie ein Vater, der die Tugend seines Sohns gerühret sieht, thränend lächelt, den Sohn an die Brust drückt, wie er seufzet, wie er weinet, wie er wünscht, wie er lacht. — Ist das nicht herzbrechend? Aber das ist noch nichts gegen das andre, welches so schön ist, daß ich es ganz hersetzen muß, zumal da es zugleich ein starkes Exempel ist, daß die Natur, welche Schönaich nachahmet, die Natur der Musketierer und des ungezogensten Pöbels ist:

— „Wie die Braut sich freuet, deren Herze pochend schlägt,
Wenn ein stolzes Roß den Liebsten in die nahen Feinde trägt,
Wie das keusche Herz der Gluth des ergrimmten Amor's zollet
Und ein herbes Freudennaß von den holden Wangen rollet,
Wie die allzeit treue Freundin durch das Glas den Helden kennt
Und das Pflaster von den Eisen seines stolzen Rosses brennt,
Wie die Braut der Sporen Klang auf der Treppe freudig höret
Und der Freude starker Strom das Geblüt im Laufen störet,
Wie sie dann sich freudig hebet, Nadel, Seid' und Knaul vergißt
Und sich Hand und Fuß verrenket, bis der Held die Lippen küßt,
Wie sie dann den Schwanenarm um den schwarzen Harnisch leget &c.
Wie sie dann die milden Zähren von den kalten Wangen wischt
Und die Liebe Beider Seelen durch der Liebe Gluth vermischt,
Wie sich Beide nun nicht mehr der gehemmten Freude schämen
Und die eingebüßte Lust mit gefüllten Händen nehmen" —

Wie sauber! Wundert sich jetzt noch Jemand, daß diese Herren so gegen das Denken eifern? Es ist eine allgemeine Regel, die sich ein jeder guter Scribent und vornehmlich ein Dichter machen soll, nicht ein Wort ohne genugsamen Grund, ohne Wahl und Absicht zu setzen. Wie würde doch dieser armselige Stümper bestehen, wenn er nur von dem vierten Theil der Worte, die er hier zusammengestopft hat, Grund geben sollte?

Wenn man in diesem Hermann eine Stunde gelesen hat, so ist Einem, als ob man getrillet oder wie Sancho geprellt worden wäre, so übel wird die Vernunft und der ge-

sunde Geschmack von den unrichtigen, übel zusammenhangenden, rohen, unbestimmten Begriffen, von dem ekelhaften, steifen, pöbelmäßigen Ausdruck, von den häufigen Wiederholungen der gleichen, gemeinen und unbestimmten Bilder, wie z. E. das ihm so beliebte Wort Feuer ist, von den alle Augenblicke vorkommenden Flickwörtern, sonderlich dem scheint und dem muß, und hauptsächlich von den niederträchtigen Sentimens, den unpsychologischen Affecten und dem durchgängigen Mangel an Harmonie der Ideen mitgenommen und zugerichtet. Hat dieser Mensch Straußenhirn in seinem Kopf, oder hat ihm ein Philtrum so gar allen Sens-commun genommen? Wie nöthig wäre ihm die Reise nach dem Mond, die Astolfo beim Ariost zum Besten des rasenden Orlando vornimmt, um seinen Verstand wieder hinaufzuschnupfen, wofern er jemals einen gehabt hat! Denn ein so dummer Mensch kann unmöglich zu irgend einer Pflicht des Lebens, die animalischen ausgenommen, die geringste Geschicklichkeit haben.

Die deutsche Nation wird mir's vergeben, daß ich mir die Freiheit genommen habe, ihr meine Gedanken von ihrem Heldendichter unverhohlen zu sagen. Denn daß er es sei, daß sein Hermann die erste und einzige Epopöe sei, behauptet Herr Gottsched, der Mund der Nation, und Niemand widerspricht ihm. Ich nehme es also für ausgemacht an, daß die Hermannias nach dem Geschmack der Deutschen ist, weil die Wenigen, die es etwa anders finden, keine Zahl machen, sich auch bisher nicht gezeigt haben. Ist aber die Hermannias eine Zierde und Ehre der Deutschen, wie kräftig sind nun die Bouhours, die Mauvillons widerlegt! und wie undankbar ist die Mühe Derjenigen, die eine solche Nation klüger machen wollen!

Ich habe bereits gesagt, daß es der Erscheinung dieses Hermann's zuzuschreiben sei, daß Herr Gottsched wieder aus dem Schlummer erweckt worden und es noch wohl der Mühe werth gefunden habe, sein altes Reich gegen die Eingriffe einiger neuern Scribenten, welche ohne seine Erlaubniß gefallen haben, zu behaupten. Seit dieser Zeit hat er die schändlichen Streiche gegen Milton und die Messiade, den Noah, die christliche Poesie, die orientalische Schreibart und den Hexameter vorgenommen, die ich oben erzählt habe. Er sahe, daß es nöthig sei, die guten Gedichte mit aller Macht den

Leuten aus den Händen zu reißen, um seinem Hermann Zutritt bei ihnen zu verschaffen. Sein Neuestes aus der anmuthigen Gelehrsamkeit ist voll von so unglücklichen Versuchen, dergleichen die Bosheit zu allen Zeiten gewaget hat, die Wahrheit, die sie geradezu anzugreifen unfähig war, hinterrücks und im Dunkeln gleichsam zu erwürgen. Aber die ganze Stärke der Gottschedischen Zunft und Alles, was Tollheit, Aberwitz und eine fast unmenschliche Bosheit auszurichten vermögen, scheinet sich in dem Nichtswürdigen vereiniget zu haben, der sich selbst durch Verfertigung des elenden Geschmiers gebrandmarket hat, welches sich unter dem Titel Die Aesthetik in einer Nuß oder Neologisches Wörterbuch in Deutschland bekannt gemacht hat. Es ist unstreitig, daß es eine Geburt aus Gottschedischem Samen ist. Wer den unbegrenzten Grimm des Herrn Gottsched's gegen Milton und Bodmer kennt; wer in seinem Neuesten die Artikel und aller Orten eingestreuten Anmerkungen, die biblischen Epopöen betreffend, gelesen hat; wem seine ebenso große Unbesonnenheit als Frechheit bekannt ist; wer die abscheuliche und wahrhaftig diabolische Verkleidung der Klopstockischen Ode Ein stiller Schauer Deiner Allgegenwart erschüttert, Gott, mich &c. gelesen hat, darin alle Empfindungen, die in dieser Ode gegen Gott ausgedrückt werden, einem Fuchs gegen einen Jäger auf eine so lächerliche Weise beigelegt werden, daß man die Frechheit eines solchen Menschen kaum begreifen kann; wer gelesen hat, daß Gottsched dieser Parodie als einer artigen Satire seinen Beifall giebt und sie in seinem Neuesten bekannt macht: wer dieses bedenkt, wird nicht zweifeln, daß Gottsched, wofern er nicht selbst der Urheber dieser schändlichen Schrift ist, wenigstens Hand dabei gehabt habe, und daß solche Werke aus keiner andern als aus seiner Schule kommen können. Derjenige, der schon Critische Almanachs und Dintenfäßlein gesündiget hat, ist nicht zu gut, diese feine Aesthetik gemacht zu haben. Indessen kann ich doch Denjenigen nicht Gehör geben, welche den Herrn Baron von Schönaich wegen dieser vor den Augen der ganzen Welt begangenen Unzucht anklagen. So verächtlich mir dieser kleine Geist vorkommt, so unordentlich als es in seiner kriechenden Wurmseele bestellt sein mag, so wäre es doch, dünkt mich, gegen die Billigkeit, ihn, ehe er dessen völlig überwiesen worden, eines so hohen Grades der Schamlosigkeit und äußersten Lotterbüberei zu beschuldigen. Es mangelt

zwar Denen, welche so Arges von Herrn Schönaich denken, nicht an mancherlei Gründen, ihre Beschuldigung wahrscheinlich zu machen. Sie finden mit der Unterschrift Fr. v. Schönaich verschiedene Reimereien, Fabel, Ode und dergleichen betitelt, in dem Neuesten d. a. G., worin schon so viel Muthwillen und unartige überwitzige Schalksnarreneinfälle herrschen, daß sie das Vorspiel zu der neologischen Farce zu sein scheinen. Ja, sie wollen wahrgenommen haben, daß eine gewisse ziemlich merkliche Uebereinstimmung zwischen dem Geiste, der die Hermanniade gedacht (so müssen wir aus Mangel bequemerer Wörter sagen), und dem, der in der Aesthetischen Nuß geraset hat, herrsche, mit dem einzigen Unterschied, daß sie in dem letztern Werk eine gewisse Leichtigkeit und einen strömenden Ueberfluß an pöbelhaften, unfläthigen und possierlichen Einfällen finden, der aus dem eigentlichen Fund des Herzens seines Urhebers geflossen zu sein scheint, da hingegen der gleiche niederträchtige Geist sich in der Hermanniade auf die Folter spannen mußte, um erhabne und heldenmäßige Gedanken, Empfindungen und Ausdrückungen von sich zu erzwingen, ohne daß er doch etwas Anders als affectirte, steife, bäurisch-zierliche und gemeiniglich im Staub herumkriechende Einfälle hervorgeben konnte. Außerdem finden sie einen so ungezähmten Uebermuth darin, daß man kaum glauben kann, daß ein bürgerlicher Faquin so trotzig und cavalierisch thun dürfte. Doch diese Gründe bewegen mich nicht, mich in die Gefahr zu setzen, dem Herrn von Schönaich Unrecht zu thun. So viel ist gewiß, daß das Werk, wovon wir reden, ein Stückchen von Gottsched und seiner Bande ist, woran man nach Allem, was bisher von ihm angeführt worden, nicht zweifeln kann; um so weniger, da schon in dem Traum, worin Canitz hauptsächlich über den Frühling des Herrn von Kleist auf die albernste Art ein Urtheil fällen muß, und welchen Herr Gottsched mit großem Lob in seinen Büchersaal eingerücket hat, die gleiche Art des Witzes und der Kritik herrschet. Doch es ist unnöthig, mehr hiervon zu sagen; Gottsched wird sich selbst verrathen. Denn ich zweifle nicht, daß er diese unfläthige Schrift in seiner Raserei für eine artige und feine Satire halten werde.

Die Absicht des Verfassers dieses Buchs, seine Mittel dazu und der ganze Inhalt zeigen das schnödeste Herz und die hassenswürdigste Gemüthsart. Alles, dessen eine verruchte und

grenzenlose Bosheit fähig ist, zeigt sich hier in seiner ganzen Stärke; es ist das Erste in seiner Art; ein solches Meer von Unrath hat sich noch nie aus dem Herzen eines einzigen Scribenten in eine Schrift ergossen; selbst der berüchtigte Weislinger hat die Ausgelassenheit und den Unsinn nicht so weit getrieben.

Was muß die Absicht dieses Nichtswürdigen gewesen sein? Hat er die Sache des guten Geschmacks befördern wollen? Hat er den Wenigen, welche an Messias und Noah Geschmack finden, zeigen wollen, daß sie sich betrügen, wenn sie aus diesen Gedichten eine reine und gesunde Nahrung für ihre Seele und die erhabensten, edelsten und gottseligsten Gesinnungen zu schöpfen vermeinen? — Gesetzt, Herr Bodmer z. E. sei wirklich in Absicht der Schreibart tadelnswürdig (ich behaupte aber das Gegentheil), erforderte nicht von einem Menschen, der nicht alle Empfindung von Ehre und Recht verloren hat, seine Schuldigkeit, Herrn Bodmer des Inhalts seines Gedichts und seiner guten Absicht wegen, die offenbar in die Augen leuchtet, zum Wenigsten mit einem Platzregen von bübischen Ekelnamen und mit unfläthigen Zoten zu verschonen? Hätte er nicht kritisiren, tadeln, verbessern können? muß er mit Koth und stinkenden Eiern um sich werfen? muß er die Gedanken und Ausdrücke seiner poetischen Märtyrer erst verzerren, verhunzen, mit seinem Geifer beschmieren, um sie hernach zu verspotten? Muß er mit den elendesten Schimpfnamen (es sind Schimpfnamen, weil sie nicht verdient sind), mit den frechsten, garstigsten Possen und mit Gotteslästerungen selbst den Geschmack vertheidigen, gesetzt, daß sein Geschmack, der Milton, Haller, Klopstock und Bodmer so unsinnig findet, der richtige wäre? Aber es war diesem Unglückseligen nicht um Wahrheit oder Vertheidigung derselben zu thun. Er wollte nichts Anders, als den untersten Pöbel zu einem Hohngelächter über die ihm verhaßten Scribenten nöthigen. Alle seine Verdrehungen, alle seine Einfälle und Possen prallen von Denen ab, die er treffen will. Er schadet Niemand als sich selbst und allen seinen Mitgesellen. Es wäre ihm tausendmal weniger schimpflich, durch den Henker ausgepeitscht zu werden und das Zeichen des Galgens an der Stirne zu tragen, als der Urheber eines solchen Buchs zu sein. Die Anmerkung, daß ein Autor sich selbst in seiner Schrift schildere, gilt von diesem Neologisten im völligen Sinn. Wenn ihm Alles daran gelegen wäre,

40*

sich der Welt als einen unwissenden Idioten, als einen entschlossenen Bösewicht, als einen unfläthigen Zotenreißer und als einen gottlosen Menschen zur Schau darzustellen, so hätte er es nicht anders anfangen können als so. Seine Unwissenheit ist eine von den Ursachen, warum man den kaiserlich gekrönten Poeten von Schönaich im Verdacht hat, der Autor des wahnwitzigen Geschmiers zu sein. Aber mit nicht genugsamem Grunde; es wäre denn, daß es erlaubt wäre, von der Wahrscheinlichkeit auf die Wirklichkeit zu schließen. Gewiß ist's, daß der Autor ein Unwissender ist, der außer Neukirch, Gottsched und andern Männern von dieser Größe nichts gelesen hat. Man siehet offenbar, daß ihm die poetischen Bilder, Redensarten und Figuren, über die er sich aufhält, ganz fremd und neu sind. Würde er so darüber geraset haben, wenn er gewußt hätte, daß sie in den besten Schriften der Griechen und Römer, der Italiener, Franzosen und Engländer häufig vorkommen? Er hätte ebenso gut den Tasso, den Voltaire, den Pope oder den Thomson statt Klopstock, Bodmer, Haller nehmen können. Die Wörter, die Figuren, die Tours, die er als Schwulst oder Unsinn verspottet, hätte er in ihren Schriften ebenso häufig gefunden als im Noah oder Messias. Aber seine Unwissenheit und Stupidität macht, daß ihm Alles Unsinn dünkt, was er nicht in seinem Neukirch gelesen hat; aus dem gleichen Grunde hielt man in den barbarischen Zeiten einen Naturforscher für einen Zauberer und Hexenmeister, wenn er gleich nicht einmal so viel wußte, als jetzt ein jeder Anfänger in der Physik weiß.

Aber wie, wenn diese Unwissenheit nur affectirt wäre? Hat nicht dieser Neologist Bosheit genug dazu? Auch wenn man seine Schrift gelesen hat, kann man kaum glauben, daß die Frechheit, die Schalkheit, die bübische Ausgelassenheit in einem Menschen auf einen so hohen Grad steigen könne. Es ist vielleicht auch dieses allein ein genugsamer Grund zu glauben, daß Viele an diesem schändlichen Unrath gesammelt haben. Man brauchet in diesem Wörterbuch eben die Streiche, deren sich die Religionsspötter und die Feinde der Moralität seit uralten Zeiten bedient haben, die christliche Religion und die Tugend lächerlich zu machen. Es ist keine Schrift auf der Welt, so gut sie sei, die nicht auf die gleiche Weise könnte gemißhandelt werden; so wie kein Buch so dumm ist, welches nicht auf diese Art, wie Gottsched den Hermann rühmt, dem

unwissenden Pöbel in den Bierhäusern könnte eingeschwatzt werden. Es hat dem Neologisten selbst einfallen müssen, daß man gerade durch eben die Künste und in eben der Methode nicht nur den Plato, den Homer, den Pindar, sondern auch die allerelendesten Schriften, den Hermann, Stoppens Fabeln, die Theresias verspotten könne. Man muß die Poesie, die Metaphern und Figuren abschaffen, wenn man seinem Gespött entgehen will. Oder behauptet er etwan auch, zu Trotz aller andern Gelehrten in der Welt, daß es gar nichts dergleichen gebe, was man die poetische Sprache nennt? daß die Bilder und figürlichen Ausdrücke im Virgil, Horaz, Tasso, Guidi, Pope nur Idiotismi ihrer Sprachen sind, und daß die deutsche Sprache eine ganz eigne, der Poesie aller übrigen Nationen in der Welt entgegengesetzte Poesie hat, welche in der Verbindung gedankenleerer Zeilen, platter Ausdrücke und flüssiger Reime bestehet? Diesemnach müßte ein heroischer Dichter ebenso reden, wie man auf einem Pferdemarkt oder in den Carrefours zu reden pflegt, und es müßte in der Hermannias keine Redensart vorkommen, die nicht in allen prosischen Schriften gewöhnlich ist. Was sollen wir also mit folgenden Ausdrücken machen: Gold und Ueberdruß vermischt sich mit Ekel; des Purpurs Schönheit in Ketten fühlen; die Silberquellen der Oder kennen Tugend und Verstand; der Degen thut, als wenn er fremde in so sanften Händen wäre; (der Degen) fängt voller Stolzes auf dem Sattel an zu ruhn; sich in sein nahes Ach stürzen; Siege und Lorbeern übern Rhein pflanzen; der Spieß ist mein Prophet, der Widerhall stirbt; die Morgenröthe beginnt mit Rosenfüßen durch den Perlenthau zu gehen; Morpheus tränkt mit der Helden Nektar; ein Murmeln, welches rollet; eine Röthe, die edler wird; eine Röthe, die dem Blick des Herzens Gluth enthüllet und die Brust mit Zorn füllet; die Augen des Segesthes saugen sich in Siegmar's Busen; das Laster lacht und weint und springt vor Freuden und schmiedet ein Eisen? Wie lustig könnte sich der Neologist über diese und tausend solche Blümchen in seinem Hermann machen! Wie viel Einfälle könnte Der darüber anbringen, der sich über die den Poeten so gewöhnlichen Metaphern oder Bilder, ein düstres Betragen; einsame Nächte; eine silberne Stimme;

dunkle Ferne; Freude jauchzt durch die Gebeine; der Morgen steigt über die Cedernwälder herunter; mit Glanz besäen; ein göttliches Lächeln hellte die selige Stirn u. s. w., auf eine so aberwitzige Weise aufhält!

Die Bosheit des Neologisten zeigt sich augenscheinlich auf allen Blättern. Es ist kein elender Fechterstreich, den er sich nicht erlaubt, wenn er hofft, damit seinen erwählten Gegnern schaden zu können. Ich will nur etliche von diesen Streichen und von jedem nur etliche Exempel zur Probe anführen. Einer von den vornehmsten ist, daß er Scribenten, die sich gar nicht zusammen schicken und so verschieden sind als Virgil und Bavius, unter einander wirft und Milton, Bodmer, Klopstock mit Naumann, Oest, Nicolai in die gleiche Zunft setzt. Dieses ist vollkommen Gottschedisch. Er hätte ja gewonnen, wenn er die Leute bereden könnte, die Messiade sei von gleichem Schlage wie der Nimrod. Außer diesem Kunstgriff hat er noch einige, die gewiß bei den Lesern, für die er schrieb, ihre Wirkung thun. Dergleichen sind die häufigen offenbaren Verfälschungen, die durch seine Dreistigkeit glaublich werden; eine solche ist z. B. auf der 321. Seite, imgleichen auf der 131. Seite und eine noch dummere, da er seine Leser bereden will, Klopstock sage: Worte, zerbrochene Hälse, Donner — lächeln; imgleichen, Bodmer schreibe denen Frauenspersonen Euter zu, worüber er pag. 128 sehr unfläthige Anmerkungen macht, zu denen ich den Leser verweise. — Ferner die unvernünftige Application der Metaphern, von denen es doch Jedermann bekannt ist, daß sie nicht promiscue mit jedem andern Subject verbunden werden dürfen. Z. E. Haller sagt: „sich zum Manne modeln“, folglich sagt der Neologist auch: „sich zur Jungfer modeln, zum Narren modeln, zum Haller modeln“; Klopstock sagt: „Wir wollen Dir in feirendem Aufzug entgegen segnen“; „also“, schließt der Nußknacker, „hat Frau Eve eine Kleiderkammer, wo sie ihre himmlischen Feierkleider aufhebet, denn heißt Aufzug hier nicht Equipage? Die Equipage der Frau Eve! Hahaha!“ Eine andere ihm sehr geläufige Manier, die gestümmelten Redensarten der Poeten oder vielmehr sich selbst lächerlich zu machen, ist, wenn er sich stellet, als ob die Metaphern eigentliche Redensarten wären, und daraus abgeschmackte Folgen zieht, z. E. schlüpfrige Schönen; „so giebt's auch trockne?“ fragt der Neologist; ein begeisterter Hain ist ihm ein Wald voll Geister; Bod-

mer sagt: „der Lautenklang fallender Wasser"; hieraus schließt der Neologist, er lasse das Wasser eine Laute spielen. Ebenso geschickt ist er, neue Wörter nach Art der Klopstockischen zu machen. Z. E. weil man entlächeln sagt, so darf man auch entteufeln sagen; weil Bodmer sagt Kniefall, so schickt es sich auch, Steißfall zu sagen (pag. 247). Er hat seine ganze Stärke in der Kunst nachzuahmen zusammengenommen, da er eine ganz Virgilianische Stelle aus dem I. Gesang des Noah also nachgeahmt: Bodmer beschreibt einen Becher, auf den die Geschichte des Falls eingegraben ist. Dieses applicirt der Neologist auf ein Kind, das sich der Würmer entlediget:

„Auswendig
Um die steißichte Wölbung von sanft erhabener Arbeit
Kriecht nachahmend ein Wurm; er windet die bedr... Länge
Ir triumphirenden Wellen nach einem nahen Gehäuse."

Der dummköpfige, unfläthige Mensch! Sein liebster Kunstgriff aber, ohne welchen sein Buch, das jetzt 471 Seiten hat, kaum 50 hätte, ist dieser, daß er bei Gelegenheit eines Gedankens, Bildes oder Ausdrucks unserer Poeten allerlei burleske, widersinnliche und ihrer Ungereimtheit wegen lächerliche Einfälle ausgießt, auf die er per legem imaginationis manchmal nur durch die Aehnlichkeit eines einzigen Wortes geräth. Z. E. Bodmer sagt: Ihr Körper wird aller zum Ausdruck; der Neologist setzt hinzu: Der Steiß auch, ein feiner Ausdruck! Bodmer: „den ungezähmten Begierden den Kappzaum anlegen"; der Neologist: „dann sattelt sie Rath Bodmer, setzet sich drauf und lehrt sie den spanischen Schritt". Klopstock: „das Gestade des aetherischen Stroms wird nie von Versammlungen der Engel leer sein"; der Neologist setzt hinzu: „Die Seligen sitzen gleich den Rohrsperlingen am Gestade des aetherischen Stroms." Ueber die himmlischen Feste macht er folgende Anmerkung: „Feste im Himmel ziehen natürlicherweise auch Werkeltage nach sich. Der Dienst der Seelen besteht in ewigen Halleluja-Gesängen; wenn also ein Werkeltag einfällt, der im himmlischen Kalender mit Schwarz gezeichnet ist, so ist es mäuschenstill im Himmel, und der liebe Gott wird sein Zeughaus, die Engel aber werden ihre Kleiderkammern besehen. Jener wird die alten und

stumpfen Donner einschmelzen lassen; diese werden die dunkeln Gewande zu den seraphischen Schneidern schicken, ihnen wieder ein festlich niederwallendes Glänzen geben zu lassen" (S. 137). Wie sehr müßte Einer von aller Ehrlichkeit verlassen sein, der dem Milton und Young, welche wie Klopstock die Metapher himmlische Feste brauchen, diese unsinnigen Einfälle zur Last legen wollte! Von dergleichen Art ist folgende Stelle. Im Noah steht: „Die Güte, die, uns Vergnügen zu wirken, heimlich arbeitet" — „Güte Gottes (commentirt der Neologist) wirkt oder spinnt Vergnügen. Das ist schön! das ist schön! Sie wird also wol auch ein Spinnrad brauchen" ꝛc. Diese Exempelchen können zur Probe dienen. Jedermann weiß, daß man eine Metapher ebenso wenig als ein Gleichniß über das tertium comparationis ausdehnen darf; haben unsre Poeten gegen diese Regel gesündiget oder ungeschickte Figuren gemacht, so hat der Neologist nicht in den rechten Weg eingeschlagen, uns davon zu überzeugen. Denn nach seiner Methode kann man alle und jede Metaphern, Tropos und Figuren lächerlich machen. Noch einige Blümchen, die sehr häufig aus dem neologischen Unrath hervorwachsen. Im Noah, da beschrieben wird, wie Sipha den Japhet bewirthet habe, steht:

„Aus einer geschmiedeten Flasche
Geußt Debora die Frucht des Weinstocks mit ernster Geberde."

Hiezu macht der vortreffliche Commentator die Anmerkung: „Man sah es Fräulein Debora wol an, daß sie die Saufphilosophie aus dem Grunde verstand." — Wer hätte das vermuthet? — Herr Bodmer hat das Wort Juwel gebraucht. Dieses giebt, wer sollte es glauben? dem Witz des Nußknackers Gelegenheit zu diesem saubern Einfall: „Dieses ist die Vertheidigung, in welcher Rath Bodmer nicht einer von den zweihundert Männern ist, die den Zürcher Johann Hagel vorstellen." Siehe auch im Neolog. Wörterb. unter den Titeln: Honigtes Land, Japhet, Klang der Waffen, imgleichen S. 246 Kinder hingen ꝛc., worin er sich selbst übertrifft.

Die Papierbesudler von der Gattung dieses Neologisten haben zu allen Zeiten gewußt, daß man den Pöbel der ungesitteten und liederlichen Leute, für die sie eigentlich schrei-

ben, mit nichts besser als mit dem Geruch unfläthiger Zoten und geiler Raupereien anlocken kann. Diesen Kunstgriff hat sich der Neologist ungemein zu Nutz gemacht, und man sieht es ihm an, daß er nie mehr aus dem Herzen schreibt, als wenn er die schändlichsten Obscönitäten sagt. Ich will dieses Blatt nicht damit verunehren, sie auszuschreiben. Wer sich durch den Augenschein überführen will, darf nur auf der 35. 48. 150. 176. 203. 226. 227. 308. 320. 386. 448. Seiten der Aesthetischen Nuß nachsehen. Was für eine Kloak ist doch die Seele dieses Menschen! Stimmt es nun nicht mit allen diesen herrlichen Tugenden, welche den Neologisten zieren, sehr wohl überein, daß er auch an Gottlosigkeit, Schriftspötterei und blasphemischer Frechheit auch nicht einmal dem berühmten Herrn Edelmann nachgiebt? Oder aus was für einer Quelle sind folgende Gedanken entsprungen: Ein sehr dienliches Mittel, die Hexameter beliebt zu machen, ist es, biblische Historien darein einzukleiden; vielleicht ist doch wo eine alte Vettel, die sie lieber als den Rübezahl liest (S. 89). — Der harmonische Träumer Klopstock zeiget, wie man Träume in Wahrheiten verwandeln und Wahrheiten mit Lügen künstlich verbrämen könne. Denn woher entspringt das Geklingel seiner Sterne, das er wie an einem heil. Dreikönigstage von den himmlischen Jungen oder Jünglingen behorchen und accompagniren läßt? Sind das nicht die Pythagorischen Singweisen des Himmels:

„Wenn er wandelt (spazieren geht), ertönen von ihm auf Flügeln der Winde
An die Gestade der Sonnen die sphärischen Harmonieen
Hoch hinüber"? —

Wir stellen uns hiebei eine Orgel vor, die der liebe Gott tritt, und wovon die Winde den Kasten füllen, dessen Bälge Calcant Klopstock tritt. Dieses Orgelwerk aber besteht nur aus einem Pedale; denn wir werden hier kein Manual gewahr; es wird also sehr brummen, nur klingelt oben der Morgenstern. — Wie müßte man schreiben, um einer solchen Imagination zu entgehen, welche die edelsten Vorstellungen so mechanisch zu travestiren gewohnt ist, sobald sie nur den Schall der Worte hört! Der Spott, wenn es einer ist, trifft nicht nur die besten italienischen und englischen Dichter, Dante, Tasso,

Guidi, Pope, Thomson, Young rc., sondern die Bibel selbst; siehe den 7. Vers des XXXVIII. Capitels Hiob's. Ein anders Exempel: Bodmer hatte gesagt: „Noch hat der Gott, der die Schickungen lenket, keinen Mäander, der unerforschbar sei, hier hingewebet." Der Neologist setzt hinzu, indem er die Metapher im eigentlichen Wortverstand nimmt: Man stelle sich Gott als einen Leinweber vor, der an einem Weberstuhl sitzt und webet, so hat man diesen Mäander erforschet. — Hieher gehört auch das Recept, welches der Leser S. 366 selbst nachsehen kann. Nicht selten spottet dieser Bösewicht über die eigensten Bilder und Ausdrücke der heiligen Scribenten. Z. E. im 38. Capitel Hiob's spricht Gott: „Wo warest Du, da ich dem Meer aus den Wolken ein Kleid machte und Windeln aus der Finsterniß?" Hierüber macht der schamlose Mensch, ebenderselbe, der so für die Reinigkeit unsrer Religion eifert, folgende Anmerkungen: die ersten Kleider Adam's und Eva (welche Gott ihnen gemacht, 1. B. Mose 3) können nicht so pumphosicht ausgesehen haben als dieses Kleid der Wolken. So ehrerbietig verfährt man mit dem Höchsten, daß man ihn, zu was es Einem beliebet, ja zum Schneider macht! zum Kammerdiener! (S. 46). So ehrerbietig verfährt der Neologist mit dem Höchsten! Er fährt fort: Der Freund des Herrn Ammanns, Rath Bodmer, umgiebt die Erde mit einem Kleide von Wolken und Windeln von Schatten, die er hernach in der Sündfluth wäscht; er webte

„Ueber dem Meer ein Kleid von Wolken und Windeln von Schatten".
(Noah, 365. S.)

Die Flügel der Allmacht Gottes kommen als ein erhabnes Bild sehr oft in den Psalmen David's vor. Unsere Poeten haben sich also berechtiget gehalten, dieses Bild auch zu brauchen. Der Neologist sagt darüber: man werde also auch sagen: Allmachtsfüße, Allmachtsnase. Ein anders Exempel, eine sehr christliche Anmerkung über folgende Verse Klopstock's:

„Halleluja! ein feirendes Halleluja, o Erster,
Sei Dir von uns unaufhörlich gesungen! zur Einsamkeit sprachst Du:
Sei nicht mehr! und zu den Wesen: Entwickelt Euch! Halleluja!"

Da muß dem lieben Gott viel daran gelegen sein, daß wir in alle Ewigkeit hinein Halleluja schreien! —

Der Apostel Paulus nennt eine Gattung von Engeln Thronen. Herr Klopstock sagte von denselben irgendwo, sie seien von ihren Sitzen gestiegen. Ei, Ei, Rath Bodmer und Prophet Klopstock! sagt der so logicalische Neologist, haben Sie eine neue Logik? Das ist ja ein Widerspruch; ein Thron ist ja ein Stuhl, wie kann doch ein Stuhl vom Stuhle steigen? Der Dichter der Messiade, welchen ein gewisser Hofprediger, wie der Neologist berichtet, mit Recht den Göttlichen genennt hat, sagt zu Anfang des 3. Gesangs: Dann sollen erst meine Freunde und die Engel mein Grab mit Lorbeern und Palmen umpflanzen; Commentarius: Das werden die Engel fein bleiben lassen; sie werden diese Ehre den Teufeln überlassen, die dem Seher mehr als die Engel zu danken haben; wo ihn diese in der himmlischen Werkstätte oder Schneiderherberge zum Gewandschneider machen, so ist es viel.

Sed ohe! jam satis est. Ich könnte diese ekelhafte Arbeit noch sehr verlängern; aber ich bin meinen Lesern und mir einige Ausrastung schuldig. Nur dieses muß ich nicht vergessen, daß der Neologist selbst jezuweilen nicht undeutlich merken läßt, daß er gar wohl weiß, daß er ein Betrüger und Schalk ist und den von ihm mißhandelten Scribenten Unrecht thut. Da er aber sich vorgenommen hatte, unverschämt zu sein, so wollte er naviter impudens sein und gesteht seine Schande selbst. Könnte er es offenherziger thun als in folgender Stelle, pag. 432, wo er sich über die Benennung erlöste Väter des Mittlers aufhält! Klingt das nicht, spricht er, als hätte Jesus mehr als einen Vater? Das schieben wir dem Herrn Klopstock ins Gewissen und haben damit weiter nichts zu thun, als daß wir die Stelle hersetzen; denn wir schreiben nicht für uns, die wir den Sinn wissen, sondern für den Leser. Noch eine Stelle kann ich nicht verbergen, worin er seine sittliche Delicatesse ungemein freimüthig bekennt. Milca findet die liebenswürdigen Töchter ihrer lange verstorbenen Freundin und umarmet sie; darauf heißt es:

„Ihre Söhne beschauten mit herzdurchwürzender Wollust
Diese zärtliche Scene."

Wir wollen den Vorhang herunterlassen, commentirt der Neologist. Die Söhne werden bald ihren

Gespielinnen etwas Anders durchwürzen (S. 211). Der Poet fährt fort:

„Nur ein Blick, nur ein Kuß, in den die Seele hervorstieg,
Sprachen Reihen Gedanken auf einmal und ohne Verwirrung."

Der Neologist: Wir sind auch verliebt gewesen, allein wir können auf unsere Ehre versichern, wir dachten nichts (das glaube ich); wir empfanden nur und waren wirklich ein Sehr-Aff; wir wollten nur und waren bis auf den kleinen Finger lauter Fühlung. Vielleicht liebt man in Zyrich und an der Lindmatt auf eine andere Art. Ganz gewiß! Die vernünftigen Leute in Zürich und in der ganzen Welt glauben, es sei ihrer Natur gemäß, die Liebe anders zu empfinden als wie der Neologist und die Affen, die er für Seinesgleichen erkennt. Und so viel von diesem Wahnwitzigen!

Die Frage ist gar nicht unnöthig, wer der Mann eigentlich sei, dem wir dieses Werk zur unsterblichen Ehre unsrer Zeit zu danken haben. Ich habe den gekrönten Baron schon gerettet, ungeachtet er sich in einer Stelle scheint verrathen zu haben, wo er zum Nachrichter creirt wird (S. 348). Ich muß das gleiche Recht auch der Frau Gottschedin widerfahren lassen. Einige Leute, welche glauben, nicht viel Ursache zu haben, das Beste von ihr zu denken, beschuldigen sie der Autorschaft dieses Werks. Sie wollen dieses aus einer Stelle beweisen, welche, wie sie sagen, nothwendig ein Frauenzimmer muß geschrieben haben; ist es aber ein Frauenzimmer, so ist es unstreitig Frau Gottschedin. Es heißt nämlich S. 467: Eine der Amphisbänen grinsete uns so gräßlich an, daß wir aus Furcht, von ihr genothzüchtiget zu werden, einen Stein ergriffen ꝛc. Diese Stelle ist offenbar weiblich. Dem sei aber, wie ihm wolle, so behaupte ich doch, daß es unmenschlich wäre, eine Dame, die keine überführte und ausgepeitschte Maquerelle ist, einer solchen Unthat zu bezichtigen. Man hat mir die Frau Gottschedin als eine ehrliche Frau beschrieben, die wirklich mehr Verstand und ein bessres Herz hätte als ihr Mann; ich glaube es aus Hochachtung für das Geschlecht, zu dem sie leider gehört, ohne Untersuchung. Hingegen behaupte ich mit einer moralischen Gewißheit, daß Herr Gottsched mit etlichen Lotterbuben seiner Bande der wahre Verfasser ist, und ich bin überzeugt, daß ihn in ganz Deutsch-

land Jedermann ebenso gut dafür erkennet als für den Urheber der Dichtkunst und für den Pflegvater der Hermannias. Was muß man von den Leuten denken, welche für einen solchen Mann nur einige Achtung haben können? was von Denen, welche ihn sogar himmelhoch erheben? was von der Nation, die einen solchen über ihren Witz herrschen läßt und geruhig zusieht, wie ihre besten Scribenten, die wenigen, die ihr Ehre machen, gemißhandelt werden? Soll man solche Leute noch unterrichten? Was kann man mehr thun, ihnen die Augen zu eröffnen, als was Gottsched selbst gethan hat? Ich wiederhole es: die Last der Schande liegt auf der Nation, auf ihren Scribenten, auf Denen, die Ansprache auf Witz und Geschmack machen. Denn die Wenigen, welche besser denken, machen keine Zahl, und ich weiß es von einigen derselben aus ihrem eigenen Munde, daß sie es nicht wagen dürften, gegen den großen Duns, gegen den schändlichen Neologisten aufzutreten, aus gegründeter Furcht, daß sie sich die heftigste Verfolgung zuzögen! O, daß es die Nachwelt nicht vernehme, von was für einem elenden, nichtswürdigen Charlatan sich die Nation äffen läßt! daß es unsern Enkeln verborgen bleibe, daß der Urheber des Neologischen Wörterbuchs einer der angesehensten öffentlichen Lehrer der Deutschen war und unter den angesehensten Personen des geistlichen und weltlichen Standes Freunde und Anhänger fand!

Der Geschmack dieses Mannes ist der herrschende Geschmack unter den Deutschen. Das ist unleugbar. Die Folgen davon liegen am Tage, und wenn man noch zweifelt, so darf man nur in unsre Meßcatalogos und Monatschriften und gelehrte Zeitungen hineinschauen, so wird man den Glauben in die Hand bekommen. Man sage mir nun, was ist den Kennern und Freunden der schönen Wissenschaften noch übrig gelassen zur Steuer dieses gemeinen Uebels zu versuchen? Fehlet es an gründlichen Lehrschriften? Wir haben der Einsicht und dem Fleiß der Zürchischen Kunstrichter bessere zu danken, als irgend eine andere Nation aufweisen kann. Fehlet es an Mustern, die mit jenen aus der Natur geschöpften Grundsätzen und Beobachtungen übereinstimmen? Wir hätten dergleichen, wenn sie gelesen und mit Verstand gelesen würden, obgleich nicht in allen Arten der Poesie. Fehlet es an Uebersetzungen der besten Ausländer? Gar nicht, und überdem fängt man auch an, ihre Sprache selbst zu lernen. Wie viel Wirkung hätte

man nicht Ursache, von Allem diesem zu erwarten? Aber ich habe das Vornehmste noch nicht erwähnt. Wie viel sollte man von der so hochgerühmten Verbesserung der Philosophie erwarten! Auf wen sollen wir warten, wenn Leibniz und Wolf nicht haben so weit kommen können, unsre benebelten Köpfe aufzuklären, uns von pöbelhaften Meinungen und dummen Vorurtheilen zu reinigen und uns einen richtigern und edlern Geschmack beizubringen? Die wahre Philosophie ist mit einem gesunden Geschmack unzertrennlich verbunden; der letzte ist eine gewisse Frucht der erstern. Was sollte man von der Psychologie erwarten, welche in unsern Tagen, wie man sagt, so sehr soll aufgeheitert worden sein? Hätte sie uns nicht die Natur der Fähigkeiten unsrer Seele, die Natur der untern Kräfte, ihren Einfluß in unsre Handlungen, die Mittel, sie zu verbessern und mit den obern in Harmonie zu setzen, lehren sollen, hätte sie uns nicht lehren sollen, daß die Beredsamkeit und Poesie eben hiezu am Geschicktesten sind? Hätte sie uns nicht das menschliche Herz kennen lehren und uns beweisen sollen, daß man seine Neigungen und Affecten gewinnen muß, wenn man es der Religion und Sittenlehre gehorsam machen will, wozu ebenfalls die Poesie eigentlich da ist? Hätte uns nicht Leibniz Alles dieses lehren sollen? Aber wer liest seine Schriften, oder wie liest man sie? Wie gewisse Wortgelehrte den Homer oder Horaz. Wir raffiniren dummer als die alten Scolastici über die geheimen Quellen der Perceptionen, über die Monaden, über tausend andre Subtilitäten; wir demonstriren, was wir wollen, und denken wenig daran, wozu unsre Theorie nütze sei, und wie sie in Ausübung müsse verwandelt werden. Was hilft's, daß in den Schriften des größten Geistes, den Europa in den neuern Zeiten hervorgebracht hat, die Samen der nutzbarsten Wahrheiten, aufgeklärte Begriffe und fruchtbare Anmerkungen verborgen liegen, wenn wir sie nicht zu entwickeln noch anzuwenden wissen? Die Affectation einer mehr prahlerhaften als gründlichen Polyhistorie und bei einem noch größern Haufen die Liebe zur Frivolität, zu Tändeleien, zu französischen Kleinigkeiten, am Meisten aber unsre gelehrten Journaux, welche für die Meisten wahre asyla ignorantiae sind, haben den Geschmack an wichtigern und edlen Dingen und gründliche Wissenschaft bei uns vertrieben. Leibniz sahe diese Zeiten vor; so elend er selbst die seinige fand, so war sie doch noch besser als die unsrige. Die Verachtung der

alten ächten Quellen der Weisheit, der Moral, des Geschmacks, der Wohlredenheit hat noch allemal den Verfall der Wissenschaften nach sich gezogen. Wenn dieses ist, so eilen wir mit starken Schritten in die Barbarei zurück, woraus uns die griechischen Flüchtlinge des 14. und 15. Jahrhunderts und Bacon, Descartes, Grotius und Leibniz in den folgenden Säculis hatten ziehen wollen. Ich für meinen Theil weiß in den gegenwärtigen Umständen nichts Anders zum gemeinen Besten beizutragen, als eine Duncias, welche ich aus patriotischern Gesinnungen, als alle unsre akademischen Schmeichler zu haben fähig sind, der deutschen Nation widmen werde. Meine Absicht dabei wird sich mehr auf die Nachwelt als auf die Jetztlebenden beziehen. Ich hoffe, daß unsre, wie in allen Stücken, so auch im Geschmack und den schönen Künsten so verdorbenen Tage wenigstens als ein Exempel nützlich werden können, spätern Altern zur Warnung oder zum Schrecken zu dienen. Meine vornehmste Sorge wird demnach sein, alle Diejenigen, welche an der Schande und dem Schaden unsrer Nation, an der Beneblung unsrer gesunden Vernunft und an der Zerrüttung unsrer Empfindungen mit gutem Succeß gearbeitet haben, in ihrer wahren Gestalt und mit dem Lobe, das ihren Verdiensten gebührt, den künftigen Zeiten zu übergeben. Jetzo geht es den meisten dieser Herren, wie es dem Augustus, dem Claudius, dem Louis XIV. und allen schlimmen Prinzen jederzeit gegangen ist: man schmeichelt ihnen, weil man Vortheil von ihnen hofft oder wirklich hat, oder weil man sie fürchtet. Nach ihrem Tode werden die Sachen eine ganz andere Gestalt bekommen. Es wäre aber nicht genug, wenn sie nur vergessen würden, als ob sie nie gewesen wären; es ist um das Exempel zu thun. Der elendeste Bösewicht kann uns durch sein Exempel etwas Gutes lehren. Ich werde diese Herren also nach dem Leben schildern, und wenn ihre Werke auf die Nachwelt kommen, so soll diese Richter sein, ob ich der Wahrheit getreu gewesen sei. Ich habe bereits eine ziemlich große Liste von Helden in der Dummheit oder wenigstens von Beförderern ihres Reiches, und es thut mir leid, daß ich einen guten Theil angesehener, betitelter und hochberühmter Männer darunter finde. Es soll keine der Thaten vergessen werden, womit sie sich um die Göttin der Barbarei verdient gemacht haben. Sie sollen aus ihren Thaten beurtheilet werden. Man wird in der Ausführung des Werkes den Witz sparen

und mit der Wahrheit verschwenderisch sein. Hierin soll es sich hauptsächlich von der englischen Duncias unterscheiden, worin Privatleidenschaft die begeisternde Muse gewesen zu sein scheint.

Ich habe aus guten Gründen die völlige Ausarbeitung und Publication meiner Duncias für die Deutschen noch verschoben. Ich warte nicht auf die Besserung der grauen veralteten Dunsen, bei denen die Portion Unvernunft, die sie haben, verjährt, tief eingewurzelt und mit allzu viel Passionen verwachsen ist, als daß ich die geringste Hoffnung zu ihrer Besserung haben könnte. Es ist mir um verschiedene junge Dunsen zu thun, die sich zu entfalten anfangen und eine ziemlich mißliche Miene machen. An diesen ist vielleicht noch etwas zu erholen. Wenn sie anders einige Empfindungen von Ehre oder Schande haben, wenn sie anders so viel gesetztes Wesen haben, die Ueberlegung zu machen, daß es doch nicht gleichviel sei, ob uns die Leute, die in funfzig oder hundert Jahren auf unsern Staub treten, hoch schätzen oder verachten, so bin ich nicht ohne Hoffnung, sie möchten sich etwa besinnen und sich entweder bessern oder schweigen und wie viele Myriaden ihrer Mitbrüder ohne Geräusch durch diese Welt schleichen. Dieses wäre die sicherste Partie für sie. Denn gesetzt auch, sie würden es so hoch bringen, zweite Gottscheden, zweite B . . . n (dieser ist zu fürchterlich, als daß man ihn diesmal nennen dürfte) zu werden, was hülfe ihnen der kurze Ruhm eines dummen Säculi bei einer aufgeklärten Nachwelt? denn eine Nation bleibt nicht immer dumm. Blos aus Liebe zu diesen jungen Dunsen, die zum Theil noch nicht recht flügge sind, warte ich noch mit der Ausgabe meiner Duncias. Es wird sich in wenigen Jahren zeigen, was aus ihnen werden kann; ob sie nur durch schlimme Anleitung, Ansehen und Exempel verführt worden, oder ob die Dummheit ein Naturfehler bei ihnen ist. Sollte meine wohlgemeinte Warnung an ihnen vergeblich sein, so wird sie alsdann der Augenschein überführen, daß ich jetzo nicht aus einem Becken blitze. Man wird sich alsdann von allen Considerationen frei machen und nur für die strengste Wahrheit égards haben. Man wird sich nicht scheuen, auch den B** n, den großen B*** n zu nennen und den gelehrten Aeolus, den Ketzermacher, den Sophisten, der jetzt unter einer blendenden Larve verborgen steckt, aufzudecken. Der Urheber der Duncias, der von keinem dieser

Herren weder etwas hoffet noch fürchtet und sich auch gegen allen ihren Geifer sicher glaubt, wird sich durch nichts in seinem Vorhaben stören lassen, von welchem er überzeugt ist, daß es edel, patriotisch und einem Menschenfreund anständig ist. Er wird sein Werk dem Publico, allen Leuten von Einsicht und wahrer Liebe zum gemeinen Besten (wie Wenige sind dieser!) und den künftigen Jahrhunderten widmen, unbesorgt, was es für Wirkungen thun möge, da er daran genug hat, etwas Gerechtes und Löbliches zu thun und etwas, welches in unsern Zeiten nöthiger zu sein scheint als irgend eine andere Art von Schriften.

Ich finde nöthig, zum Troste einer gewissen Gattung von elenden Scribenten zu sagen, daß ich zwischen einem Duns und einem elenden Scribenten einen Unterschied mache. Ein Duns bildet sich ein, ein großes Licht der Welt zu sein, und beredet es auch Andre. Nicht alle elenden Scribenten sind Dunse. Ein guter Theil derselben kennet sich selbst und scheuet sich nicht, es sogar vor der Welt zu bekennen. Schlechte Schriften sind für schlechte Leser. Da es der letztern nur allzu viele giebt, die zu bessern Werken nicht Fähigkeit genug hätten, so muß es billig eine eigene Art Schriften für sie geben. Denn ein jedes Insect hat seine eigene ihm bestimmte Nahrung. Es würde sich nicht schicken, diese guten Leute zu beeinträchtigen, welche wirklich der Welt, wo nicht mehr nutzen, doch unschädlicher sind als die großen und berühmten Dunsen, welche sich ein Ansehen von Weisheit, weitläufigen und tiefen Einsichten und edlen Endzwecken zu geben wissen. Diesen allein wird es gelten, weil man sie mit Grunde für ein sehr schädliches Ungeziefer hält.

Die deutsche Duncias wird sich nicht allein auf poetische oder Witz affectirende Dunsen einschränken. Man wird Struckaras in allen Facultäten aufdecken. Deutschland, welches seit uralten Zeiten der Sitz der langöhrichten Göttin gewesen ist, hat einen so großen Ueberfluß daran, daß wir manchem werden die Exclusion geben müssen, so sehr er auch seinen Platz verdiente, um das Werk nicht gar zu groß zu machen. Diese werden es nach der unter uns deutschen Gelehrten angenommenen Etikette nicht übel nehmen, wenn sie berühmtern Dunsen werden Platz machen müssen. Verdienste werden hier den Rang und das Recht zur Unsterblichkeit entscheiden. Je mehr Einer geschwitzt und gefroren hat, das Reich der Unvernunft auszu-

breiten, je mehr er Gänsespulen, Papier und Tinte im Dienst seiner Göttin consumirt hat, und je mehr man ihm Lobgedichte, gelehrte Gratulationsschreiben und Zueignungsschriften gemacht hat, desto größer wird er in diesem Reiche sein.

Ich erwarte mit Recht, daß mein Project den Beifall aller wahren Patrioten erhalten werde, welche wissen, daß man dem Vaterlande keinen kleinen Dienst thut, wenn man die Dummheit, diese mehr als hundertköpfige Hydra, mit allem ihrem umgebenden Geschmeiße angreifet. Und da vielleicht viele sehr verdiente Dunsen sind, deren würdige Thaten entweder gar nicht bis zu mir gekommen oder mir wenigstens nicht so umständlich bekannt sind, als ich wünschte, so lade ich alle wackern Leute, die in der deutschen gelehrten Welt Bekanntschaft haben, ein, durch ihre Beiträge zu der Vollkommenheit meines Werkes behilflich zu sein, mit der zuverlässigen Versicherung, daß ich ihre Nachrichten mit so viel Discretion gebrauchen werde, daß ihnen nicht der mindeste Nachtheil davon zuwachsen soll.

Der verbesserte „Hermann“.

Wiewol die beiden größeren Fragmente aus dem Verbesserten Hermann bereits im sechsten Theil dieser Ausgabe eine Stelle gefunden haben, durften sie hier des Zusammenhanges wegen nicht fortbleiben. Ueber den ersten Druck siehe die Notiz S. 572 dieses Theils.

Schönaich's Hermann erschien zuerst 1751, herausgegeben von Gottsched, und wurde wiederholt aufgelegt. Die uns vorliegende zweite Auflage von 1753, „Leipzig, Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf", in kl. Quart, gleichfalls von Gottsched besorgt, führt den Titel: „Hrn. Christoph Ottens, Frhrn. von Schönaich, Lieutenants von der Kön. Poln. und Churf. Sächs. Reiterey, Kaiserl. gekrönten Dichters, wie auch der kön. deutschen Gesellschaft zu Königsberg und Göttingen Ehrengliedes, Hermann, oder das befreyte Deutschland, ein Heldengedicht. Neue, verbesserte, vermehrte, und mit Kupferstichen ausgezierte Auflage. Mit einigen historischen Anmerkungen und einer komischen Epopee, Der Baron, bereichert. Nebst einer Vorrede ans Licht gestellet von Joh. Chr. Gottscheden" — darunter das Motto: „Virg. Aen. Fortia facta Patrum series longissima rerum." Die Epopöe Der Baron nimmt S. 237—272 des Drucks ein.

Als ich gestern einen von meinen Freunden besuchte, hörte ich auf der Treppe, eh ich noch vor sein Zimmer kam, ein starkes Geschwätze mit untermischtem Gelächter. Ich fand eine Gesellschaft von etlichen muntern Köpfen bei ihm. Sie kennen die Herren Baldrich, Harald, Olaf, Edelred, Dagenbert; sie sagten, daß der Hermann des von Schönaich sie in diese lustige Laune gesetzt hätte. Ich bat sie, daß sie in ihren Gesprächen fortfahren und mir erlauben wollten, ihnen zuzuhören und selbst daran Theil zu nehmen. Sie verlangten nichts Mehreres.

Baldrich bemerkte dann, Hermann wäre ein feiger Mann gewesen, der die Schlacht ohne Beistand eines Weibes verloren hätte.

„Hermann eilet und beginnet schon die Lorbeern aufzugeben" —

aber Thusnelde ist an seiner Seite.

„Hier, Soldat, hier, ruft die Schöne, hier, Soldat, hier ist der Feind!"

Sie verstehet Hermann, den sie ihnen in der furchtsamen Gestalt, da er im Begriffe stehet, zu fliehen, zeiget und bei dem Arme aus der Flucht ihn zurückziehet.

„Und ergreift ihn bei dem Arme, da er zu entfliehen meint.
Er erröthet, wird beschämt, stürzt sich in die wilden Klingen
Und glaubt nur durch Wuth und Tod Sieg und Ruhm davonzubringen."

Das sind die plötzlichen Veränderungen des Dichters; er ist ein Umwender der Herzen, Verticordius; fürchtet aber nicht, daß Hermann, ob er sich gleich in die wilden Klingen gestürzt und geglaubt hat, durch diese Wuth zu sterben und doch zu siegen, wirklich umgekommen sei; sein Sänger meint es so böse nicht mit ihm, als die Worte lauten. Aber lasset uns alle unsre Verwundrung dem Soldatenweibe geben! Es be-

deutet etwas, wenn Jungfern ihre Sittsamkeit, die ihr angebornes Gewehr ist, ablegen und auf Abenteuer ausziehen, wenn sie auf Männer losgehen und sich in Gefahr begeben, ins Gras niedergelegt zu werden. Lasset uns das eine Probe ihrer Liebe zu Hermann sein! Ohne sie hätte er das Feld dem Varus überlassen, der Held der einzigen Epopöe wäre geflohen, und Deutschlands Befreiung wäre auf halbem Wege stecken geblieben.

„Solche Liebe heget Deutschland, solche Treu' nicht mehr in sich!
Hermann, solche Zärtlichkeiten waren nur allein für Dich;
Für die Bräute, die noch stolz in den Händen Waffen trugen;
Für die Schönen, die entbrannt sich für Volk und Freiheit schlugen.
Aber ist die Tugend niemals unserer Verehrung werth,
Sagt, wie kömmt's, daß sie nicht immer das verwöhnte Herz verehrt?
War es einmal tugendhaft, Waffen für sein Volk zu tragen,
Ist es heute lastervoll, sich fürs Vaterland zu schlagen?“

„Fürtreffliches Zeug!“ lachte Olaf; „ich werde den von Schönaich nie um eine Braut beneiden, die noch stolz in den Händen Waffen trägt, noch um eine Schöne, die entbrannt sich für Volk und Freiheit schlägt. Ich halt' es mit denen sanftmüthigen und friedfertigen Schönen, die ihren weiblichen Anstand besser zu bewahren wissen, als daß sie sich dem Angriffe jedes Husaren bloßgeben. Wenn Schönaich es durch seine Vermahnungen dazu bringen kann, daß die Schönen sich fürs Vaterland schlagen, so wird er sich müssen gefallen lassen, ihnen bald auch Antheil an dem weltlichen Regimente zu geben, wovon bisher nur ihre weiblichen Schwachheiten sie entfernet haben.“

Harald nahm das Wort und sagte: „Es war billig, daß der Poet einem so zweideutigen Helden, wie sein Held ist, eine ebenso zweideutige Frau gäbe; und dieser Held und diese Heldin schicken sich gut genug für die Amphibien, die man uns für die alten barbarischen Germanier giebt. Sie haben die Denkungsart eines unsrer Universitätsgelehrten; es sind die Begriffe eines Burschen von Freiheit und Sclaverei, von Größe und Schande, von Tapferkeit und Feigheit oder (wenn Ihr wollet) Schönaich's Begriffe, und sie reden seine Sprache; ihre Sprüche, ihre Ausdrücke sind aus seinem Schulsacke genommen; wo dieser ihm nichts für sie hervorzugeben hat, da müssen sie schweigen oder brüllen. Er ist es sehr gewohnt,

uns zu erzählen, daß Einer gebrüllt hat, wenn wir erwarteten, daß er reden würde. Am Haupt dieser Nation steht Hermann; sein Charakter ist der Inbegriff des Nationalcharakters! Was von Deutmar gesagt wird, gilt auch von Hermann:

„Deutmar, ein verwegner Deutscher, war an Kraft und Armen schwach,
Aber auf der kühnern Zunge trug er Flamme Krieg und Ach."

„Der Poet hat in seinem Vorrath nicht so viel gefunden, daß er uns einen Gesang der Druiden geben könnte; seine Muse hat ihn im Trocknen gelassen. Hermann's Anreden vor oder nach der Schlacht haben nichts Großmüthiges, nichts Anflammendes als die Figuren, in welche sie eingetragen sind. Tarpejus schlug auf einmal ein halbes Dutzend von den Deutschen darnieder, ohne daß wir diese zu beweinen haben; man läßt uns ihrentwegen ganz gleichgiltig; sie waren nur darum da, daß sie umgebracht würden:

„Eiken, Eikmarn und den Hugo fraß Tarpejens scharfer Stahl;
Gismar, Haubold, zweene Brüder, mehrten seiner Opfer Zahl."

„Die erste und letzte Sünde des Dichters ist, daß er seiner Materie nicht gewachsen war; er hatte keine Offenbarung von ihrem innerlichen Reichthum; er wußte in diesen Minen nicht zu graben und das Erzt, das vor ihm lag, nicht zu sondern. Konnte man dieses von der Creatur eines Mannes erwarten, dessen größte Stärke ist, daß er das Mechanische der Epopöe aus Bossu nachschwatzen kann; von einem Dichter, der Amthorn, Neukirchen und Pietschen für seine Obern verehret? von einem Geiste, wie des Sünders ist, der die Aesthetische Nuß aufgeknackt hat? Herr von Schönaich war aus seiner Provinz entlaufen, als er in das Gebiete der Epopöe gekommen; er betrog sich, da er glaubte, tam facile exstrui poëma quam controversiam sententiolis vibrantibus pictam, dergleichen man in den Gottschedischen Redübungen abhandeln lernet."

Also fuhren sie eine Zeit lang fort. Unter den jungen Herren war ein ältlicher, der bei dieser Zergliederung des Hermann's mit ernsthafter dunkler Miene da saß. Ich kannte ihn als einen Menschen von schwachen Einsichten, von so friedfertigem oder vielmehr furchtsamem Geiste, daß er eine Verleumdung, von deren Unfug er überzeuget war, mit stillschweigender Geduld anhören konnte. Aus Furcht zu beleidigen widerredete er den falschesten Satz nicht; er fand gern eine schöne Seite mitten im Laster; er nahm es Denen, die eine

Schande oder Uebelthat, obgleich mit der erforderten Behutsamkeit gerüget hatten, übler auf als den Schuldigen die That selbst. Er behauptete, man müsse der Wahrheit überlassen, daß sie die Falschheit besiegte, und sie würde dieses durch die Kraft ihres eigenen Lichtes thun. Er sagte, es wäre ein Merkmal eines bösen Herzens, wenn man solche entblößende Blicke in andrer Menschen Busen thäte und so fertig wäre, was man da entdeckte, laut zu sagen. Ich will ihn nicht mit seinem eigenen Namen nennen, er soll Dropion heißen. Als die Heftigkeit der Censur, wie erschöpfet, jetzt etwas stiller geworden war, nahm dieser sonderbare Mensch das Wort auf und sagte: „Ei doch, meine Herren, was haben Sie für Vortheil davon, daß Sie dem Freiherrn den kleinen Ruhm, den er so oder anders empfangen hat, rauben wollen? Können Ihre Lieblinge oder Sie selbst nicht größere Vorzüge besitzen, wenn Sie diese kleinen ihm gleichwol vergönnen? Wenn es an dem ist, daß Sie nicht zufrieden sein können, bis Sie ihm alle Verdienste genommen haben, glauben Sie denn, daß Sie ihm seine Verdienste, so schlecht diese sein mögen, durch einen so heftigen, so unaufhörlichen Tadel nehmen können? Das ist ein zu gewaltthätiger Weg, und niemals hat die beste Sache durch gewaltthätige Wege Vortheile empfangen; manche gute Sache ist dadurch verdorben. Es ist nichts leichter, als Fehler entdecken, und wenn die nicht wirklich in einem Werke sind, sie in sein'em eigenen Kopfe finden und in dasselbe hineinwerfen. Mancher hat zwanzig Sachen in einem kurzen Gedichte zu tadeln gewußt, dem die Haare zu Berge gestanden wären, wenn man ihn verbunden hätte, seine Kräfte an demselben Stoffe zu versuchen. Wenn die Strafe darauf stünde, daß Einer, der ein Stück tadelte, es geschickter verfertigen oder zehn Prügel empfangen sollte, wahrhaftig, wir würden bald einer Menge lustiger Censuren und zänkischen Getadels entlediget werden. Ich muß den Herrn von Schönaich ungeachtet einiger schwachen Stücke seines Gedichts von Herzen loben, daß er den Muth gehabt hat, sein großes Werk anzugreifen und einen Versuch zu thun, ob er Deutschland eine Epopöe geben könnte. Gesetzt, seine Arbeit sei mancher Verbesserung fähig, was ist Irdisches', das von allen Seiten vollkommen und unverbesserlich sei? Homer's Ilias und Virgil's Aeneïs haben Fehler, und eine Epopöe, welche ein göttliches Genie, insoweit als es unter den Menschen göttliche Genien

geben kann, verfertiget hätte, würde den geringsten unter den englischen Naturen als ein abenteuerliches Gesinge vorkommen."

Diese seltsame Vorrückung, die mit einem gelehrten Ernste ausgesprochen ward, biß mehr als einen von den jungen Herren, die sich gegen den Hermann so viel herausgenommen hatten, in die Nase; doch weil sie den Mann kannten, so lachten sie lieber; sie nahmen aber bald einen Ernst an sich, und Olaf erwiderte zuerst:

„Sie würden mehr ausrichten, Herr Dropion, wenn Sie, anstatt solche allgemeinen Sätze auszukramen, die wirklichen kleinen Verdienste der Hermannias zusammensuchten und sie uns fein sichtbar machten; Sie sollten uns von dem gewaltthätigen Unrecht, das wir an ihr verübt haben, überführen und uns durch Entdeckung des Guten, welches wir an ihr übersehen oder gar verderbt haben, öffentlich beschämen. Erst dann stünde Ihre Predigt Ihnen gut an und könnte ihre Wirkung thun, oder zählen Sie unter die gewaltthätigen Wege jede Freiheit, die man nimmt, Fehler und Verderben zu rügen? Ist der Tadel übertrieben, der einen ganz verdorbenen Menschen in seiner ganzen Bosheit zu sehen giebt? Die gute Sache muß doch allemal so viele Vortheile empfangen, als der schlimmen Abbruch gethan wird. Ich will annehmen, daß man nicht Alles pünktlich nehmen, nicht Alles soll verbessern wollen. Fehler können sich selber ersetzen und allerlei Gutes nach sich ziehen; man muß die verderbten Menschen mit Gelindigkeit tractiren. Aber muß man dieses mit Verrathen und Verleugnen der Wahrheit und der guten Sache thun? Muß man dem verderbten Geschmacke einen Theil seiner Vorurtheile einräumen, damit man von ihm erhalte, daß er den andern Theil von sich selbst ablege? Werden die übrigen Vorurtheile, die man ihm schenkt, dann eine bessere Art, mehr Bündigkeit und weniger Schädlichkeit bekommen? Fürchten Sie, wenn wir den guten Deutschen den Hermann ganz wegnehmen, daß ihnen nicht noch eine Menge abgeschmacktes Zeuges übrig bleibe, welches der Verbesserung nöthig hat, tausend Sachen, woran wir unsre Sanftmuth üben können?"

Harald fuhr fort: „Wir haben doch dem Vater der Hermannias das Unrecht nicht angethan, daß wir das Werk eines Genies von ihm gefordert hätten; wir würden mit der Arbeit, die ein gewöhnlicher Menschenwitz mit ein Wenig Literatur und etwas mehr Erkenntniß der Menschen hervorbringen kann,

zwar nicht sehr zufrieden gewesen sein, doch hätten wir ihn dann mit unsrer Bestrafung verschonet; wir dürfen aber wohl behaupten, daß unsre Bestrafung nicht auf Fehler gefallen sei, die wir selbst in sein Werk gebracht und so uns selbst getadelt hätten. Wenn wir im Humor zu tadeln sind, so dürfen wir nicht erst Fehler erfinden; wir finden dieselben in den Werken der Gottschedischen Schule von allen Arten der Abenteuer vor uns. Aber, Herr Dropion, wir haben für unsre Kritik Gründe gegeben; wenn Sie dieselben eingesehen haben, so müssen Sie uns eingestehen, daß wir schon fähig sind, ein solches Werk wenigstens mittelst der Vermeidung derjenigen Fehler, die wir darinnen entdeckten, um einige Grade besser zu machen. Aber damit ich Ihnen zeige, daß ich nichts weniger als vor dem Befehl erzittere, daß ich ein besseres Werk machen sollte, als das ist, welches ich mit solcher Kühnheit getadelt habe, so will ich Ihnen den Augenblick den Plan von einem Armin entwerfen, der sich ganz genau an die Geschichten schließen soll, die Tacitus von ihm aufgezeichnet hat, und dem es an Tüchtigkeit nicht fehlen soll, daß man nicht mittelst desselben die Charakter, die Sitten, die Neigungen in ihrer wahren Proportion ohne Vermischung ausbreiten und in ihr wahres Licht stellen könnte.

„Des Arminius Sieg über den Varus würde ich nur als eine Episode in das Gedicht eintragen, weil er doch nur eine Rencontre ist. Ich nehme zum Hauptstoffe die Eifersucht der Cherusken gegen die Sueven, den Haß gegen Marbod, der die Herrschaft ohne den Beistand der Nation und ohne die Priester führte und die römischen Sitten unter den Deutschen zuerst nachahmte. Gleich beim Anfange des Gedichtes würden die deutschen Nationen gegen einander im Felde stehen; Arminius würde von denselben zum allgemeinen Heerführer ernennt; dieses erweckte den Neid Ingiomar's, seines Onkels, der sich dadurch verleiten ließ, zu Marboden überzugehen. Ihm folgten seine Freunde und Getreuen, also daß Marbod eine ansehnliche Verstärkung empfinge, welches doch nicht hinderte, daß Arminius ihn nicht aus dem Felde schlüge. In Marbod's Lager wäre Flavius, des Arminius Bruder; er hätte Thusnelden bei sich, des Arminius Gemahlin, und Thumelich, ihr Söhnchen, das sie in ihrer Gefangenschaft in Ravenna geboren. Die Muse würde mir sagen, quo ludibrio conflictatus sit hic filius et haec mater, welche Geschichte mit

den schönsten Büchern des Tacitus zu Grunde gegangen. Ich ließe die beiden Brüder an einem Flusse eine Unterredung mit einander halten. Flavius müßte dem Armin römische Vorschläge thun, Dieser sie verwerfen. Thusnelde müßte diese Verwerfung loben, wiewol sie dadurch alle Hoffnung einbüßte, zu ihrer Freiheit und zu ihrem Gatten zu gelangen. Sie würde dieselbe Großmuth, dieselbe edle Anständigkeit noch haben, welche Tacitus sie bezeigen läßt, als sie vor den Germanicus als eine Gefangene gestellt ward. Ich würde die Geschichten der vorigen Jahre, den Verrath des Segesthes, die Entführung der Thusnelde, die einem Andern verlobt war, und was dahin gehört, in bequemen Episoden einführen und daher Gelegenheit nehmen, die Sitten und den Glauben der alten Germanen nicht allein im stürmerischen Leben, sondern auch im wirthschaftlichen Stande und in Geschäften des Friedens zu zeigen. Ich glaube, daß dieser rohe Plan auch so schon ziemlich reicher sei als des von Schönaich, und wenn er mit einigen von des Tacitus Einsichten, mit einer nicht allzu unähnlichen Denkungsart ausgearbeitet würde; wenn die Charakter der Personen auf dem Grund des Nationalcharakters aufgeführet, geschickt abgewechselt, wohl unterschieden und durch die kleinsten Theile der Haupthandlung fortgeführt würden: so will ich dafür gut stehen, daß ein Werk voller Licht, Leben und Affecten daraus entstehen würde. Es würde eine Schilderung der Menschen sein, in welcher man die Temperamente, die Neigungen der Personen, die innersten Bewegungsgründe ihrer Handlungen entfaltet bekäme.“

Er schwieg. Edelred ergriff das Wort: „Auf diese Sachen,“ fing er an, „welche Herr Harald zuletzt erwähnet hat, kommt es vornehmlich an. Nach meinen Ideen ist der Plan weder der schwerste noch der vornehmste Theil in der Epopöe. Ich gebe den ersten Rang den Charaktern, welche nicht leere Farben sind wie diejenigen, die der Maler noch auf der Palette liegend hat; es sind Figuren und Bilder mit ihren gehörigen Stellungen, Mischungen und besondern Proportionen, die in dem erfindenden und ordnenden Kopfe des Poeten schon wirklich da sind und nur noch die Bande nöthig haben, welche sie in ihrem besten Vortheile ohne Verwirrung auf eine leichte und angenehme Art zusammen verbinden. Ein Poet, der die Charakter von einem zum andern ausgezirkelt hat, müßte von dem Erfindungsgeiste und der ordnenden Kunst übel verlassen

sein, wenn es ihm viel zu thun machte, den Plan zu entwerfen. Doch auch der schlechteste Plan würde durch die Charakter erhoben werden. Harald's Plan ist gewiß ohne Vergleichung besser als Schönaich's, weil er mehr Seiten hat, nach welchen man die Charakter in größerer Verschiedenheit und diese Verschiedenheit in einer geschicktern Ordnung ausbreiten kann. Ich sehe wohl, daß er vornehmlich hierauf gesehen hat. Ich will jetzt versuchen, ob ich nicht ohne Furcht vor Prügeln genauere Charakter machen könne, als die wir in dem Hermann getadelt haben. Aber damit ich nicht zu weitlaufig werde, will ich mich nur bei dem Nationalcharakter der Germanen aufhalten, aus welchem alle Charakter der deutschen Personen müssen herausgezogen werden. Die Germanen beflissen sich nicht sehr auf den Feldbau; die Meisten lebten von Milch, Käse und Fleische; Niemand hatte eigenthümliche und ausgemarkte Felder; die Vorsteher gaben Jedem so viel Feld, als ihnen gut dünkte, und in welcher Gegend sie wollten. Das folgende Jahr gingen sie in einen andern Ort. Man würde mehr Mühe gehabt haben, sie zu bereden, daß sie das Feld bauten und auf die Ernte warteten, als daß sie den Feind aufsuchten und Wunden holten. Sie wollten nicht durch den Schweiß der Arbeit suchen, was sie durch Vergießung ihres eigenen Blutes haben konnten; unter einander und zu Hause mögen sie wol gütig gewesen sein; wir wissen, daß sie auch gegen die Fremden, die zu ihnen kamen, ganz freigebig waren; aber Denjenigen, die sie an der Freiheit und den Rechten derselben im Geringsten kränkten, bezeugten sie ihre äußerste Feindseligkeit. Das Recht, sich selbst zu rächen, war in ihrem gewöhnlichen Leben eingeführt; die Verwandten des Beleidigten nahmen sich seiner an, bis ihm Genüge geschahe; die zwo Familien waren dann im Stande der Natur und konnten, ohne durch einiges Gesetze der Nation gehemmt zu werden, Rache nehmen und üben, bis daß sie zufriedengestellt wurden. Die germanischen Nationen waren in großer Anzahl, doch jede klein; sie waren durch Moräste, Seen und Wälder von einander getheilt; sie sonderten sich gern von einander; die Furcht, so die Römer ihnen einjagten, machte, daß sie sich vereinigten. Alle diese Völker waren in ihrem absonderlichen Lande frei und sonder Abhänglichkeit; wenn sie sich zusammenhielten, so blieb die Unabhänglichkeit nichtsdestoweniger. Sie hatten alle ein Vaterland, aber jede Nation

ihre besondern Verfassungen. Jedermann von diesen vermischten Nationen mußte nach den Gebräuchen seiner eigenen Nation gerichtet werden. Sie konnten sich in kurzer Zeit vereinbaren, theils weil sie ihr Vieh, von welchem sie ihre meiste Nahrung zogen, leicht zusammentreiben konnten, theils weil sie nahe genug beisammen wohnten. Ihre Freiheit mußte nothwendig schwer zu verletzen sein. Denn da sie das Feld nicht bauten, waren sie auch nicht an dasselbe gebunden; sie streiften von einem Orte zum andern, und wenn ein Führer ihnen ihre Freiheit rauben wollte, so schlugen sie sich bald zu einem andern oder flüchteten in die Wälder, dort mit ihren Familien zu leben. Die Freiheit des Menschen verschlang die Freiheit des Bürgers. Da sie keine Städte hatten, da sie wenig und nicht die geschicktesten Waffen hatten, konnten sie von den Römern leicht angegriffen und leicht verjagt werden. Sie mußten ihre besten Vortheile in der Schnelligkeit und der Ungestümigkeit suchen, den Feind anfallen, wenn er sich irgend bloß gab, und flüchten, wenn sie übermannet waren. Weil sie bei diesen Umständen großen Verlust litten, so rächten sie das Blut ihrer Erschlagenen mit Vergießung so vieles feindlichen Blutes, als sie nur konnten. Ich glaube, in diesen allgemeinen Lineamenten der Nation liege der Charakter, den Tacitus von seinem Arminius gezeichnet hat, wie in der Knospe; es ist leicht, aus denselben mehrere besondre Charakter der Personen mittelst kleiner Schattirungen der Gemüthsarten und absonderlicher Fähigkeiten herauszuziehen. Der Dichter des Hermann verräth auf allen Blättern, daß er weder diese Hauptzüge des Nationalgeistes noch die Ausbreitung desselben in absonderlichen und persönlichen Charaktern bei sich überleget hat. Das sind Geheimnisse, die er in seinem Gottsched nicht gelernet hat. Einem Poeten, der sich mit mehrerm Vorbedachte an diesen Stoff machen will, wird zur richtigern Bestimmung seiner Ideen, zu tieferer Verfolgung derselben in sehr absonderliche Winkel gute Dienste thun, wenn er sich mit den Geschichten und dem Leben der amerikanischen Nationen in Paraguay an dem Silberflusse bekannt macht. Der Freiherr hat dem Siegmar eine Klage über die vorgreifigen Römer in den Mund geleget, über ihre Eingriffe in die Rechte der teutonischen Nationen, auf den Grund und Boden, welchen die Natur ihnen zum Erb und Besitze gegeben; sie lauten also:

„Dieses Land und dieser Boden, darauf Eure Füße gehn,
Dieses Land war uns allein von den Vätern hinterlassen,
Und das sollte mich und Euch sowie Eure Kinder fassen;
Jene hatten vor uns längstens diese Gegenden bewohnt,
Und hier hat die Unschuld immer, aber nicht die Pracht gethront.
Dieses Land hat wie das Gras uns darauf zu sein gezeuget,
Und kein Räuber hat das Recht, das ein Wild hier hat, gebeuget.
Und nun kömmt der stolze Räuber, theilet unser Erbgut aus,
Jaget die gebornen Bürger aus den Hütten gar heraus,
Raubet uns Morast und Land und die undurchstrichnen Wälder
Und gönnt uns auch nicht einmal die noch nie gebauten Felder.“

„Er erblickte etwas von den gehörigen Gedanken, aber er wußte sie nicht in dem rechten Punkt zu fassen, und das Wenige, was er sah, entschlüpfte ihm unter der Ausbildung. Ich erinnere mich eines Briefes, den das Haupt einer amerikanischen Nation vor wenigen Jahren an den General Cornwallis, engländischen Gouverneur in Chebukto, wegen eben dergleichen Beschwerungen abgegeben hat. Das Schreiben lautete ungefähr so: „Stattverweser Deines Königes, die Gegend, wo Du bist, der Platz, wo Du wohnest, und worin Du Dich verschanzet, die sind mein. Ich bin aus diesem Boden hervorgekommen wie das Gras, das darauf wächst. Ich, ein Wilder, bin darauf geboren worden, und so meine Väter vor mir. Dieser Boden ist mir angeerbet. Ich schwöre, daß es das Land ist, das Gott mir gegeben hat, damit ich auf immer darinnen wohnte. Du hast mich daraus verjaget und mir keine andre Gegend angewiesen, wo ich wohnen könnte. Chebukto ist mein letzter Fluchtort, und Du nimmst mir auch diesen Fußbreit Landes weg und wolltest mich gern daraus vertreiben.“ Siegmar's Rede kommt aus der Neukirchischen Schule, des amerikanischen Führers kommt aus dem überfließenden Herzen. Es scheint zum Höchsten, daß Siegmar die Prose des Indianers in gereimte Verse übersetzt habe; sie ward der Nerven beraubt, wie den besten Sachen geschieht, welche diesen schallreichen Sängern in die Hände fallen. Ich bin aus diesem Boden hervorgekommen wie das Gras, das darauf wächst. Was für ein schielendes Aussehen bekommt dieser Gedanke in dem Verse:

„Dieses Land hat wie das Gras uns darauf zu sein gezeuget“!

Die nächstfolgende Zeile läßt uns im Zweifel, was wir daraus lesen sollen:

„Und kein Räuber hat das Recht, das ein Wild hier hat, gebeuget."

„Was nach Obigem in dem Briefe des Indianers folget, ist von einerlei Stärke mit dem Vorigen. „Du verlässest Dich auf die große Anzahl Deiner Leute und auf Deine Festungen; aber ich mit meinem kleinen Haufen kann nichts Bessers thun, als auf den großen Geist vertrauen, der zwischen uns Beiden Richter sein soll. Ungeachtet ich ein Wilder bin, so halte ich mich doch für besser, als ein Wurm ist, und ich muß auch besser wissen als er, wie ich mich schützen soll, wenn man mich angreift." Es fehlt viel, daß ein solches Vertrauen, eine solche Zuversicht in den allgemeinen Betrachtungen liege, die der einsiedlerische Greis im ersten Buche des Hermann's anstellt:

„Auch der Sperling, der dort flieget, und den unser Pfeil erleget,
Rührt den Himmel ebenso als das Schwert, das Helden schläget.
Vögel, Thiere, Wild und Helden, Alles kömmt aus einer Hand,
Und er hat, um sie zu bilden, gleiche Kunst auch angewandt."

„Glauben Sie nicht, Herr Dropion, daß nach den Ideen, die ich von den germanischen Nationen habe, ein Hermann von ganz andern, fremdern, ähnlichern Charaktern mit anständigern Reden und Sitten entstehen würde?"

Edelred schwieg, und Dagenbert führte die Rede fort und sagte: „Wer kann daran zweifeln, daß wir von einem Verfasser, der mit dem Nationalgeiste, den Sitten und Manieren der Germanen genugsam bekannt wäre, ein ganz wahrscheinlichers und doch wunderbarers Werk bekommen hätten? Darf ich es sagen, meine Herren, ohne daß eine Nation sich für beleidiget halte, die in manchem andern Lichte hochachtungswürdig ist? Der Nationalgeist der heutigen Deutschen liegt zu schwer auf Schönaich, er hat sich nicht von ihm frei machen können. Kann man leugnen, daß nicht von dem Charakter der Germanen zu dem Charakter ihrer Nachkommen, die jetzt leben, ein Abstand sei wie von der Freiheit zur Unterthänigkeit? Erwartet man von einem Geiste, der durch so starke Bande der Dependenz gebunden ist, die Größe des Gemüthes, die vividam vim animi, die originale Stärke, die zur Erfindung unentbehrlich sind? Es ist zwar mein Werk nicht, stans pede in uno funfzig oder hundert Verse auszugießen, nichtsdestoweniger getraue ich mir mittelst einer gewissen Kühnheit, die in dem Charakter meiner Nation ist, und die

durch meine abgesonderte und von Kindheit an zum eigenen Denken gewöhnte Lebensart vermehret worden, auf der Stelle den Hermann in einer germanischern Gestalt zu schildern. Er soll seine Langsamkeit, seine furchtsame Ueberlegung ablegen, er soll wieder der heftige, der wilde und stürmerische Arminius werden; er soll nicht in die Noth kommen, daß ein Weib ihn beim Aermel von der Flucht zurückziehe.“

So sagte er und stand ein paar Minuten in sich selbst gewandt; dann öffnete er plötzlich die Augen, so weit er konnte, und sagte folgende Reihe von Versen ohne einige Pause her:

„Nenne mir, Muse, die Helden, die durch hie stürmische Rechte
Hermann's fielen. Zuerst durchbohrte sein Wurfspieß den Crassus;
Als er das Schwert nach dem Haupte des edeln Catumer's zückte,
Drang schnellrauschend der Spieß den silbernen Schild durch und traf ihn
In die Kammer des Herzens: er sank und strömte sein Blut aus.
Auch Pompilius fühlte die Faust des Helden; der hatte
Eben sein träufelndes Schwert aus Oswald's Leichnam gezogen.
Oswald hatte sich aus den Armen der schönen Gismunda
Weggerissen, der Schönsten an beiden Ufern der Saale,
Hermann zu folgen und von dem rüstigen Krieger zu lernen,
Was man für Freiheit und Vaterland soll; mit ermunternden Wünschen
Ließ sie ihn aus den zärtlichen Armen, aus welchen er trunken
Von zukünftigem Ruhm zum Streit flog, voll schmeichelnder Hoffnung,
Kürzlich vom Siege zurücke geführt, die Braut zu umarmen.
Aber er zog von ihr, sie nimmer wiederzusehen,
Tapferer als beglückt. Da er an der Seite des Feldherrn
Siegte, traf ihn in der Arbeit des Kriegs des Pompilius Degen.
Ihm entfloß mit dem Blut sein Leben; sein letzter Gedanke
War Gismunda; ihn sah der Feldherr im Blute sich wälzen
Und ergrimmte und sprach: „Dich riß, o Hoffnung der Saale,
Unter dem Siegen Dein Schicksal dahin, doch sollst Du das Leben
Nicht ungerächet verlieren!“ So sagt er und stürmte voll Rache
Auf Pompil und durchstieß ihm die Brust. Mit Fluchen und Heulen
Folgte die fliehende Seel' in die Wohnung der Todten. Muräna,
Lucius' Enkel, und Scäva, stolz auf die Lorbeern der Väter,
Fühlten die tödtende Rechte des Helden, sie fühlte Marcellus,
Ein aufblühender Jüngling; den schönen Knaben sah Mannus
Fallen und mit dem Tod im Blute ringen; die Rose
Fällt so in ihrer Entfaltung von einer sengenden Sonne.

Als er ihn sterben sah, beschloß er, den Liebling zu rächen
Oder mit ihm zu sterben. Sein Schicksal gab ihn dem Schwerte:
Beide flogen zusammen nach Ditis finsteren Pforten.
Auch der graue Falcid fiel, der unter den Siegen veraltet;
Jetzo ward er zum ersten Mal überwunden, sein Blut floß
Hermann's durstiges Schwert in lauen Strömen hinunter.
Hermann's Metzeln erhitzte den Muth der Deutschen; sie würgten
Grimmig ihm nach, das Klirren der Waffen, das Rufen der Sieger
Mit dem Geschrei der Verwundten und sterbenden Männer schlug fernher
Von den umgebenden Felsen und Wäldern vervielfacht zurücke.
Wie im stürmischen Meer ein nächtlicher Sturmwind die Fluthen
Felsengleich thürmt und Gebirge von Wassern auf andere wälzet;
Jeglicher Tropfen im Ocean zittert, die Wellen und Lüfte
Schlagen sich und ertönen zum unabsehbarn Gestade:
Also drang sich die Wuth des Kriegs durch die Schaaren und mischte
Ordnungslos Waffen und Männer; auf Haufen von sterbenden Römern
Standen die Römer und stritten und fielen, wie Römern geziemte.
Indem durstend nach Blut der Römer der Tod durch die Schaaren
Würgend einherging, so neigete sich die Sonne zum Abend.
Damals ward erst der wilde Segesth nach mördrischen Thaten
Durch das wildere Schwert des Melon's zu Boden geleget.
Brenno trug ihn, von Hermann befehligt, vom Walplatz des Todes
In den benachbarten Wald, wo Thusnelde mit einer Begleitung
Barden und Frauen, die ihren Männern mit Vorrathe folgten,
Auf den Ausgang der Schlacht sah. In seiner Tochter Umarmung
Lag er nicht willig und sah ungerührt das Mitleid der Tochter.
Um und um lag das Schlachtfeld mit Leichen bedecket; die Adler
Lagen am Boden; man hörte nicht mehr die Stimme des Hauptmanns,
Nur die Verzweiflung rief laut. Erschrecklich in tödtenden Waffen
Siegte Hermann, wiewol nur durch seine Tugend bewaffnet.
Unsichtbar schlug die göttliche Hertha, die Pallas des Helden,
Um ihn die schützenden Arme; sie stieß die Wurfspieß' und Pfeile,
Die auf ihn zielten, vor seiner Brust unschädlich zur Erde."

Dagenbert endete hier seinen poetischen Flug. „Ich will hoffen," sprach er jetzt, „wenn der Inhalt Herrn Dropion gefällt, so werde ihn die Versart nicht ärgern; es sind Dactylen, Spondeen und Trochäen, so gut sie die deutsche Sprache seit Opitzen gehabt hat, und diese sind in eine Ordnung der Füße gesetzt, welche Linus und Orpheus lange vor Homer gebraucht haben." Wir hatten ihm mit Verwunderung zu-

gehört und wollten ihm jetzt unsern Beifall zujauchzen, als wir noch mehr zu bewundern bekamen. Olaf hatte sich vor einer Weile in eine Ecke des Zimmers gesetzt und da in seine Tabletten geschrieben; er war unter Dagenbert's Recitation wieder zu uns gekommen und sagte: „Dagenbert mag seine Verse durch die angeborne Munterkeit seines Witzes empfangen haben, sie sind ganz gut und tragen das Malzeichen der ächten Poesie. Ich kann mich keiner solchen Begeistrung rühmen; meine Muse will gebeten und nachgeworben sein, ehe sie mich erhöret, und ich bekenne, daß ich sie in jenem Winkel um ihren Beistand erflehet habe. Schönaich sagt uns kaum in zween Versen mit flüchtigen Worten den Inhalt der Lieder, welche die Barden bei dem Tode Siegmar's gesungen haben:

„Weise Barden sangen Lieder, Siegmarn zu erheben, an
Und besingen, was er jemals seinem Volke Guts gethan."

Ich habe die Muse gebeten, daß sie mir besondere Stücke von den Gesängen der Barden und von höherm Inhalte offenbarte; vernehmen Sie, meine Freunde, was sie mir davon entdecket hat:

„Zween Cherusken, an Muth und Stärke dem Hermann die Nächsten,
Legten ein eisernes Schild ihm unter und trugen den Hauptmann
Hoch auf ihren Atlantischen Schultern, von Mädchen und Knaben
Nachgefolgt, durch die jauchzenden Schaaren; sie sahen ihn Alle
Gleich dem Kriegsgott voll Ernst und Muth; ein männliches Feuer
Strahlet aus seinen Augen und zündet unter dem Heere
Hohe Begierden nach Krieg und starke Hoffnung der Beut' an.
Jetzt stand Hermann umringt von den Edeln, seinen Begleitern,
Furchtbar mit seiner eisernen Keule; des Krieges Erwartung
Breitete über das Antlitz des Helden ein freudiges Lächeln,
Und er hub die Augen gen Himmel und streckte die Rechte
Hoch in die Luft und sprach: „O Hertha, der Irdischen Anfang,
Und Ihr Ewigen alle, hört, was durch meinen Mund Deutschland
Schwöret! Euch fordert der Mund, der falsch geschworen, zu Rächern:
Wer vor dem Antlitz der Unterdrücker des Vaterlands weichet,
Wer den Bund, der uns Alle zur Strafe des Unrechts vereinigt,
Schändlich entweiht und nicht sein Leben daransetzt, den tödte
Euer Donner und leg' ihn mit unserm Feind in den Staub hin!
Und Du, o Führer der Deutschen, der Gott des Krieges und mein Gott,
Zeuch vor uns her, o Vater Odin, die schuldigen Seelen,
Jeden, der wider Dein Volk den Arm emporhebt, zu schlagen!"

Also sagt er, und Jeglicher, der die Waffen da führte,
Streckte die Rechte gen Himmel und schwur. Sie hörten die Götter.
Dreimal durchfuhr ein schlängelnder Blitz den offenen Himmel,
Dreimal bezeugte die Stimme des Donners die Achtung der Götter,
Und die Lieder der Barden, der Singer von Linus' Geschlechte
Und des Thrazen, dem ehmals der schallende Pelion nachklang,
Mischten sich mit dem Gejauchze der Schaaren und tönten gen Himmel:
„Sei uns gegrüßt, unsterblicher Tag, vom Himmel gesendet,
Wiederbringer der Freiheit, der Sitten Beförderer, der Unschuld
Heiliger Rächer, gegrüßt sei Deine Heraufkunft am Berge!
Eil wie ein nordischer Sturmwind und bring auf wetternden Flügeln
Schrecken mit Dir und den würgenden Tod den Feinden der Freiheit!
Sehet, er kommt, der Würger, das Schwert ist gewetzet und dürstet
Nach dem Blute des Feindes! O, schone nicht, Tod! Legionen
Sind Dir geweiht; welch ein Schauspiel für Deine Söhne, o Hertha,
Welche durch Dich beschirmt in das Schlachtfeld fröhlich hinaussehn,
Auf die Erschlagnen, Dein Opfer, auf ihre Wunden, ihr Sterben
Sicher hinabsehn und Deinem gerechten Schwerte zujauchzen!
O, wie donnert das eherne Feld von Waffen und Tödten!
Höret, wie Schild auf Schild klirrt und Schwert dem Schwerte begegnet!
Sehet der Würgenden Wuth, wie sich der verzweifelnde Römer
Blutlos und ohne Kraft im Sand umwälzet und röchelt!
Höret, wie sich der Würger Geschrei mit der Sterbenden Stimme
Furchtbar vermischt, wie auf eisernem Wagen der Kriegsgott daher-
rauscht,
Wie er mit siegendem Arm die Geschosse des Todes umherstreut!
Preis und Ewigkeit Dir, o Hermann, ein ewiger Siegskranz
Fasse Dein Haupt rings herum; wie fürchterlich ziehst Du zu siegen
In das Feld, wie fliehet mit weggeworfenen Waffen
Vor Dir der Unterdrücker, wie eilet die göttliche Freiheit
Zu Dir zurück, durch Deinen Arm und durch Hertha beschützet!
Durch den Beistand der Göttin sehn wir die Häupter der Feinde
Fallen; die Fesseln, die sie uns anzuwerfen gedachten,
Sind zerbrochen, wir sind nur unterwürfig der Hertha!
Dies sind Eure Thaten, Ihr Samen unsclavischer Väter.
Seid uns gepriesen, Ihr, die mit rühmlichen Wunden die Ruhe
Und mit dem Leben die Freiheit erkämpftet! Unwelkbare Palmen
Sollen Euch grünen, Euch soll mit ihrer unsichtbaren Rüstung
Hertha umgeben, damit Ihr die Streiche des Todes vermeidet!
Könnt Ihr sie nicht vermeiden, so wartet ein seliger Leben
Auf die Kämpfer, die für die Rechte des Landes gestritten.

Euch sehn Man und Thuisco entgegen, in festliche Lauben
Euch, wenn Ihr kommet, zu führen, wo ungleich höhere Feste
Euch bereitet sind, als die auf Erden die Sieger erwarten.
Hier erwartet ein friedsames Dach sie umschattender Bäume,
Unter den Bäumen der Dank erretteter Kinder und Mütter
Und die Umarmung der Gattin und von den bräutlichen Lippen
Einer, die ihr Vertrauen auf ihre Kühnheit gesetzt hat,
Noch ein süßerer Lohn und eine Arbeit, ein Streiten,
Welches den Streit, die Arbeit des Kriegs, ins Vergessen versenket.'"

Er endete hier; wir bezeigten ihm unsern Beifall mit vollem Herzen. Edelred bemerkte, daß eine und dieselbe Muse Dagenberten und Olaf begünstiget hätte, und daß in ihrer Poesie einerlei Geschmack und Wendung herrschte. Herr Dropion selbst schien sehr mit ihm zufrieden zu sein, wiewol er gestand, daß er den Vers nicht wohl leiden könnte, welchem es in unsrer Sprache an Gelenken fehlte; jedoch fügte er hinzu:

„— — Ein schönes Kind mit Schuhen, die nicht passen,
Ist schön und bleibt auch schön, wiewol der Schuh sie quält."

Harald sagte, der Alexandriner und die trochäische Versart wären vielmehr ohne Gelenke und brächen, wenn sie sich biegen sollten. Von beiden könnte man sagen, daß sie das Hintertheil hinkend nachzögen. Aber, that er hinzu:

„— — Ein Mädchen, das an den Hüften lahm sich einherwindt,
Wenn es zum Tanze hinkt, erwecket ein lächerlich Mitleid."

Wir kamen Alle darin überein, daß Schönaich's Poesie gegen unsere beiden Dichter das sei, was der Neckar gegen dem Wein, der an seinem Gestade wächst. Wir lasen mit Verachtung die Verse:

„Brüder, schaut, der Tag ist da, und dort sind die frechen Räuber;
Brüder, fechtet nicht für mich, nein, für Euch und Kind und Weiber!
Auf den Spitzen Eurer Degen tragt Ihr heute Glück und Schmach,
Beides folget Euren Thaten ganz unwidertreiblich nach.
Deutschen, reißt den stolzen Wall in die tiefen Gräben nieder
Und gebt ihnen alle Schmach, die wir sonst erlitten, wieder!
Sie verkriechen sich, die Römer, seht, sie scheuen unsern Blick;
Seht, sie weichen hinter Mauern ganz verzagt vor uns zurück.
Brecht nur ein und trennt die Glieder, weiter braucht Ihr keine Müh'!
Marsen, bebt, das sind die Feinde, die uns schnöde Ketten dräun,
Marsen, nein, ich seh', Ihr lacht, lachet doch der weichen Krieger!
Zittert aber nur voraus, zittert, eingebildte Sieger" — —

„Man weiß,“ sagte Harald, „mit welcher Begierde die Germanen den Tod auf dem Schlachtfelde gesucht haben; für sie waren dergleichen Vorstellungen ganz unnützlich: Fechtet nicht für mich — Ihr traget auf der Spitze des Degens Glück oder Schmach — Beides folget Euren Thaten — man weiß, wie sie gegen die schmerzhafteste Todesart gehärtet waren. Ein Feldherr hatte nicht nöthig, ihnen einen blöden und fliehenden Feind zu zeigen, wenn er sie aufmuntern wollte, und sie kannten die Römer zu wohl, als daß man sie ihnen für Hasen hätte geben können. Eine solche kindische Ironie in dem Angesichte des Feindes: Marsen, bebt, — Marsen, nein — hätte sie auf den Feldhauptmann, nicht auf die Feinde böse gemacht.“

Ich wollte auch etwas zu der Verbesserung des Hermann's beitragen und sagte: „Es sei mir erlaubt, sowol in Dagenbert's als Olaf's Probe vornehmlich zu verlangen, daß sie öftermals auf kleine absonderliche Gebräuche, Sitten und Umstände, welche den Germanen eigen waren und sich für keine andre Nation schickten, sollten gefallen sein. Wer sich in den mythologischen Sagen der alten nordlichen Nationen umgesehn hätte, der könnte seinem Werke durch die Anspielung auf ihre besondern Gebräuche und Meinungen eine seltsame, wiewol barbarische Miene des Alterthums geben. Ihr Glaube von dem Abend der Götter, in welchem die Erde verbrennen soll; von dem Gimle, der Wohnung der Frommen, wo sie Tage ohne Ende leben werden; von der Walhalla, dem seligen Sitze Derer, die im Kriege umgekommen sind, wo sie sich bis zu dem Abend der Götter enthalten, aus Hirnschalen Bier trinken und ritterliche Spiele und Uebungen begehen; wo sie bei Odin sind, der den obersten Sitz bei der Tafel bekleidet, dem allein Wein eingeschenkt wird, — würde sich bei Gelegenheit gut anbringen lassen. Wie könnte man die Fröhlichkeit, mit welcher sie sich dem gegenwärtigen Tode aussetzten, besser rechtfertigen? Ich erinnere mich etlicher Verse aus der runischen Literatur, die poetischer sind als alle zwölf Gesänge des Schönaichischen Hermann's, von dem Tod im Felde:

„Auf dem Schlachtfelde sterben, ist keine geringere Wollust,
Als die prächtigste Jungfrau im Bette neben sich haben;
Denn die Göttinnen, die in dem Saale des Vaters Odin sind,
Gehen von ihm gesandt den Erschlagnen entgegen und setzen

Sie zu dem Gott, der am obersten Ende der Tafel mit ihnen
Zechet, er Wein, sie Bier; sie lachen des irdischen Lebens.“

Und von dem Abend der Götter:

„Schwarz wird alsdann die Sonn' aufgehen, das Meer wird den Erdball
Ueberschwemmen, dann werden die leuchtenden Sterne vom Himmel
Weggenommen, das Feuer wird dann den veralterten Erdbau
Wüthend ergreifen, die Flamme wird hoch gen Himmel auflecken.“

Man vergönne mir noch eine allgemeine Erinnerung. Man hat wahrgenommen, daß die gutthätigsten und uneigennützigsten Nationen solche waren, bei welchen schier kein Eigenthum eingeführet war; Nationen, die solche Sachen anbeteten, die sie wegen ihres gütigen Einflusses für göttlich hielten, Sonne, Sterne, Erde, Elemente; die nur wenige Priester hatten. Dieses giebt mir Anlaß zu wünschen, daß der Poet die beste von den germanischen Nationen mit diesem Charakter ausschmückte und sich darüber mit einiger vorzüglichen Sorgfalt ausbreitete.

Der Abend war uns unvermerkt gekommen und erinnerte uns ans Scheiden.

Hymnen

auf die

Allgegenwart und Gerechtigkeit Gottes.

1756.

Die Hymnen erschienen zuerst Zürich, bei Conrad Orell und Comp. 1756 in 4° im Einzeldruck und gingen dann in die erste Ausgabe der Prosaischen Schriften von 1758 über. In dieser hat die zweite Hymne den Titel: „Betrachtung über die Gerechtigkeit Gottes". Alle vier Ausgaben geben den Text in derselben Gestalt.

Hymne auf die Allgegenwart Gottes.

Was seufzest Du, meine Seele? Warum suchest Du krystallene Bäche in der Wüste und unvermengte Seligkeiten bei Geschöpfen von Staub? Warum forderst Du von diesem Leben, was nur die Ewigkeit geben kann? Eile zurück, Unsterbliche, ehe Dich eine betrügerische Hoffnung durch den Irrgarten irdischer Wünsche leitet, die nie zu Genuß reif werden, ohne neue und ungestümere Wünsche zu gebären! Zurück vom Flug im ungepfadeten Unendlichen! Glückseligkeit strömt aus keiner erschaffenen Quelle. Diese goldenen Sphären, wenn sie nur für Dich glüheten und alle ihre geheimnißvollen Schönheiten vor Dir enthülleten, befriedigten nicht die nach Gott athmende sehnsuchtsvolle Seele, so wenig als Farben sättigen oder die Liebe sich an dem Schatten des Geliebten begnügt. Der Erzengel würde mitten unter den Entzückungen der harmonischen Welten verschmachten, dieses unabsehbare himmlische Gefilde blühete ihm keine Freude, und tausend Schöpfungen flatterten unbemerkt vor seinem erhabenen Auge, wenn er nicht Deine allein liebenswürdige Gottheit hinter diesem dämmernden Vorhang erblickte. Denn Du bist es, o mein Gott, Unendlicher, Unaussprechlicher, der Allem, was ist, dieses blühende Leben, diese anmuthige Bewegung, diese lächelnde Schönheit giebt; der bethörte Sterbliche weiß nicht, daß Du es bist, den er liebt, wenn er leicht schimmernde Geschöpfe mit eitler Begierde verfolget, und daß es ein einziger gebrochner Strahl Deiner Klarheit ist, der jede irdische Schönheit sichtbar macht. Und so vergißt er Deiner, der Undankbare, und erstaunet gedankenlos über dem glänzenden Saum Deines Gewandes, ohne

sein Angesicht bis zu Dir aufzuheben. Entzückt über den Anblick einer flüchtig gemalten Wolke, bleibt das Urbild und die reine Quelle des Guten vor seinen Augen versiegelt. Dann ächzet der tausendfach Betrogene und klagt die Ordnung an, die Sonnen und Erden in freundschaftliche Harmonie einwiegt und alle Geschöpfe, alle Geschlechter der Geister, ein unendliches Heer mit allgemeiner Liebe sättiget und den Sonnenstaub wie die Sonne, in deren Strahlen er schwimmt, mit Weisheit und Güte bezeichnet. Mißvergnügt, unzufrieden schielet sein zürnender Blick gegen den Himmel hinauf und klagt lieber den Ewigen als seine Thorheit an. Er mißgönnt den Engeln ihre Thronen; und diese schöne, mannichfaltige Erde ist in seinen düstern, verfinsterten Augen eine ungestalte Wohnung des Verdrusses und des Elendes. Unglückliche Seele, was wünschest Du? Soll der allmächtige Wink rings um Dich her paradiesische Lustgefilde und bezauberte Gegenden erschaffen, wo die Luft Wollust athme und die ambrahauchende Erde ewige Rosen ohne Dornen hervortreibe? Soll er eine schönere Natur aus dem Nichts rufen und Deinen geizigen Begierden unterwerfen? O, wie wenig kennst Du Dein eignes Wesen, Deine Hoheit, Deine Größe! Erkenne, daß unendliche Begierden nur in Gott ruhen und nur für Gott bestimmt sein können!

O, laß mich, mein Schöpfer, die Seligkeit, die in meiner Gewalt ist, erkennen, so wird jede Unruhe, jede ungestüme Begierde in meinem Busen sinken! Bin ich nicht von Dir umgeben? Bist Du nicht meiner Seele nahe, näher, als mir mein liebster Gedanke, meine süßeste Empfindung ist? Bist Du nicht, wo ich hinsehe? Sollte Dich dieser dunkle Schein der Sonne vor mir verbergen? Oder sollte ich nicht durch die reizenden Züge der Natur bis zu Dir dringen, zu Dir, ihrer Seele, aus der alle diese Annehmlichkeiten in unzählbaren Adern ausfließen? Wer wirft um die Erde dieses tausendfach gemalte Frühlingsgewand? Wer schmückte die Lilie so schön, daß sie die Herrlichkeit Salomon's beschämt? Wer hieß jene Reihen von Bergen ihre waldichte Stirne emporheben? Wer wässert das fruchtbare Thal? Wer belebt und bevölkert alle Reviere der Natur? Wer schuf das holdselige Angesicht der Unschuld, dessen Anblick Frieden und harmonische Liebe in die Seele gießt? Wen loben die jauchzenden Sterne? Wen beten entzückt mit bedecktem Antlitz die Seraphim an?

Wer lehrt diese sapphirnen Himmel ihren symmetrischen Gang? Wessen Hauch schwellte das Nichts zu einer unermeßlichen Welt auf und zeichnete seine göttlichen Ideen auf ihren leeren Umkreis? Wer eröffnet dieses himmlische Schauspiel vor Geistern, die nicht waren? O Ewiger, das sind Deine Wunder! Du bist! Du willst, und wir sind. Hier und dort und da, und wo die Schönheit blühet, wo Harmonie schallet, wo Dich die Stimme der Freude lobet, da bist Du! Hier in diesem engen Raum bist Du uneingeschlossen zugegen. Ich könnte Dir nicht näher kommen, wenn ich mit Cherubsschwingen flöge, wenn ich mit den Strahlen des Morgens von einer Sonne zur andern eilte und Dich über dem Himmel aller Himmel suchte. Ich höre das allgemeine Concert der Natur, tausend sanft lispelnde, tausend hell schallende Stimmen, alle in eine zerflossen, Dein Dasein ausrufen. Ich sehe, ich empfinde Dich! Heilig ist das Unermeßliche, wo Du wohnest! Heilig sei mir dieses gestirnte Gewölbe, und Du, Erde, Vaterland meiner geringern Hälfte, und Du, himmlische Sphäre, wo ich unsterblich hervorkam! Heilig sei mir die Stelle, wo ich stehe, heilig jeder Ort, der mich umgrenzet, so heilig, als mir der Tempel der Seraphim wäre! Denn hier ist Jehovah! Hier betet Dich meine Seele an und sinkt, in große Empfindungen verloren, vor Dir hin! Dort auf jener fernen Sonne betet Dich Eloa an und sinkt, in große Empfindungen zerflossen, vor Dir hin. Vor Dir verschwindet seine seraphische Größe; er stammelt, er verhüllt sich wie die bebende menschliche Natur; sein Vorzug, der unermeßlich schien, hört hier auf; Du allein bist groß und unermeßlich!

Selige Empfindungen, entzückende Vernichtung, wenn die Seele, von allem Stolz, von aller Selbstheit ausgeleert, sich nur in Dir denkt, sich nur durch Dich empfindt! Wie verschwinden da alle Phantomen von eigener Größe! Was bin ich in Deiner Welt? Ein Glied in einer unendlichen Kette, und wie nahe an dem flatternden Wurm! Was ist Deine Welt? Ein einzelner Gedanke von Dir, einer aus Myriaden, den Du auch vor unsern Augen offenbarest. Aber daß Dich meine Seele empfinden kann, o Unbegreiflicher; daß ich Dich anbeten kann und es im innersten Heiligthum der Seele fühle, daß ich Dich zu lieben erschaffen bin — wie groß und herrlich macht dies meine Natur! O, laß nicht einen Gedanken, nicht eine Begierde ihre Bestimmung verfehlen! Was bin ich, wenn ich

nicht bin, wie Du mich willst! Wie hoch wäre da der Wurm des Staubes über mich erhaben! O, dieses ist noch zu wenig — ich erzittre, ich vergehe vor diesem Gedanken! Nehmet mich auf, Ihr Flügel der allmächtigen Gnade, verberget mich vor dem furchtbaren Gedanken, der mit den Schrecknissen der Hölle auf mich donnert! In dieser harmonischen Welt, im Angesicht Deiner gehorsamen Engel, mitten zwischen den beiden Welten, die sich freuen, Deinen Willen zu vollbringen, vor Deinem Angesicht, o ewige Liebe, vor Deinen Augen gesündiget zu haben, wer kann dieses Bewußtsein ertragen? Nicht sein, was Du willst, daß ich sei, ist aufhören zu sein, ist unseliger, als gar nichts sein — schauernd sehe ich in den Abgrund der ewigen Nacht, in Finsternisse ohne Grenzen, in die Absonderung von Gott — o, stärke, Gottmensch, Erlöser, die sterbende Seele, rufe sie aus dem Nichts zurück, in das sie hinabsinkt! — Ach, Du blickest mich an, und das Leben rauscht mit Entzückung in meine Adern zurück! Sei gelobet, Erbarmer, Erretter des Menschengeschlechtes, geheimnißvolle Liebe! Du gebietest uns, von Neuem zu leben. Du schenkest den Seraphim ihre beweinten Brüder. Du erlaubst uns wieder, den Allgegenwärtigen zu denken; wir sehen ihn in Dir und erkennen den Vater. Dieser Glaube, der uns den Himmel und die Ewigkeit wiedergiebt, erneuert die Natur vor meinen Blicken. Die Erde wird wieder Paradies und stimmt wieder in die Lobgesänge des Himmels ein.

Steiget herab, Ihr glänzenden Engel, Ihr liebenswürdigen Geister, umringet meine Seele, nennet sie Schwester und lächelt sie brüderlich an! Zählet alle diese tugendhaften, himmlisch gesinnten Seelen, die, auf dem Erdboden zerstreut und von den Verkehrten nicht bemerkt, in den Augen des Ewigen so theuer sind! Betrachtet ihre Tugenden, ihre Gefahren, ihre Kämpfe, ihre Siege! Schmücket die ambrosischen Lauben festlich aus, wo Ihr uns bald empfangen werdet! Denn bald wird diese vergängliche Hütte zum Tode gereift sein, bald wird jede erlöste Seele aus dem Lande der Prüfung als Siegerin in ihr angebornes Land zurückgehen und den Himmel voll süßer Entzückung wieder erkennen, in welchem sie geboren ward. Dort öffnen sich ihr die Arme der Seraphim, dort reiniget sich die Tugend zu Liebe. Himmlische Liebe, da enthüllest Du alle Deine heiligen Geheimnisse! Keine Entfernungen, keine Meere von Aether trennen da die Geister mehr, die so

schnell wie ihre Gedanken von einer Sonne zur andern fliegen. Alle sind für einander geschaffen, alle schöpfen Seligkeit aus dem unerschöpflichen Urquell, und in Lobgesänge zerflossen strömen sie in ihn wieder zurück.

Glänzende, hochentzückende Hoffnungen, wie lange verzögert Ihr? Sehnsuchtsvoll eilen Euch unsre Seelen entgegen. Wie lange — Doch schweige, unruhiges Verlangen, entweihe nicht die geheiligte Stille meines Herzens! Mein Wille — Nein, ich habe, ich will keinen andern Willen als den Deinigen, mein Schöpfer! Gleich den gehorsamen Sphären sollen meine geheimsten Begierden Deinen Wink verstehen. Und wenn eine ist, die Dir nicht mit Freuden gehorcht, die sei verflucht! Was kann ich wünschen, wenn ich an Dich denke? Ist nicht der Himmel, wo Du bist? Ja, dieser große, unaussprechliche Gedanke, daß Du mich liebst, dieser ist der Himmel, dieser ersetzt mir alle paradiesischen Herrlichkeiten, läßt keinem Wunsche Platz und besänftigt die Seele mitten in nächtlichen Stürmen. Nun wünsche ich mir nicht Deinen königlichen Glanz, Du blendender Seraph, nicht Deine unverwelklichen Lustgefilde. Zufrieden wandle ich unter den Flügeln dieser sanft dämmernden Sonne, in schattichten Thälern, wo bald der stürmische Hauch des Nordwinds den blumichten Schmuck auslöschen wird. Auch in diesem dunkeln Haine verkündigen mir majestätische Schauer seine Allgegenwart; sie giebt auch der umwölkten Natur einen Reiz in meinen Augen, und der Donner hallet harmonisch in meiner Seele wieder, weil er seine Stimme ist.

Wie süß ruhet mein Herz unter der Umschattung Deiner Vorsicht! Wie lieblich ist's, in Deinem Lichte wandeln! Denn Du umleuchtest meine Seele und machst meine Finsterniß selbst zu Sonnenschein. So viele Heerschaaren, so viel nach Dir schmachtende Geister, so viele bedürftige Welten und Zeiten genießen Deiner allgegenwärtigen Huld; und doch sorgest Du für mich wie für ein einziges Kind. Möchte ich doch wie ein Kind voll Unschuld und unbesorgter Fröhlichkeit in Deinem Schooße ruhen, zärtlich jeden Deiner liebreichen Blicke, jeden lockenden oder warnenden Wink mit ernsten Augen beobachten! O, führe Du meine unerfahrne Seele, die nicht einen Augenblick ohne Deine Aufsicht sein kann! Verlaß mich nicht in den Irrgängen meiner eigenen Klugheit, wenn mein gleitender Wille sich von Dir entfernen will! — Was flehet Dir

meine brünstige Seele? Kann sie etwas bitten, daß Du ihr nicht mit unaussprechlicher Güte voreilest? Vertraue, mein Herz, und bitte nicht! Er hat geredet! seine Worte sind beständiger als die Thronen der Seraphim, gewisser als das Dasein aller Geschaffnen! Wie lieblich tönen seine Verheißungen meinem Herzen! Sie sind Wahrheit und Leben; mein Inwendiges fühlet es, daß sie Wahrheit und Leben sind. Du schwebest, erschaffender Geist, belebend mit ausgebreiteten Flügeln über den Tiefen meines Herzens. Du sprichst, daß es Licht in meinen Gedanken werde, und gebietest meinen Neigungen Harmonie. Du regierest mein Wesen, wie Du diese unermeßliche majestätische Welt regierest; Dein Athem, der alle Welten näher zu sich zieht, ziehet auch meine Seele immer näher zu Dir, immer näher zu Gott, zu Seligkeiten, welche kein Engel aussprechen kann, welche nur der Unerschaffene zählet. In dieser Empfindung verliert sich mein Geist von Neuem! Ich zittre vor froher Verwunderung über meine Glückseligkeit, über die Würde meiner Seele, über die Ewigkeiten, die ich in Dir erblicke! Ich ruhe in Dir, mein Schöpfer, und schwebe mit unverwandtem, unersättlichem Blick über dem geheimnißvollen Abgrund Deiner Erbarmungen. Dann sehe ich von dem Gipfel meiner Entzückung traurig auf diese irdischen Gegenstände zurück, zu denen ich wiederkehren muß. Aber Du wirst mich nicht verlassen. Das Bild Deiner Allgegenwart wird immer vor meinen Gedanken stehen. Immer wird ein süßer Geruch Deiner Liebe in meinem Herzen wallen. Ich werde ewig vor Dir leben, o mein Gott, und ewig Deine Thaten verkündigen!

Hymne auf die Gerechtigkeit Gottes.

O Du, der mir dieses Wesen und diesen denkenden Geist gab, welcher sich unaufhörlich nach Glückseligkeit sehnet, wer kann mich meines unsterblichen Wunsches besser gewähren als Du? Ohne Dich ist keine Freude, welche das Herz beruhige; ohne Dich kann mir die Erde, ja der Himmel selbst nichts geben, das meiner Liebe würdig wäre. Deine schönsten Geschöpfe, die Sonne und das liebliche Licht, die blühenden Farben der Natur und alle ihre abwechselnden Scenen, ja, der Mensch selbst, das edelste Deiner sichtbaren Werke, mit allen seinen Vorzügen, selbst mein Freund, selbst meine nächsten Verwandten in der Schöpfung — eine innerliche Empfindung befiehlt mir noch mehr zu sagen —, mein eignes Selbst, mein Dasein, mein Leben — Alles dieses hat keinen wahren Werth als in Beziehung auf Dich. Was wäre die Natur, wenn sie nicht von Deinen Spuren glänzte? Was wäre der Mensch, wenn ihn nicht Züge Deines Bildes ehrwürdig machten? Was wäre unsere Seele, wenn sie nicht für Dich geschaffen wäre? Was wäre mein Dasein, was dieses Leben, wenn es sich nicht auf ein künftiges bezöge, wo Dein Anschauen meine Seligkeit sein soll! O, Du bist Alles! Ohne Dich ist nichts! Die Geschöpfe, die ein Blendwerk sind, wenn ich sie nicht in Deinem Lichte ansehe, sind nur etwas werth, wenn sie zu Dir führen. Verliere ich Dich, o Du Sonne der Geister, so ist Alles Nacht um mich her, meine liebsten Gegenstände verlieren ihre anmuthigen Farben, die Unvollkommenheit verschlingt alles Gute, und die Welt wird wieder ein Chaos; verliere ich Dich, so tappet meine Seele auf finstern, ungewissen Pfaden, auf die eine von Irrthum und Leidenschaft

umnebelte Vernunft nur einen zweifelhaften Schimmer streut; ich suche in mir Ruhe, aber was finde ich in mir selbst als Mangel und Unvermögen? Ich suche sie, ich erbettle sie außer mir; aber wer kann mir geben, woran er selbst dürftig ist? Dann erfährt, o, dann empfindt es die bebende unmuthsvolle Seele, daß sie ohne Dich verschmachten müßte! Aber wenn ich meine Gedanken auf Dich richte, wenn Dein Licht über mir aufgeht und Deine Herrlichkeit mich umgiebt — dann triumphirt mein Geist über sein Dasein; dann sieht er freudig um sich her, über alle Deine Schöpfungen; dann sieht er mit Entzückung in Ewigkeiten hinaus; dann glänzen ihm die Pfade entgegen, die Du ihm vorgezeichnet hast, darauf zu wandeln: dann fliehen die nichtigen Wolken, die ihn umnebelt hatten; dann wird ihm selbst dieses Leben wichtig, das so oft den Weisen ein Traum und den Thoren ein Scherz däucht; dann sind ihm seine Verbindungen heilig; dann ist die Tugend kein Gespenst, sondern mein wahrer Schutzengel, der mich zu Dir, zur Seligkeit in Dir führet! — So heilsam, ja, so unentbehrlich ist es der Seele, von Deiner Erkenntniß durchstrahlt zu sein, ohne welche sie, gleich dem Mond, wenn er seiner Sonne beraubt wird, dunkel und verfinstert ist. Wie könnte sie richtig denken, wenn sie sich nicht nach Deinen Gedanken bildete? Wie könnte sie richtig handeln, wenn sie nicht Deine Gesetze wüßte? Wie könnte sie unter so viel tausend Irrwegen den sichern Weg zur Glückseligkeit erwählen, wenn sie nicht Deiner Leitung folgte? Und wie kann sie Alles dieses, wenn nicht Du, o Ewiger, in Deinen Offenbarungen der liebste Gegenstand ihrer Betrachtung bist?

O, so laß denn meine Seele sich zu Dir erheben; mein Gott, laß sie, von Deinem Geist beseelt, sich in Gedanken von Dir und in Dein Lob ergießen, obschon Erzengel selbst sich zu schwach fühlen, Dich würdig zu loben. Laß mich Deinen Namen vor meinen Brüdern preisen und durch eine mächtige Begeisterung jede Seele ergreifen, daß sie in heiligem Schauer vor Dir bebe und erkenne, wie selig es ist, von Dir abzuhangen, o Du, der Du allein würdig bist, den ewigen Scepter über tausend Welten auszustrecken!

Ueber tausend Welten? — Was sage ich? wie klein und Deiner unwürdig ist diese Ausrechnung! Dein Reich ist so unendlich wie Deine Güte! Ein begrenzter Geist verliert sich in dieser unermeßlichen Größe. Du allein missest sie; Engel

selbst finden keine Grenzen in Deinen Schöpfungen! Was sind alle diese strahlenden Funken, welche die stille wolkenlose Nacht meinem wundernden Auge enthüllt, als Sphären voll Licht und Schönheit, von Bewundrern Deiner Werke bewohnt, herrliche Welten, die eine ungeheure Entfernung in meinem blöden Auge so verkleinert! Unzählbar ist die Menge der Geschöpfe, die Du glücklich machst, die Du schufest, jedes in dem Grade der Vollkommenheit, den seine Natur zuließ, jedes sich und dem Ganzen nützlich, jedes schön an sich selbst und noch schöner in dem Ort und der Verbindung, worein Du es gesetzt hast. Unzählbar sind sie, die Du erhältst, sie, welche ohne Deine Alles stützende Allmacht sogleich in ihr Nichts zurücksänken, die aber durch Dich sich bewegen und leben und die Kräfte, womit Du sie begabt hast, entwickeln, um sich dem höchsten Grad der Vollkommenheit, deren sie fähig sind, immer mehr zu nähern. Welch ein Gedanke muß das sein, o Unendlicher, wenn Du, der Du allein den Umfang aller Deiner Werke zu übersehen vermagst, mit göttlicher Zufriedenheit alle diese zahllosen Schaaren von Geschöpfen betrachtest, die Du mit Leben und Wonne speisest! Dieser Erdboden, der uns allein schon eine unermeßliche Welt von Wundern scheint, ist ein so kleiner Theil Deiner Schöpfung, daß er um seiner Kleinheit willen vernachlässiget würde, wenn Deine Weisheit in dem gleichen Augenblick, da sie den Engel bedenkt, nicht auch den Wurm bedächte, den der Staub vor Deinem allgegenwärtigen Blick nicht verbergen kann, und wenn nicht Deine Güte gleich väterlich sich über Alle und Jede ergösse, die Du gewürdigt hast, sie hervorzubringen!

Der Mensch ist allzu geneigt, seine Begriffe der Gottheit selbst unterzuschieben und zu wähnen, der Ewige wäge den Werth der Dinge auf der gleichen Wage ab als er. Wenn mein Geist einen hohen Flug wagt; wenn er über die Grenzen des gestirnten Himmels bis in die geheimnißvolle unsichtbare Geisterwelt dringt und sich, in glänzende Gesichte entzückt, den Thron des Allmächtigen vorstellt, dessen Glanz alle Sonnen auslöschen würde, wie an seinen unzählbaren Stufen herab Myriaden Engel von mannichfaltiger Hoheit und Ordnung schimmern und tausendmal tausend Cherubim anbetend mit verhülltem Angesicht einen majestätischen Kreis um ihn her machen, jeder voll Ehrfurcht wartend, bis der göttliche Wink ihm befiehlt, in den entferntesten Gegenden der Schöpfung

den Willen des Herrschers der Welt zu vollziehen: dann bebt meine Seele, ihrer Schwäche und des Staubs, an den sie gefesselt ist, eingedenk; sie entsetzt sich über der Größe ihres Königs und fürchtet, daß sie zu klein, zu unvollkommen, zu niedrig sei, als daß das Auge des Herrn auch sie unter einer unbegreiflichen Menge nicht nur von Wesen, von ganzen Welten bemerken sollte. Aber ferne, ferne sei es von Dir, meine Seele, einer solchen Empfindung Platz zu geben, die den Unendlichen verkleinert, da sie ihn zu erhöhen scheint! Bewunderung ist ein Affect geschaffner Geister. Wir nennen groß, was über uns, und klein, was unter uns ist, und indem wir jenes bewundern, scheint uns dieses desto kleiner. So denkt Der nicht, der die Welt als einen Fußschemel vor seinen Thron gelegt hat. Der Erzengel ist in seinem Auge nicht groß und der Wurm nicht klein; der Himmel mit aller seiner namenlosen Herrlichkeit entzieht uns, die wir den Staub bewohnen, sein Aufsehen nicht, und das niedrigste Geschöpf, wenn es dem Endzweck seines Daseins genug thut, hat so viel Recht an das Wohlgefallen seines Schöpfers als jenes, welches das höchste Maß der Vollkommenheit empfangen hat. Er betrachtet jedes als ein Glied der ganzen Kette, als einen Theil des Ganzen, in dessen höchster Vollkommenheit er seine Ehre setzt.

So weit ausgebreitet, so allgemein ist Deine Güte, o Gott! Wer kann die Seligkeit der Geister, der unsterblichen Wesen, welche die Absicht Deiner Schöpfung ist, beschreiben? Wie groß ist selbst die Seligkeit des Menschen, wenn er nicht durch seine Abweichung von Dir und die natürlichen Folgen derselben unglücklich wird! Wie überflüssig hast Du ihn mit Quellen der angenehmsten Empfindungen begabet! Welch eine reizende Welt hast Du für ihn geschaffen! Welche mächtige Triebe und Kräfte hast Du in ihn gelegt, sich immer vollkommner zu machen! Bleibt er der Natur, die Du ihm gabest, getreu, so ist ihm jede Bewegung ein sanftes Vergnügen, jeder Gedanke eine Wahrheit, jede richtige Neigung eine Tugend, jeder Athemzug eine Empfindung eines glücklichen Daseins. Und wer kann sagen, welch eine Reihe, eine unendliche Reihe — o, mit welchem Namen soll ich sie nennen? — von Paradiesen, Himmeln, göttlichen Seligkeiten Du ihnen aufbehaltest? Unsre kühnste Hoffnung ist zu furchtsam, die Ausflüsse Deiner Güte, mit denen Du uns künftig überschütten willst, sich groß genug vorzustellen.

Glücklich, ja, dreimal glücklich sind die Geister, die unter Deinem Scepter leben. Die Natur führt Jeden auf dem Wege des reinsten Vergnügens zu Dir. Die angenehmsten Empfindungen, die allein aus der Beobachtung Deiner Gesetze, aus der Erfüllung Deiner Absichten entspringen, locken sie gleichsam zu Dir. Du schufest sie, daß sie ihre Pflicht lieben müssen, und daß ihre Abhänglichkeit von Dir auch ihre Seligkeit ist.

Aber dieses ist die große Bedingung, ohne deren Beobachtung es dem Allmächtigen selbst unmöglich ist, uns glücklich zu machen: wir müssen der Natur, die er uns gab, getreu bleiben. Damit wir glücklich wären, schuf er uns gut; verschlimmern wir uns, so machen wir selbst unser Unglück und zerstören sein Werk. Er schuf uns für Wahrheit und Tugend. Dieses ist unsere Natur. So kamen die Erstlinge der Menschen aus seiner Hand hervor, da die neugeschaffene Sonne ihr schönstes Licht auf sie strahlte und die milde Erde unter ihnen zum Paradiese aufblühte. Wenn wir aber von unsrer Natur abweichen; wenn wir aufhören, von ihm abzuhangen; wenn wir den Witz der Vernunft, den Schein der Wahrheit vorziehen; wenn wir den Geist zum Sclaven des Leibes machen; wenn wir die taumelnde Seele unbesonnenen, unmäßigen Begierden überlassen; wenn wir das Wahre, das Gute, das Nützliche nach unsern Einbildungen abmessen; wenn wir alle Neigungen unsrer Seele in eine einzige schändliche Begierde zusammenziehen; wenn das Geschöpf, welches sanft, gütig, harmonisch, unschuldig und ohne Falsch sein sollte, stolz, grausam, boshaft, hinterlistig wird: o, dann möchte uns der Schöpfer auch in ein Paradies voll Wonne setzen, wir würden unglücklich sein; die Hölle wüthete in unserm Herzen; unser Unsinn, unsre Leidenschaften würden die schönsten Gegenstände um uns her vergiften und in Kurzem die schöne Harmonie des Himmels selbst in Unordnung bringen.

Die Ordnung, o Schöpfer, ist Dein großes Gesetz! Wenn wir uns, statt herabzusinken, immer mehr zu Dir erheben; wenn wir den Verbindungen, in die Du uns gesetzt hast, gemäß leben; wenn wir mit allen unsern Kräften den großen Endzweck, warum Du die ganze Welt hervorbrachtest, befördern: dann folgen wir der Natur; dann stimmen wir mit Deinem Willen überein und mit der ganzen Welt der Geister, die Dir getreu blieb, und mit der körperlichen Welt, die durch Deine Allmacht genöthiget wird, sich nur nach Deinem Winke zu

bewegen; dann ist allgemeine Harmonie, dann ist Ordnung, und Alles, was lebet, ist glücklich. Und in dieser Ordnung offenbarest Du uns, o Schöpfer, daß Deine Güte Weisheit ist. Eine herrliche Offenbarung, die unsre Glückseligkeit befestiget! Bleiben wir in Deiner Ordnung, so ist es unmöglich, daß wir unter Deiner Regierung unglücklich sein sollten.

Euch, Ihr Tugendhaften, die eine selige Erfahrung hievon belehrt hat, Euch rufe ich zu Zeugen, Eure Empfindung soll die Wahrheit gegen ihre verkehrten Spötter rechtfertigen. Ihr, deren Herz von aufrichtiger Güte überfließt, die der Anblick der Glückseligkeit ihrer Nebengeschöpfe noch glücklicher macht, die dem Nothleidenden aus zärtlichem brüderlichem Mitleiden zu Hilfe eilen und seiner Bitte noch zuvorkommen, weil sie nicht nöthig haben, ihr Herz durch Vorstellungen einer künftigen Schadloshaltung zur Menschlichkeit zu nöthigen; Ihr, die Ihr den Reichthum für eine schnöde Last ansehen würdet, wenn er Euch nicht fähig machte, Euern edeln wohlthätigen Neigungen genugzuthun: saget uns, ist auch ein Vergnügen, das mit der Empfindung zu vergleichen sei, die Euch die Ausübung dieser geheiligten Pflichten macht? Saget, Ihr, deren Geist von Liebe zur Wahrheit glühet, in welche süße Entzückung Euch Eure Betrachtungen setzen, und wie Euer Herz frohlocket, wenn Ihr auch Andern diese Erkenntniß, diese Ideen mittheilen könnet, die Euch selbst glücklich machen! Ihr Seelen, welche die göttliche Gnade vor der Verführung bewahrt oder wieder zur wahren Schönheit der menschlichen Natur umgebildet hat, kennet Ihr in dem ganzen Umfang der sinnlichen und phantasirten Freuden eine Wollust, die nicht blöd' und ekelhaft gegen das göttliche Vergnügen wäre, welches das Bewußtsein guter Thaten, die harmonische Richtigkeit unsrer Neigungen und die Redlichkeit unsrer Absichten über unsre Seelen ausbreitet? Ja, Ihr fühlet es, daß es Glückseligkeit ist, das zu sein, was uns der Schöpfer haben will, und daß seine Gesetze die süßeste Belohnung mit sich führen! Wie selig müssen dann Die sein, die in jenen himmlischen Welten Tugenden von höherer Art ausüben und mit lebhaftern Kräften in einer weitern Sphäre der Gottheit nachahmen! Ihr Seraphim, Ihr Engel des Thrones, wie groß muß Eure Seligkeit sein, wenn Ihr die heiligen Befehle, die Ihr in seinem Angesicht leset, mit eilendem Fluge vollziehet!

So glücklich sind wir, denen er eine denkende Seele ein-

hauchte, so glücklich sind wir unter seinen Gesetzen. Wie könnte es anders sein, da Du, o Ewiger, lauter Vollkommenheit und Güte bist, da Dein erstes Gesetz und Deine letzte Absicht unsre Glückseligkeit ist, eine Glückseligkeit, die in diesem irdischen Leben anfangen und dort unaufhörlich steigen und Deiner vollkommensten Seligkeit immer ähnlicher werden soll! Alle Deine Gesetze und Ordnungen fließen aus diesem ersten Gesetz. Ach, wüßten es die Sterblichen, wüßten sie es, oder wenn sie es wissen, ach, daß doch der Taumel sinnlicher Lüste und die Blendwerke falscher Einbildungen dieser großen Wahrheit in ihren Seelen Raum lassen möchten, daß sie, obgleich wider ihre Absicht, ihre eignen grausamsten Feinde sind, wenn sie Deine Ordnung übertreten! Wenn sich die ganze Hölle wider unsre Seelen zusammenverschwüre, was könnte sie uns Aergers thun, als uns gegen unsern Schöpfer auflehnen? uns die Ordnung, die Vernunft, die Tugend in einem verhaßten Licht vorstellen und uns bereden, daß blinde Leidenschaften, regellose Thaten und Verletzung der natürlichsten Pflichten glücklich machen? Kann uns der Feind Gottes und der Menschen auch etwas Schlimmers wünschen?

Denn was befiehlt der Schöpfer? Was sind die Gesetze, die er mit unauslöschlichen Zügen in jedes menschliche Herz eingegraben hat, und die Keiner übertreten kann, ohne von dem Richter in seinem Busen bestraft und der quälenden Reue zur Züchtigung übergeben zu werden? Was befiehlt er anders, als daß wir ihn lieben, daß wir, welche bei jedem Athemzug seine Güte erfahren, auch gütig seien; daß wir, die wir ohne seine Barmherzigkeit keinen Augenblick geduldet zu werden verdienten, auch barmherzig gegen unsre Brüder seien; daß wir, zu deren Besten nach seiner weisen Anordnung die ganze Welt in Bewegung ist, uns auch mit allen unsern Kräften bestreben, die Vollkommenheit der Welt und das Beste unsrer Nebengeschöpfe zu befördern; daß wir unsern Leib beherrschen, seine Begierden durch die Vernunft leiten und im Genuß der Dinge, die für uns geschaffen sind, weder Ordnung noch Maß überschreiten, weil Unordnung und Unmäßigkeit der Tod des Vergnügens ist; daß wir das Bessere dem Geringern vorziehen, die unsterbliche Seele höher schätzen und fleißiger besorgen als den vergänglichen Leib, der nur ihr Werkzeug ist, und die Freuden eines vernünftigen Wesens den Wollüsten eines Viehes vorziehen. Dieses befiehlt uns der Gesetzgeber der ganzen

Welt! Tretet auf, Ihr Feinde der Ordnung und Wahrheit, und zeiget uns, wie es möglich sei, glücklich zu sein, wenn wir diese Gesetze mit Füßen treten!

Wir Elenden, wir allein, wir und die Hölle wollen nicht begreifen, daß unser Gehorsam gegen Gott unsre Seligkeit sei. Können wir es, warum leugnen es unsre Thaten? Wir nennen uns vernünftige Geschöpfe und setzen uns dadurch mit den Geistern des Himmels in eine Classe; aber daran denken wir nicht, daß wir eben deswegen mit ihnen unter einem Herrn stehen und den gleichen Gesetzen gehorchen müssen! Soll im Himmel Ordnung und Güte herrschen und Unordnung, Zwietracht und Bosheit auf Erden? Soll der Erzengel mit verhülltem Angesicht sich vor dem Unendlichen demüthigen und der Mensch, der zur Hälfte Staub ist, ohne Scheu der Oberherrschaft des Allgegenwärtigen Trotz bieten?

O Ihr Bewohner der himmlischen Welten, Ihr Engel, die vor seinem Throne stehen, Ihr seligen Geister, die Ihr sein Angesicht schauet, mit welch einem Auge müsset Ihr auf uns heruntersehen! O, wie klein, wie verachtenswürdig müssen Euch diese Unmenschen, diese stolzen, grausamen, raubbegierigen Würmer vorkommen, welche der große Haufe der Menschen die Großen nennt, und wie armselig müssen die Elenden in Euern Augen erscheinen, die vor solchen Götzen knieen, ihre Laster für Tugenden preisen und ihre schnöden Begierden für ihre Gesetze ansehen, zu eben der Zeit, da sie die Gesetze des ewigen Königs verschmähen! Wie abscheulich müssen Euch Geschöpfe vorkommen, welche thörichte Gewohnheiten, barbarische Gebräuche, dumme Vorurtheile zu Gesetzen machen, da sie zu eben der Zeit die Gesetze der höchsten Weisheit ebenso ungescheut verachten, wie ein verkehrtes Volk die klugen Verordnungen einer Obrigkeit verachtet, die ihm hierin mit ihrem eignen Beispiel vorangeht! — O, möchte Dunkel und Wolken unsre Schande vor Euern himmlischen Augen verbergen! Möchte eine siebenfältige Nacht sich um unsre Erde wälzen, damit der Anblick unsrer Verkehrtheit nicht länger Eure sonst vollkommne Seligkeit störe und den Himmel selbst zu weinen zwinge!

Aber welch eine Nacht, welche mehr als ägyptische Finsterniß soll uns vor dem Auge Dessen verbergen, der ins Innerste der Herzen siehet? Ach, Ihr Sterblichen, wenn die Todesschatten der Hölle selbst Eure Thaten verhüllten, vor ihm

müßten die Schatten der Hölle selbst zu Sonnenschein werden! Er siehet Euch, ob Ihr gleich ihn, den Allgegenwärtigen, nicht sehen wollet, da er Euch doch nur dazu die Vernunft, dieses scharfe innerliche Auge, gegeben hat. Er, dessen umschauender Blick von der unersteiglichen Höhe seines Thrones herab in allen übrigen Welten lauter gehorsame Geschöpfe erblickt, siehet die Erde mit Sündern bedeckt, mit Unglückseligen, die er, ob seine Güte gleich allmächtig ist, nicht zufrieden machen kann. Indem sich sein göttliches Ohr an dem jubilirenden Dank so vieler Myriaden von Wesen und an dem allgemeinen Lobgesang der Natur ergetzt, tönen ihm von einem einzigen zerrütteten Erdball bange Seufzer und Klagen, Stimmen der Ungeduld, des Unmuths und der Angst entgegen, die heimlich sein Dasein verleugnen. Er siehet, daß seine Menschen, so schön, so unschuldig von ihm erschaffen, sein Bild weder in der Natur noch in sich selbst erkennen wollen; daß sie entweder ungescheut sündigen oder (nicht aus Scham vor ihm) ihre schändlichen Thaten mit Betrug schminken, ja, seinen Namen selbst wie ein Netz ausspannen, um ungewahrsame Seelen zu fangen oder mit einem heuchlerischen Eifer für seine Ehre ihren schlimmsten Thaten und unedelsten Affecten das Ansehen der Gerechtigkeit und Gottseligkeit zu geben. Er siehet dort unzählbare Schaaren vor mißgestalteten Bildern als vor Göttern niederfallen, hier Völker von heidnischen Sitten den geheiligten Namen der Christen mißbrauchen, der im Himmel selbst nicht ohne Ehrfurcht ausgesprochen wird, dort Menschen in tödtlicher Wuth gegen Menschen ausziehen, um ein ehmals friedsames Gefilde mit Erschlagenen zu decken und den Strom, der es wässert, mit ihrer Brüder Blut zu färben; er siehet Regenten der Völker sich zu Tyrannen aufwerfen und die Würde, Väter der Menschen zu sein, verschmähen; er sieht, wie sie das Recht beugen, wie verächtlich die Thränen des Armen in ihren Augen sind, wie gelassen und unbesorgt sie der Verschlimmerung der Sitten zusehen, ja, sich selbst in jeder Untugend zum Vorbilde darstellen; er siehet den Redlichen gedrückt und den Verächter der Tugend an der Seite der Könige; er siehet den Geizigen, dessen steinernes Herz für das Elend seiner Mitgeschöpfe ohne Gefühl ist, für Nachkommen, die er noch nicht kennt, Gold auf Gold, vielleicht ihr Verderben, häufen, er sieht den Bösewicht in der Stille der Nacht mit tückischem Tiefsinn auf künftige Schandthaten sinnen, auf unmenschliche Rache oder den Fall der Un-

schuld oder auf eine andere That, die ein Teufel gethan zu haben wünschte; — der Ewige, der Heilige sieht es, da er mit dem gleichen Blick jede fromme That, jede Tugend und ihm nachahmende Bestrebung seiner guten Geschöpfe in tausend Welten und Himmeln bezeichnet. O Erde, Erde, ist es Wunder, daß Du vor diesem Blick erbebst und schwankest und erschütterst wie ein Sünder, der vor dem Richter der Welt steht, ein furchtbares Urtheil anzuhören!

Denn wie sollte der Herr der Schöpfung gleichgiltig sein können, wenn seine Geschöpfe sich selbst verderben, wenn sie seine liebreichen Absichten für sie hemmen, wenn eine ganze Welt von ihm abfällt? wenn Engel bestürzt auf den Schauplatz der Unordnung herabsehen und in tiefer, ehrfurchtsvoller Stille erwarten, daß der Ewige die Heiligkeit seiner Gesetze rechtfertigen werde? Nein, der König und Vater der Geister kann nicht gleichgiltig sein, wenn das Böse, welches in der Hölle allein herrschen sollte, in die Welten eindringt, die ein Schauplatz seiner Güte sein sollen. So klein und unwerth sind unsterbliche Seelen nicht in seinen Augen, daß er nicht Alles anwenden sollte, was Weisheit und Allmacht vermögen, um die Gefallenen zurückzubringen! Er ladet sie liebreich ein, er locket sie, er versucht sie durch unermüdetes Wohlthun aufzuwecken; und bleiben sie immerfort unbesonnen, so weckt sie die Stimme des Donners und des furchtbaren Sturms aus ihren Träumen, um sie auf neue Wohlthaten aufmerksam zu machen. — Bleiben sie aber dennoch unverbesserlich — was hindert es dann, daß das ernste Gericht, von tausend Todesengeln umgeben, von ihm ausgehe und die Welt von den Elenden reinige, welche zu verhärtet sind, durch Güte erweicht oder durch Drohungen erschreckt zu werden?

Hat Euch nicht, o Sterbliche, die Vertilgung der ersten entarteten Welt gelehrt, daß Euer Schöpfer auch der Aufseher Euerer Thaten und Euer Richter ist? Aber hat Euch nicht auch das ewig anbetenswürdige Wunder seiner Liebe, das hohe Geheimniß der Versöhnung, der Gottmensch, der für Euch am Kreuz blutete, um den Demüthigen, den Wiederkehrenden Gnade und den Sündern Raum zur Verbesserung zu erwerben, hat Euch dieses nicht auch überzeuget, daß Euer Richter ein Vater, und daß seine Gerechtigkeit Güte ist? — Liebte er uns nicht; wollte er nicht, daß auch die Menschen unter den Glücklichen sein sollten, die er mit Strömen von Freude tränket; hätte er

uns nicht Unsterblichkeit und Himmel voller Seligkeiten zugedacht: o, so hätte er die Erde, diesen Flecken, der die Schönheit seiner Schöpfung entstellt, längst hinweggewischt und den stolzen Wurm, der sich Mensch nennt, ob er gleich der Vernunft, die ihn zum Menschen macht, entsaget hat, den schwachen Wurm, der, von Unsinn trunken, seine Schwäche vergißt, wieder in sein Nichts zurückgeweht, aus welchem er ihn zu einem bessern Endzweck gezogen hatte. Aber seine unveränderliche Güte will die Erhaltung und das Beste seiner Geschöpfe! Könnte er uns hievon stärkere Proben geben, als er wirklich schon gegeben hat? Ihr Alle, denen die traurige Geschichte des Unsinns und der Schandthaten des menschlichen Geschlechts bekannt ist, bezeuget die Wahrheit, daß nur eine unendliche Barmherzigkeit so verkehrte Geschöpfe dulden konnte, wie die Menschen sind, die diesen Erdball so viele Jahrhunderte durch entehret haben! — Hat er nicht demungeachtet der Natur geboten, uns zu dienen? läßt er nicht die Alles beseelende Sonne über uns aufgehen? krönt er nicht das Jahr mit seinem Segen? Und auch dann, wenn er uns züchtiget, wenn er den Himmel verschließt, wenn er durch furchtbare Gewitter die blühende Hoffnung des Landmanns darniederschlägt oder durch donnernde Stürme den goldnen Raub der Gewinnsucht im Meer versenkt, auch dann ist er gütig, daß er unsern Uebermuth demüthigt, unsre muthwilligen Begierden einschränkt und uns erinnert, daß die Natur wenig bedarf, und daß wir mehr als nur den Leib zu besorgen haben. Und wie gütige Anstalten hat nicht seine Vorsicht für unsern bessern und unsterblichen Theil, für unser wahres Selbst gemacht! Hat er nicht in alle Theile des Erdbodens Weise gesandt, Geister, die, von einer brennenden Liebe zur Wahrheit getrieben, die Natur selbst und die ewigen Tafeln ihrer Gesetze um Rath gefragt und dann als die wahren Genii und Führer des menschlichen Geschlechts den verwilderten Völkern Gesetze gegeben, sie Ordnung und Sitten gelehrt, einer jeden Art von Menschen ihre Pflichten vorgeschrieben und die Könige im Regieren wie die Unterthanen im Gehorchen unterwiesen? Hat er nicht erfindsame Geister erweckt, welche uns mit nützlichen Künsten beschenkt und uns gelehrt, wie wir uns die Werke der Natur zur Erhaltung, zur Bequemlichkeit und zur Ergetzung aufs Beste zu Nutz machen sollten? Hat er nicht, so oft Finsterniß und Barbarei die Völker bedeckten, heldenmüthige Seelen mit

göttlicher Stärke angezogen, sich dem Strom des Aberglaubens, der Vorurtheile und der Dummheit zu widersetzen, die Rechte der Vernunft und Wahrheit zu behaupten und ganze Völker von der allerelendesten Art der Sclaverei in eine Freiheit zu versetzen, die nur durch Weisheit eingeschränkt ist? Hat er nicht, so oft ein Volk durch die Schuld heilloser Regenten, die Andre nicht regieren konnten, weil sie nicht sich selbst regieren gelernt hatten, in Zerrüttung und an den Rand des Verderbens gerathen, Helden mit den erhabensten Talenten und mit den edelsten Gesinnungen aufgestellt, welche, ihm nachahmend, dem Uebel gesteuert, die Ruhe und Ordnung wiederhergestellt und den Grund zum Wohlstand noch entfernter Jahrhunderte gelegt haben? Ja, stellt er uns nicht in jedem Stand dieses Lebens unaufhörlich Vorbilder dar, die uns in der Ausübung zeigen, was die Weisen in Reden und Schriften lehren? Sind nicht Alles dieses Wirkungen der göttlichen Vorsicht, die aufs Deutlichste zu erkennen geben, daß der oberste König der Geister die Erde, diese kleine Provinz seines unermeßlichen Reichs, nicht verabsäume, und daß er nie ermüde, die Undankbaren durch wohlthätige Einflüsse seine Oberherrschaft empfinden zu lassen?

Und ist dieses Alles? War es ihm genug, durch gewöhnliche Wege uns von seiner Vorsicht, von seiner Güte zu überzeugen und uns aus dem Elend, in welches uns Thorheit und Leidenschaften verwickeln, in den glücklichen Stand zu setzen, der aus unsrer Uebereinstimmung mit der Natur und seinen Absichten entsteht? Nein, so theuer sind wir ihm, daß er den Himmel selbst öffnete und seinen göttlichen Sohn, das ewige und vollkommne Ebenbild seines Wesens, Den, durch welchen er alle Dinge schuf, und den er zum Haupt aller Engel und zum Beherrscher aller Welten setzte, zu uns herabsendete, uns — durch Wunder, die von einer wohlthätigen Allmacht zeugten — durch eine Lehre, deren Göttlichkeit Alle, welche sie annehmen, erfahren — durch ein Leben, das alle seine Lehren bekräftigte — durch einen Tod, der uns den Tod zum Eingang ins wahre Leben macht — und durch eine Auferstehung und Erhöhung, die unsern Glauben befestiget und allen seinen Verheißungen eine göttliche Unveränderlichkeit giebt — uns durch dieses Alles zu Gott zurückzuführen, den wir als unsern Schöpfer nicht erkennen wollten, und von dem wir uns durch unsre Untugenden geschieden hatten. O geheimnißvolle, anbetungswürdige

Liebe, wer kann Deine Tiefen ergründen? Engel gelüstet, in dieses Geheimniß einzuschauen, Engel stehen in tiefer Entzückung und Erstaunen über Deine Offenbarungen und beten den Erbarmer der Menschen an — den Richter, der zu gleicher Zeit die Gefallnen begnadigt und seine Heiligkeit, sein unveränderliches Mißfallen an der Unordnung auf die allernachdrücklichste Weise offenbart.

Was war seine Absicht hiebei anders, als die Schuld von einer sündigen Welt abzuwälzen, das erloschene Bild der Gottheit in jeder Seele wieder zu erneuern, die entflohene Unschuld in paradiesischer Schönheit wieder zu uns zurückzuführen, einen allgemeinen Frieden über die brüderlichen Menschen auszubreiten und die Harmonie zwischen dem Himmel und der Erde wiederherzustellen und in diesem Allem die große Wahrheit aufs Hellste zu offenbaren, daß seine Güte weise und seine Gerechtigkeit gütig ist! O selige, der Gottheit würdige Absichten! — Aber ach, was für verblendete Sinnen hat der Mensch, welche dieses himmlische Licht der Offenbarung nicht erleuchten kann, was für ein hartes Herz, welches Wunder der göttlichen Liebe nicht zerschmelzen können! Wie hart muß es sein, da es sich nicht einmal über sich selbst erbarmet! da er den glücklichsten Zustand verschmäht, der in seiner Gewalt ist — der Verblendete, der nach chimärischen Freuden sich müde rennet, und indem er nach dem Schatten schnappt, wirkliche Seligkeiten, die ihm Gott selbst vom Himmel zuführte, fahren läßt! — O Ihr Sterbliche, deren Herzen so leicht von jeder winkenden Wollust wie Wachs zergehen, seid Ihr nur für dasjenige unempfindlich, was allein werth ist, vernünftige Wesen zu rühren? Nein, Ihr seid nicht ganz unempfindlich; zuweilen erwacht noch ein dunkles Gefühl der Hoheit und Bestimmung Euerer Seelen; ja, es wallet auf und reißt Euch mächtig dahin, so lang sich die Offenbarungen der Gottheit wie sichtbar vor Euern Augen enthüllen und die Erde von einer stärkern Beweisung seiner Allgegenwart in Bewegung ist. Welche Schaaren flossen ehemals wie Wogen des Meers dem Kreuze zu, welches der göttliche Versöhner als sein Panier aufgestellt hatte! Wie viele Völker eilten, sich unter seinen sanften Scepter zu beugen! Wie Viele gaben mit Entzückung ihr Leben hin, um ihm die Dankbarkeit, von der ihr Herz zerfloß, zu zeigen, ob sie gleich selbst wußten, wie schwach dieses Opfer sei, welches mit einer unaufhörlichen

Seligkeit gekrönt werden sollte! — Aber wie bald sinkt diese himmelauf fahrende Flamme wieder! wie bald erkaltet dieser glühende Eifer! wie bald zieht der Leib den Geist wieder zu Boden, und wie schwach ist der Widerstand, den dieser thut! Wie gerne läßt er sich wieder von jeder Leidenschaft, wie Simson von der schönen Delila, binden, in thörichter Zuversicht, daß es in seiner Gewalt stehe, sie sogleich wieder zu zerreißen, bis sie ihm die Augen so verblendet hat, daß er sogar seinen verschlimmerten Zustand nicht gewahr wird! — So groß die Veränderungen waren, welche die Religion Jesu auf dem Erdboden machte, so schnell fielen die Menschen wieder in ihren alten Zustand zurück. Ihre auf kurze Zeit vertriebnen Leidenschaften schlichen sich wieder ein und schienen, nachdem sie die Herrschaft wieder an sich gerissen, nur desto heftiger zu wüthen. Welch ein Abgrund von Unordnung ist nachher viele Jahrhunderte lang diese Welt gewesen! Welchen Schandthaten hat die Sonne vorleuchten müssen, und für wie viele derselben mußte die Religion selbst die Larve sein! Seitdem wir diesen Erdball bewohnen, o, durch wie manchen Labyrinth von Thorheit hat der große Haufe der Menschen hindurchgetrabet! Bald deckte eine siebenfältige Nacht der Dummheit die Länder, wo ehedem die göttliche Weisheit gethronet hatte; bald fachte ein Geist des Abgrunds einen wilden fanatischen Eifer unter Brüdern an und waffnete Christen gegen Christen, einander zur Ehre Gottes abzuschlachten. Bald setzte der Ehrgeiz eines einzigen nichtswürdigen Tyrannen die halbe Welt in Verwirrung; bald schläferte ein übel gebrauchter Friede die bethörten Völker in den Armen der schwelgenden Wollust ein! Wohin wir zurücksehen, sehen wir in die Geschichtbücher der Schande des menschlichen Geschlechts. Aber wo sollen wir uns hinwenden, um dem widrigen Anblick unsrer Zeiten auszuweichen, eines Jahrhunderts, in welches die Thorheiten aller übrigen sich ergossen zu haben scheinen? O meine Seele, in was für Tage bist Du gerathen! Wie oft beklagst Du mit unmächtiger Wehmuth im Verborgnen das Elend Deiner Mitgeschöpfe, die, vom Kelch des Unsinns trunken, so nahe am Rande des Verderbens taumeln! Die Elenden sind so krank, daß sie über Diejenigen spotten, die mit besserm Recht über sie weinen möchten. O, wie ganz hat uns ein Geist des Leichtsinns und der Thorheit berauscht! Witz ist unsre Vernunft, Witz ist in den Augen der heutigen Welt der höchste Verdienst eines

Menschen, und man vergiebt dem Spötter der Religion selbst, weil er scherzen kann. Alle edlern Gesinnungen werden von dieser allgemeinen Eitelkeit verschlungen. Mäßigkeit wird für eine Tugend des Dürftigen gehalten; jede von den königlichen Städten, welche als die Vorbilder der übrigen durch Ordnung und wahrhaftig edle Sitten über andere hervorglänzen sollten, ist ein Stall der Circe, ein Tempel der Schwelgerei, wo Laster, die den Menschen zum Scheusal machen, mit wetteiferndem Ehrgeiz ausgeübet und ganze Hekatomben von Seelen dem Satan aufgeopfert werden, der hier, statt die Menschen wie vormals zu schrecken, in einer reizenden Gestalt auf dem Throne sitzt und zu Freuden einladet, die sich schon in diesem Leben in Gift verkehren und ihre Strafe nach sich ziehen. Wann ist es jemals mehr Mode gewesen, die Religion, ihren Stifter und ihre seligsten Wahrheiten gleich Grillen schwärmerischer Köpfe zu verspotten, als jetzt, da Könige selbst die Spötter in ihren Schutz nehmen? Wann ist jemals, auch bei Denen, die keine erklärte Feinde des Christenthums sind, die Gleichgiltigkeit gegen die Religion allgemeiner gewesen? Wann hat man jemals weniger eine Vorsehung, eine Ewigkeit, einen Richter geglaubt? Niemals, es wäre denn zu den Zeiten Noah, da der Geist der Menschen ganz im Fleisch versunken war und der Prediger der Gerechtigkeit verlachet wurde; da Henoch, eh ihn der Ewige hinwegnahm, um ihn von dem Anblick der zerrütteten, mit Schande prahlenden Welt zu erlösen, noch vorher mit prophetischer Stimme ausrief: „Siehe, der Herr kommt, er kommt von heiligen Myriaden umgeben, über Alle Gericht zu halten und alle Gottlosen wegen jeder Gottlosigkeit zu strafen, die sie gegen ihn gesündiget hatten, und wegen aller Lästerungen, welche die Verruchten gegen ihn geredet hatten.“ — Ist nicht dieses eine zweifache Prophezeihung? Ja, ja, die Zeit ist bald zu der großen Revolution gereifet; — er nähert sich, er nähert sich, der entscheidende feierliche Tag des zweiten großen Gerichts; der Richter schreckt uns schon von ferne! Solche Tage, wie diese sind, sagte er, da er noch bei den Seinigen auf Erden war, würden ihn zum zweiten Mal auf die Erde herabrufen, in der furchtbaren Gestalt eines Weltrichters, den Verkehrten das Urtheil zu sprechen, den Verhärteten, deren Herz er nicht gewinnen konnte, da er als der Freund, als der Erbarmer der Menschen auf Erden wandelte, und die sich durch die süße Stimme, welche Friede und Selig-

keit verkündigte, nicht überreden ließen, sich seinen leichten, wohlthätigen Gesetzen zu unterwerfen. So gewiß als er, der am Kreuz für Alle, die an ihn glauben, eine ewige Versöhnung stiftete, von den Todten auferstanden und über alle Himmel aufgefahren ist, den göttlichen Scepter über die ganze Welt der Geister zu führen; so gewiß die Worte Dessen sind, dessen Stimme die Welten aus dem Unding hervorrief; so wahr der Ewige weise und gütig ist: so gewiß wird er in der Herrlichkeit des Vaters wiederkommen, Gericht zu halten und die Heiligkeit des Königs der ganzen Welt zu rechtfertigen, der die Sünder nur so lange in dem Umfang seiner seligen Welten dulden kann, bis sie genugsame Proben abgelegt haben, daß sie unverbesserlich sind.

O, träume nicht länger, sorgloser, unbesonnener Mensch! Schlummert nicht länger, Ihr Völker, nnd lachet nicht der fernen Gefahr! Lachet nicht der Stimme, die Euch weckt! — Wehe dem Sclaven des Lasters, der sich schämet, vor Gott zu zittern! der mit einer Ruhe, die nur den Tugendhaften, die nur dem Christen ansteht, die nur der Christ wirklich fühlen kann, den Schrecknissen Gottes zusehen will! Glücklich, wer alsdann, wenn die Sphären über seinem Haupte verlöschen, mitten unter den Trümmern der einstürzenden Welt unerschrocken dem großen Ruin entgegenlächeln kann! Die Thoren vor der Sündfluth lachten auch von Wollust glühend beim rosenbekränzten Becher; sie lachten einer angedrohten Sündfluth, die ihre lustigen Weisen für unmöglich hielten, bis die strafenden Wogen daherrauschten und jeden bestürzten, bebenden Sünder fortrissen, indem er vergeblich in sclavischer Angst seine heuchelnden Arme gen Himmel streckte, gleich als ob sich der Unendliche durch eine erzwungene Demüthigung bestechen lassen würde.

Soll dieses große Exempel kein Gewicht auf uns haben, weil es alt ist? Wähnet der Sünder, der gedankenlose Mensch, der die Wichtigkeit seines Daseins nie bedenkt, der Ewige sei eingeschlummert, oder er habe seine Denkart geändert und sei durch die anhaltende Verkehrtheit der Menschen genöthiget worden, nachzugeben und ihre Laster als Schwachheiten der menschlichen Natur zu übersehen? O, gewiß, der größte Theil der Menschen schmeichelt ingeheim seinem verderbten Herzen mit diesen Gedanken, deren Süßigkeit ein tödtliches Gift verdeckt! Sie wissen nicht, daß die Gottesleugnung selbst nicht gottloser ist als solche Gedanken. Sie sind, ohne es zu mer-

ken, Abgötter, die sich selbst einen Gott in ihrer Phantasie bilden, wie sie ihn wünschten, einen Gott, der gut ist, ohne weise zu sein. Sie verachten einen Menschen, der ohne Verstand gut ist, der nicht unterscheiden kann, der seine Güte nicht nach dem Werth der Objecte abwiegt; aber sie verehren einen solchen Gott. Sie wünschen, daß Derjenige, der allmächtig ist, nicht weise, nicht heilig, nicht gerecht wäre; daß er nur gut wäre, um ihre Sünden nicht zu sehen oder doch für Kleinigkeiten zu halten, wie unbesonnene Eltern die unartigsten Ausschweifungen ihrer Schooßkinder Lebhaftigkeit nennen.

Sehet Ihr nicht, daß es besser wäre, Ihr bautet die Altäre der Götzen wieder auf, die Eure barbarischen Vorfahren angebetet haben, als daß Ihr von dem Unendlichen so unwürdige Begriffe heget und ihn durch Euer Leben zu etwas weniger als einem Jupiter macht? O, wie schwer liegt die Thorheit auf Euerm Gehirne, daß Ihr, anstatt Euch nach dem Sinne Gottes zu bilden, Gott selbst nach Euerm Unsinn bilden wollet! Damit Ihr ungerecht und boshaft sein könnet, soll er gütig sein; damit Ihr Euern vernunftlosen Begierden, Euern wilden Leidenschaften ungehemmt gehorchen könnet, soll er seiner Weisheit vergessen, seine ewige Liebe zur Ordnung abändern und seine heiligen, gerechten, untadeligen Gesetze Eurer Verachtung preisgeben? — Ihr zittert, ich weiß es, Ihr zittert vor diesen Gedanken; Ihr erschrecket vor ihrer abscheulichen Gestalt, da sie aus der Finsterniß Euers sich selbst betrügenden Herzens ans Licht hervorgezogen werden. O, schämet Euch, sie für die Eurigen zu erkennen, stoßet sie von Euch, oder erkläret Euch lieber öffentlich als Götzendiener: Eure Verdammniß wird erträglicher sein! Erkennet, daß Gott gerecht ist; erkennet ihn als den Aufseher und Richter Euerer Thaten, damit von der Last Euerer Verbrechen wenigstens die Lästerung seiner Heiligkeit abgewälzet werde!

Ist er aber gerecht, warum sollte der Sünder nicht zittern, der Sünder, dessen Tage gezählt sind, der nicht weiß, ob sein Todesurtheil ihm noch eine Stunde verzögert sei, den eine jede Minute näher zum göttlichen Richterstuhl fortzieht? O, er muß zittern, sobald er sich besinnt; seine Glückseligkeit, wenn er anders sich glücklich hält, ist ein Traum eines Fieberhaften, der, indem die Krankheit wüthet, gesund zu sein meint. Sobald er erwacht, muß er erzittern; Finsterniß und Dunkel muß auf seine Seele fallen, und tausend Schreckbilder, Kinder

seiner gerechten Furcht, müssen sein Herz ängstigen. Denn sein Gewissen donnert ihm zu, daß er den Anblick des Richters scheuen muß, den Anblick, welcher die Seligkeit der Gerechten sein wird. O Ihr, die Ihr dieses und mehr, als ich beschreiben kann, empfindet, wenn Ihr an den großen Tag denket, der sich uns mit feierlicher Langsamkeit, aber allzu schnell für Euch nähert — was wollet Ihr thun? Eure Seele bebet von jedem quälenden Gedanken zurück. Wo wollet Ihr hinfliehen? wohin, daß Euch Euer Gewissen und der Richter nicht finde? — in den Schooß der Wollust, in die bezauberten Gefilde der Ueppigkeit, die Euch aus ihrem Taumelkelch ein kurzes Vergessen Euer selbst zu trinken giebt? Oder wollet Ihr Euch, um die ernsthaften Gedanken zu verdrängen, mitten unter ehrsüchtige oder geldgeizige Sorgen stürzen? Soll Euch eine schwärmende Gesellschaft wieder fröhlich lachen, oder wollet Ihr etwa zum Unglauben Eure Zuflucht nehmen und den Gott verspotten, dessen Heiligkeit Ihr fürchtet? Wisset Ihr kein bessers, dauerhafters, zuverlässigeres Mittel für den heilsamen Schrecken, dem Ihr zu entfliehen suchet? O, möchten Euch die Gedanken, die Ihr fürchtet, verfolgen, wo Ihr Euch hinwendet; möchte die Gestalt des Todes und des nächtlichen Grabes Euch so lange ängstigen, möchten die Schrecknisse des großen Gerichts Eure bebenden Seelen so lange erschüttern, bis Ihr zu ihm selbst Eure Zuflucht nehmet, der, ungeachtet Ihr ihm ungetreu waret, doch Euer Schöpfer und Vater ist! so lange, bis Ihr Euch in heiliger Traurigkeit vor ihm demüthigtet und erkenntet, daß es die höchste Unseligkeit ist, ihm zu mißfallen und die Pflichten zu übertreten, die uns seine weise Güte auflegt, Pflichten, die sich auf Gesetze gründen, welchen alle Engel gehorchen, ja, die Gott selbst, der keinen Höhern über sich hat, aufs Genaueste erfüllet, weil er sie für die besten erkennet, so lange, bis Eure mit sich selbst kämpfende Seele, von seiner Gnade unterstützt, siegreich den Entschluß faßte, die Wege der Eitelkeit und Ungerechtigkeit zu verlassen, die Leidenschaften in Euch und die Gegenstände außer Euch, die Euch bethört hatten, zu überwältigen und Euere ganze Denkart, Euere Sitten, Euere Neigungen, Euer ganzes Leben nach seiner Vorschrift umzubilden! Nur diese Veränderung kann Euch von jener sclavischen Furcht befreien, die Euch vor Gott beben macht, und die Euch die bessere Hälfte Eurer Existenz, die Aussicht in die Zukunft, raubt, welche nur dem Tu-

gendhaften, dem Christen erlaubt ist. O selige Unschuld, Du allein darfst Dein Haupt emporheben; Du zitterst nicht vor dem rächenden Donner, Du siehest Berge wanken und Sterne vom Pol stürzen und freuest Dich dem kommenden Richter entgegen, der Dir vor dem Angesicht aller Geister Zeugniß geben wird! Jetzt wirst Du zwar oft von verblendeten Menschen verkannt, angeklagt und verurtheilet; aber dann wirst Du in Deiner eignen paradiesischen Schönheit vor die Augen der Engel, vor den Thron Deines Schöpfers selbst treten und mit unsterblicher Ehre gekrönet zu seiner Rechten stehen, wenn die Gewaltigen bald vor Scham glühen, bald vor Schrecken erstarren und ehmals stolze Könige das Glück des Wurmes, der den Staub leckt, beneiden werden. O, denket mit Ernst an diesen entscheidenden Umstand, Ihr Sterblichen! Was hülfe Euch die Gewährung aller Eurer wollüstigen oder gewinnsüchtigen Wünsche? Und wenn Ihr die bezauberten Gärten der Armide, wenn Ihr die Schätze des lydischen Königs und die unbegrenzte Macht des Cäsar's tausend Jahre, oder lasset es tausendmal tausend Jahre sein, wenn Ihr sie diese ganze Zeit durch ungestört genießen könntet, mit der Bedingung, an dem letzten der Tage, wenn die Zeit abgethan wird, wenn ein neuer Himmel und eine neue Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnet, erschaffen werden soll, und vor der Versammlung aller Geister zu zittern, von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen und, mit ewiger Schmach bedeckt, weit von den Gegenden des Lichts und der Wonne verbannet zu werden: würdet Ihr jene armseligen Güter so theuer erkaufen wollen? Wolltet Ihr, um Euch in thierischen Wollüsten eine Zeit lang zu berauschen, den unbegrenzten Seligkeiten der himmlischen Geister absagen? Wolltet Ihr, um eine Zeit lang von dem großen Haufen der Thoren bewundert, angebetet und gefürchtet zu werden, Euch der Ehre begeben, am feierlichsten aller Tage von dem Unendlichen selbst öffentlich gebilliget zu werden? Ja, Ihr fühlet es, daß nur ein Unsinniger einen solchen Tausch treffen würde. Wenn ein Lasterhafter, der seine Seele vielleicht um einer nichtswürdigen Wollust oder einer elenden Handvoll Silbers willen aufopfert, Welten damit gewinnen könnte, daß er sich eine Last von Verschuldungen auf den Tag des Gerichts häufte, würden nicht ganze Welten gegen einen solchen Schaden Staub sein?

Was verblendet uns denn, oder welch ein feindseliger

Dämon umnebelt unsre Seelen, daß wir nicht anders leben, als ob diese wenigen Jahre, da wir hier geprüfet werden, unser Alles und die Ewigkeit ein Traum wäre? Was für eine unselige Ursach hindert uns, das Leben als eine ernsthafte Sache zu behandeln und unser Auge auf den großen Auftritt zu heften, dem wir jede Stunde näher kommen? Was anders als die sinnlose Phantasie, die Mutter alles Selbstbetrugs, die uns alle Dinge in einer falschen Gestalt und Stellung zeiget, und die das Künftige so weit von uns entfernt, als ob es nie würde gegenwärtig werden? Ach, sie allein ist es, die uns jede Uebertretung als angenehm und jedes Gesetz des Schöpfers als ein hartes Joch vorstellet; sie verkleinert unsre Verbrechen in unsern Augen, sie entschuldigt sie; sie hat jenen Götzen erfunden, der so gut ist, daß er auch Unordnuug und Bosheit dulden kann; sie wieget die betrognen Seelen mit ihrem Sirenenlied ein, vor welchem die Stimme der Wahrheit, so laut sie auch ruft, nicht zu ihnen dringen kann. Aber ach, Ihr betrognen schlummernden Seelen, wenn Euch die Posaune des Gerichts wecken wird, welch eine Verdammniß wird es für Euch sein, wenn Ihr dann fühlen werdet, daß die einzige Ursache Euers Verderbens ein Betrug der Phantasie ist, den Ihr so leicht hättet zerstreuen können!

Der große Tag, der die Ordnung in dem Reiche des Ewigen wieder herstellen wird, verzögert — Soll uns dieses leichtsinniger und verwegner machen? Ist nicht eben diese Verzögerung der stärkste Beweis, daß der Schöpfer zum Verurtheilen genöthiget werden muß, und daß nur unsre Unverbesserlichkeit seiner Güte Grenzen setzt? Noch ist es Zeit, daß jeder Abtrünnige umkehre und jeder stolze Verächter seiner Ordnung sich demüthige. Noch ladet er, dessen Vorschriften selbst nur unsre Glückseligkeit zum Zweck haben, uns durch Wohlthaten ein; noch ist es in unsrer Macht, glücklich zu werden; denn noch haben wir Raum zu einem weisen und tugendhaften Leben. — Aber seine Wohlthaten schläfern die unachtsamen Menschen nur noch mehr ein. So unwürdig sind die Begriffe der meisten Sterblichen von Gott, daß er die Natur erschüttern und mit einer allgemeinen Zerrüttung drohen muß, um sie aufmerksam zu machen. Sie erkennen in den Ausflüssen seiner Güte die Spuren Gottes nicht; nur die furchtbaren Wirkungen seiner Macht machen sie fühlen, daß sie von einem Höhern abhängen. Sie wollen Gott nicht lieben,

aber sie wollen wie Sclaven vor ihm zittern. So war ehmals das auserwählte Volk geartet, und so ist auch die heutige Welt. Der Ewige läßt sich zu diesen Halsstarrigen herab und redet in feurigen Wettern mit ihnen oder macht die Grundfeste der Erde wanken und sendet seine Gerichte über einen Theil des Erdbodens aus, um den übrigen ein Beispiel zu geben, daß er nicht auf immer verzögre. Er, dem die Natur gehorcht, dessen Befehle der Sturmwind ausrichtet, und auf dessen Wink die strafenden Elemente warten, er befiehlt bald den Fluthen, sich aufzuthürmen und ein Land von seinen verkehrten Bewohnern rein zu waschen, bald den Flammen, sie zu verzehren, bald der Erde, die müde ist, ihre schändliche Last zu tragen, unter ihnen einzustürzen, um die übermüthigen Rebellen auf die fühlbarste Art zu lehren, wie schwach und gebrechlich sie sind, und wie benöthigt sie der Güte des Herru sind, deren sie sich unwürdig machen.

Wie stolz erhebet jene Königsstadt ihre glänzenden Thürme in die Wolken! Welch ein unzählbares Volk wimmelt in geschäftiger Verwirrung auf ihren Straßen! Wie laut schallet an allen Orten die Stimme der Fröhlichkeit! Die Wollust und die Gewinnsucht haben hier ihr Theater aufgerichtet. Sich belustigen, ist das einzige Geschäfte der Reichen; sich bereichern, ist die einzige Bemühung der Armen, um alsdann zu der Glückseligkeit zu kommen, die sie an den Reichen beneiden. Der Aberglaube, der gräuliche Götze, der nur mit Blut der Menschen versöhnt wird, hat hier seinen Tempel. Hier verzehrt ein wollüstiges, müssiges Volk in geheiligtem Gewand, und dem eiteln Dienste falscher Götzen gewidmet, die besten Früchte der Erde; hier schmiedet der Ehrgeizige künstliche Ränke, um einen Freund zu verdrängen oder sich auf den Ruin eines gestürzten Feindes zu erheben. Hier geizet der Wucherer nach den Schätzen Indiens, um reich zu sterben oder seinen übel gezognen Nachkommen unerschöpfliche Mittel zur Schwelgerei zu lassen. Der Ueberfluß hat diese Menschen sicher und ausgelassen gemacht; der weichlich gepflegte Leib hat den Geist niedergedrückt und eingeschläfert. Ihr höchster Stolz ist, zu schimmern und mit einem erborgten Glanz die Augen des Pöbels zu blenden; ihr höchster Wunsch ist, ihre Nerven zu kitzeln. Die Kunst, welche nie sinnreicher ist, als wenn sie der Ueppigkeit dienet, versiehet sie mit Allem, was die Augen ergetzen, das Gehör entzücken und die feurigste Lüsternheit der Sinnen reizen kann.

Das Meer wälzet ihnen aus entfernten Ländern Gold und Wollust zu. Wie freudig ist die Gestalt dieses Volks! wie glücklich scheinen sie einem Auge, das nach dem ersten Anblick urtheilet! Aber viel anders urtheilet Der, welcher die Bestimmung seiner Geschöpfe kennt und nach ihrer Uebereinstimmung mit seiner Absicht ihren Werth abwiegt! Er zählet die Laster, welche sie begehen, und die Tugenden, welche sie unterlassen; er siehet den Mißbrauch seiner Gaben und höret die Seufzer der Natur unter dem Joch der Eitelkeit. Er sieht, wie die Menschen vergessen, daß sie nur hieher gesetzt sind, durch Uebung ihrer Pflichten seine Geschäfte auszurichten und sich zu einem himmlischen Leben vorzubereiten; er siehet, wie sie mit allen ihren Begierden in diesem irdischen Boden eingewurzelt sind und sich anschicken, ihre Ewigkeit in diesem Leben zu genießen. Sein umschauender Blick sieht die allgemeine Verderbniß der Menschen, und wie Völker mit Völkern in Thorheit und Lastern eifern. Indessen eilet der furchtbare und so wenig gefürchtete Tag, dessen plötzlich überfallende Gegenwart keinen Raum zur Besserung übrig lassen wird. Wie gütig bist Du da, o Richter der Welt, daß Du uns nicht ungewarnet, nicht unaufgeweckt überfallen willst! Du erschütterst den Erdkreis, und seine Einwohner beben. Dein Gericht stürmt auf einen Theil desselben mit allen seinen Schrecknissen zu. Unvermuthet trifft sie Deine Hand, so unvermuthet, wie uns der letzte der Tage überschleichen wird. Plötzlich erzittert der Boden unter ihren Füßen, die vergeblich festen Gewölbe wanken über ihren Häuptern und fallen unter den wiederholten Stößen ein. Die überraschten Menschen stehen, wie vom Donner gerührt, in Betäubung und Schrecken verloren — dann erhebt sich, indem die wankenden Mauern rings umher einen ungeheuern Fall drohen, ihr klägliches Geschrei; sie glauben, das Ende der Natur sei gekommen, und die unermeßlichen azurnen Gewölbe des Himmels selbst fallen zerschmettert herab; schon hören sie in fanatischer Angst die Stimme des Donners und die Posaune des Todesengels; schon rauschen die Schrecknisse Gottes auf Flügeln des Sturms daher; schon sehen sie den Himmel in Flammen — dann erhebt sich von Neuem ihr sclavisches Geheul, bis ein zweiter Stoß dem wilden Tumult ein Ende macht und ganze Schaaren mit Schutt bedeckt. — Welch ein Anblick! wie ängstlich bebt mein Geist, der der schrecklichen Scene nur von Ferne zusieht! Wem bricht nicht das Herz

beim Anblick der Leiden seiner Brüder, und wenn sie auch verdient sind? Wen rührt nicht ihre Todesangst und der Sterbenden Winseln und das Heulen der wilden Verzweiflung und die hilflose Verwirrung der Unglücklichen, die dem gewissen Tod entfliehen wollen? Ach, schone, Du Richter der Welt! schone der Elenden, die Du zur Glückseligkeit schufest! — Aber Dein weiser und gerechter Rathschluß stehet fest, Deine Schrecknisse sind über sie gekommen, Deine Hand ist über sie ausgestreckt; wer wird sie zurückhalten? Der Tod hat den Fliehenden den Weg verzäunt; wo sie hinsehen, sehen sie Verwüstung um sich her und Untergang über ihren Häuptern! Marmorne Paläste, die für die Ewigkeit gebaut schienen, stürzen um und vergraben ihre Bewohner mit ihren Thaten. Goldene Tempel sinken mit ihren Götzen ein und bedecken ihre abergläubischen Anbeter. Das rollende Getöse des schrecklichen Ruins, mit dem Geschrei der Elenden entsetzlich vermischet, zermalmet jede Seele, ehe noch ihr Leib zermalmet wird. Ein einziger Augenblick hat ihre Augen geöffnet; ein furchtbares Bewußtsein wacht in ihr auf; sie sieht plötzlich in die dunkle Ewigkeit, sie sieht das furchtbare Blitzen des Gerichtstuhls und den tödtenden Ernst im Auge des unerbittlichen Königs! Diese Aussicht löschet alle andre Angst in ihr aus; der Sünder fleht der einstürzenden Last, seine Seele mit dem Leib auf ewig zu bedecken. — Zittre weg, mein Geist, vor dem erschrecklichen Anblick der Verzweiflung! Aber wohin, wohin soll ich fliehen, daß ich nicht vor Mitleid und Ensetzen still stehen müsse? — Hier treibt die Todesangst einen verwirrten Haufen in wildem Gedräng' durch den Schutt eingestürzter Gebäude; Schrecken und unsäglicher Schmerz zerreißt jedes Gesicht! Viele fallen vor Unmacht hin, da Andre, von fallenden Mauern zerquetscht, heulen und die Uebrigen wie steinerne Bilder, von dem entsetzlichen Anblick erstarrt, stehen bleiben und fühllos den Tod erwarten, dem sie zu entfliehen verzweifeln. In einer andern Gegend, wo die Verwüstung noch weniger gewüthet hat, stürzt sich eine Menge, die der Schrecken blassen Gespenstern ähnlich gemacht, aus ihren wankenden Häusern, um sich unter den freien Himmel zu flüchten; Einige eilen, nur für sich selbst besorgt; Andere verzögern, um das, was ihnen am Theuersten ist, zu retten. Aber umsonst! Umsonst flieht die zärtliche Mutter mit dem weinenden Säugling im Arm, von trostlosen Kindern umgeben, die sich an sie anhängen und bei ihr die gewohnte Zuflucht suchen;

umsonst nimmt der fromme Sohn den betagten halbtodten Vater auf seine Schultern; die herabhangende Last schlägt sie zu Boden und begräbt sie unter einen Steinhaufen. Ein gleiches Schicksal überfällt den Geizhals, der (wer sollte es glauben?) zuerst an die Rettung seiner Schätze denkt; er bläst, unter den Trümmern zermalmet, seine verfluchte Seele aus; sie fliehet murrend in den Abgrund, ewig den Verlust ihres Goldes zu beklagen.

Wo ist jetzt diese prächtige Stadt, die vor wenigen Minuten so fest stund und keinen Unfall fürchtete? Wo sind diese künstlichen symmetrischen Steinhaufen, die der törichte Mensch seinem Stolz aufrichtet und Paläste nennt? Wo sind jene Thaten der unbesonnenen Fröhlichkeit und die glänzenden Wohnungen der hilflosen Götzen? Wo sind die Versammlungen der Wollüstlinge, welche die mitternächtlichen Stunden in unsinniger Fröhlichkeit vertanzten und von der Morgenröthe in schnöden Lastern entdeckt wurden? Wie schnell hat sich die Scene verändert! Wie schnell hat sie ein einziger zürnender Hauch des Allmächtigen umgekehrt! — Wo ich hinsehe, sehe ich Verwüstung und Tod unter den entsetzlichsten Gestalten; die Stadt, die von Bewohnern wimmelte, ist zur Einöde worden; ihre Jünglinge liegen unter dem Ruin begraben, und ihre Töchter hat der Tod in der Blüthe erstickt. Ein gleiches Schicksal hat sie überfallen, ein einziger Streich hat ganze Schaaren zu Boden geschlagen. Wie wenig ahnte den ungewahrsamen Seelen von ihrem Verhängniß! Wie wenig dachten sie, weil das muntre Leben in ihren Adern wallte, daß sie die nächste Minute nicht mehr sein würden! Diese Ruinen verbergen tausend Arten von Sündern vor dem herabschauenden Himmel: Schwelger und Wucherer, schimmernde Thoren und ehrsüchtige Höflinge, wollüstige Priester und heuchlerische Heilige, Richter, die das Recht beugten, Lehrer, die ihre Reden durch ihr Leben widerlegten, Abgöttische und Ungläubige, alle Arten von Verbrechern liegen zerstreut unter einander; die äußerlichen Zeichen, wodurch der Sclave von seinen ebenso sclavischen Herren unterschieden wurde, sind dahin; Adel, Witz, Schönheit und Jugend sind keine Vorzüge mehr — sie wägen nichts auf der Wage des weisesten Geistes; er bestimmt den innerlichen Werth, und ach, wie Viele, wie Viele wird er zu leicht befunden haben! Ja, weine nur, meine Seele, beweine das Elend unsterblicher Seelen! laß Andre den

Verlust des Goldes und glänzender Kieseln klagen; klage Du über Deine unglücklichen Brüder, die ihre Seelen verloren haben! Der unersättliche Geiz wird bald wieder neue Schätze aus dem Bauch der Erde hervorgraben; aber verlorne Seelen sind unwiederbringlich!

Bebend wende ich meinen Blick von den gräulichen Gesichten der Verwüstung weg; aber schon begegnet ihm eine neue Scene voll Jammer. Ich sehe ein großes Gefilde mit Flüchtlingen bedeckt, deren Wehklagen die Luft weit umher erfüllet. Hier haben sich die Uebriggebliebenen gerettet, die dem großen Ruin entronnen sind und sich noch aus dem Rachen des Todes errettet haben. Ihr hilfloser Zustand, die Angst, die noch in jedem Gesichtszug sichtbar ist, ihre trostlosen, verzweiflungsvollen Reden erschüttern von Neuem mein Herz. Tausend ungestüme Affecten zerreißen ihre Seelen; jeder schreckliche Anblick steht noch vor ihren Augen; sie stehen und schauen mit thränendem Blick in ihren blühenden Zustand zurücke; die Furcht, die grausamste aller Furien, vergrößert das Gefühl der gegenwärtigen Noth durch die Erwartung der noch künftigen Uebel. Wer könnte die Mannichfaltigkeit des Jammers dieser Unglücklichen erzählen? Jeden drückt seine eigene Last, Einige auch das gemeine Elend. Dort liegen, von unmächtigem Schmerz besiegt, Eltern, die ihrer Kinder beraubt worden; sie hassen das Licht und klagen sich selbst an, daß sie ein Leben zu retten geflohen sind, welches ihnen ihr Verlust unerträglich macht. Andre beweinen ihre Freunde; ihre aufgebrachte Einbildungskraft stellt ihnen das Schicksal derselben mit den entsetzlichsten Umständen vor — Sie sehen sie halb zerquetscht und kläglich winselnd unter einem Steinhaufen liegen oder einsam, in einem Ueberrest ihrer Häuser lebendig vergraben, vergeblich um Hilfe schreien, ja, zuletzt vor wüthendem Hunger ihr eigen Fleisch von ihren Knochen nagen, bis sie, von unsäglichen Schmerzen aufgerieben, dahinsinken. Kaum ist die wirkliche Pein quälender als solche Vorstellungen, die uns mit dem vielleicht nur eingebildeten Elend unsrer Freunde foltern. — Andere beklagen den Verlust ihres Wohlstands, ihrer Schätze, ihres prächtigen Geräthes und ihrer stolzen Wohnungen! Denn ach, nur allzu Viele haben den Gegenstand aller ihrer Begierden unter dem Schutt gelassen. Ihre dürftige Seele hat nichts in sich selbst, das ihr den Verlust auswärtiger Dinge ersetzen oder nur erleichtern könnte.

Der Wollüstige heult, daß er sich aller seiner Freuden beraubt sieht, der Reiche, daß der Gewinn so vieler Jahre, schlaflosen Nächte und Meineide dahin ist, der stolze Höfling, daß er sich jetzt mit dem ärmsten Taglöhner in einer Classe sieht. Mich dünkt, ich sehe das Bild der Hölle vor mir, deren höchste Qual darin besteht, daß die unheilbaren Seelen von Begierden zerrissen werden, die nicht mehr erfüllt werden können, und sich umsonst nach den Dingen sehnen, in denen sie ehmals alle ihre Glückseligkeit setzten. Bei dem allgemeinen Klaggeschrei ist der Neidische der Einzige, dessen Kummer mit einer unmenschlichen Freude vermischt ist, daß er auch Diejenigen unglückselig sieht, deren größerer Wohlstand oder Vorzug ihm vorher unerträglich gewesen war. — Eine übelbeschaffne, verdorbene Seele arbeitet sich ihr Elend selbst. Ihr Unsinn, ihre blinden, tobenden Leidenschaften, ihre verkehrten Einbildungen, die sie verhindern, die Sachen im rechten Licht anzusehen, dieses ist es, was sie unglücklich macht. Aber ob diese Beweinenswürdigen gleich den größten Haufen ausmachen, so sehe ich doch auch viele fromme, gutgeartete Seelen zerstreut, die zwar mit in das gemeine Schicksal verwickelt worden, aber nur damit ihre geprüfte Tugend in einem desto hellern Glanz hervorbreche; Seelen, welche in dieser Welt als Fremdlinge lebten und einem bessern Vaterlande zueilten; welche über dem Gefühl des Elends ihrer Nebenmenschen ihren eignen Uebelstand vergessen und mit ruhiger Ergebung auf die Güte und Vorsicht des Schöpfers, der sie noch in diesem Leben zurückließ, vertrauen. Der Ewige sieht mit väterlichem Blick auf sie herab und verschonet um ihrentwillen der Uebrigen. — Und sollte es nicht auch Viele geben, die durch diese starke Mahnung des Ewigen aus ihrem gefährlichen Seelenschlaf erweckt und zu einem Nachdenken veranlasset werden, welches auf den Ueberrest ihrer Tage einen glücklichen Einfluß hat? Der Anblick einer zerstörten Stadt ist die kräftigste Bußpredigt und eine reiche Quelle von moralischen und christlichen Wahrheiten. Wo können wir besser lernen, was die Güter dieser Erde werth sind, und wie viel wir uns auf die Dinge zu verlassen haben, die nur unsre eitle Phantasie zu Gütern macht? Wo kann der Thor, dessen einziges Geschäfte war, Gold auf Gold zu häufen, den innerlichen Werth dieses Koths, den er höher als seine Seele schätzte, besser kennen lernen? Wo lernen wir besser einsehen, mit welcher Weisheit uns unser himmlischer Lehrer

befahl, nach dem, was droben ist, zu trachten? Wo lernen wir besser, wie weislich er rieth, einen wohlthätigen und großmüthigen Gebrauch von unserm Ueberfluß zu machen, da wir nie sicher sind, wenn wir seiner mit viel wenigerm Vortheil und Vergnügen durch Zwang, nicht freiwillig beraubt werden? Und wo können diese übermüthigen Sterblichen, die von der Höhe chimärischer Vorzüge des Standes oder Reichthums auf die übrigen Menschen herabsehen, welche sich einzubilden scheinen, daß sie von einer edlern Ordnung von Wesen sind, deren hartes Herz unfähig ist, sich in die Stelle der Nothleidenden zu setzen, um der großen Regel Jesu zu folgen, welche uns befiehlt, gegen Andre zu sein, wie wir wünschen, daß sie gegen uns seien: o, wo können diese Uebelberichteten besser lernen, daß sie Menschen sind, und daß sie nicht werth sind, es zu sein, wofern sie nicht auch mit Andern wie mit Menschen umgehen, als vor den Ruinen einer zerstörten Königsstadt, auf einem Gefilde voll zitternder Flüchtlinge, wohin sich allerlei Arten von Menschen wie aus einem Schiffbruch gerettet haben, und wo das gleiche Gefühl eines gemeinsamen Elends allen Unterschied des Stands oder des Glücks aufgehoben hat; wo der Fürst, der vor wenigen Minuten so hoch über seine Sclaven erhaben schien, so dürftig ist als der Bettler, der um einen Bissen Brod flehet; wo die Großen, die Edlen, die Streitbaren ebenso unmächtig beben, ebenso bestürzt hin und her laufen, ebenso dringende Bedürfnisse fühlen wie die gemeinen Menschen? Wenn solche Erfahrungen nicht menschlich und weise machen, so ist die Verstockung oder der Leichtsinn unsrer Zeit unheilbar. Machen sie aber weiser (wie uns die Menschenliebe zu glauben befiehlt), o, wie nützlich wird das in seinen Folgen, was anfangs lauter Unglück schien, und wie deutlich fällt uns auch da in die Augen, daß die Gerechtigkeit Gottes allezeit gütig ist! Ja, gütig und väterlich beweisest Du Dich, o ewiger Vater der Engel und Menschen, auch wenn Dich die Widerspenstigen zu einer schweren Züchtigung nöthigen! Du liebest die Ordnung; aber diese Ordnung ist der Weg der Glückseligkeit. Deine Strafen sind nur stärkere Mittel zu eben dem Zweck, wozu uns Deine milde Güte bringen will. Es sind Wohlthaten, wenn wir sie Deiner Absicht gemäß brauchen. Wenn der Stolze dadurch gedemüthiget und der Unempfindliche menschlich wird; wenn der Wucherer die Schätze verliert, die

seine Seele in den Abgrund gezogen hätten; wenn der Eitle lernt, daß seine Begierden nur nach dem Schatten geschnappet haben; wenn jedem Thoren die Puppen genommen werden, mit denen er ein zu wichtigerm Gebrauch zugemessnes Leben durchgescherzt; wenn der Ungläubige vor Gott zittern lernt; wenn die lebhafteste Erfahrung von der Unbeständigkeit der irdischen Dinge Christen macht, welche sich entschließen, eine bessere Statt zu suchen und für die Ewigkeit zu leben; wenn Deine Gerichte, o Gott, die lauter Zorn zu sein schienen, so selige Folgen haben: o, wie könntest Du gütiger gegen Sünder sein?

„Gott ist die Liebe", sagtest Du, Unendlicher, von Dir selbst; welch eine unzählige Menge von Geschöpfen zeugen von dieser großen Wahrheit! Will der Mensch allein sie verleugnen? der Mensch, gegen den Du (ich sage nicht zu viel) noch mehr Liebe bist als gegen die Engel selbst! Denn wie viel und wie große Wunder hast Du von Anfang her gethan, uns abgefallene, verkehrte, undankbare Geschöpfe wieder in den Stand zu setzen, in welchem wir die Ausflüsse Deiner Liebe empfinden können! Alle Deine Wohlthaten und Gnaden, alle Deine Offenbarungen, Deine Gerichte selbst sind Seile der Liebe, womit Du uns wieder zu Dir ziehen willst, uns, die einer solchen überschwänglichen Barmherzigkeit so ganz und gar unwürdig sind; nicht unwürdig durch unsre Natur — denn die hast Du mit Deinem Bilde geziert, zu Deinem Anschauen bestimmt, ja, durch das anbetungswürdigste und allerseligste Geheimniß über alle Engel erhöhet —, aber unwürdig, weil wir unsre eigne Natur und die Würde unsrer Seele verschmähet haben. — Und wozu arbeitet die Allmacht Deiner Güte so unermüdet? Wozu ziehest Du uns mit so liebreicher Gewalt? Zu Dir, o vollkommenstes Wesen, zu Deiner Gemeinschaft, in welcher wir allein Ruhe und Seligkeit finden; welche die Erde zu einem Paradies und den Himmel zu einer ewigen Quelle göttlicher Freuden macht; zu Deiner Gemeinschaft, hier durch Glauben und Tugend, dort durch Dein Anschauen und eine viel reinere und vollkommnere Liebe, als die heiligste unter allen christlichen Seelen in diesem jetzigen Stand der Kindheit empfinden kann! O, daß doch diese Betrachtungen jedes Herz zerschmelzen, daß keine Seele muthwillig ihre Augen vor diesen Wahrheiten zuschließe, welche auch den blindesten Verstand erleuchten und den verstocktesten Bösewicht bekehren können!

Wisset Ihr, die Ihr Euch Christen nennt, daß es Unglauben, die verruchteste Art des Unglaubens ist, wenn Ihr die mächtigen Aufforderungen Gottes an Euch ihres Zweckes verfehlen lasset? Bethöret und betrüget Eure eignen Seelen nicht mit läppischen Einbildungen und dem einschläfernden Wahn, als ob natürliche Ursachen keine Werkzeuge Gottes, als ob der Donner nicht seine Stimme und eine Erderschütterung kein himmlischer Ruf an unsre Seelen seien! Der Schöpfer der Natur ist auch ihr einziger Beweger und Herrscher! Er macht die Erde erbeben und zittern; er erschüttert die Fundamente der Berge, der Sturmwind richtet seine Befehle aus; er donnert im Himmel und schießt seine Blitze wie Pfeile aus und schrecket die unmächtigen Menschen; er deckt den Grund des Erdbodens auf, er macht das brausende Meer aufschwellen; er gebeut den Elementen, sich gegen uns zu empören, nachdem wir uns lange genug gegen ihn empört haben! Und wozu, als daß alle Welt ihn fürchte und sich vor der Majestät des ewigen Königs demüthige. Alle seine Wege sind Wahrheit und Güte! Der Herr ist gerecht und gütig, darum lehrt er die Sünder seinen Weg. Er liebet die Gerechtigkeit, und die Erde ist voll seiner Güte. Die Himmel sind durch das Wort des Herrn gemacht und alle ihre Heere durch den Hauch seines Mundes. Alle Welt fürchte den Herrn! Alle, die auf dem Erdboden wohnen, sollen vor ihm zittern! Denn er spricht, so ist's geschehen; er gebeut, und es steht da. Er zerstöret die eitlen Anschläge der Völker; aber seine Absichten bleiben ewiglich und die Gedanken seines Herzens für und für. Selig ist das Volk, dessen Gott der Herr ist! Er schauet vom Himmel herab, er beobachtet alle Menschenkinder; von seinem unbeweglichen Thron sieht er auf alle Bewohner der Erde. Er hat ihrer aller Herzen gestaltet; er durchschauet alle ihre Werke. Einem König hilft nicht seine große Macht; den Gewaltigen errettet nicht seine Stärke. Der Herr wendet sein Antlitz gegen Die, welche Böses thun, daß er ihr Gedächtniß von der Erde vertilge. Sie werden zerstreut wie Spreu vor dem Wind, und der Engel des Herrn stürzet sie. Es ist um einen Augenblick zu thun, so ist der Gottlose nicht mehr; und wenn Du nach seinem Ort siehest, wird er nirgends vorhanden sein. Er giebt ihnen nach ihrem Thun und vergilt ihnen, nachdem sie verdienet haben. Denn sie wollen nicht Acht haben auf die Thaten des Herrn noch auf das Werk seiner Hände; darum wird er sie

zerstören. Aber Die den Herrn suchen, denen antwortet er. Der Elende rufet, und der Herr erhört ihn und hilft ihm aus allen seinen Nöthen. Der Engel des Herrn lagert sich her um Die, die ihn fürchten, und erlöset sie. Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist! Selig ist, wer auf ihn vertrauet!

Gedanken

über

den patriotischen Traum

von einem Mittel,

die veraltete Eidgenoßschaft wieder zu verjüngern.

1758.

Diese Schrift ist nur einmal gedruckt, Zürich 1758, 36 Seiten 8°. Druckort und Verleger sind auf dem Titel nicht angegeben.

Zu eben der Zeit, da ich diesen Plan der Presse überließ, kam mir eine Schrift zu Gesicht, die durch die Aufschrift: Patriotische Träume von einem Mittel, die veraltete Eidgenoßschaft wieder zu verjüngern, alle meine Aufmerksamkeit reizte. Ich empfand schon bei dieser Aufschrift ein lebhaftes Vergnügen, welches, wie ich bald bemerkte, aus einer gedoppelten Vorstellung entsprang. Ich erfreute mich darüber, daß die Zeit anzubrechen schien, in der sich außer Denjenigen, welchen das große Geschäfte, für den Staat zu sorgen, mit der Gewalt, die dazu nöthig ist, aufgetragen worden, auch andre Patrioten fänden, die durch Wege, zu denen ein jeder rechtschaffener Mann berechtiget ist, das Wohl des Vaterlandes zu befördern suchten; und ich hoffte, vermittelst ihres Exempels könnte es endlich noch wol dazu kommen, daß ein jedes Glied der menschlichen Gesellschaft seine Pflicht, das gemeine Beste auf alle mögliche Art und durch alle ersinnliche Mittel, insofern sie recht und billig sind, zu befördern, einsehen und ausüben lernte, ohne aus einiger unzeitiger Eifersucht oder aus andern unedeln Privatabsichten daran verhindert zu werden. Ueber dieses fühlte ich ein nicht geringes Vergnügen darüber, daß ich einen Vorschlag angekündiget sah, der, wie es lautete, auf nichts Geringers abzielte, als einer alten und ruhmwürdigen Republik die möglichste Sicherheit, den dauerhaftesten Wohlstand und den herrlichsten Flor zu verschaffen; Vortheile, welche von der Tugend und Harmonie aller Bürger und Compatrioten unzertrennlich sind. Es ist ferne von mir, hiebei etwas zu gedenken oder andeuten zu wollen, das der jetzigen Verfassung oder Administration des respectabeln Staats, von dem die Rede ist, auf einige Weise zu nahe träte. Inzwischen bleibt es doch unleugbar, daß ein allgemeines Wesen, ein Reich oder

eine Republik nie so vollkommen ist, daß sie nicht noch einigen Zuwachs an innerlicher Glückseligkeit und Vollkommenheit erhalten könnte, und daß Derjenige keine Pflicht verletzet, wohl aber eine sehr wichtige und unumgängliche Pflicht erfüllet, welcher auf Mittel zu Erlangung dieses höhern Grades von Vollkommenheit denkt und selbige auf eine geziemende Art dem Publico mittheilt. Und sollte er sich ja in seinen Gedanken und Vorschlägen irren, so werden ihm doch Diejenigen, denen höhere Talente oder bessere Erfahrung tiefere Einsichten gegeben haben, die Nachsicht, die man ihm um seiner guten Absicht willen schuldig ist, keineswegs versagen können.

Ich hegte von meiner Jugend an eine vorzügliche Neigung für die Republiken, welche durch den vertraulichen und langen Umgang mit den griechischen und römischen Schriftstellern so sehr vermehrt wurde, daß ich zuletzt vor den bloßen Namen, die eine einzelne, willkürliche und despotische Herrschaft bezeichnen, einen ebenso starken Abscheu empfand, als ob ich in den Zeiten des Miltiades zu Athen wäre erzogen worden. Allein diese etwas überspannte Zuneigung oder vielmehr dieser Eifer wurde gemäßigter, als ich mit zunehmenden Jahren einsahe, daß man auch in Monarchien glücklich und in Republiken elend leben, oder mit den Worten eines der weisesten Scribenten unsrer Zeit zu reden, daß man unter einem Könige frei und in einer Republik ein Sclave sein kann, und daß nicht die Art der Regierungsform, sondern unsere eigene Tugend und die Tugend der Andern, die mit uns in eine Gesellschaft verknüpft sind, die wahre und einzige Quelle der Glückseligkeit auf Erden ist. Nichtsdestominder schien mir die republikanische Verfassung und Lebensart um deswillen vor allen andern edel und glücklich zu sein, weil sie mehr als die andern Regierungsformen an die Tugend gebunden ist und sich dergestalt auf selbige gründet, daß, wenn die Tugend in einer Republik verloren geht, die Republik selbst mit derselben ihrer Sicherheit, ihrer innern Ruhe, ihres Flors, ihrer Freiheit beraubet wird, und also eigentlich zu reden, gänzlich zu Grunde geht, obgleich ihre äußerliche Gestalt noch einige Zeit als ein Phantom und Meteorum bestehen oder vielmehr die Augen betrügen kann. Nach meinen Begriffen nennt man also Alles, was schön und gut ist, wenn man eine Republik nennt. Sie ist es, in welcher die menschliche Natur zu ihrer ächten Schönheit aufblühet; in

welcher der Mensch das sein darf, was er nach den Absichten des Schöpfers sein soll; in welcher Freiheit mit Ordnung und Privatglückseligkeit mit allgemeinem Wohlstand gepaaret sind; in ihr steigen durch die wetteifernde Thätigkeit ihrer Bürger alle Künste, die das menschliche Leben erhalten, beglücken und verschönern; sie ist der Tempel der Musen und der Grazien, der geheiligte Sitz der Vernunft, der Gerechtigkeit, der Menschenliebe, der Treue, der Eintracht; sie zeuget die Helden in Weisheit und Tugend, die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, die Vorbilder der Nachwelt. Und wofern eine Republik nicht wirklich so ist, so könnte und sollte sie doch so sein; sie ist mehr als ein anderer Staat dazu aufgelegt; sie hat alle diese Vorzüge in ihrer Gewalt und braucht sich nur zu entschließen, selbige anzuwenden. Felices, sua si bona norint! Aus allen diesen Gründen kommt es, daß ich alle freien Staaten mit eben solchem Eifer liebe und mich ebenso stark für ihren Wohlstand oder Uebelstand interessire, als ob ich ein Bürger in einem jeden derselben wäre; und wenn mich der Anblick unsers Erdbodens, dessen größter Theil unter den Ketten der Tyrannei, des Aberglaubens, der Unwissenheit und des Lasters schmachtet, mit Gram und Schwermuth erfüllet, so fühle ich mich wieder beruhigt, wenn ich an die Republiken gedenke, die sich mitten in dieser allgemeinen Zerrüttung der menschlichen Natur noch erhalten haben, und die ich als die geheiligten Asyla ansehe, in welche die Wahrheit, die gesunde Vernunft, die Tugenden, die Verdienste ihre Zuflucht nehmen könnten, wenn sie auch aus der ganzen übrigen Welt verbannet würden. Diese Denkensart ersetzt bei mir, was die Natur mir nicht geben konnte: ich bin ein Engländer, ein Schwede, ein Schweizer zu gleicher Zeit; und der beträchtlichste Gewinnst oder Verlust kann einen portugiesischen Juden nicht froher oder betrübter machen, als ich es bin, wenn in einer von diesen Republiken etwas begegnet, das ihr Ehre oder Schande, Nutzen oder Schaden bringt. Im Bewußtsein der Aufrichtigkeit dieser meiner Gesinnungen wage ich es, meine Gedanken über obengedachte patriotische Schrift zu eröffnen und zu versuchen, ob ich vielleicht etwas beitragen könne, die Vortrefflichkeit und Nutzbarkeit des Vorschlages, der in selbiger gethan wird, einem Jeden noch überzeugender zu erkennen zu geben. Meines Erachtens ist diese Schrift eine Ehre der Zeit und des Landes, worin sie das Licht gesehen, so wie der Ver=

fasser ein ebenso erleuchteter als großmüthiger Patriot ist, der sich durch diesen Vorschlag ein wahres Verdienst um sein Vaterland gemacht hat, wenn es auch gleich ohne seine Schuld nur ein schöner Traum bleiben sollte. Eine Schrift von dieser Art muß nothwendig Einen aufmerksam machen, der sein Vaterland so liebt, wie er soll; und Derjenige thut etwas Löbliches, der einen Versuch macht, den Nutzen, den man sich von selbiger versprechen kann, zu befördern.

Ich zweifle nicht, die Wahrheit, „in einem jeden Staat müsse die Erziehung der Jugend so eingerichtet werden, daß dem Staat tugendhafte Bürger verschafft werden“, brauche bei keinem Vernünftigen erst erwiesen zu werden. Die unzweifelhafte Gründlichkeit derselben leuchtet so sehr in die Augen, daß sie weder weitläufiger Vernunftschlüsse noch des Zeugnisses der Weisen aller Zeiten nöthig hat, um bestätiget zu werden. Was von allen Staaten gilt, gilt auch von der Republik. Und wenn wir die Natur einer Republik genauer betrachten, so sehen wir, daß sie um dessentwillen noch mehr als andere Staaten der Tugend bedarf, weil ohne dieselbe alle Bande, wodurch ein solches gemeines Wesen zusammenhängt, aufgelöset werden. Nehmet aus einer Republik den Eifer für das gemeine Beste, die Ehrfurcht für die Gesetze, die Gerechtigkeit, die Mäßigung, die Arbeitsamkeit; nehmet aus einem Staate, der aus verschiedenen verbündeten Republiken bestehet, die Treue, die Eintracht, die H a r m o n i e, das gegenseitige Vertrauen, die Unparteilichkeit hinweg: so zerfallen die Bande, welche sie zusammenhalten, und sie hören auf, Republiken zu sein, wenn sie gleich den Namen und die Form noch eine Zeit lang behalten. Auf diesen Grundsatz also, nämlich auf die indispensable Nothwendigkeit, in freien und verbündeten Staaten vermittelst der Erziehung den r e p u b l i k a n i s c h e n G e i s t, die Quelle aller politischen Tugenden, so allgemein zu machen, als möglich ist, hat der Verfasser der gedachten Schrift sein ganzes System gebauet. Er hat ihn in ein solches Licht gesetzt, daß es mir ganz unnöthig scheint, noch mehr hievon zu sagen und das Sonnenlicht durch Anzündung einer Kerze vermehren zu wollen. Ich nehme also als ausgemacht, es sei unter Allen, welche die Natur mit der Menschheit begabt hat, Niemand, der nicht vollkommen davon überzeugt sei, daß die obgenannten Tugenden, d i e L i e b e d e s g e m e i n e n V a t e r l a n d e s, d i e G e r e c h t i g k e i t, d i e

Treu' und Redlichkeit, die großmüthige Verleugnung aller Begierden, sich zum Schaden seiner Mitverbündeten zu vergrößern und zu bereichern, nebst allen andern Gesinnungen, die aus der Rechtschaffenheit und der eifrigen Liebe zu dem allgemeinen Besten herfließen, in allen jungen Leuten gepflanzet und gepfleget werden müssen, welche Bürger einer Republik, am Meisten aber in Denen, welche künftig Obrigkeiten derselben werden sollen. Ist aber ein Jeder hievon überzeugt, so muß auch ein Jeder den Vorschlag von Aufrichtung einer gemein-eidgenössischen Pflanzschule tugendhafter und geschickter junger Bürger als gut und heilsam ansehen, weil dieses Project einzig auf die Erreichung des obbemeldten Zwecks abgesehen ist. Es ist demnach kein Zweifel, daß alle Einwendungen, die man dagegen machen kann, nicht gegen die innerliche Güte und Nutzbarkeit dieses Projects, sondern nur gegen die Möglichkeit, dasselbe auszuführen, gehen werden. Hier allein liegt alle Schwierigkeit. Indessen zweifle ich keineswegs, daß unter Denen, die an dieser Möglichkeit zweifeln, doch Keiner sei, der sie nicht wünschen sollte, und der nicht geneigt sei, zu helfen, daß es möglich gemacht werde.

Es ist das gewöhnliche Schicksal aller Projecte, die zum Besten der menschlichen Societät entworfen werden, daß man sie in der Theorie für schön, in der Ausführung aber für unthunlich hält. Der Cardinal Fleury zweifelte gar nicht an der innern Güte der Projecte des ehrlichen Abbé de St. Pierre; aber er glaubte, sie seien von solcher Art, daß sie nur innerhalb der Hirnschale eines ehrlichen Mannes möglich seien. Weil es nun der Anlaß so mit sich bringt, so wird der geneigte Leser mir erlauben, die Begriffe vom Möglichen und Unmöglichen, die zuweilen etwas wunderlich vermenget werden, auseinanderzusetzen.

Einige Dinge sind an sich selbst unmöglich, so daß es sich gar nicht gedenken läßt, daß sie existiren könnten. Dergleichen sind ein hölzernes Eisen, eine ungerechte Gerechtigkeit, ein tugendhafter Bösewicht u. s. f. Diese Chimären entstehen, wenn man zwei Wörter zusammensetzt, deren Ideen einander zuwider sind.

Andere Dinge sind Gott allein möglich; hingegen ist es allen Geschöpfen, selbst den Engeln und Erzengeln unmöglich, sie hervorzubringen. Dergleichen sind: Etwas aus

Nichts erschaffen, aus eigener Kraft Wunder thun, Todte auferwecken, einem Ungelehrten auf einmal die Gabe der Sprachen, einem Thoren Verstand, einem Tauben das Gehör mittheilen u. s. w.

Andere Dinge sind nur unter gewissen Bedingungen möglich; z. E. so ist es nicht möglich, gelehrt zu werden, ohne daß man zuvor vernünftig und fleißig studire — es ist unmöglich, daß Einer aus einer Flinte schieße, wofern er keine Flinte oder kein Pulver hat, oder wenn kein Feuerstein aufgeschraubt oder kein Pulver auf der Zündpfanne ist, und dergleichen.

Einige Dinge sind unmöglich, weil gewisse Hindernisse im Wege stehen, welche in dem Zusammenhang der Dinge liegen und wenigstens zu dieser oder jener Zeit oder von diesen oder jenen Personen nicht aus dem Wege geräumt werden können. So ist es z. E. unmöglich, daß ein General eine gewisse Unternehmung ausführe, wenn sich eine strenge Kälte, ein tiefer Schnee, unzugangbare Gebirge und Mangel an Lebensmitteln derselben widersetzen, und er muß seine Unternehmung so lange aufschieben, bis diese Hindernisse entweder von selbst wegfallen, oder bis er Mittel gefunden hat, sie wegzuschaffen.

Endlich sind einige Dinge blos darum unmöglich, weil Diejenigen, welche sie wirklich machen können, nicht wollen. So ist es z. E. eine pure Unmöglichkeit, ein Menschenfreund, ein Patriot, ein weiser Mann zu sein, wenn man nicht will.

Solchergestalt glaube ich die Begriffe von dem, was möglich ist, so deutlich auseinandergesetzt zu haben, als es hier nöthig sein mag. Ich muß nur noch bemerken, daß man insgemein das Wort möglich auf eine Art zu brauchen pflegt, welche bei genauer Untersuchung auf Wortspiele oder einen Scherz hinausläuft, der nicht allemal anständig ist. Z. E. Es giebt Leute, die eine Sache unmöglich nennen, weil sie sich nicht selbst ausführt, weil sie nicht gerne damit zu thun haben, weil sie ihren Kopf oder ihre Hände und Füße dazu brauchen müßten, weil sie etwas von ihrer Gemächlichkeit aufopfern müßten, u. dergl. Diese sind es, von denen der König Salomon sagt: „Der Faule spricht: es ist ein Löwe auf dem Wege." Allein der Faule mag sprechen, was er will, so siehet Jedermann, daß die Unmöglichkeit nur in seinem Nichtwollen liegt, und daß Derjenige nur Spaß

treibt, der eine Unmöglichkeit vorschützet, da ihm doch sein Gewissen sagt, daß er könnte, wenn er wollte. Wir können also als einen unleugbaren politischen Grundsatz annehmen: „eine Sache sei möglich, sobald sie alsdann ausgeführt werden könnte, wenn alle Diejenigen wollten, welche die Macht haben, sie auszuführen." Ich will nunmehr die Anwendung dieser Sätze durch Exempel zeigen.

Gesetzt, Demosthenes schlage den Athenern ein Mittel vor, wodurch sie sich vor dem König Philippus sicherstellen und ihrer Republik die alte Würde, Macht und Glückseligkeit wiedergeben könnten; gesetzt, er zeige ihnen, daß dieses Mittel thunlich sei, wenn sie nur wollen: so hangt also nur die Wirklichkeit dieser Sache von dem Willen der Athener ab; die Möglichkeit ist schon da; ihr Wille macht die Sache weder möglich noch unmöglich. Im Fall also die Athener, anstatt dem Demosthenes zu antworten: Wir wollen Dein Project nicht ausführen, sagten: Es ist unmöglich, so spotten sie des guten Demosthenes und depensiren ihre Gabe zu scherzen am unrechten Orte.

Wir wollen einen andern Fall setzen. Gesetzt, der Vorschlag des Demosthenes erfordre, um ausgeführt zu werden, eine gewisse Summe Gelds; gesetzt, es seien zu Athen viele Leute, welche eine dreimal so große Summe zusammenlegen könnten, wenn sie nur den zehnten Theil von ihrem Ueberfluß hergeben wollten: so ist es wieder ein bloßer scherzhafter Einfall, wenn sie seinen Vorschlag unmöglich nennen. Sie sollten sich vielmehr so erklären: „Ob wir gleich viel mehr Vermögen haben, als ein Mensch bedarf, der nicht unersättliche Begierden hat, so sind wir doch gar nicht geneigt, etwas von unserm Eigenthum dem gemeinen Vortheil unsers Vaterlandes aufzuopfern." So müßten sie sprechen, und so hätte Demosthenes eine kategorische Antwort.

Die Historie ist voll von Beispielen, daß man erstaunliche Dinge thun kann, wenn es dem Willen recht Ernst ist. Kleine Heere haben unzählbare Armeen geschlagen, kleine Völker ihre Freiheit gegen mächtige Fürsten vertheidiget, einzelne Privatleute haben die größten Werke zu Stande gebracht, blos darum, weil die feurige Entschlossenheit, mit welcher sie wollten, alle ihre Kräfte in Bewegung setzte und alle Hindernisse verachtete.

Wenn die Frage aufgeworfen würde: Wer am Mei-

sten könnte, eine von Tugend, von Patriotismus, von Empfindung ihrer innern Stärke begeisterte Republik oder der türkische Kaiser, der große Mogul, der Prêtre Jean u. s. w., so getraue ich mir zu beweisen, daß es die Republik sei, und die Geschichtbücher würden auf meiner Seite sein. Der große König von Persien konnte die kleine Eidgenoßschaft der griechischen Staaten mit aller seiner Macht nicht überwältigen, so lange sie tugendhaft waren. Er erhielt die Obermacht über sie erst damals, da sie sich von seinen Daricis (welches die Louisd'or der Perser waren) die Augen verblenden ließen, d. i. da sie aufhörten, tugendhaft zu sein.

Derjenige wäre in einer Republik kein guter Bürger, sondern ein ungehorsamer, widerspenstiger und gefährlicher Mensch, welcher seiner gesetzmäßigen Obrigkeit die Macht, alles nur ersinnliche Gute zu thun, streitig machen oder sich weigern wollte, ihr in allen Unternehmungen, die auf die Erhaltung, auf die Freiheit, auf den Wohlstand des Vaterlandes abzielen, mit Gut und Blut beizustehen. Eben hierin besteht das erhabenste Vorrecht und die Majestät der republikanischen Obrigkeit, daß sie nach den Gesetzen keine Macht hat, Böses, aber wohl alle mögliche Macht, Gutes zu thun; und der Gebrauch dieser Macht ist es, der sie zu Lieblingen ihrer Angehörigen, zu Vätern des Vaterlandes, zu irdischen Göttern macht.

Ich kehre nun nach dieser kleinen Ausschweifung zur Hauptsache zurück. Meines Erachtens liegt in den bisher angestellten Betrachtungen schon der Beweis, daß dem Vorschlag des mehrgedachten Patrioten keine unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegenstehen. Die größte Schwierigkeit liegt allemal in solchen Fällen im Willen der Menschen. Diese aber kann hier nicht statthaben; die Rede ist von einem Project, aus welchem nichts Böses, wohl aber unzählig viel Vortheilhaftes für die ganze löbliche Eidgenoßschaft auf undenkliche Zeiten entspringen kann. Eines jeden Bürgers Vortheil ist mit dem gemeinen Besten unzertrennlich verknüpft. Es kann also ein gemeinnütziges Project in dem Willen rechtschaffener Bürger keine Schwierigkeit finden, noch viel weniger in dem Willen der erlauchten und verehrenswürdigen Patrioten, denen Gott und das Vaterland die Regierung und Beglückseligung dieser Staaten anvertrauet haben. Die Hindernisse, die also vorhanden sein mögen, können unmöglich der Hoffnung im Wege stehen, daß dieses edle Project, welches in

allen Menschenfreunden und guten Bürgern die feurigsten Wünsche für seine Ausführung erwecken muß, einmal wirklich zu Stande kommen werde.

Oftmals sind die Hindernisse, die ein gutes Vorhaben aufhalten, nur in solchen äußerlichen Umständen, die nach einigem Verlauf der Zeit von selbst wegfallen. Oftmals sind sie so beschaffen, daß sie beim ersten Anblick sehr groß und fast unübersteiglich scheinen, aber immer kleiner werden, je näher und genauer man sie betrachtet, sonderlich wenn Diejenigen, in deren Händen die Gewalt der Ausführung ist, sich gegen einander erklären und mit vereinigten Kräften an der Sache arbeiten.

Eine von den beträchtlichsten Schwierigkeiten ist nach Vieler Meinung die Verschiedenheit der Religionen, welche in der löblichen Eidgenoßschaft geübet werden. Meines Erachtens ist keine Schwierigkeit willkürlicher als diese. Wenn die Religion der Eidgenossen solchergestalt verschieden wäre, daß eine derselben dem Geist der Redlichkeit, Treue und Liebe, welcher unter verbrüderten Bundsgenossen herrschen soll, zuwiderliefe, dann wäre die Verschiedenheit der Religion nicht nur unserm Project, sondern der eidgenössischen Verbindung selbst schnurstracks entgegen. Da aber sowol die Katholischen als die Reformirten die christliche Religion profitiren und als Christen auf die allerheiligste Art zu allgemeiner unparteiischer Menschenliebe und zu allen gesellschaftlichen Tugenden verpflichtet sind, so wäre es thöricht und ungereimt, die Religion zum Vorwand zu gebrauchen, warum sowol die katholischen als evangelischen Eidgenossen nicht mit vereinigten Kräften und Willen etwas ausführen könnten, das dem ganzen Staatskörper ersprießlich sein würde. Vorurtheile, Parteilichkeit, Gleichgiltigkeit gegen das gemeine Beste, Eifersucht und dergleichen schändliche Passionen mögen wol zuweilen die unschuldige Religion zum Deckmantel ihrer Häßlichkeit brauchen; aber es wird allezeit eine sonnenklare Wahrheit bleiben, daß die Religion nicht eine Störerin und Feindin, sondern eine Stifterin des Friedens, der Liebe und der Glückseligkeit unter den Menschen ist. Es wird freilich nicht zu leugnen sein, daß nicht unter Nachbarn und Bundsgenossen, die sowol in den Glaubenspunkten als in der Form des Gottesdienstes von einander abgehen, eben deswegen eine gewisse Abneigung entstehen könne, welche die Frucht eines unbesonnenen und

überspannten Religionseifers ist. Oefters ist nicht nur der unwissende und zügellose Pöbel, sondern selbst derjenige Theil der Nation mit dergleichen Vorurtheilen und ungerechten parteiischen Gesinnungen angesteckt, von dessen Geburt, Erziehung und Stand man etwas Bessers zu erwarten befugt wäre. Gesetzt aber, daß unter vielen eidgenössischen Compatrioten, die verschiednes Glaubens sind, wirklich dergleichen Vorurtheile, dergleichen mißtrauische und eifersüchtige Gesinnungen herrschten, die aus einem mißverstandenen Religionseifer entsprängen, so kann doch daher kein giltiger Einwurf wider das projectirte Seminarium gemacht werden; denn dieses Seminarium soll eben dazu dienen, alle diese schädlichen Vorurtheile und Neigungen nach und nach auszurotten, sie im Samen zu ersticken und dagegen unter den jungen Eidgenossen beider Religionen lauter guten Willen, Freundschaft und Harmonie zu stiften. Die Religion leidet hiebei keine Gefahr. Keiner soll hier dem Andern das Geringste in den Weg legen; ein Jeder soll die Religion seiner Väter und seines Gewissens ungestört üben. Die eidgenössische Verbindung hat hiemit gar nichts zu schaffen. Sie gründet sich gar nicht auf die Gleichheit und Identität der Religionsmeinungen und Ceremonien. Die alten ruhmwürdigen Eidgenossen haben sich nicht dazu verbunden, mit einander auf dem gleichen Weg in den Himmel zu ziehen, sondern mit vereinigten Kräften ihr gemeinschaftliches zeitliches Wohlsein zu befördern und einander bei ihrer gemeinschaftlichen Freiheit, Unabhängigkeit und Sicherheit mit Gut und Blut zu schirmen. Dieses ist der Inhalt und der große Zweck des ewigen Bundes der Eidgenossen; allein dieser Zweck kann unmöglich ohne aufrichtige gegenseitige Freundschaft und Wohlgewogenheit und ohne Liebe zum gemeinen Besten des Ganzen erhalten werden. Nicht der Bund, nicht die Heiligkeit der Eidschwüre, sondern die Treue, die Liebe, der patriotische Geist, die Eintracht der verbündeten Stände und Bürger, diese sind das geheiligte Fundament der Freiheit, Sicherheit und Glückseligkeit der gesammten löblichen Eidgenoßschaft. Ohne diese sind (wie die traurige Erfahrung nur allzu oft gelehrt hat) Bündnisse, Friedensschlüsse und Eide nur schwache Bande, welche der Neid, die Gewinnsucht und der blinde Parteigeist wie versengte Faden zerreißt. Durch Tugend und brüderliche Liebe vereinigt, können die Eidgenossen aller äußern Macht Trotz bieten; vereinigt sind

sie in den Augen der größten Könige ehrwürdig; vereinigt sind sie von außen glänzend und von innen sicher und ruhig. Niemand wird sich jemals gelüsten lassen, ihren immerwährenden Frieden zu stören, wofern sie nicht selbst durch innerliche Trennung der Gemüther und durch Abschneidung ihres Privatinteresse von dem gemeinen Besten sich verächtlich machen und anfangs der List und zuletzt der Gewalt anderer Staaten den Zugang eröffnen. Alles dieses sind unumstößliche Wahrheiten; und also bleibt es ein ebenso fester und unleugbarer Grundsatz, daß der Religionshaß unter den Eidgenossen ebenso unnatürlich ist als der Haß unter Brüdern, und daß sie eine unverletzliche Pflicht auf sich haben, die Samen dieses heimlichen Gifts gänzlich zu ertödten. Eben dieses ist eine der Hauptabsichten des oft gedachten Seminarii, welches, wie Jedermann begreifen muß, ein vortreffliches, ja das bestmögliche Mittel gegen dieses Uebel sein würde. Wofern also Jemand einen Einwurf gegen dieses Project von der heimlichen Abneigung hernehmen wollte, die, wie man vorgiebt, aus der Ungleichheit der Religion bei vielen eidgenössischen Bürgern obwaltet, so wäre dieses gerade so, als wenn sich Einer um deswillen weigern wollte, Hitzpulver einzunehmen, weil er das Fieber habe.

Damit aber die gute Absicht desto besser erreicht und allen zufälligen Mißbräuchen, die sonst zu besorgen sein möchten, bestens vorgebeuget würde, mußte das Alter der in diesem Seminario aufzunehmenden Jünglinge zum Mindsten auf das 18. Jahr bestimmt werden, als in welchem man mit Recht voraussetzen darf, daß ein Jeder den völligen Gebrauch seiner Vernunft habe, in seiner Religion fest gegründet und gegen alle Verführungen und Blendwerke verwahret sei. Ueber das müßte als ein Grundgesetz angenommen werden, daß es in diesem Seminario nicht erlaubt sein sollte, über Religionssachen zu disputiren, noch viel weniger einander deshalb anzufechten oder aufzuziehen, sondern im Gegentheil einander auch in Absicht auf diesen Punkt mit allen schuldigen Egards zu begegnen. Daneben müßte zu dem Sitz des Seminarii eine Stadt ausersehen werden, wo beide Theile Gelegenheit hätten, entweder in derselben oder ganz nahe bei derselben ihren Gottesdienst ungestört zu verrichten.

Was übrigens die äußerliche Einrichtung dieses Instituti, die Anzahl und Qualität der Professoren, die von den Jüng-

lingen zu bezahlende Pension, die Polizei des Instituti, die Curatoren desselben u. s. w. angehet, so sind dieses lauter Artikel, die keiner beträchtlichen Schwierigkeit unterworfen sind und durch die Klugheit Derer, bei denen die Ausführung eines solchen Werkes steht, gar bald in Ordnung gebracht wären.

So löblich indessen dieses vorgeschlagne Project, so heilsam, so nothwendig, so practicabel es immer sein mag, so dünkt mich doch, Niemand, der die Beschaffenheit der Welt kennt, werde verlangen, daß es auf einmal nach seiner ganzen Etendue und in aller Vollkommenheit ausgeführet werden solle. Rom ist nicht in einem Tag gebaut. Es geschieht nichts per saltum, und alle Dinge haben zuerst einen kleinen Anfang und werden nur durch die Zeit zur Reife gebracht. Da es nun diesem Project, auch im Fall es so glücklich ist, Beifall zu finden, ohne Zweifel auch so ergehen wird, so fragt sich, auf was Art der Anfang dazu am Füglichsten zu machen und also der Grund zu dem künftig zu errichtenden Hauptwerke zu legen wäre. Darf ich meine unmaßgeblichen Gedanken hierüber eröffnen, so gehen sie dahin: Es sollte eine ansehnliche Stadt in der Eidgenoßschaft, deren Lage den meisten Cantonen bequem wäre, und welche bereits mit einer berühmten Akademie versehen wäre, wo Jünglinge in Mathematicis, in Historie und Politik, in der Ingenieurkunst, in den adeligen Exercitiis und dergleichen guten Unterricht haben könnten, kurz, eine Stadt, wie Basel ist, sollte den Anfang zu diesem Instituto davon machen, daß in derselben Gelegenheit verschaffet würde, um nach dem Entwurf des oftbelobten Patrioten junge Leute in den Studiis und in der Denkungsart, welche eidgenössischen Bürgern und zukünftigen Regenten die nöthigsten sind, zu unterweisen und zu bilden. Dieses Geschäfte könnte entweder von einigen bereits bestellten Professoren in der juristischen und philosophischen Facultät oder von einem Paar neuen, erst zu bestellenden Lehrern übernommen werden, welches Letztere aber nur alsdann anginge, wenn sich eine zulängliche Zahl Subscribenten fänden, welche sich für zwei oder drei Jahre wenigstens anheischig machten, sich in eine solche Instruction zu begeben. Wenn nun anfänglich nur aus den vornehmsten Städten der löblichen Eidgenoßschaft, sowol katholischen als evangelischen, einige wenige Familien edler und großmüthiger Weise den Anfang

machten, ihre Söhne auf diese Akademie zu schicken, so bin ich fest versichert, die Wiederkunft derselben in ihre Vaterstädte würde Folgen haben, welche die Errichtung des Seminarii ungemein befördern würden. Diese jungen Leute würden sich bei so vortrefflicher Gelegenheit innerhalb zwei Jahren dergestalt formiren, sie würden so geschickt, so wohlgesittet und leutselig werden, daß ihr Beispiel bald Nachfolger erwecken und Diejenigen, bei denen die Gewalt, solche Dinge auszuführen, liegt, aufs Kräftigste ermuntern würde, diesem Instituto diejenige Einrichtung und Vollkommenheit zu geben, welche zur Erreichung des möglichsten Guten für die gesammten eidgenössischen Staaten die dienlichste wäre.

Man überläßet nun diese Vorschläge dem Nachdenken des Publici. Man denket zu edel von dem Verstand und den tugendhaften Gesinnungen Aller und Jeder, denen diese Blätter zu Gesicht kommen mögen, als daß man sie fähig halten sollte, Sachen von solchem Belang und so augenscheinlicher Beziehung auf das Beste des Staats als eitle Grillen und Platonische Träume mit Verachtung auszuhöhnen oder auch nur mit Kaltsinn beiseite zu legen. Und falls es ja einige solche Patrioten geben sollte, so appellirt man von ihrer Unbedachtsamkeit und Laulichkeit an ihre reifere Ueberlegung und an die Redlichkeit, welche sie ihrem Vaterlande schuldig sind. Es ist erbarmenswürdig, wenn man die Gleichgiltigkeit sieht, womit insgemein die besten Vorschläge, die zum wahren Vortheile der Societät gemacht werden, aufgenommen oder vielmehr abgewiesen und unter die Chimären verstoßen werden. Man wird aber doch einmal anfangen müssen, zu bedenken, daß unter den Projecten ein Unterschied zu machen sei. Käme Einer mit einem Vorschlag aufgezogen, wie die Eidgenoßschaft zu dem allerreichsten Staat gemacht werden könnte, oder wie sie das Perpetuum mobile, den Stein der Weisen und die Quadratur des Zirkels erfinden könnte, so hätten wir Recht, ihn als einen Thoren dahin zu weisen, wohin er gehörte. Aber ein Project, das Tugend und Harmonie in einem Staat, der nur durch beide bestehen kann, zur Absicht hat und hiezu das leichteste und sicherste Mittel vorschlägt, das nur zu ersinnen ist, verdient von Jedermann wohl erwogen und, so viel an ihm ist, befördert zu werden. Und ich möchte zu dem Ende einen Jeden geziemend gebeten haben, nicht eine einzige Schwierigkeit zu ersinnen, es wäre denn in der Absicht, um

zu zeigen, daß selbige, wenn man nur wolle, sehr wohl gehoben werden könne.

Ihr aber, Ihr Häupter und Vorsteher aller Republiken der Erlauchten Eidgenoßschaft, Väter des Vaterlands, durch Weisheit, Erfahrenheit und Verdienste ebenso ehrwürdig als durch das erhabne Amt, diese freien Staaten zu regieren und zu beglücken: würdiget die Vorschläge eines Euerer redlichsten Bürger und auch diese wohlgemeinten Blätter Euerer dem gemeinen Besten geheiligten Aufmerksamkeit! Ihr billiget ganz gewiß zum Wenigsten die patriotischen Gesinnungen, welche die einzige Quelle der gedachten Vorschläge sind. Möchtet Ihr den Entwurf selbst Eures erleuchteten Beifalls würdig finden! Eure angelegensten Sorgen, Eure eifrigsten Bemühungen gehen ja nur dahin, Ordnung und Ruhe, Eintracht und blühenden Wohlstand sowol in dem ganzen Staatskörper als in dessen einzelnen Theilen zu erhalten und zu befördern. Ist dieses Project, wie es scheint, so beschaffen, daß es zu Beförderung dieser großen Absichten Vieles beitragen kann; ist es von solcher Wichtigkeit, wie die deshalb angeregten Gründe zu erweisen scheinen: so gebet ihm das, was es nur von Euch erhalten kann, die Wirklichkeit! Es müßte wider Vermuthen mit unüberwindlichen Schwierigkeiten umringet sein, wofern Eure bewährte Einsicht und Klugheit, durch unverdrossnen Fleiß unterstützt, selbige nicht sollten aus dem Wege räumen können. Ganz gewiß wird der Himmel selbst den Fortgang eines Werks begünstigen, welches auf Absichten zielet, die den seinigen so gemäß sind! Wie glorreich würde Euere Regierung sein, mit welcher Ehrfurcht, mit welcher Dankbarkeit würden die spätesten Enkel Eure unsterblichen Namen nennen, wenn sich in Euern Tagen und durch Eure preiswürdigen Bemühungen eine neue Epoche der von Neuem belebten, von einerlei Geist beseelten und zu ihrem höchsten Flor und Glanz emporstrebenden Eidgenoßschaft anfangen würde!

Zwei Selbstgespräche eines tugendhaften Heiden.

Das erste,

da er dem Licht der Natur überlassen gewesen,

das andere,

nachdem ihm die nähere Offenbarung mitgetheilt worden.

1758.

Die nachfolgenden Selbstgespräche finden sich nur in der ersten Ausgabe der Prosaischen Schriften von 1758 im dritten Theil. Die daselbst fehlende Ueberschrift „Zweites Selbstgespräch" haben wir zugesetzt.

Erstes Selbstgespräch.

In dieser Einsamkeit, unter den Flügeln der sanften Nacht will ich mich dem angenehmen Staunen überlassen, welches sich meiner Seele unvermerkt bemeistert. Die Natur schläft weit um mich her. Aber in mir wacht eine immer rege Kraft; sie denkt jetzt freier und fühlet sich selber mehr, da sie keine angenehme oder widrige Zerstreuung der Scenen des Tages von der wundervollen Beschauung ihres eigenen Wesens abziehet. Ein heiliger lieblicher Schauer bedeckt mich und schleichet durch mein Innerstes hin, ein Schauer, der tausend Gedanken in mir erschüttert. So würde ich die Erscheinung irgend eines Gottes fühlen! Und vielleicht ist es wirklich ein Gott, einer von den reinen Geistern, welche mit unbemühter Hand jene goldenen Sphären drehen, oder eine Nymphe, welcher anbefohlen ist, des jungen Frühlings zu pflegen, und die ihre von keinem sterblichen Aug' entweihte Schönheit diesen duftenden Schatten anvertraut. Oder bist Du es selbst, o Du, den ich nicht nennen kann, den ich nur fühle, den vielleicht Niemand unter allen Himmeln nennen kann? Bist Du es selbst, Unendlicher, Erster, oder wie Dich sonst die Lobgesänge Deiner Lieblinge stammeln? — Fühlet die Natur, fühlet mein Herz Deine Gegenwart? Ist sie hier fühlbarer als anderswo, oder ist nur meine Seele in dieser dunkeln Stille geschickter, Dein preiswürdiges Sein zu empfinden? — Aber vielleicht betrügt mich die schöne Vermuthung? — O Wesen der Wesen, wie soll Dir ein Geschöpf, wie soll Dir der Sohn des Staubes nahen? Vielleicht würde ich Dir nicht näher sein, wenn ich mit Aurorens Flügel jene Sonnen erflogen hätte, die am Rande des unermeßlichen Himmels mit Wunder in einen höhern Himmel hinaussehen. Deine Gegenwart würde vielleicht mich und diese ganze noch unreife Natur verzehren. — Aber doch bist Du! Ja, Du bist, dies fühlet meine

Seele mit Entzückung. Denn wenn Du bist, wie kannst Du anders als gütig sein? Und es ist der deutlichste Beweis Deiner Güte, daß Du mir das Vermögen, Dein Sein zu empfinden, gegeben und eine so süße Wollust mit dieser Empfindung verbunden hast. Die Natur zeigt mir zwar nicht Dein Bild, vielleicht nicht einmal Deinen Schatten, aber doch anbetenswürdige Spuren, daß Du einmal hier gewandelt bist. Alle ihre lieblichen Scenen, die rosenwangichte Morgenröthe, die gestirnten Flügel der Nacht, der blühende Frühling, mit welchem geistigen Vergnügen erfüllen sie mich! Wie lebhaft erneuert jedes von ihnen den großen Gedanken von Deiner Wirklichkeit in mir, o Schöpfer und oberster Herr des Lebens! Möchte mich dieser selige Gedanke nie verlassen! Möchte meine Seele immer mit unverwandten Augen auf ihn schauen! Es ist mehr eine geheime wunderbare Empfindung als ein tiefsinniger Vernunftschluß, der mich von Deinem Sein überzeugt; eine Empfindung, die nur Der meiner Seele eingeprägt haben kann, der sie gebildet hat. Aber wenn ich meine Theoklea ansehe (meine Theoklea, den schönsten Beweis, daß ein vollkommenstes Wesen ist); wenn ihre Seele durch die zarte Hülle der jungen Schönheit hervorscheint; wenn die reinste Unschuld, das menschlichste Herz aus ihren Augen und noch deutlicher aus ihren Thaten redet; wenn ich sie so sehe — o, was fühlet, was siehet dann meine Seele! — Ja, dann glaube ich ein Bild jener vollkommnen Schönheit zu sehen, das mir zwar nur ein Spiegel, ein sehr dunkler Spiegel zurückwirft, das mich aber auch in dieser entkräfteten Nachahmung noch blendet. Dann schwingt sich meine begeisterte Seele kühn, uneingedenk, daß sie die Schwester des Wurmes ist, empor und glaubt in einem noch hellern Gesichte — Doch die fromme, aber zu stolze Entzückung betrügt sich! Und sie kann sich auch nicht lang in diesen versagten Höhen halten. Wie bald fällt sie herunter, und o, fiele sie doch niemals tiefer, als sie sollte! niemals unter die Würde einer Seele, die Gott empfinden kann! Aber wie oft, ach, allzu oft vergesse ich unter den anmuthigen Meteoren sinnlicher Freuden, unter geringen sterblichen Entwürfen einer irdischen Glückseligkeit, daß eine Seele, welche so *himmlische Augenblicke* genießen kann, vielleicht zu einer *himmlischen Ewigkeit* bestimmt ist. O, vergieb mir, unendliche Güte, wenn meine Seele in unglücklichen Stunden Dich und sich selbst vergißt! O, sie leidet genug, wenn sie dann vor ihrem eigenen

Bewußtsein erröthen muß und nimmer dieses reine und hoffnungsvolle Vergnügen genießt, wenn sie an Dich, o Ewiger, wieder erinnert wird! — O, möchtest Du mir doch sichtbarer, geoffenbarter, oder möchte ich Dir näher sein! Aber ich empfinde Dich nur, Du verbirgst Dich vor meinen forschenden Gedanken, und wie leicht werden Empfindungen ausgelöscht! Nur allzu leicht reißet mich eine sinnliche Empfindung von diesen geistigen, den Töchtern der Betrachtung, hinweg und läßt mir dann den traurigen Zweifel zurück, daß ich vielleicht nicht zu jener großen Zukunft bestimmt bin, von der mir in seltnen heiligen Träumen des Geistes ahnet.

O, wäre irgend ein Wesen, nicht so unendlich, nicht so unbegreiflich wie Du, aber erhabner als ein Sohn des Staubes; strahlte Deine Gottheit in einer sanftern Klarheit auf seinem Antlitz; möchtest Du diesen menschlichern Gott zu mir senden, daß er mich näher zu Dir brächte oder meinen Geist von diesen Nebeln, mein Herz von diesen irdischen Neigungen reinigte, welche mir den höchsten, den heißesten Wunsch meines Herzens, Dich mehr zu kennen und mehr zu lieben, verwehren! — o, sage mir, mein Schöpfer, Vater meiner Seele, gütiger Urheber dieser Begierden, denen Alles zu klein scheint, was nicht Gott ist — sage mir, oder wenn Du zu unendlich bist, mit mir zu reden, so saget mir, Ihr Geister, die Ihr etwan um mich schwebet und die leise Stimme meiner Gedanken höret, saget, hat er, Euer Schöpfer und der meinige, ein solches Mittel erfunden, das Unendliche mit dem Endlichen zu vereinigen? Wie soll ich es nennen, oder wo soll ich es finden? — Aber ohne Zweifel ist es der Vorzug einer bessern Welt, wo die Wahrheit ihr Antlitz aufgedeckt hat und sich in einer Schöne sehen läßt, welche kein Erdebewohner ertragen könnte. Vielleicht erwartet mich diese Offenbarung in einem andern Leben. — Vielleicht? Ja, eine süße Ahnung, ein fröhlicher Schauer, wie meine Seele zu fühlen pflegt, wenn sie einer gewissen Freude entgegenbebt, versichert mich, daß dieses mehr als ein Vielleicht ist. Welch eine Aussicht! Welch ein Gedanke, der sich jetzt wie ein Gott vor meine Seele stellt! Ich darf ihn nur halb gedenken. — Du bist unsterblich, o Seele! — Aber betrüge Dich nicht! Halte Deinen Wunsch nicht zu früh für eine Gewißheit! Wie, wenn Du etwas Unmögliches hofftest? Bist Du nicht an die Erde gebunden, allzu nahe mit den Thieren verwandt, allzu fern vom Himmel und

von Dem, den die Himmel nicht einschließen? Eine Unsterblichkeit, hellere Offenbarungen, die nähere Gottheit — solche Hoffnungen geziemen vielleicht nur Dämonen, oder wie sie heißen, die in schimmernden Reihen hoch über mir zum König der Geister emporsteigen? — Wie oft haben mich Begierden getäuschet! Wie, wenn mich auch diese täuschte, welche den Menschen zu so viel mehr als einem Menschen macht? — Aber diese Begierden sind doch so tief in meiner Seele gewurzelt! Der bloße Gedanke der Vernichtung scheinet mir schon ein Anfang des Todes zu sein. Könntest Du, gütiges Wesen, eine Seele sterben lassen, welche so heftig zu leben wünschet und nur dazu zu leben wünschet, daß sie Dich besser erkennen, besser anbeten lerne? Wie furchtbar sind diese Zweifel! Wie schrecklich wird mir diese Einsamkeit, welche mir vielleicht nur noch etliche Augenblicke die herbeischleichenden Tritte des Todes verbirgt! — Göttliche Seele meiner Theoklea! Du schöne Unschuld, sollst Du sterben? sollst Du einmal nimmer zur Tugend reizen? Dieser Gedanke erzwingt mir Thränen! — Nein, eine solche Furcht schmähet die Gottheit! Warum hätte sie Dich so liebenswürdig gemacht, wenn Du nicht ein ewiges Denkmal von ihr selbst sein solltest! — Ja, die Seelen werden leben, wenn schon diese irdische Hülle eines himmlischen Geistes abfallen wird — auch ich werde leben! Dieser Gedanke ist der ewigen Güte anständig und eröffnet meinen verlangenden Begierden eine Ewigkeit. O, sei mir immer gegenwärtig, Du bester und glücklichster Gedanke! beherrsche mein Herz und beseele alle meine Neigungen! Und wenn ich ja zu viel hoffte, wenn Derjenige anders dächte, dessen Rathschlüsse so unsichtbar sind als er selbst, so wird er mir doch vergeben, daß ich dem unüberwindlichen Reiz einer so schönen Hoffnung gewichen bin, und wird meine letzten Augenblicke stark machen, heiter und lächelnd in den Tod zu sinken.

Zweites Selbstgespräch.

Auf, meine Seele, ermuntere Dich zum Preis der unendlichen Güte, die Dich erwählet hat! Breite Dich ganz vor Deinem Gott aus und empfinde die Seligkeiten Deiner Be-

gnadigung; Seligkeiten, die Dir vor wenigen Jahren ganz unbekannt waren, nach denen Du seufztest und sie nicht hoffen durftest! Oft hat mich die Morgenröthe gehört, wenn ich die traurige Nacht durch zwischen Zweifeln und Sorgen herumgeirret war und nach einem Führer rief, der mich aus diesen Labyrinthen ins Offne und Ebne brächte. Zwar war ich nicht ganz ohne Hoffnung, nicht ganz ohne glückliche Vorempfindungen, daß eine neue Offenbarung und eine völlige Beruhigung meiner Seele nicht ferne von mir sei. Aber diese Strahlen zerflossen bald wieder. Oft haben die Sinnlichkeiten sie ausgelöscht, denen mein Verstand nur allzu leicht unterlag. Ach, wie manches Mal rissen sie mich aus der Ordnung, die ich in den Stunden der Ueberlegung so schön und nothwendig fand! Wie oft ward ich meinen Lehren ungetreu, wie oft mußte ich vor mir selbst erröthen, mich selbst verurtheilen! Sehr oft war meine Seele voll von schönen Gestalten der Tugenden, der Unschuld, der Gerechtigkeit, der Menschenliebe, der Geduld — ich konnte sie lebhafter und schöner denken als viele Tausende; sie traten in allem Schmuck der Natur, in einem unwiderstehlichen Reiz vor meine Stirne. — O, wie liebte ich sie dann, wie beklagte ich die Menschen, denen sie unbekannt sind, wie gelobte ich, sie ewig zu lieben! und ich liebte sie auch — bis eine schwache Versuchung, eine nichtswürdige Lust, ein leichtes Hinderniß mich von ihnen wegriß. Wie ungleich war meine Seele sich selber, wider ihren Willen eine Heuchlerin; voll innerlichen Streites, voll Unordnung mitten unter den glänzenden Ideen von Ordnung und Schönheit, die sich meinem Verstand und meiner Phantasie von allen Seiten her anboten! O, wie erbebte dann mein Innerstes, wenn ich die Gedanken wieder zu Gott aufhub! Eine schuldige befleckte Seele vor dem Heiligen, ein Geschöpf, das in der Gegenwart seines Schöpfers sündiget — welch ein schreckliches Bewußtsein ist das! Und wo ist eine Seele, die sich dieses nicht bewußt ist? Ja, ich wäre vor diesem tödtenden Gedanken vergangen, wenn mich nicht eine unsichtbare Kraft unterstützt hätte. — Und das ist nur ein mattes Bild meines ehmaligen Zustandes. Man hielt mich für weise, man ehrte mich, man stellte mich Andern, ja der Nachwelt selbst zum Muster vor. O, wie wenig kannten mich die Menschen, und wie quälten mich ihre Lobsprüche! Es ist wahr, ich hatte Redlichkeit, ich suchte das Gute und strebte nach Wahrheit. Aber es war mir unmöglich, das

Gute zu thun und die Wahrheit zu finden. Alles war mir ein Geheimniß; der Mensch, ich selbst, meine Bestimmung, das waren die unauflöslichsten meiner Geheimnisse. Die Stimme der Natur, ihre Gesetze und meine Verbindung, sie zu halten, waren mir freilich ganz klar. Aber es war mir ein trauriges Geheimniß, warum ich bei aller meiner Liebe zur Tugend ihr doch so oft ungetreu ward. — O gütiger Erlöser, aus welcher Finsterniß, aus welchen Abgründen hast Du meine Seele gezogen! Du bist mir entgegengekommen; Du hast mich von ferne gesehen und Dich meiner erbarmet. Du hast die Finsterniß um mich helle gemacht und mein Herz mit Deinem Geiste belebt. Du hast es mit Freude und harmonischen Neigungen erfüllet.

Wie froh ist mir die Erinnerung an jene seligen Stunden, da ich zum ersten Mal die göttlichen Schriften las, in welchen ich alles das Licht, alle die beruhigenden Offenbarungen fand, die mir die Weisen der Welt und mein begieriges Forschen nicht gewähren konnten! O, wie fühlte es da mein Herz, daß Gott mit ihm redete! Wie eröffnete es sich der himmlischen Stimme, der hellen und kräftigen Wahrheit, den trostvollen Einladungen zum Heil Gottes, den liebesvollen Verheißungen! Mein Geist stieg von Klarheit zu Klarheit; mein Herz zitterte von Furcht zu Hoffnung, von Erstaunung zu Liebe. Jetzt klärte sich die geheimnißvolle Natur des Menschen vor mir auf. Ich sah ihn nach Gott gebildet, ich sah ihn den Engeln befreundet und zur Ewigkeit bestimmt. Dann sah ich ihn gefallen, von Gott abgewendet, sich immer weiter von ihm entfernend, unheilig, ungerecht, fleischlich, ja, bis unter das Vieh erniedrigt. Jetzt hätte ihn sein Schöpfer, der Heilige, der Hässer der Unordnung, verlassen können. Er hatte ihn unschuldig gebildet. Die Engel, die um seinen Thron stehen, haben nach dem Verhältniß ihrer höhern Sphäre nicht mehr Kraft, in ihrer ursprünglichen Unschuld zu beharren, empfangen als der Mensch; und doch war er gefallen. Er entehrte die schöne Welt der Gottheit mit seinen Unordnungen. Er war ein Widerspenstiger mitten unter Geschöpfen, die mit Freuden den Willen ihres Urhebers thun. Gott konnte ihn aus dem Schauplatz seiner Herrlichkeit austilgen und den kleinen Raum, wo ehmals Menschen gesündiget hatten, mit unschuldigen Wesen, mit Lobpreisern der Gottheit wieder ausschmücken. Wie sehr fürchtete ich ehedem, daß er es gethan habe und das

Werk seines Zorns bald vollenden werde! Alles schien mir die Merkmale eines Gottes, der sich entzogen, der uns verlassen hat, zu tragen. Aber er hat sich der Menschen erbarmet, von Ewigkeit hat er ihr Elend gesehen und das Geheimniß erfunden, sie mit sich selbst zu versöhnen, sie wieder zur Gemeinschaft der Gottheit zurückzubringen, ohne welche die Geister kein wahres Leben haben. Gott selbst ist Mensch worden, dieses große Werk zu vollenden. Nur ein Gottmensch konnte es vollenden! Ein Geheimniß, das Erzengel in Erstaunung setzt, und vor dem die menschliche Seele erzittert! Sie erliegt dem Gedanken, daß Gott sie so unendlich, so unbegreiflich liebt, und daß sie einen solchen Gott beleidiget hat. In Dir, dreimal heiliges Geheimniß, in Dir liegt Nahrung für eine ganze Ewigkeit, die wir durch Dich empfangen werden. Was wäre die Ewigkeit ohne Dich? Der Tod der Seelen, ein erschrecklicher, ein ewiger Tod! — Aber durch Dich haben wir Leben und Hoffnung, ja, durch Dich haben wir Gewißheit eines ewigen Lebens. So gewiß, als Gott ist, so gewiß, als Gott die Sünder erlöset hat, so gewiß wird der Sünder, der Gott die Ehre gegeben hat und mit Thränen gekommen ist, von ihm Gnade zu flehen, ein unvergängliches Leben empfangen und den Engeln gleich werden, selig wie sie und noch seliger als sie, wenn er mit Thränen der Dankbarkeit und der wehmüthigen Entzückung sich zu den Füßen seines Erbarmers hinwerfen und von ihm mit einem Blick der Bruderliebe begnadigt werden wird, der alle Freuden des Himmels übertrifft. — O meine Seele, wie ward Dir, da Dir diese großen, diese heilsamen Geheimnisse aufgeschlossen wurden? Ganz von der Güte Deines Schöpfers und Richters, ganz von dem liebenswürdigen Bilde Deines Erlösers, ganz von der Gottheit, die in menschlicher Gestalt sich den Sündern verklärte, durchdrungen, fiel ich vor ihm hin und dankte ihm mit Seufzern, die keine Worte finden konnten, für seine unendlichen Erbarmungen. Ich bat ihn, mich zu erleuchten und zu heiligen; ich übergab ihm meine ganze Seele; ich gelobte ihm mein Leben und alle meine Kräfte. Und ich fühlte die sanften Einflüsse seiner Gnade, ich hörte seine Stimme, die zu meiner Seelen sprach: „Freue Dich, Du bist begnadigt!" Ich fühlte mich mit göttlicher Kraft angethan, dem Vorsatz getreu zu sein, den ich zu den Füßen seines Kreuzes gethan hatte. — Wie selig ist es, mit Gott versöhnt zu sein! gewiß zu sein,

daß Der unser Freund ist, der die Himmel in seiner Hand trägt und die Seraphim mit seinem Anhauch belebet! Wie selig ist es, wenn die Seele sich darüber freuen darf, daß Gott allgegenwärtig ist und in ihrem Inwendigen lieset! Wie weit ist dieser Zustand von jenem unterschieden, da sie sich so oft gerne vor dem Auge Gottes verborgen hätte, und dann erzitterte, wenn sie der Finsterniß vergeblich flehte: „Bedecke mich und verbirg meine Thaten!" Wie selig ist es, dem Donner lächelnd zuhören zu können, weil der Gott des Donners unser Vater ist! Dieses kann nur der Christ. Nur der Christ darf einen Gott glauben! Nur Der, der einen göttlichen Erlöser hat, nur der ihm sein ganzes Herz ergeben hat, nur der mit dem Blute des Bundes an seiner Stirne gezeichnet ist und einen neuen Namen empfangen hat, darf sein Haupt getrost emporheben, nur er darf sich freuen. Die Freude des Sünders, des Unchristen ist die Freude eines Trunkenen, der am Rande eines Abgrunds tanzet. Nur der Christ kann dem Tod entgegensehen und sich freuen. Denn er weiß, daß sein Erlöser lebt, und sein Glaube siehet mit himmlischen Empfindungen in göttliche Ewigkeiten hinaus.

Unendlich gütiger Jesu, Alles das danke ich Dir! Ich trage Deinen Namen, Du hast mich erwählt und mit unzähligen Seligkeiten begnadigt. Durch Dich darf sich meine Seele freudig ihrem Schöpfer nahen. Jetzt siehet sie ihn erst in allen seinen Geschöpfen. Sie hasset ihre ehemalige Abgötterei, da sie Geschöpfe so sehr liebte, als ob ihre Glückseligkeit an sie gebunden wäre, als ob sie keine Strahlen einer höhern Schönheit wären. Jetzt erliegt sie nimmer unter der Furcht, daß Theoklea sterben werde! Nur die Furcht, sie möchte sich wieder von Gott entfernen, nur diese erschreckt sie, kein andrer Verlust, kein Unglück, kein Tod! Was mangelt Dem, der die Gnade des Unendlichen hat? O, daß ich diese keinen Augenblick verliere! Sei immer bei mir, mein Erbarmer, heilige Dir mein Herz immer mehr, mach es aufrichtiger und einfältiger, lauter ohne andere Absichten, als Dir zu gefallen und Deinen Willen zu thun! Ersticke allen Samen der Ungerechtigkeit in mir und tödte Alles, was Dein Auge Mißfälliges in meinen Neigungen entdecket! Meine liebste Begierde soll sterben, wenn sie Deinen Anblick nicht ertragen mag. Ebne alle Höhen in mir; der Stolz, der Hauptfeind des Menschen, der ihn so gerne von Gott abrisse und zu einer unabhängigen Gottheit

in seiner eigenen Sphäre machte, werde herabgestürzt und zertreten! Ich will mich einzig Deiner Gnade rühmen; was hat der Mensch, der Sünder, womit er sich sonst auch nur vor Engeln rühmen könnte? Bewahre meinen Geist vor der Zerstreuung in eiteln Untersuchungen! Es ist doch keine andere Erkenntniß, die wahres Licht und wahre Ruhe gäbe, als die Erkenntniß Gottes. Und nur Der kennet den Vater, der den Sohn kennet. Offenbare Dich mir immer mehr, mein Heiland, damit ich in der Erkenntniß Gottes wachse! Die Wissenschaft, die mich durch dieses Leben führen und im Tode beruhigen kann, ist doch keine andere als die gläubige Erkenntniß, daß Du Christus und für uns gestorben und auferstanden bist. Diese hohe Wahrheit, dieses an Seligkeiten unendlich fruchtbare Geheimniß — der Gottmensch am Kreuze — diese Wahrheit, ohne welche alle Erkenntniß eitel wäre, welche den Weisen, die ihre eigenen Führer sind, so sehr ein Aergerniß ist, und durch welche der Christ zu der Würde erhöht worden ist, daß sich die Olympier vor ihm neigen — diese zu lernen und zu glauben, sei mein vornehmstes Geschäft! Sie soll mich durch dieses Thal der Todesschatten begleiten, und bei dem Uebergang in jener Stunde, wenn die Helden zittern und den Weltweisen seine Weisheit verläßt, dann will ich durch sie lächeln. Meine Freunde sollen um mich stehen und durch den Tod eines Christen erweckt werden, als Christen zu leben. Dann werde ich zu Dir kommen, mein Erlöser, und ewig bei Dir bleiben. Dann werde ich Dich sehen und Ströme von Thränen der Zärtlichkeit und Freude zu Deinen Füßen weinen; und o Seligkeit, dann werde ich Dich weit vollkommner lieben als jetzt und ohne Sünde sein!

Plan einer Akademie

zu Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute.

Quid dulci voveat nutricula majus alumno
Quam sapere?

[Hor., Ep., I. 4, 8. 9.]

1758.

Diese Schrift erschien im Einzeldruck Zürich 1758 in 8⁰ und wurde nur in die erste Ausgabe der Prosaischen Schriften von 1758 aufgenommen.

Jedermann gestehet, daß die Erziehung der Jugend eine sehr wichtige Angelegenheit sei, und Jedermann klagt über die häufigen Mängel unsrer Manier, dieses Geschäfte zu behandeln. Wenn ich jetzt im Sinn hätte, eine Platonische Idee zu entwerfen, so wollte ich einen Vorschlag thun, wie allen Klagen, die hierüber können geführt werden, auf die gründlichste Art könnte abgeholfen werden. Ein solcher Vorschlag würde aber nichts Neues sein und kein anderes Schicksal haben als die Projecte des Raphael in der Utopia des Sir Thomas Morus. — Das sind scholastische Grillen, würden die Kenner der Welt sagen, die sich nicht ausführen lassen, weil sie mit unsern herrschenden Vorurtheilen allzu unverträglich sind und voraussetzen, daß wir vernünftiger seien, als wir zu sein Lust haben. Ich will also jetzt, da ich meine, nicht wie man aus falscher Scham zu sagen pflegt, geringen, sondern meine besten und überlegtesten Gedanken, wie eine Akademie einzurichten sei, aufsetzen soll, mich bemühen, dieselben so viel es die Sache erlaubt, herabzustimmen und so einzurichten, das sie nicht ganz unbrauchbar scheinen mögen. Demungeachtet werde ich, um meinem Entwurf nur einigen Grad der Vollkommenheit zu geben, genöthiget sein, die alten Griechen um Rath zu fragen, welche bekanntermaßen in diesem Stück wie in den meisten übrigen große Vorzüge vor uns haben, und die wir billig als unsere Lehrer in solchen Sachen ansehen sollten, da wir ohne ihre wieder hervorgesuchten und gemein gemachten Schriften noch in der unmenschlichen Barbarei der mittlern Zeiten versunken lägen. Ich will also, um einen guten Grund zu legen, die kleine Mühe nehmen, die Begriffe der Alten von der Erziehung zu untersuchen und zu zeigen, wie sie in dieser Sache, woran ihrer Meinung nach einem Staat Alles gelegen ist, zu Werk gegangen.

So viel ich mich der Beobachtungen erinnern kann, die ich bei Lesung der alten Scribenten gemacht, finde ich, daß die ganze Methode ihrer Erziehung und Unterweisung von unsrer modernen Art sehr unterschieden war. Bei uns wird der erste Theil des Lebens bis zu dem Jünglingsalter auf eine sehr ungereimte Weise hingebracht. Es ist kaum zu viel gesagt, daß in dieser Zeit der Grund zu unsrer ganzen künftigen Verschlimmerung gelegt werde. Weder die Unterweisung noch die Disciplin gründet sich auf die Natur der menschlichen Seele und eines jeden Subjects insbesondere. Das Gedächtniß allein wird durch eine ungeschickte und langwierige Methode, das Latein zu lernen, mißhandelt, worin es doch die Wenigsten nur auf einen mittelmäßigen Grad bringen, da inzwischen alle übrigen und höhern Fähigkeiten der Seele ungebauet liegen und entweder verwildern oder durch die Unthätigkeit schlaff werden und gleichsam einrosten. Wir werden wie mit Gewalt und der Natur zu Trotz in einer langwierigen Kindheit behalten, und ein Knabe von sechzehn bis achtzehn Jahren, wenn er schon über acht oder zehen Jahre in den Schulen durch die classischen Autoren durchgepeitscht worden, wird selten verständiger, geistreicher, politer, beredter, als er vorher war, befunden werden, ob er gleich dem Ansehen nach zu den lautersten Quellen der wahren Gelehrtheit und des guten Geschmacks geleitet worden.

Unter den ersten Kaisern zu Rom, da die öffentlichen Schulen bei dieser ehemals ganz martialischen Nation gewöhnlicher wurden, wurden die besten Scribenten der Griechen und Römer auch als classische Autores mit der Jugend tractirt. Aber Quinctilian lehret uns, daß man sie nicht nur als Quellen der Sprache, sondern der Wissenschaft und Wohlredenheit gebraucht habe. Man glaubte nicht, Demosthenes habe seine Reden an das Volk zu Athen deswegen aufgeschrieben, damit in etlichen hundert Jahren die Knaben zu Rom Griechisch daraus stammeln lernten, und man fand im Xenophon oder Isokrates viel wichtigere Dinge zu lernen als grammaticalische Regeln. Dieses macht einen großen Unterschied. Unsere Jugend wird höchstens wortgelehrt; wenn sie die römischen Worte deutsch machen und nach den Regeln, obgleich selten nach dem Genie der Sprache zusammensetzen kann, so sind die Lehrer insgemein befriediget; man bekümmert sich wenig, sie zu lehren, was für Ideen sie mit den Worten verknüpfen, und wie und

zu was Absicht sie diese Ideen unter einander combiniren müssen.

Das Schlimmste ist, daß wir diejenigen Studien, welche sich für die zarten und bildsamern Seelen am Besten schicken, unbesonnenerweise für zu schwer und hoch und hingegen die grammaticalische Wissenschaft, die in der That schwerer als die Metaphysik ist, für das eigentliche Studium halten, das der Jugend angemessen sei.

Die alten Griechen setzten, so viel ich habe merken können, die Education hauptsächlich in die Uebung der Gemüths- und Leibeskräfte, weil ohne Uebung weder diese noch jene zur gehörigen Stärke, Lebhaftigkeit und regelmäßigen Bewegung gelangen. Sie glaubten, der Mensch komme gleichsam nur als ein Embryon auf die Welt, er müsse erst zum Menschen ausgebildet werden, der Leib und die Seele bleiben schwach, träge und unvermögend ohne Uebungen, beiden sei eine gewisse Disciplin, Diät und Gymnastik nöthig, beide erlangen durch diese Mittel ihre Munterkeit, Behendigkeit und nervichte Stärke, ohne welche sie unvermögend seien, auf der großen Laufbahn des Lebens mit Ruhm und Erfolg zu erscheinen. Die Absicht, zu welcher also ihre Erziehung abzweckte, war, ihre jungen Bürger zu dem zu bilden, was sie καλοκἀγαθία nannten, in welchem Worte sie alle Vorzüge und Vollkommenheiten begriffen, die einen freien und edeln Menschen von einem Sclaven und menschenähnlichen Thiere unterscheiden, alle Eigenschaften und Geschicklichkeiten, welche den Menschen erhöhen, verschönern und zur Ausführung einer edeln Rolle im Leben tüchtig machen. Zu dieser Absicht, welche allein der menschlichen Natur würdig ist, flößte man der Jugend so früh als möglich den Geschmack am Schönen und Guten nebst den besten moralischen und politischen Gesinnungen ein; in diesem Gesichtspunkt studirte man mit ihnen den Homer und schmückte ihr Gedächtniß mit den weisesten Sprüchen der Dichter, welche die Lehrer und Philosophi der ältesten Griechen waren, und ihre Imagination mit den reizendsten Bildern von Helden in allen Arten von Tugenden aus; dazu brachte man sie, wenn sie heranwuchsen, unter die Aufsicht und in die Gesellschaft weiser Männer, aus deren Unterredungen sie lernten, was edel oder niederträchtig, was Recht oder Unrecht, was W e i s h e i t oder Thorheit sei; was die Religion, was die menschliche Gesellschaft, was der Staat, in dem wir leben, was alle unsere übrigen Verhältnisse für

Pflichten von uns fordern.*) Dieses Studium, welches die Griechen eigentlich die Philosophie nannten, wurde für das nöthigste und wesentlichste Stück der Unterweisung gehalten, wozu die Gemüther am Geschicktesten seien, so lange sie noch weich, bildsam und durch schlimme Gewohnheiten noch nicht zerrüttet seien. Es war hiebei nicht um vorwitzige Speculationen zu thun, die Absicht war so edel, als möglich ist; man wollte dem Staat tugendhafte Bürger ziehen, man sah die Philosophie als eine Disciplin des Gemüths an, die einem jeden Menschen nöthig ist, weil ein jeder Mensch Begriffe hat, die er aufklären, Neigungen, die er zum besten Endzweck und zu ihren gehörigen Gegenständen lenken, Affecten, die er bezähmen, Fehler, die er verbessern, Tugenden, die er erhöhen lernen muß. Die ganze Unterweisung der Jugend war so praktisch, daß einige philosophische Gesellschaften, in denen eine große Menge vortrefflicher Staatsmänner und guter Bürger gezogen worden, eigene Gemüthsübungen hatten, durch welche man junge Leute zu denenjenigen Tugenden angewöhnen wollte, die zugleich die nöthigsten und die schwersten sind: zur Enthaltsamkeit, Moderation, Geduld, Liebe zur Arbeit, Verachtung der Schmerzen, — Uebungen, deren Verfall und Abschaffung den wahren Grund enthält, warum uns die Uneigennützigkeit, die Redlichkeit, die Simplicität, die Größe der Seelen an den meisten Plutarchischen Helden so romanhaft vorkommt — und zugleich eine von den ersten Quellen der großen Corruption der neuen Bewohner von Europa ist, denen, wofern man es sagen darf, die Barbarei ihrer Vorfahren noch sehr merklich anhängt.

Mit dieser moralischen und bürgerlichen Philosophie verband man die schönen Künste, insbesondere die Beredsamkeit, die unstreitig eine von den nöthigsten Qualitäten eines Menschen ist, welcher der menschlichen Gesellschaft mehr als blos mechanische Dienste thun soll. Es ist bekannt, in welch einem hohen Ansehen die Eloquenz bei den alten Griechen gestanden, wie empfindlich diese Nation für die Schönheit und Zauberkraft derselben war, und wie sehr ein patriotischer Bürger durch dieses Mittel sich seinem Vaterland nützlich machen konnte. Alle Jünglinge von guter Herkunft oder edelm Naturell studirten die Kunst zu reden, und das einzige Athen hat eine große

*) Xenophon, Memorab. Socrat., Lib. I. Cap. I.

Anzahl dieser sublimen Art von Künstlern hervorgebracht, die selbst neben ihrem Isokrates und Demosthenes bewunderns- würdig waren. Ich weiß wol, daß die Freiheit und die de- mokratische Constitution die Beredsamkeit oder vielmehr eine besondere Art und einen öffentlichen politischen und gericht- lichen Gebrauch derselben unumgänglich machten, und daß die Aemulation dieselbe wie die übrigen schönen Künste auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit trieb, den die besten Neuern besser bewundern als nachahmen können. Aber es däuchte mich seltsam geschlossen, wenn man hieraus folgern wollte, die Uebung in der Wohlredenheit sei heut zu Tage und in Ländern, wo man den Ton des Worts Freiheit übelklingend findet, weniger ein nothwendiges Stück der guten Erziehung als bei den alten Griechen und Römern. Wenn- gleich unsere jetzige Verfassung, die politische und die civile, hauptsächlich bei den Deutschen der Beredsamkeit nicht sonderlich günstig zu sein scheint, so ist es doch unstreitig, daß allen Denen, die öffentlich zu reden oder zu schreiben haben, viel- fältige und beträchtliche Vortheile aus der Uebung in dieser bewundernswürdigen Kunst zuwachsen, wenn es auch keine anderen wären als diejenigen, deren Cicero erwähnt, da er sagt: Nihil mihi praestabilius videtur, quam posse dicendo hominum tenere coetus, mentes allicere, voluntates impellere, quo velis, unde autem velis deducere; — quid enim tam ju- cundum cognitu atque auditu, quam sapientibus sententiis gravibusque verbis ornata oratio? etc. Wir haben aber von der Cultur der Beredsamkeit viel mehr als nur Vergnügen zu erwarten. Sie ist auf der Kanzel von großem Nutzen und bei der gegenwärtigen allgemeinen Schläfrigkeit und Kalt- sinnigkeit der Christen sogar nothwendig. Die Kanzel ist bei uns der einzige Ort, wo man an das Volk reden kann, für welches die Künste der Beredsamkeit eigentlich bestimmt sind. Wie lange wollen wir uns von den Franzosen beschämen lassen, welche ihre Bossuets, Bourdaloue, Massillons, Trublets aufweisen können, da hingegen unsre größten geistlichen Redner gegen Jene nur nicht in Betrachtung kommen? Dieses ist noch nicht Alles. Die Geschicklichkeit, wohl zu schreiben, ist mit der Beredsamkeit unmittelbar verbunden, oder vielmehr beide sind nur eine Kunst, außer daß zu der letzten noch die Declamation und Action hinzukommt. Bei den Griechen ergoß sich die Beredsamkeit auch über die Philosophie und über die politischen

Scribenten und Geschichtschreiber. Plato wurde seiner sublimen Beredsamkeit wegen der Homerus der Philosophen genennt; die Musen selbst, sagte man, wenn sie griechisch redten, würden sich der Diction des Xenophon bedienen; Herodotus erwarb sich durch die Lieblichkeit, Naiveté und ungekünstelte Eleganz seiner Schreibart kein geringeres Lob; Aristoteles selbst, der tiefsinnigste und trockenste unter den alten Weltweisen, ist wegen der Annehmlichkeit und Energie seines Stils berühmt, ob er sich gleich nicht piquirte, den Grazien fleißig zu opfern. Woher anders als von der gänzlichen Versäumniß der wahren Eloquenz kommt es, daß wir mit elenden, nervenlosen, trocknen, unangenehmen, einschläfernden Scribenten so überhäuft sind? Die meisten unsrer Scribenten, sowol vom Clero als von den Laien, bekennen in ihren elenden Vorreden gemeiniglich selbst, daß sie nicht wissen, was schön, einnehmend, zierlich schreiben sei; und ich sehe nicht ein, warum wir die übelgeschaffnen Werke dieser Herren lesen sollten, welche sich so wenig darum bekümmern, wie sie schreiben. Inzwischen werden sie doch gelesen und helfen den Sens-commun und den Geschmack einer ganzen Nation verderben. Dergleichen Ungelegenheiten kann allein durch die Education abgeholfen werden. — Aber ich merke, daß ich mich von meinem eigentlichen Gegenstand entferne, welches ich desto mehr vermeiden muß, je leichter mich der starke Contrast, den wir Deutsche in allen Stücken mit den Alten machen, dazu verleiten kann.

Die Griechen verbanden mit der Beredsamkeit die Uebung in den übrigen schönen Künsten. Keine Nation hat dieselben so hoch getrieben. Die Raphaels, die Carraches, die Girardons der neuern Zeiten haben ebensowol als die Miltons, die Thomsons, die Corneilles und Racines keinen stolzern Gedanken fassen und keinen höhern Schwung nehmen können, als die Alten nachzuahmen, welche sie so fleißig als die Natur selbst studirten, und denen sie, was den Genie und die Kunst betrifft, kaum beikommen, ob sie dieselben gleich zuweilen durch den Gegenstand übertreffen. Der allgemeine gute Geschmack der Griechen beförderte die Vollkommenheit der schönen Künste, so wie er durch die Werke derselben gebildet wurde. Bei einer Ode Pindar's unentzückt bleiben oder ein Gemälde des Zeuxis ohne die kluge Bewunderung eines Kenners zu betrachten, wäre bei ihnen einem wohlgezogenen Menschen ebenso unanständig gewesen, als im Ringen oder Wettlaufen unerfahren

zu sein. Sie gingen hierin so weit, daß sie in den Eloges ihrer größten Männer, von denen sie hundert preiswürdige Dinge zu sagen haben, doch selten vergessen, zu melden, bei wem sie auf der Flöte oder Laute spielen gelernt haben. Sie sahen alle diese Künste, welche der Ueberfluß und die Freude geboren haben, für Quellen einer anständigen und bescheidnen Ergetzung an und für die besten Mittel, die Gemüther sanft, geschmeidig und tractabel zu machen; daher es kam, daß das Wort ἄμουσος — Einer, der kein Günstling noch Kenner der Musen ist — bei ihnen auch einen rauhen, unangenehmen und tölpischen Kerl bezeichnete. Sie wußten wohl, wie enge der gute Geschmack — diese behende und zarte Fähigkeit, das Wahre, Harmonische oder Schöne durch eine Art von Gefühl und innerlichem Sinn wahrzunehmen — mit der gesunden Vernunft, der Regularität des Gemüths und der Politesse der Sitten verwandt ist, und wie es beinahe unmöglich ist, diese letztern Eigenschaften, so sehr sie auch zur Menschheit gehören, ohne die erstern zu besitzen. Sie verlangten deswegen von einem edeln und wohlgezogenen Jüngling, daß er καλὸς καὶ ἀγαθὸς sei, ein Virtuoso, wie es der geistreichste und feinste aller modernen Scribenten, Shaftesbury,*) ausdrückt, indem er mit diesem gleich dem armen Namen Poet sehr mißbrauchten Titel die gleiche Idee ausdrückt, welche die Griechen in besagtes Wort eingeschlossen, nämlich eines Menschen, den die Musen und Grazien erzogen haben, eines Liebhabers der Natur und Kunst, der die Meisterstücke des menschlichen Witzes und Fleißes kennt, der jede Wissenschaft, jedes Talent zu schätzen weiß, die Welt, die Charakter, Verfassungen, Gesetze, Sitten, Religionen, Künste, Erfindungen der verschiednen Völker studirt hat, der in Allem diesem weiß, was recht und schön ist, qui verae numeros modosque vitae didicit et sua vivendi ratione exprimit. Wir können die Idee von einem solchen Virtuoso am Besten aus dem Charakter eines Xenophon, Plato, Perikles, Dion oder eines Scipio und Brutus auszeichnen, zu denen wir eine Menge Anderer fügen könnten, wenn es hier nöthig wäre.

Man irret sich, wenn man meint, diese Männer seien unter den Griechen und Römern gewesen, was wirklich schöne Geister bei uns sind, resonantes in gurgite vasto; wir haben nur nicht

*) Shaftesbury, Characteristiks, Tom III. Miscellany, III. chap. I.

die Lebensbeschreibungen von Allen, welche von einem Xenophon geschildert zu werden werth waren. Ein großer General oder Redner war selbst bei den Griechen nicht gemein; aber ein Virtuoso zu sein, war nichts Seltenes; es war eine Folge ihrer Education.

Ob ich gleich diese Materie nur mit den äußersten Zügen entworfen habe, so glaube ich doch, es werde aus diesen historischen Prämissen leicht zu begreifen sein, woher es komme, daß wir in den Personen des Alterthums ebensowol als in ihren Statuen ein gewisses Air de grandeur wahrnehmen, das mit einer edeln Simplicität und ungezwungenen Eleganz verbunden oder aus beiden vermischt ist, wie auch, woher es komme, daß wir in ihren Sitten mehr Natur, Humanität und Anstand, in ihren Schriften mehr Genie, Geist und Stärke als in den Schriften und den Sitten der Neueren, sonderlich der Deutschen finden. Die Education bildet die Menschen. Ist sie fehlerhaft und übel eingerichtet, so kann sie aus eben diesen Menschen, welche wohlgebildete Figuren hätten werden können, Mißgestalten und Caricaturen machen.

So wie ein guter Geschmack, sensus communis, eine gesunde Urtheilskraft, edle Gesinnungen und feine Sitten natürliche Früchte der Erziehung der Alten waren, so sind Pedanterei, Rusticität und gelehrte Dummheit die ordentlichen Früchte unsrer gemeinen Art zu unterweisen. Wie bei jenen alle Wissenschaft und Unterweisung praktisch war, so dienet unsre gemeine Art zu studiren nur, die Scheidewand zwischen dem Kopf und dem Herzen dichter zu machen. Es wundert mich ebenso wenig, warum es bei jenen etwas Gewöhnliches war, daß ein junger Mensch von sechzehn Jahren sich durch Geschicklichkeit und Tugenden hervorthat, als warum bei uns die meisten Studirenden im gleichen Alter Kinder am Verstand und Barbaren an Geschmack und Lebensart sind. Der Unterscheid im Product wird bleiben, so lange wir ungleich rechnen.

Ich habe diese kleine Untersuchung angestellt, um die Grundideen herauszubringen, denen man bei Entwurf eines Plans von einer heilsamen Institution folgen soll. Meines Erachtens wird man des besten Zwecks allezeit verfehlen, wenn man nicht sowol die Absichten als die Methode, so viel sich immer bei uns thun läßt, den Alten ablernet. Und so gut auch im Uebrigen die Einrichtung einer Schule oder Akademie sein mag, so wird es allezeit darauf ankommen, daß die Lehrer

selbst die παιδείαν ἀληθινὴν, den ächten Bon-sens, die Kenntniß der menschlichen Natur, die Kunst, die Seelen zu entwickeln, oder wie Sokrates sagte, sie gebären zu machen, selbst in den Alten studirt haben, wovon ich bald ausführlicher reden werde.

Wir wollen nun versuchen, einen Plan von Unterweisung zu entwerfen, der sich der Manier der Alten nähere, und wofern er, wie alle Projecte von dieser Art, nicht in seinem ganzen Umfang auszuführen ist, doch ungefähr die Dienste thun könne, die jene vollkommene Idee*) der Schönheit einem Maler oder Bildhauer thut, nach welcher er arbeitet, ob er gleich nicht hoffen darf, dieselbe auf der Leinwand oder in dem Marmor herauszubringen.

Nachdem ich bestimmt haben werde, was die Absicht eines Instituti paedagogici sein müsse, und was für Qualitäten man bei den Lehrlingen hervorzubringen trachten müsse, so will ich von der Beschaffenheit der Lehrer, von dem, was man lehren soll, von der Methode, den Uebungen und der Disciplin handeln und endlich einen Entwurf von der äußerlichen Einrichtung des Instituti versuchen.

Die Absicht der Unterweisung überhaupt kann vernünftigerweise keine andere sein, als junge Leute zu Erfüllung der Absichten, warum sie auf diese Welt gesetzt worden sind, geschickt zu machen. Beides wird durch die Verhältnisse bestimmt, worin wir uns befinden, und die nicht von unsrer Willkür abhangen. Als vernünftige Geschöpfe stehen wir in Verhältniß mit Gott, als Menschen mit der ganzen menschlichen Gesellschaft, als Glieder gewisser Partikulargesellschaften oder Staaten mit denselben, als Christen mit der unsichtbaren Welt. Unser Leben, wenn es wohl eingerichtet sein soll, muß in Beobachtung dieser Verhältnisse bestehen; wir müssen aber sowol die Natur derselben als die Mittel und Weise, ihnen genugzuthun, l e r n e n, und diejenigen Anstalten, wo die Jugend hierin unterwiesen wird, sind eben die Schule, von der ich jetzt schreibe.

Ich betrachte hier alle Kinder als ein Eigenthum der Societät oder des Staats; diesem ist daran gelegen, daß sie gesunde und brauchbare Glieder werden, und das werden sie sein, wenn die Talente eines jeden so cultivirt werden, daß man ihn zu dem anhält, wozu ihn die Natur am Tüchtigsten gemacht hat, und wenn alle und jede gelehrt werden, recht-

*) Cicero, Orator, C. III.

schaffene Menschen, gute Bürger und praktische Christen zu sein. Alles, was auf unsrer Schule gelehrt wird, zielet geradezu oder indirecte zu diesen Zwecken. Ob diese gleich so edel sind, so schließen sie keineswegs die geringern Studien aus, in welchen die Jugend insgemein geübt zu werden pflegt. Der ganze Unterscheid bestehet darin, daß dasjenige, was auf andern Schulen der Zweck ist, hier nur unter die Mittel zu einem höhern Zweck gehört. Die Erlernung der Sprachen z. E. scheint auf den meisten Schulen der Zweck aller Arbeit zu sein. Bei uns ist sie nur ein Mittel. Die alten Sprachen (die griechische und lateinische hauptsächlich) sind einem Gelehrten von Profession nöthig, die neuern nützlich. — Die neuern sind einem Hofmann, einem Cavalier, Civil- oder Militärofficier ꝛc. nöthig, die alten nützlich oder wenigstens eine Zierde. Sie sind es aber nur deswegen, weil sie Schlüssel zur Wissenschaft oder Mittel, mit Andern zu communiciren, sind; dasjenige also, wozu wir die Sprachen brauchen, ist der Zweck, sie selbst sind ein Mittel, und zwar als bloße Instrumente; daher gehören sie unter den geringsten Theil von dem, was die Jugend gelehrt werden soll.

Was ich von dem allgemeinen Endzweck meiner Akademie gesagt habe, ist freilich sehr bekannt. Jedermann weiß, daß das der Zweck der Schulen sei. Diese Akademie soll auch in der That von andern nur darin unterschieden sein, daß im Ernst Alles zu diesem Zweck eingerichtet sei, daß die Lehrer keinen andern als eben diesen Zweck haben, und daß solche Mittel ins Spiel gebracht werden, wodurch man denselben wirklich erreiche. Dieses ist bei einer papiernen Akademie sehr leicht zu machen. Schwerer ist es, dieselbe zur Existenz zu bringen, noch schwerer, die Lehrer zu finden, die solchen Absichten entsprechen. Aber Hindernisse schrecken einen edeln Geist nicht ab, und wenn es einem Prinzen und Minister rühmlich ist, ein Institutum von dieser Art errichtet zu haben, so unterstehe ich mich, diese Bedingung hinzuzuthun, daß es nur alsdann ruhmwürdig sei, wenn sie wirklich die beste Absicht haben und nach der möglichsten Perfection zielen. Wir Andere können nicht viel mehr, als vortreffliche Ideen denken; die Großen und ihre Gehilfen sind Diejenigen, die dieselben realisiren können. Wie groß ist ein Prinz, in dessen Gewalt es stehet, ganzen Nationen und Weltaltern Wohlthaten zu erweisen! wie groß ist er erst, wenn er dieses Vermögen wirklich

dazu braucht, und wie klug ist er zu gleicher Zeit! Denn der geradeste Weg zum Privatvortheil ist, das gemeine Beste befördern; die Quellen, die das Meer hergiebt, fließen in tausend Strömen wieder in dasselbe zurück.

So gut aber unsere Absicht immer sein mag, so werden wir sie doch nie erreichen, wenn wir nicht in der Wahl und Application der Mittel, Vorsicht und Dexterität gebrauchen. Die Mittel zu dem Zweck, von welchem hier die Rede ist, sind die Lehrer, die Künste und Wissenschaften, die Methode und die Disciplin. In der Akademie, die wir entwerfen, sollen die Lehrer die weisesten und geschicktesten sein, sie sollen auf die ordentlichste, gründlichste und anmuthigste Art nur nöthige und nützliche Dinge lehren, und die Disciplin, in welcher die Jugend gehalten werden soll, soll der menschlichen Natur und dem Zweck des Instituti gemäß liberal, gemäßigt und das Mittel zwischen Strenge und Nachlässigkeit auf Seiten der Anführer und zwischen Licenz und Sclaverei auf Seiten der Untergebenen sein.

Wir wollen jetzt sehen, was wegen der Lehrer zu erinnern ist. Wenn es scheinen mag, daß ich die Sachen ein Wenig zu weit herhole oder zu viel fordre, so bitte ich nur, sich zu erinnern, daß mein ganzes Vorhaben erfordert, nach einer gewissen Vollkommenheit zu visiren, so daß auch der zweite oder dritte Grad unter derselben noch seinen Werth hat.

Eine jede Nation hat, mit Herrn d'Alembert zu reden, einen Theil, der die übrigen leitet, und einen, der sich leiten läßt. Der erste theilt sich wieder in zwei Hauptclassen, wovon die eine alle Diejenigen begreift, welche das Pouvoir législatif und exécutif im Staat administriren, die andre Diejenigen, welche, von der Supériorité ihrer Talente und Einsichten oder von der Obrigkeit autorisirt, vorschreiben, wie man denken soll, um richtig zu denken, und wie man leben soll, um glücklich zu leben. Die Letztern sind es, denen der Verstand und die Sitten einer Nation anvertraut sind, weil es auf sie ankommt, Vernunft oder Dummheit, Freiheit oder Sclaverei der Seele, edle oder niederträchtige Gesinnungen, Bon-sens oder verdorbnen Geschmack, Gottseligkeit oder Aberglauben und Fanatismus — bei einem Volk zu befördern oder zu verhindern, je nachdem dann dieser denkende und lehrende Theil der Nation wohl oder übel denkt oder lehrt. Unstreitig giebt der Schöpfer, welcher seinen von uns wenig geachteten Absichten immer gemäß

handelt, jedem Volk und Weltalter eine hinlängliche Zahl von Menschen, die alle Talente und Dispositionen haben, welche zum Lehramt nöthig sind. Aber da es nirgends Mode ist, hierauf zu reflectiren, so geschieht es, daß viele vortreffliche Genien vernachlässigt werden und viele untaugliche Subjecte sich in die ehrwürdige Classe der Menschen einschleichen, welchen die Unterweisung der Jugend und des Volks anvertrauet wird. Diesen Letztern kann wol die Gewalt, niemals aber die Geschicklichkeit, ihr Amt zu exerciren, gegeben werden; und eine Obrigkeit, die einen unverständigen Pedanten (obgleich einen vollkommenen Schulgelehrten) zum Lehrer der Philosophie oder Religion macht, handelt nicht weiser als ein Fürst, der einen Hufschmied mit einer großen Pension zu seinem Hofmaler bestellen würde. Man könnte wol unsern meisten Candidaten sagen, was ein berühmter französischer Prälat einem ungeschickten jungen Abbé antwortete, der ihn um die Erlaubniß bat, in seiner Diöces zu predigen: Je vous le permets, mais la nature vous le défend. Wenn wir also in unserer Akademie keine solche Lehrer zulassen wollen, denen die Natur dieses Amt untersagt hat, so dünkt mich, sie werden alle diese Qualitäten besitzen müssen, die in der Idee eines tüchtigen Lehrers der Jugend eingeschlossen sind. Dieses sind theils solche, die er mit jeder andern Art von Lehrern gemein haben muß, theils diejenigen, die dieses Amt besonders von ihm fordert. Zu den erstern gehören unstreitig ein vorzüglicher Grad von Vernunft, ein heller Kopf, der Esprit philosophique und die Kunst, durch geschickte Wendungen und andere Künste eines erfindsamen Witzes das, was er lehren will, leicht und angenehm zu machen. Es sollte also bei einem solchen der Esprit de justesse mit dem, was man in der besten Bedeutung dieses Worts den Bel-esprit heißt, vereinigt sein: der erste, damit er gründlich und weislich, der andere, damit er angenehm und mit besserm Erfolg lehren könne. Demjenigen, welchem die Wahl der Lehrer aufgetragen wird, und der folglich ein scharfsichtiger Kenner der Geister sein muß, wird es leicht sein, an einem Menschen das Dasein oder den Mangel dieser Eigenschaften zu entdecken.

Außer diesem erfordere ich von den Lehrern unserer Akademie:

I. Daß sie aus keiner eigennützigen Nebenursache, sondern aus freier Wahl und vorzüglicher Neigung sich selbst zum Unterweisungsgeschäft destinirt und tüchtig gemacht haben.

II. Daß sie in der alten griechischen und lateinischen Literatur (worunter ich eigentlich weder das Studium der Antiquitäten noch der Verbalkritik verstehe) wohl erfahren und durch Proben sich legitimirt haben oder legitimiren können, daß sie ihre Art zu denken und ihren Geschmack aus diesen Quellen geschöpft haben.

III. Daß sie weder von ausschweifendem noch sclavischem Geist, weder modische noch gelehrte Pedanten, weder Bigots noch lâches et indifférens sur la Religion seien, sondern daß ihre Tugend ihren Einsichten proportionirt und ihre Sitten Documente und Bekräftigungen ihrer guten Lehren seien.

IV. Daß sie Alle mit einander harmoniren, daß sie ohne niederträchtige Jalousie auf eine edle Art mit einander wetteifern, daß Keiner aus seiner Sphäre heraustrete und sich in das mische, was Andern befohlen ist, — welches Alles Folgen ihres Verstands und guten Herzens sein werden.

V. Daß Jeder in einer gewissen Wissenschaft excellire oder zu einer gewissen Absicht in den Anstalten vorzüglich brauchbar sei.

VI. Daß sie mit Beiseitsetzung der gewöhnlichen Schulmethode eine solche gebrauchen, die am Natürlichsten und Leichtesten zum Zweck führe, ungefähr nach den Ideen, die besser unten vorkommen werden.

Wenn man solche Lehrer gefunden hat, so ist unnöthig zu erinnern, daß es billig und dem Instituto höchst vortheilhaft sei, sie durch anständige Pensionen in den Stand zu setzen, ihren Studien und ihrem Beruf ohne Sorge und Hinderniß abzuwarten. Es ist wahr, ein Philosoph bedarf nicht viel; aber es ist den Großen auch nicht wohlanständig, die nützlichern Musen geringer zu halten, als an den meisten Höfen diese Sirenen gehalten werden, die gemeiniglich ihre Stimme mit ihrer Person dem Publico preisgeben.

Ich gehe jetzt zu demjenigen fort, was die Jugend gelehrt werden soll. Da bemerke ich überhaupt, daß, ungeachtet in einem Instituto dieser Art die Bildung der Seele die Hauptsache ist, dennoch die Uebung des Leibes gar nicht müsse vergessen werden, und daß der Mangel des Letztern ein Hauptfehler sei, der in einer neuen Akademie vermieden werden sollte. Ich muß also zwei Artikel machen. Wegen dessen, was zur Information des Verstands und Herzens gehört, setzen wir die allgemeine Grundregel fest: man soll die Jugend nichts lehren, als wodurch sie verständig, geistreich, geschickt, edel-

müthig und tugendhaft wird. Hierdurch wird allen allzu subtilen und blos speculativen Objecten des menschlichen Vorwitzes nebst allen scholastischen Grillen, die nur zur Verwicklung und Verdunklung der einfältigen Wahrheit dienen, die Exclusion gegeben.

Dasjenige, was zu obgedachtem Zweck gelehrt werden soll, schränket sich wie von selbst auf die Sprachen, die Historie, die moralischen Disciplinen, die Logik und Psychologie, die Religion, die Eloquenz und die Physik und Mathematik ein. Da die Absicht hier nicht ist, eine Instruction für die Lehrer dieser Wissenschaften zu schreiben, so kann ich das Nöthigste, was hiebei in Betrachtung kommt, in folgende Artikel zusammenziehen.

I. Es soll von einem Kenner der Wissenschaften die Ordnung bestimmt werden, nach welcher diese verschiedenen Disciplinen und Studien mit der Jugend getrieben werden sollen, damit das, was sie zuerst lernen, allezeit das Fundament zu dem Folgenden abgebe.

II. Da die Subjecte von ungleichem Alter und verschiedenem Grade der Fähigkeit und bereits erworbenen Geschicklichkeit sein werden, so soll man verschiedene Classen anordnen, in welchen die gleiche Wissenschaft auf verschiedene Art gelehrt werde.

In der untersten Classe ist es genug, von jeder Wissenschaft eine historische Kenntniß zu geben.

In der zweiten mag dieselbe auf eine philosophische Art, doch nur via compendiaria gelehrt werden.

In der dritten kann man einzelne Theile derselben ausführlicher verhandeln. Eben dieses gilt von der eigentlichen Historie. Zum Exempel, in der untersten Classe müssen die jungen Leute ein wohlgeschriebenes Compendium der Universalhistorie ins Gedächtniß fassen; in der zweiten wird dasselbe erweitert und pragmatischer gemacht; in der dritten nimmt man einzelne Theile der Geschichte vor, z. E. die Geschichte der Kaiser oder der neuern Zeiten vom 15. Jahrhundert bis jetzt.

Uebrigens wäre es sehr gut, wenn die politische Historie, die Geschichte der Natur und der Gelehrten als drei verschiedene Disciplinen behandelt und in verschiedenen Classen gelehrt würden.

III. Die Sprachen werden am Besten durch eine deut-

liche Erklärung der Wörter und Redensarten und durch die Uebung erlernet. Man muß in jeder lateinischen und französischen Classe die Knaben Uebersetzungen und eigne Aufsätze machen lassen.

IV. Da wir ungeachtet der großen Menge von Compendiis doch wenig sehr gute und in ihrer Art vollkommne Compendia der historischen und philosophischen Wissenschaften haben, so sollen die Lehrer gehalten sein, selbst dergleichen aufzusetzen und den Aufsehern der Schule darüber Rechenschaft zu geben. Diese Compendia sollen alsdann gedruckt und unter dem Namen der Akademie herausgegeben werden.

V. Jede Wissenschaft, sonderlich die historischen und moralischen, sollen so praktisch als möglich gelehrt werden.

VI. Die Religion soll ohne theologische Subtilität, ohne die gewöhnliche Methode der Theologen und die ungeschickte Eintheilung in Theologiam dogmaticam und moralem ungefähr auf folgende Art gelehrt werden: Man soll

1. Die natürliche Religion zum Grund legen.
2. Die Ungenugsamkeit derselben in Absicht des verderbten Zustands des menschlichen Geschlechts zeigen.
3. Die göttliche Autorität der heiligen Bücher oder die Wahrheit der geoffenbarten Religion beweisen.
4. Die Lehre Jesu, aus den ersten Quellen, den Evangelisten geschöpft und aus den Schriften der Propheten und Apostel erläutert, vortragen, so deutlich und praktisch, als es die Natur der Sache erfordert, ohne Einmischung menschlicher Erfindungen, Vermuthungen, Distinctionen ꝛc.
5. Von den eigentlichen Glaubensartikeln (Geheimnissen versteht sich) mit keinen andern als mit Worten der Schrift reden.
6. So wie bei jeder wichtigen Wahrheit also besonders bei den geoffenbarten zeigen, daß sie uns nur deswegen geoffenbart sind, damit sie einen Einfluß in unser Leben haben und uns tugendhafter und glückseliger machen.

Wenn diese äußerst wichtige Profession einem Mann von aufgeklärtem Geist und tiefen Einsichten, welcher selbst lebendig von der Religion überzeugt, und dem sie, wie Young sagt, Alles ist, aufgetragen wird, so ist Alles überflüssig, was ich hierüber sagen könnte. Uebrigens soll dem Lehrer der Religion auch anbefohlen werden, das Nöthigste von der Kirchengeschichte vorzutragen.

VII. Zu Bildung des Geschmacks und der Beredsamkeit weiß ich nichts Dienlichers, als die vortrefflichen Muster, welche uns die Alten hinterlassen haben, mit den jungen Leuten zu lesen, nachdem sie die Sprache genugsam verstehen gelernt haben. Der Lehrer muß sich dabei angelegen sein lassen, sie auf die Schönheiten derselben aufmerksam zu machen und die Regeln daraus zu ziehen, welche sonst in eignen scientifischen Abhandlungen auf eine viel minder angenehme und praktische Art vorgetragen werden. Die Autores, die ich meine, sind vornehmlich Euripides, Homer, Xenophon, Isokrates, Demosthenes von den Griechen und Cäsar, Cicero, Virgilius, Horatius, Plinius, Tacitus von den Römern. Die auserlesensten Werke der größten Geister unter den Neuern können ihnen dann privatim und publice auch bekannt gemacht und zur Lectur empfohlen werden.

VIII. Der ganze Cursus academicus soll drei Jahre währen und sodann von vornen angefangen werden.

IX. Wenn die Schüler in den ersten zweien Jahren genugsam vorbereitet worden und in den Sprachen und Wissenschaften die nöthigsten Gründe gelegt haben, so sollen sie zu Vorlesungen von höherer Art zugelassen werden, die einen schon cultivirten Verstand voraussetzen. Es soll ihnen alsdann vornehmlich

1. Der Esprit des Lois erklärt werden, als ein Werk, welches die wahren Schlüssel zu allen Gesetzen, die gründlichste Politik und beinahe Alles enthält, was von der Staatsverfassung, den Gesetzen, Sitten und der Religion aller Völker in allen Zeiten zu wissen der Mühe werth ist.

2. Des Grafen Shaftesbury Abhandlung von der Tugend als eines der besten und scharfsinnigsten Systeme der Sittenlehre.

3. Ferner soll ihnen eine Lection über den Demosthenes gegeben werden (wobei es nicht auf die griechische Sprache ankommt), um ihnen das Wesen und den Charakter eines Redners und einer guten Rede nebst allen Kunstgriffen, die zur Ueberredung und Erweckung oder Stillung der Affecten dienen, deutlich zu zeigen. Zugleich sollen sie in Ausarbeitung ganzer Reden oder Discourse und in der Declamation und Action nach Anleitung des Cicero und Quinctilian's unterwiesen werden.

Da auf diese Weise bestimmt ist, wie die Seelen unsrer Lehrlinge tractirt werden sollen, so wird es genug sein, im

Vorbeigehen zu sagen, daß ich es aus oben angeführten Gründen für gut hielte, wenn wir auch solche Uebungen hätten, deren Endzweck wäre, dem Leibe die Tugenden, deren er fähig ist, Stärke, Behendigkeit, Gelenkigkeit und eine gewisse Härte zu geben, die ihn zu leichterer Erduldung der Arbeit, Strapazen und Schmerzen tüchtig machte. Weil ich aber auch hierin nichts fordern möchte, das sich nicht thun ließe, so mag es genug sein, daß die Edelleute und Jünglinge von Extraction (wie man sagt) in den adeligen Exercitien, die andern aber wenigstens im Drechseln, Schnitzen oder Glasschleifen und dergleichen geübet würden, und zwar so, daß zu einer bestimmten Zeit des Tags ein Jeder verbunden wäre, irgend eine mechanische Arbeit zu verrichten.

Es soll auch zur Zeichnungskunst und Musik, in welchen ganz unerfahren zu sein, einem wohlgezogenen Menschen übel ansteht, Gelegenheit verschafft werden. Doch sollen die Vorgesetzten Sorge tragen, daß dergleichen Nebensachen die Attention und Neigung der jungen Leute nicht von den nöthigern und bessern abziehe.

Die Erfahrung lehrt, daß man zu einem gewissen Zweck leichter und geschwinder oder mühsamer und langsamer kommen, ja desselben verfehlen und mit großen Bestrebungen und Anstalten nichts ausrichten kann. Der Grund hievon liegt insgemein in der Wahl der Mittel und in der Manier zu handeln. Bei der Unterweisung kommt es sehr viel auf die Manier, wie man lehret, an, d. i. der Lehrer muß auf eine Menge kleiner Umstände Acht haben, die in sein Geschäft einfließen, die von den Meisten übersehen werden, und deren Versäumniß doch alle übrigen Anstalten unkräftig macht. Es wäre dieses Stoffs genug für eine weitläufige Abhandlung. Meine dermalige Absicht erlaubt mir nur diese wenigen Anmerkungen:

Man würde wider die Natur der Seele streiten wollen, wenn man Jemand zu Studien, wozu er keine Lust hat, durch Zwang zu nöthigen hoffte. Um aber Lust wozu zu haben, müssen wir es uns als angenehm und nützlich und den Weg dazu als leicht vorstellen. Man wird also die Studien der Jugend, so viel möglich ist, angenehm und leicht machen und dieselbe überzeugen müssen, daß man ihr nichts beibringen wolle, als woran ihr wirklich gelegen ist, es zu wissen.

Man muß die Jugend mit Spitzfindigkeiten, öden, un-

fruchtbaren Speculationen, dornichten Streitfragen, ja selbst mit einer allzu tiefen Analyse allgemeiner Wahrheiten verschonen und sie den einfältigsten Weg zur ἀληθινὴ παιδεία führen.

Man muß sich vor dem saltu in docendo so viel, als möglich ist, hüten, nichts bei seinen Lehrlingen voraussetzen, wovon sie noch keine Ideen haben können, immer vom Bekannten zum Unbekannten, vom Leichten zum Schweren, vom Besondern zum Allgemeinen fortgehen 2c. Und was hier am Meisten verdient in Betrachtung zu kommen, man muß jungen Leuten zuerst einen guten Geschmack beibringen, ehe man sie zu einer philosophischen Erkenntniß der Wahrheit befördern kann. Ich verstehe unter dem guten Geschmack eine Fertigkeit, das Schöne in der Natur und Kunst, vornehmlich aber das Schöne und Edle in Empfindungen, Handlungen, Sitten, Charaktern 2c. richtig und lebhaft zu empfinden, kurz, den sensum veri et boni. Diesen einzuflößen, muß man junge Leute in der sichtbaren Natur auf die unzählbaren sowol sinnlichen als geistigen Schönheiten derselben aufmerksam machen und ihnen besonders zeigen, daß ein jedes Geschöpf eine **Absicht** habe, um derentwillen es so und nicht anders eingerichtet worden; — daß seine Schönheit und Vollkommenheit eben aus dieser Harmonie mit seiner Absicht entspringe, und daß sein Wohlstand damit unzertrennlich verbunden sei; — daß jedes Ding mit andern verknüpft und sowol andern nützlich sei, als von ihnen Nutzen ziehe; — daß daher eine bewundernswürdige Ordnung in der Welt entstehe 2c. Diese und dergleichen Sätze müssen aus lauter Exempeln und Observationen gezogen und auf eine anmuthige Weise erläutert werden; und das ist dann eine **Physik** für die Jugend, wodurch sie an der Natur Geschmack bekommen, den Grund des Schönen in den Künsten kennen lernen und zu einer philosophischen Kenntniß der Natur Lust und Fähigkeit kriegen; ja, in den Händen eines geschickten Mannes ist es zugleich eine Moral und Theologie, zwar mehr für das Herz als für die Speculation, aber eben deswegen auch nützlicher.

Auf gleiche Weise sollte man, ehe man jungen Leuten ein ganzes System der Moral vordemonstrirt, zuvor ihren **moralischen Sinn** (wie die Engländer den sensum honesti sehr wohl benennen) entwickeln und schärfen, welches am Besten durch Fabeln und Erzählungen, Exempel von tugendhaften Handlungen, moralische Gemälde von Charaktern und Sit-

ten rc. geschehen kann. Es kommt hiebei das Meiste darauf an, wie viel von dem Moral-sense der Lehrer selbst habe. Gewiß ist, daß Phädri und La Fontaine's Fabeln, Valerius Maximus, der englische Spectator, die Charakter des Theophrast's und La Bruyère weit dienlicher sind, Liebe zur Weisheit und Tugend und Abscheu vor Thorheiten und Lastern einzuflößen, als eine scientifische Ethik.

Ich möchte also, daß die Lehrer so lange, bis ihre Untergebnen zu einer großen Reife des Verstandes gelangt sind, sich aller trocknen Abhandlungen, abstracter Untersuchungen und scharfer Demonstrationen enthielten und sich dagegen die Aesopische und Sokratische Lehre eigen zu machen trachteten, welche ihrer Leichtigkeit und Anmuth wegen der Wahrheit am Leichtesten Zutritt zu unsern Seelen verschafft und zugleich im Verstande Licht und im Herzen sentimens zurückläßt.

Auf diese Art sollte vornehmlich das erste Jahr des cursus academici zugebracht werden, da sich die Schüler noch in der untersten Classe befinden; und innerhalb dieser Zeit, wenn sowol Lehrer als Lernende das Ihrige thun, können die letztern schon tüchtig werden, stärkere Speisen zu verdauen.

Ich kann nun wieder einen Schritt weiter fortgehen. Ich habe noch etwas von den Progymnasmatis und von der Disciplin, worin die Schüler gehalten werden sollen, zu sagen. Wenn es eine der Hauptabsichten der Education ist, die jungen Leute geschickt zu machen, so müssen sie fleißig geübet werden; denn jede Geschicklichkeit besteht in einer Fertigkeit, und diese wird nur durch vielmalige Uebung erlangt. Das Vornehmste, worin die Jugend muß geübet werden, reducirt sich auf die Kunst, wohl zu denken, wohl zu reden und wohl zu schreiben. Es kommt z. E. dem Lehrer der Logik zu, alle seine Schüler fleißig Definitionen, Beweise, ausgeführte Themata in der strengen Lehrart und dergleichen machen zu lassen, um sie in allen den Wirkungen des Verstandes zu üben, welchen die Logik Gesetze vorschreibt. Ebenso ist es die Pflicht eines Lehrers der Eloquenz, nachdem er seinen Untergebnen gezeigt hat, wie sie es angreifen müssen, dieselben zu wirklicher Ausarbeitung von kleinen Erzählungen, Briefen, Chrien, Reden und dergleichen Prolusionen anzuhalten rc. Ohne mich also hiebei zu verweilen, will ich einige allgemeine Uebungen vorschlagen, welche ich als wesentliche Erfordernisse zu der Verfassung unserer Akademie ansehe. Es sollen nämlich:

I. Alle Schüler ohne Ausnahme verbunden sein, jede Woche etwas aus einem lateinischen Scribenten ins Deutsche zu übersetzen. Hingegen zu Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Latein soll Niemand genöthiget werden. Weil die Absicht dieser Uebung nicht hauptsächlich auf die Sprache geht, so soll der Lehrer in Exempeln zeigen, wie man übersetzen müsse, und seine Discipel nach und nach zu der Vollkommenheit befördern, durch welche eine gute Uebersetzung sich der Schönheit und Stärke ihres Originals so sehr als möglich nähern muß. Was und wie viel ein Jeder übersetzen soll, muß dem Discernement des Lehrers überlassen werden. Phädrus oder Terentius wird die schwächsten, Cicero, Livius, Plinius junior die Geübtern, Virgil, Horaz, Tacitus die Geschicktesten genugsam exerciren können.

II. Es soll ein jeder Schüler alle Wochen eine eigene Frucht seines Geistes einliefern, welche nach Proportion seines Genie ꝛc. eine Beschreibung, eine Erzählung, eine kleine Abhandlung, ein Gespräch, eine Rede, eine Allegorie oder etwas dergleichen sein kann. Die nöthige Anweisung dazu soll der Lehrer geben. Sonderlich soll er sie zur Nachahmung der Alten anführen und ihnen die Muster vorlegen, welche sie nachzeichnen sollen.

III. Alle Vierteljahre sollen kleine Praemia diligentiae aufgesetzt werden, die Derjenige verdienen soll, der in jeder Hauptclasse über eine gewisse gegebene Materie am Besten gearbeitet hat, um durch diese öffentliche Ehre sowol den Sieger zum Fortgang als die Uebrigen zur Nacheiferung aufzumuntern. Honos alit artes.

IV. Alle acht Tage soll in jeder Hauptclasse tour à tour ein Schüler eine Rede halten über ein Süjet, das ihm drei Wochen vorher aufgegeben wird. In der untersten Classe sollen diese Reden dem Inhalt nach Panegyrici auf die Tugenden oder Invectiven auf die Laster sein. In der mittlern sollen die Helden des Plutarch's der Gegenstand sein, in der obersten wichtige moralische oder politische Sätze, die von den Lehrern nach Belieben aufgegeben werden.

V. Alle Monate soll eine akademische Redeübung angestellt werden, worin eine Anzahl Schüler auftreten, theils Reden theils Dialogos über lehrreiche und interessante Gegenstände zu halten, in Beisein sowol Derer, die zur Akademie gehören, als fremder Zuhörer. Die Direction dieser Rede-

übungen soll von den Lehrern tour à tour übernommen werden. Der jedesmalige Director soll durch ein deutsches Programma dazu einladen. Die Reden sollen anfangs von dem Lehrer, und wenn die Schüler geschickter sind, von ihnen selbst verfertiget werden. Der Lehrer soll sie vorher zubereiten und ihnen insonderheit das Anständige in der Stellung, den Geberden und der Action zeigen, ehe er sie vor die Augen des Auditorii hervorführt.

Dergleichen Uebungen werden zugleich sowol die Lernenden ungemein befördern als der Schule vorzügliche Ehre machen.

In Absicht der Disciplin wünschte ich insonderheit, daß die Mittelstraße getroffen werden möchte, da mir aus dem Exempel zweier sonst wohl eingerichteter Schulen bekannt ist, wie schädlich der Exceß sowol in der Strenge als in der Nachsicht ist. Ich hoffe, man werde sich nicht weit von dieser Mittelstraße entfernen, wenn zur Erhaltung der möglichsten Ordnung folgende Regeln beobachtet werden, welche dann nach Befinden genauer bestimmt werden können.

I. In Absicht des Studirens:

Sollen die Stunden reglirt sein, die dazu gewidmet sind, und es soll sich Niemand davon dispensiren können, wer in dem Collegio wohnt. Es sollen aber nicht mehr als fünf Stunden des Tags zu öffentlichen Lectionen gebraucht werden.

In den Lehrstunden selbst soll Stille und Aufmerksamkeit herrschen. Wer zu wiederholten Malen wider dieses Gesetz sündiget, soll ipso facto aus dem Auditorio hinausgethan, und bis er genug gedemüthiget ist, zu allerlei niedrigen mechanischen Arbeiten gebraucht werden.

Verstands- oder Gedächtnißfehler und noch weniger grammaticalische Schnitzer sollen niemals scharf geahndet und ein hiewider handelnder Lehrer von seinem Superieur nach Befinden corrigirt werden.

Wenn ein Subject ganz untauglich zum Studiren gefunden wird, soll man es weiterschicken. Diejenigen, welchen es mehr an Aufmerksamkeit und Fleiß als an Fähigkeit fehlet, sollen durch vernünftige und sanfte Vorstellungen erstlich privatim, und wenn dieses ohne Frucht wäre, öffentlich aufgeweckt werden.

Wer sich vorzüglich durch Fleiß und Geschicklichkeit unterscheidet, soll auch von den Lehrern und von seinen Mitschülern mit vorzüglicher Achtung tractirt werden.

Man soll auch das Kleinste, was die Schüler Lobenswürdiges thun, öffentlich loben und hingegen nur im äußersten Nothfall öffentlich schelten, was Züchtigung verdient; damit dieses ein kräftiges Correctionsmittel bleibe, dessen man um desto mehr benöthigt ist, weil alle servilische Strafen als barbarische und undienliche Mittel zur Verbesserung abgethan werden müssen.

Man soll Keinen zu einem Studio nöthigen, wozu er keine Lust hat, man soll aber einem Jeden zu Allem, was ihm nützlich sein kann, Lust machen.

II. In Absicht der moralischen Aufführung der Schüler: Sollen die Lehrer sich selbst ihnen zu Vorbildern darstellen und sie bei jeder Gelegenheit zu verbessern trachten.

Alle Schüler, die in dem Collegio wohnen, sollen unter einer genauen Aufsicht gehalten werden und auch in ihren eignen Stunden ohne Erlaubniß sich nicht außer die Mauern desselben begeben dürfen.

Man soll aufmerksam auf die Reden und Actionen der jungen Leute sein und keinen moralischen Fehler, so klein sie auch scheinen, nicht leicht ungeahndet vorbeilassen.

Man soll den Schülern keine allzu große Familiarität unter einander zugestehen.

Man soll ihnen keine freundschaftlichen Verbindungen erlauben als solche, die ihnen nützlich sind.

Die Vorgesetzten sollen sich angelegen sein lassen, die Temperamentsfehler eines Jeden am Sorgfältigsten zu verbessern.

Es soll keinem Schüler erlaubt werden, sich in Kleidern und Aufputz zu sehr von dem größern Haufen zu unterscheiden.

Es soll unter den Lehrern ein eigner Censor morum sein, welcher sich am Meisten um den moralischen Charakter und die Sitten der jungen Leute bekümmere und sowol die Lob- als Tadelwürdigen von Zeit zu Zeit zu sich berufe, um einem Jeden das Seine zu geben.

Wenn es begegnen sollte (welches, wenn die Vorgesetzten ihre Pflicht recht thun, kaum begegnen kann), daß ein Schüler eine Uebelthat beginge, die ärger als ein Fehltritt wäre, so soll er nicht durch Schläge, sondern, wofern es die Sache leidet, durch eine öffentliche scharfe Censur in Gegenwart der ganzen Schule abgestraft, und wofern er zum zweiten Mal auf die gleiche Art sündiget, aus dem Collegio hinausgestoßen werden.

Ich bemerke nur noch, daß es ebenso nöthig sei, den Lehrern sowol als den Schülern eigne Gesetze vorzuschreiben, denen sie folgen, und für deren Uebertretung sie responsables sein sollen. Denn ich weiß de certaine science, daß die Lehrer oft mehr Fehler machen als die Schüler, und daß sie meistens selbst in der Schuld (und zwar nicht in culpa levi) sind, wenn ihre Untergebnen an Weisheit und guten Sitten nicht zunehmen.

Ich glaube nun, daß mir zu meinem Plan, der nur die äußersten Züge eines Grundrisses zu einer guten Schule enthalten soll, nichts mehr übrig sei, als einen Entwurf zu versuchen, wie derselbe ausgeführt werden solle. Meiner Imagination zu Gefallen will ich mir einen Prinzen oder eine Gesellschaft von reichen Privatpersonen vorstellen, welche nach dem Beispiel der Engländer großmüthig genug wären, eine ansehnliche Summe an ein öffentliches Institutum zu wagen, wovon der menschlichen Gesellschaft viel Gutes zuwachsen könnte. Und dieser Einbildung, welche, wie ich hoffe, keine gänzliche Chimäre bleiben wird, zufolge würde ich folgende Einrichtung vorschlagen:

Die Anzahl der Academiciens soll nicht viel über hundert sein.

Es soll ein weitläufiges Gebäude aufgerichtet werden, welches Raum genug habe, 120 oder noch mehr Personen so bequem, als es auf solchen Anstalten möglich ist, zu logiren. Hier sollen die Schüler wohnen, und hier sollen auch auf der untersten Etage die Auditoria, die Bibliothek, das Naturaliencabinet und die Maschinenkammer sein.

Es sollen Zimmer für 6, für 4, für 2 Personen sein, auch etliche für eine einzige, wofern es gefordert würde. Zu jedem Zimmer von 6 und 4 Personen und zu jedem Paar für 2 soll ein Schlafgemach sein. Der Miethlohn für die Zimmer wird nach jetzt gedachter Proportion eingerichtet. Wer ein Zimmer allein hat, bezahlt so viel als Zwei, die eins mit einander haben, Zwei so viel als Viere, Viere so viel als 5 oder 6.

Die Einrichtung soll so gemacht werden, daß allemal zwei Zimmer für 6, zwei für 4 oder für 2 Personen an einander stoßen und nur durch eine dünne Scheidwand geschieden seien, in deren Mitte ein kleines Cabinet nach Art der Alkoven gemacht wird, wo der Hofmeister residiren soll, dem die Aufsicht über beide Zimmer anbefohlen ist.

Es sollen also halb so viel Hofmeister oder Aufseher sein, als Stuben sind, und ihre besonderen Pflichten sollen sein, sowol über die moralische und äußerliche Aufführung ihrer Untergebnen Sorge zu haben, als sie zu ihren Arbeiten anzuhalten, und was sie in den Lectionen gelernt, im Discours zu erläutern, sie, wenn sie ausgehen, zu begleiten rc.

Der Hofmeister soll in dem gleichen Zimmer, wo seine Untergebnen, schlafen, an der gleichen Tafel mit ihnen speisen und außer dem freien Tisch 100 Rthl. jährliche Pension von ihnen haben.

Einige von den Hofmeistern, die dazu am Tüchtigsten sind, sollen mit vermehrter Pension bestellt sein, die Sprachen, sowol die griechische als lateinische wie auch in Nebenstunden die französische, italienische und englische zu lehren.

Es sollen sechs Professores oder eigentliche öffentliche Lehrer der Wissenschaften sein, einer für die Eloquenz oder schönen Wissenschaften, einer für die Theologie, einer für die moralischen Disciplinen, einer für die Logik und Metaphysik, einer für die Historie und Geographie, und was dazu gehört, und einer für die Physik und Mathematik.

Die Professoren sollen in eignen Häusern zunächst am akademischen Gebäude wohnen.

Einem jeden Professor soll die beständige Aufsicht über einen Theil der Akademie, sowol über die Schüler als Hofmeister in demselben, anbefohlen sein.

Einer der Professoren soll Rector des Instituti sein und die oberste Aufsicht über dasselbe führen, doch so, daß auch er wieder unter den Directoren desselben stehe, deren einer ein Laicus, der andre ein geistlicher Herr sein mag. Die Stelle eines Rectors soll alle drei Monat abwechseln.

Die Hofmeister sollen eigne Bücher halten, worin sie das Betragen ihrer Untergebnen aufzeichnen. Alle vier Wochen sollen sie dieselben dem Rector übergeben, welcher sie zu gehöriger Zeit dem Convent der Professoren vorlegt.

Alle vier Wochen sollen die Professores ein Convent halten und darin Alles verhandeln, was zur Aufnahme des Pädagogii dienen kann, sonderheitlich aber die Conduite der Schüler und der Hofmeister untersuchen und über die dienlichsten Mittel, zu verbessern, was fehlerhaft ist, sich berathschlagen.

Die Schüler werden von Anfang an in 3 Hauptclassen

getheilt, welche durch die Verschiedenheit der Fähigkeit und Geschicklichkeit derselben bestimmt werden. Die Promotion aus einer in die andere geschiehet alle halbe Jahr nach vorher angestelltem Examine.

Jede Classe hat ein eignes Auditorium, worin verschiedene Bänke mit langen Tischen sind, mit Allem, was zum Schreiben nöthig ist, außer Papier und Feder, versehen. Unter diesen Bänken ist Einer der Erste, Einer der Zweite ꝛc., und die Schüler werden da nach ihrem Fleiß rangirt.

Jeder Professor der Wissenschaften lehrt die seinige in allen drei Classen, folglich in jeder zu verschiedenen Stunden.

Der ganze Cursus währet drei Jahre und gehet nach obiger Anleitung, woselbst Alles, was hieher gehört, schon bestimmt worden.

Die Lehrstunden können folgendermaßen reglirt werden:

Die Schüler sind verbunden, alle Morgen Sommers um 5 Uhr, Winters um 6 Uhr aufgestanden und angekleidet zu sein.

Um 6 Uhr wird in jeder der drei Classen ein Morgengebet nebst einer kurzen Paränesi gehalten. Von ½ sieben bis ¼ vor acht Uhr werden die ganze Woche durch die gelehrten Sprachen, und zwar Montags, Dienstags, Mittwochs die lateinische, an den übrigen Tagen aber die griechische gelehrt. Wer nicht Griechisch lernen will, wendet diese Stunden zu einer Privatlection in einer heutigen Sprache oder im Latein an.

Von ¼ vor 8 bis ¼ nach 8 Uhr sollen sie dejeuniren.

Von ¼ nach 8 bis 9 Uhr mögen sie Musik oder irgend eine mechanische Arbeit treiben.

Von 9—11 Vormittags und von 2—4 Nachmittags werden die öffentlichen Lectionen in den Wissenschaften gehalten, etwan nach folgendem Schemate:

In der I. Classe.

Montags. Dienstags.	Mittwochs. Donnerstags.
I.	II.
Von 9—10 Theologia.	9—10 Historica.
„ 10—11 Ethica.	10—11 Belles-Lettres.
„ 2—3 Theolog.	2—3 wie oben.
„ 3—4 Ethica.	3—4 wie oben.

Freitags. Samstags.

III.

Von 9—10 Mathematica.
„ 10—11 Metaphysica.
„ 2—3 wie oben.

In der zweiten Classe werden die Wissenschaften N. II Montags und Dienstags, die sub N. III Mittwochs und Donnerstags und die sub N. I Freitags und Samstags gehalten. In der dritten sub N. III Montags und Dienstags u. s. w.

Alle Halbjahre wird den Schülern ein Catalogus lectionum gegeben. Die übrigen Stunden sind in der Disposition der Schüler, außer daß sie einen Theil derselben zu den oben bestimmten Arbeiten widmen müssen.

Wer über drei Jahre auf der Akademie bleibt, soll Freiheit haben, in welche Lection er will, zu gehen oder nicht zu gehen; er soll auch Gelegenheit haben, bei den Professoren oder Hofmeistern Privatcollegia, sonderlich über das Jus publicum, die Institutiones juris civilis, über besondere Theile der Mathematik, über die Physiologie und dergleichen zu hören.

Jeder Schüler soll jegliches Jahr zu Unterhaltung der Bibliothek, Naturalien- und Kunstkammer 10 fl. zahlen.

Es sollen wenigstens 2 Tische von verschiedenem Preise angeordnet und deswegen mit einem Traiteur accordirt werden.

Man speiset von 12—1 und von 8—9 Uhr. Um 10 Uhr gehen die Schüler zu Bett, und einer von den Professoren (dieses Amt geht wöchentlich tour à tour) soll in allen Zimmern visitiren, ob die Lichter gelöscht sind. Was jeder Schüler der Akademie für Tisch, Wohnung, Unterweisung, Aufsicht, Bedienung ꝛc. zu zahlen hat, soll von seinen Eltern oder Tutoren quartaliter oder halbjährlich dem jedesmaligen Rector zugeschickt und von diesem an Behörde ausgetheilt werden.

Die Schüler sollen von ihrem Gelde, das ihnen zu ihren übrigen Ausgaben, zu Kleidern, Linge, Büchern et pour leurs menus plaisirs von Hause gegeben wird, dem Hofmeister genaue Rechenschaft geben, auch ohne seine Bewilligung nichts weder kaufen noch verkaufen noch vertauschen.

Sie sollen ihre Linge, Bettzeug und Servietten wie auch Löffel, Messer und Gabel mitbringen. Jeder läßt seinen silbernen Löffel und zwei zinnerne Teller dem Instituto zurück.

Zum Gehalt der Professoren zahlen die sämmtlichen

Schüler zusammen alle Quartal 1000 fl.; hievon bekommt jeder Professor 150 fl., und der Rector bezieht in seinem Quartal 250 fl., daß also ein Professor ordentlich 600 fl. jährliche Pension hat.

So viel habe ich mich an die besonderen Einrichtungen eines solchen Instituti besinnen können.

Ich weiß nun gar wohl, daß dieser Plan weder der beste, der möglich ist, noch vollständig und ohne Mängel ist. Doch glaube ich von Allem Rechenschaft geben zu können, und meine, es werde leicht sein, dasjenige hinzuzufügen, was ich, um kein Buch zu schreiben, weggelassen, oder näher zu bestimmen, was ich allgemein und undeterminirt gesagt habe. Mir ist es genug, und ich werde die mir sonst kostbaren Stunden, die ich auf diesen Aufsatz gewendet habe, für wohl angewandt halten, wenn auch nur das Eine oder Andere in meinem Entwurf ist, das der Aufmerksamkeit eines Kenners würdig und bei einer wirklichen Einrichtung eines Gymnasii academici brauchbar sein mag.

Eine Unterredung.

Lysias und Eubulus.

1763.

Erschien zuerst in der zweiten Ausgabe der Prosaischen Schriften von 1763 und wurde auch in die dritte (1771) und vierte (1779) aufgenommen.

Eubulus. Sie glauben also im Ernste, daß W** ein Heuchler oder ein Schwärmer oder vielleicht Beides zugleich ist, weil seine Muse meistens mit ernsthaftem und feierlichem Gegenstand sich beschäftigt hat; weil er in seinen Schriften die Sache der Tugend und Religion mit so vielem Eifer betreibt, und weil er bei etlichen Gelegenheiten ein so strenges Urtheil über die Epikurischen Dichter unsrer Zeit ausgesprochen?

Lysias. Ich gestehe Ihnen, daß dieses meine Meinung von Ihrem Freund ist, so gerne ich eine bessere von ihm fassen zu können wünschte.

Eubulus. Und Sie glauben hingegen, vermöge dergleichen Art zu schließen, daß unsre leichtsinnigen und lustigen Poeten rechtschaffene Leute sind, weil sie die Sittenlehre verfälschen und die Jugend zur Ueppigkeit und einem Epikurischen Leben reizen?

Lysias. Ich kenne einige von denjenigen, welche diese harte Beschuldigung zu treffen scheint; ich kenne sie als liebenswürdige und wohlgesittete Leute, und ich bin überzeugt, daß sie bei ihren Trink- und Liebesliedern, bei ihren muthwilligen Erzählungen und schalkhaften Einfällen keine andre Absicht hatten, als zu scherzen, und daß die Moral ihres Lebens von der Moral ihrer Muse sehr entfernt ist.

Eubulus. Sie glauben also, daß W** und L** oder U** Beide Heuchler sind, wiewol auf verschiedene Art, Jener, wenn er Empfindungen der Religion und der Tugend schreibt, und Diese, wenn sie über die Sittenlehre scherzen und die Weisheit für eine Kunst zu küssen und zu trinken ausgeben.

Lysias. Ich glaube, daß W** doppelt unrecht handelt, indem er die Welt bereden will, als ob er niemals andre Empfindungen gehabt habe als fromme und tugendhafte, und als ob Jene niemals andre als Anakreontische und Epikurische gehabt hätten.

Eubulus. Und wo hat W** dieses die Welt bereden wollen? Ich würde Ihnen verbunden sein, wenn Sie mir eine solche Stelle in seinen Schriften zeigen würden.

Lysias. Wenigstens läßt sich dieses durch ganz natürliche Folgerungen aus dem, was er wirklich gesagt hat, schließen.

Eubulus. Was ihn selbst betrifft, so hat er sich zwar jederzeit für einen Liebhaber, niemals aber für ein Muster der

Tugend ausgegeben. Wenn aber seine Absicht jemals gewesen ist, Ihre Freunde persönlich zu beleidigen, verdächtig oder verhaßt zu machen, so hat er allerdings gefehlt; allein ein Beweis, wie weit er von einer solchen Absicht entfernt ist, kann Ihnen sein, daß er keine einzige Stelle übrig gelassen hat, welche nur den Schein einer Anzüglichkeit oder Personal-Satire haben könnte. Wenn ihn auch die Leutseligkeit und Menschenliebe, die ein bekannter Zug seines Charakters ist, nicht davon abgehalten hätte, so hätte es seine Liebe zur Ruhe und sein Abscheu vor den Federkriegen überhaupt und besonders vor den Dichterkriegen gethan. Aber ich will Ihnen für etliche Augenblicke zugeben, daß er ein Heuchler ist, und daß Ihre Freunde tugendhafte Leute sind; was meinen Sie damit gewonnen zu haben?

Lysias. Wenigstens dieses, daß er sehr unedel und unbillig gehandelt hat, achtungswürdige Leute wegen etlicher muthwilligen Einfälle einer scherzhaften Laune mit den verhaßtesten Farben abzumalen.

Eubulus. Ich gestehe Ihnen ja, daß er nicht zu entschuldigen ist, wenn er einige boshafte Absicht, einzelne Personen zu beleidigen, gehabt hat; aber lassen Sie uns bei der Hauptfrage bleiben. Ihre Freunde haben nichts gewonnen, wenn W** ein Heuchler ist. Er hat die Tugend und das Christenthum zu befördern gesucht, ohne einen äußerlichen Beruf dazu zu haben oder einigen Privatvortheil dadurch zu suchen oder zu erhalten; er hat seine Gaben zu diesem Zweck angewendt. Was hat er hierin gethan, das einen Tadel verdiente?

Lysias. Und wer tadelt ihn deswegen?

Eubulus. Er hat also hierin recht gehandelt, es mag nun sein, daß die tugendhaften Gesinnungen, die in seinen Schriften herrschen, auch in seinem Herzen und in seinem Leben herrschen oder nicht. Allein wie werden Sie eben dieses von Ihren Freunden behaupten können? Womit wollen Sie Denjenigen entschuldigen, welcher selbst tugendhaft lebt und Andre zum Laster reizt? welcher sich zu dem christlichen Glauben bekennt und, obgleich nicht geradezu, über die Sittenlehre Christi scherzt? welcher den Gott der Christen anbetet und in seinen Schriften vor dem Angesicht der Welt, zwar nur zum Spaß, den Bacchus und die Venus für seine Schutzgötter erklärt? welcher sich der Unsterblichkeit freut und in seinen Scherzen das Leben selbst zu einem bloßen Scherz oder einer Art von lustigem Nachspiel macht?

Lysias. Sie bedenken nicht, Eubulus, daß man Scherze nicht im Ernst aufnehmen und aus einem muntern Einfall keine ernsthaften Folgen herleiten muß.

Eubulus. Ich nehme einen Scherz für einen Scherz auf; aber ich bin mit W** und der ganzen Welt der Meinung, daß vernünftige Leute nicht über Alles scherzen, und daß die Gabe, fein, gesittet und unschuldig zu scherzen, seltner sei, als man sich einbildet. Aber haben Sie noch ein Wenig Geduld! Verwirft nicht die Sittenlehre, bestrafen nicht die bürgerlichen Gesetze eine Liebe, die nichts als die bloße Wollust zum Zweck hat? Und herrscht nicht eine solche Liebe in einer unendlichen Menge von sogenannten scherzhaften Gedichten, womit unsre Buchläden überschwemmt sind? Würde es Ihnen gefallen, Lysias, wenn Ihnen Ihre Frau untreu wäre oder Ihre Tochter auf Buhlerstreiche denken und mit liederlichen Jünglingen sich berathschlagen würde, wie sie ihre Mutter betrügen wolle? Und wie kann Ihnen unbekannt sein, daß in unzählig vielen Oden und Liedern und Erzählungen Frauen und Mädchen durch Maximen oder Beispiele hierzu aufgemuntert werden?

Lysias. Sie setzen voraus, daß wir in Gefahr stehen, daß unsre Weiber oder Kinder durch scherzhafte Oden und Trinkliederchen verführt werden könnten; Sie werden doch, hoffe ich, dieses nicht im Ernste behaupten wollen?

Eubulus. Der Himmel verhüte, daß es jemals so weit mit unsern Sitten komme! Ich verlange weiter nichts, als Sie zum Geständniß zu bringen, daß in den Gedichten, wovon wir reden, Gesinnungen und Beispiele vorkommen, welche nur von Lasterhaften ausgeübt werden.

Lysias. Und wenn ich Ihnen das auch zugäbe, was gewinnen Sie damit, da Sie gestehen, daß Alles nur Scherz und poetische Einfälle sind?

Eubulus. Weit mehr, als Sie denken. Sagen nicht diese muntern und witzigen Schriftsteller, daß sie hauptsächlich von dem schönen Geschlecht gelesen zu werden wünschen? Und was bedeutet dieser figürliche Ausdruck anders als unsre Weiber, Schwestern und Töchter? Nun hoffe ich, wird es bei Ihnen ebenso ausgemacht sein als bei mir, daß wahrhaftig tugendhafte Frauenzimmer an Scherzen von dieser Art keinen Gefallen tragen oder ihre müssigen Stunden, wofern sie anders welche haben, nicht zubringen werden, Empfindungen, Grundsätze und Beispiele zu lesen, welche sie verabscheuen. Dieses

vorausgesetzt, frage ich Sie nun: Werden die muthwilligen Scherze und Tändeleien, von denen wir reden, gelesen oder nicht? Werden sie gelesen, so brauchen wir nicht weiter zu fragen, ob sie schädlich sind; genug, daß sie gelesen werden. Man muß manchen Schritt thun, eh man lasterhaft ist. Einer von diesen Schritten ist, wenn man sich an Empfindungen oder Handlungen belustiget, welche die Tugend verabscheuet. Sie müssen also gestehen, Lysias, daß die Scherze Ihrer Freunde nur alsdann unschädlich sein können, wenn sie von Niemand gelesen werden, Diejenigen etwan ausgenommen, an denen nichts mehr zu verderben ist; denn diese können lesen, was sie wollen.

Lysias. Ich bin weit entfernt, Ihnen das zuzugeben, was Sie verlangen. Sie scheinen diese Strenge dem stoischen Rousseau abgelernt zu haben, welcher behauptet, ein Mädchen sei schon verloren, das einen Roman liest. Wie viele hochachtungswürdige Frauenzimmer beleidigen Sie, wenn Sie sagen, daß man solche scherzhafte Gedichte nicht mit einigem Vergnügen lesen könne, ohne an dem Inhalt derselben Antheil zu nehmen! Doch ich halte Sie für zu galant, als daß Sie die Absicht haben könnten, das schöne Geschlecht zu beleidigen. Aber Sie unterscheiden nicht zwischen der Belustigung an dem Witz des Autors, an dem artigen Schwung, an der Feinheit der Gedanken, an der Schönheit des Ausdrucks und zwischen der Belustigung an dem Inhalt selbst.

Eubulus. Ich will Ihre Distinction durch Beispiele erläutern. So kann, zum Exempel, ein Liebhaber der Malerei üppige, ja unzüchtige Gemälde in seinem Cabinet haben, weil er den Genie und die Kunst des Malers, die Lebhaftigkeit der Färbung und die Feinheit des Pinsels daran hoch hält, ohne dasjenige, was diese Gemälde vorstellen, weniger zu mißbilligen. Oder ein tugendhaftes Frauenzimmer kann mit einem witzigen und artigen Bösewicht, mit einem Lovelace umgehen; sie belustiget sich an seinem Witz, an seinen Einfällen, an seinen Gaben und verabscheuet nichtsdestoweniger seinen lasterhaften Charakter.

Lysias. Sie haben meine Meinung vollkommen begriffen.

Eubulus. Wir wollen nun sehen, was Ihnen diese Distinction helfen wird. Wir wissen aus der Erfahrung und wußten es als Knaben schon aus Baumeister's Metaphysik, daß ein Gegenstand, der uns anfangs abscheulich vorkommt, durch das öftere Anschauen oder eine lange Gewohnheit, ihn um sich zu

haben, uns nach und nach erträglich, ja wol gar angenehm werden kann, und daß ein Gegenstand, wenn er sich uns öfters in Verknüpfung mit einem andern darstellt, nach und nach eine gewisse Färbung von demselben in unsern Augen bekommt und eben diejenige Empfindung in uns erweckt, welche der Gegenstand, womit er verknüpft war, zu erregen pflegte. Ich sehe z. E. eine Person, die mir wegen irgend einer wirklichen oder vermeinten Häßlichkeit mißfällt; ich sehe sie öfters, und sie mißfällt mir immer weniger; nach und nach entdecke ich Schönheit an ihr, und ich liebe sie. Oder ich habe eine Person, die ich liebte, öfters an einem gewissen Ort gesehen; nach und nach liebe ich auch diesen Ort, und so gleichgiltig, als er allen Andern sein mag, so reizend und rührend ist er für mich. Wenn also unser Virtuoso seine unzüchtigen Gemälde öfters mit dem Vergnügen, welches die Schönheit der Malerei ohne Absicht auf den Inhalt geben muß, betrachtet, so ist, wie die menschliche Natur gebildet ist, zu vermuthen, daß sich auch der Abscheu vor dem Inhalt nach und nach verlieren und an dessen Stelle zuletzt die Begierde, z. E. eben das zu thun, was Jupiter der schönen Leda that, in ihm gereizt werden möchte; und ebenso leicht könnte das Vergnügen, welches unsre junge Dame an dem Umgang des schönen, des lebhaften, des witzigen Lovelace findet, nach und nach die Eindrücke seines häßlichen Charakters auslöschen; sie könnte anfangen, ihn mit Nachsicht zu beurtheilen, ihn zu entschuldigen und durch gehörige Gradationen nach und nach so weit kommen, sich auf einmal und zu ihrer großen Verwunderung in der Schwesterschaft von Särchen Martin zu befinden.

Lysias. Ich verstehe Sie, und die Anwendung ist leicht zu machen. Sie wollen damit sagen: Wenn diese tugendhaften Frauenzimmer, welche Lieder oder Gedichte, in denen Scherzen und Lieben und Küssen der ewige Inhalt ist, blos um des Witzes, des Schwungs, der Schönheit des Gemäldes, der Naivität des Ausdrucks und der Annehmlichkeit der Versification willen mit Vergnügen lesen, sich diesen Zeitvertreib öfters machen, so könnte das Vergnügen, das sie dabei empfinden, gar leicht zu einem verwirrten Gefühl werden, in welches sich nach und nach auch ein Vergnügen über den Inhalt und eine Begierde, selbst der Gegenstand von so reizenden Empfindungen zu werden, einmischen könnte.

Eubulus. Und wenn es einmal dazu gekommen wäre,

welches, wofern wir die Wahrheit gestehen wollen, sehr leicht ist, so behaupte ich, daß ein Frauenzimmer, das nicht einmal der Begierde, leichtsinnige Scherze zu lesen, widerstehen könnte, noch viel weniger im Stande sein werde, in gewissen Stunden dem Anfall eines liebkosenden Verführers, der durch ihre eignen Sinnen und die wollüstigen Gemälde, womit die Lesung der Romanen und der scherzhaften Poeten ihre Phantasie angefüllt hat, unterstützt wird, einen Widerstand zu thun, der in gewissen Augenblicken einer Lucretia selbst schwer fallen könnte.

Lysias. Sie moralisiren sehr strenge, und ich empfinde, daß ich Sie schwerlich anders als nach dem Beispiel meiner poetischen Freunde durch Scherze und lustige Einfälle werde widerlegen können.

Eubulus. Welche aber hier sehr übel angebracht wären, da es um eine ernsthafte Untersuchung des Punkts, über den wir gestritten haben, zu thun ist. Lassen Sie uns aufrichtig zu Werke gehen. Der Einfluß der Dichtkunst und des poetischen Genie überhaupt auf die Sitten eines Volks ist so unleugbar als der Einfluß der herrschenden Sitten auf jene. Ein witziger Kopf will gefallen; er schmeichelt also den herrschenden Leidenschaften; ja Viele machen es wie jener griechische Advocate, der die berüchtigte Phryne vor Gericht vertheidigen sollte, und da er Ursache hatte, von seiner Beredsamkeit kein günstiges Urtheil zu hoffen, seiner Clientin das Halstuch wegzog, um die Richter durch den Anblick ihrer Reizungen zu bestechen. Wenn sie sich unfähig fühlen, durch die eigenthümliche Schönheit ihres Genie den Preis zu erhalten, so bestechen sie den Geschmack des Lesers durch üppige Gemälde, durch einen Inhalt, der seine Begierden erregt und die Eingebungen unordentlicher Leidenschaften zu Maximen und Sittenlehren erhebt. Wie vorsätzlich müßte Der blind sein wollen, der einen solchen Gebrauch des Witzes und der Dichtkunst, zumal wenn er so unmäßig überhand nimmt, für unschuldig halten könnte! Warum waren aus Sparta alle andern Dichter verbannet als diejenigen, deren Verse die Liebe zur Tugend und zum Vaterland einflößten? Vermuthlich weil die Gesetzgeber dieser weisen Republik nicht fein genug waren, die Distinction zu begreifen, womit man die Tugend und die Lesung verführerischer Dichter verbinden will. Die Spartanerinnen waren, nach dem Zeugniß der Alten, die tugendhaftesten unter den griechischen Frauen, so wie sie die schönsten waren. Meinen Sie, Lysias,

sie würden das Erste lange geblieben sein, wenn sie anstatt der heroischen Lieder des Tyrtäus die Lieder des Anakreon und der Sappho gesungen hätten? Man wies zu Athen die Bildsäulen der Grazien, welche Sokrates selbst in seiner Jugend geschnitzt hat; sie waren bekleidet. Die Grazien des Sokrates sind ein Sinnbild von der Beschaffenheit der schönen Künste unter einem wohlgesitteten Volk, bei welchem bis in seinen Ergetzungen eine gewisse Zurückhaltung und Ernsthaftigkeit herrschen soll. Sie sehen, mein Freund, daß ich mich der Vortheile nicht bediene, welche mir die Grundsätze des Christenthums über Sie geben könnten, sondern mich begnüge, nach solchen Grundsätzen zu urtheilen, welche dem Europäer und dem Chineser, dem Anbeter des Jupiter's und des Brama gemein sind. Die Tugend, wenn sie auch nicht die Quelle der Privatglückseligkeit wäre, wenn sie auch nicht der Weg zu einer glücklichen Unsterblichkeit wäre, ist doch weit mehr als die höchste Gewalt oder die bürgerlichen Gesetze die Grundfeste der menschlichen Gesellschaft. Alles, was die Sitten angreift, was diejenigen Leidenschaften reizt, die zu gesetzwidrigen Handlungen dahinreißen, ja, was blos den Geschmack an der Tugend schwächt und 'die Seele allzu weichlich und sinnlich macht, ist schädlich und verdienet die Ahndung der Philosophen, desto mehr Nachsicht, zumal in monarchischen Staaten, die Gesetze gegen diese Art von Ausschweifungen haben.

Lysias. Sie sind unvermerkt in den Ton der Declamation gerathen, mein guter Freund, und Sie haben mir die schönste Gelegenheit gegeben, mich über Sie lustig zu machen, wenn ich nicht ehrlich genug wäre, Ihnen zu gestehen, daß, wenn wir ernsthaft von der Sache reden wollen, wider Ihre Grundsätze nichts einzuwenden ist. Aber indem Sie eine so jungfräuliche Sittsamkeit von den Musen verlangen, scheinen Sie vergessen zu haben, daß Ihr Tadel Ihren Freund ebenso hart trifft als die meinigen.

Eubulus. Meine Parteilichkeit ist gegen Niemand so groß, daß ich um seinetwillen der Sittenlehre Gewalt anthun sollte. Und so wie ich W** kenne, ist er der Erste, seine Fehler zu mißbilligen und so viel, als möglich ist, zu verbessern. Aber was haben Sie ihm denn über diesen Punkt vorzuwerfen?

Lysias. Die wollüstigen und verführerischen Gemälde zum Exempel, die in seinen Gedichten häufig vorkommen. Erinnern Sie Sich nur des einzigen in dem zweiten der Briefe der

Abgestorbenen. Es ist vollkommen im Geschmack der Danae und Jo des Correggio.

Eubulus. Nicht so sehr, als Sie Sich einbilden, Lysias. Die Sittenlehre verbietet weder den Poeten noch den Malern schlechthin, solche Gemälde zu machen, welche Sie wollüstig nennen, und die einen ohnehin verderbten oder allzu verbrennlichen Menschen erhitzen könnten. Die Absicht und die Art der Ausführung entscheidet hierin. Wenn es gleich nicht erlaubt ist, alle Ausgelassenheiten der Bacchanalien mit dem asotischen Griffel des La Fage zu entwerfen, so ist es doch erlaubt, den Versuch der Gemahlin Potiphar's über die Tugend des schönen Joseph's zu malen; und der Poet oder Maler, der fähig ist, diesen Jüngling so vorzustellen, wie er sein soll, hat das Recht, der Verführerin alle nur ersinnliche Reizungen zu geben, insofern er nur den Wohlstand nicht verletzt. Ein solches Gemälde würde den Triumph der Keuschheit vorstellen und von keinem vernünftigen Sittenlehrer mißbilliget werden können. Ich habe ein Gemälde der Susanna gesehen, welches in dieser Absicht bewundernswürdig war. — Die Figur war so schön, der Contour, die Färbung so reizend und so lebhaft als möglich — aber ungeachtet sie ganz unverhüllt war, drückte ihr Gesicht eine so rührende Unschuld, einen so edeln Unwillen, mit Schrecken und Angst vermischt, aus, ihre Stellung war so anständig und über ihre ganze Person ein so unbeschreiblicher Ausdruck von Schamhaftigkeit ausgebreitet, daß es unmöglich war, beim Anblick dieses Gemäldes die Schönheit derjenigen Tugend nicht zu empfinden, die es vorstellte. Bei Gemälden von solcher Art läßt sich ohne Zwang eine moralische Absicht denken, die hingegen bei einer Leda oder Jo nicht anders als auf eine lächerliche Art erzwungen werden müßte. Beurtheilen Sie die Gemälde meines Freundes, die Sie ihm vorrücken, aus diesem Gesichtspunkt; untersuchen Sie, ob sie an dem Ort, wo sie stehen, nöthig sind, ob sie eine ungezwungene moralische Absicht haben und dem Zusammenhang nach nothwendig haben müssen, und ob die Regeln des strengsten malerischen Wohlstands darin beobachtet sind; und wenn Sie ihn alsdann noch tadelwürdig finden, so verlange ich ihn nicht zu entschuldigen.

Lysias. Sie legen einen Accent auf den malerischen Wohlstand und geben also zu, daß den Malern und Poeten Vieles erlaubt ist, das, ohne den Wohlstand zu verletzen, nicht

ausgeübt werden könnte. Sehen Sie nicht, wie vortheilhaft dieses meinen Freunden ist?

Eubulus. Auch hierin könnten Sie Sich leicht betrügen. Der Unterschied zwischen dem malerischen und dem bürgerlichen Wohlstand ist vollkommen richtig und gründet sich auf den Unterschied der Keuschheit und Schamhaftigkeit. Die erste ist eine Tugend bei allen Völkern, was auch Helvetius dagegen sagen mag. Die andre ist zwar nicht, wie einige heutige Philosophen nach der Mode behaupten wollen, eine bloße Frucht der Erziehung, aber sie wird doch durch die Gewohnheit bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten ganz verschieden modificirt. Die Weiber der alten Germanen gingen, nach dem Bericht des Tacitus, mit bloßen Schultern und Armen und mit halb entblößter Brust, ohne darum weniger keusch zu sein als unsre Weiber; das Zeugniß, das Ihnen dieser vortreffliche Schriftsteller hierüber giebt, ist so schön, daß unsre heutigen Damen kein schöneres weder wünschen noch verdienen können. Eine spartanische Jungfrau verletzte die Schamhaftigkeit bei gewissen öffentlichen Spielen nicht, weil sie nichts that, als was die Gesetze von Sparta befahlen; und eine Irokesin kann, ungeachtet sie nach ihrer Landesart mehr als halb nackend geht, keuscher sein als die allerverhüllteste Beguine zu Paris. Eine persische Dame schämt sich so sehr, ihr Gesicht, und eine Spanierin so sehr, die Spitze ihres Fußes sehen zu lassen, als eine Deutsche, welche uns Beides ohne Scham bis zur Genüge zeigt, sich schämen würde, in irokesischer Tracht gesehen zu werden. Auf so verschiedene Art entscheidet die Gewohnheit die Grenzen der Schamhaftigkeit; da hingegen über die Keuschheit zu Paris, zu Burgos, zu Peking und am Ohio einerlei Begriff herrschet. Warum anders, als weil die Keuschheit eine allgemeine Pflicht und das Gegentheil derselben den Endzwecken der Natur und der bürgerlichen Ordnung an sich selbst und schlechterdings entgegen ist; da hingegen die Nacktheit an sich selbst natürlich und in der Bildung der menschlichen Figur nichts in moralischem Sinn Schändliches ist. Aus diesen Grundsätzen muß nun in Absicht auf den Punkt, wovon hier die Rede ist, die malerische Wohlanständigkeit bestimmt werden, welche vermöge der weiten Grenzen der Malerkunst allerdings Vieles erlaubt, ja erfordert, was die Gewohnheiten gewisser Völker untersagen, demungeachtet aber den Gesetzen der Keuschheit und der allgemeinen Wohlanständigkeit aufs

Strengste unterworfen ist. Man verbietet dem Maler nicht alle Nacktheiten überhaupt, und die Liebhaber der Kunst sind vollkommen berechtiget, sich über den allzu scrupulosen römischen Bischof aufzuhalten, der die schönsten Statuen, die er aus den blühenden Zeiten von Rom übrig fand, bekleiden ließ. Hingegen wird die Strenge gar nicht zu weit getrieben, wenn alle Gemälde von dieser Art verworfen werden, in welchen entweder die allgemeine, von willkürlichen Gewohnheiten und Begriffen unabhängige Anständigkeit verletzt ist, oder bei denen sich keine andre Absicht denken läßt als die Erregung einer blos sinnlichen Lust oder die bloße Begierde, seine Kunst sehen zu lassen. Nun mögen Sie sehen, Lysias, ob hierin etwas ist, das Ihre Dichter über die Freiheiten, die sie sich, wiewol von nur allzu vielen alten und ausländischen Beispielen aufgemuntert, herausgenommen haben, rechtfertigen kann.

Lysias. — Sie gehen Einem so nahe zu Leibe, Eubulus, daß nicht mit Ihnen auszukommen ist. Aber Sie können doch nicht leugnen, daß die Liebe, ob es gleich die Platonische ist, in den meisten Gedichten Ihres scheinheiligen Freundes mit einer Lebhaftigkeit herrschet, die nur in den Liedern des Petrarca ihresgleichen hat.

Eubulus. Und was haben Sie dagegen einzuwenden? Setzt ihn die Platonische Liebe bei Ihnen in den Verdacht der Scheinheiligkeit?

Lysias. Können Sie noch fragen? Glauben Sie denn, daß wir Andre einfältig genug sein sollen, nicht zu wissen, daß die Platonische und die alltägliche Liebe einerlei Ursprung, Absicht und Ausgang haben?

Eubulus. Wir würden uns zu weit von der Hauptsache entfernen, wenn wir uns in eine Erörterung dieser Frage einlassen wollten. Was auch die Lustigmacher und die Anhänger der Philosophie der Ninon Lenclos sagen mögen, so ist die Liebe, welche Diotima in dem Gastmahl des Platon's lehrt, weder eine Chimäre, noch mit derjenigen Liebe, die sich auf die Vereinigung beider Geschlechter bezieht, im Mindesten zu vermengen. Ich gestehe Ihnen aber gerne, daß die vermeinte Platonische Liebe eines Jünglings zu einem Frauenzimmer allezeit gefährlich ist. Sie müssen aber dieses nicht auf die Rechnung der Platonischen Liebe schreiben; denn der Gegenstand derselben soll kein Frauenzimmer sein.

Lysias. Es mag nun hierüber sein, wie es will, so folget

aus dem, was Sie selbst gesagt haben, daß die Gemälde und Empfindungen der Platonischen Liebe in ihrer Art so verführerisch sein können als gewisse Gemälde des Ariosto oder unsers Rost's.

Eubulus. Ohne Zweifel, und die Art, wie W** diese Materie in seinem Araspes ausgeführt hat, läßt mir nichts Neues hierüber zu sagen übrig. Man kann das Verführerische der Platonischen Liebe schwerlich wahrer und lebhafter vorstellen, als es in diesem prosaischen Gedichte geschehen ist.

Lysias. Ihr Freund hat sich also selbst das Urtheil gesprochen.

Eubulus. Wie kommt es, daß Sie gegen die Platonische Liebe in der Poesie so streng sind, Sie, welche an den scherzhaften Poeten so viel vertragen können? Wenn die Liebe unter beiden Geschlechtern etwas der Natur und der Absicht des Schöpfers Gemäßes ist und Alles nur darauf ankommt, daß sie auf eine gehörige Art geordnet sei, so werden Sie wol Gedichte, in denen eine unschuldige und keusche Liebe herrschet, nicht mit den Amoribus des Ovid oder des Secundus in eine Classe setzen wollen?

Lysias. Es bleibt doch demungeachtet gewiß, daß solche Gedichte, wenn sie mit so vielem Feuer geschrieben, wenn die Gemälde darin so übermäßig lebhaft und sinnlich sind, wie in den Erzählungen, in dem Anti-Ovid und in andern Gedichten Ihres Freundes, unvorsichtigen, welches ebenso viel gesagt ist als jungen Leuten, überhaupt schädlich sein können.

Eubulus. Belieben Sie einen Unterschied zu machen zwischen dem, was seiner Natur nach unerlaubt und unanständig ist, und zwischen dem, was durch den Mißbrauch zufälligerweise schädlich werden kann. Doch ich will allezeit aufrichtig mit Ihnen handeln. W** selbst kann nicht verlangen, daß man ihn in diesem Stück vollkommen rechtfertigen soll. So unschuldig und wohlgesittet die Liebe in seinen Gedichten ist, so wenig kann geleugnet werden, daß die zärtliche Weichlichkeit, welche sie einflößt, der Tugend, die eine gesetzte und nervichte Seele erfordert, nicht allzu vortheilhaft ist. Die Ueberzeugung hiervon wird vermuthlich die Ursache sein, warum er in der neuen Ausgabe seiner Gedichte so streng gegen Alles ist, was darin nur einigermaßen anstößig sein könnte.

Lysias. Er hätte also, aus dem zu schließen, was Sie

selbst zugeben, Ursache genug, weniger streng gegen Andre zu sein.

Eubulus. Er ist es nicht gegen die Personen; denn was für eine Jurisdiction kann er über diese haben? sondern über die Sache an sich selbst. Schmeicheln Sie Sich aber nicht zu früh mit einem sehr zweideutigen Vortheil über mich. Wenn W** nicht gänzlich gerechtfertiget werden kann, so verdient er doch entschuldiget zu werden. Die Liebe, die in einigen seiner Gedichte herrschet, war nicht erdichtet, die Empfindungen derselben waren seine eignen; der Gegenstand war vortrefflich; die Umstände und die Absicht machten sie nicht nur unschuldig, sondern rechtmäßig. Die Bekanntmachung ist es allein, was vielleicht Tadel verdient, und dieses war eine Unvorsichtigkeit der ersten Jugend. Wie sehr anders ist es mit Ihren Freunden beschaffen, welche die Empfindungen ihrer scherzhaften Gedichte Ihrem eignen Geständniß nach nur affectirten; welche nur zum Spaß, oder weil es ihrer Meinung nach die Profession eines Poeten so mit sich bringt, von chimärischen Phrynen und Daphnen entzückt sind, welche wie Curius leben und wie Bacchanten dichten und, was diese Ausschweifungen ganz unvergeblich macht, bei allen Gelegenheiten den würdigern Gebrauch des poetischen Genie lächerlich zu machen suchen und die Welt bereden wollen, daß die Musen nur alsdann zu gefallen verdienen, wenn sie in Buhlerinnen verkleidet werden. Womit wollen Sie einen tugendhaften Mann (denn dieses sind Ihre Freunde, und ich will keinen Augenblick daran zweifeln) entschuldigen, der, Andre zu belustigen, einen Baladin agirt? Oder was würde man zu dem Cato gesagt haben, wenn er, den römischen Pöbel zu ergetzen, an den Floralien unter den öffentlichen Metzen getanzt hätte? Denn belieben Sie wohl zu merken, daß diese Herren in den Apologien ihrer muthwilligen Gedichte sich in Absicht ihrer Sitten zu völligen Stoikern machen.

Lysias. Ich sehe, daß Sie ein ebenso hitziger Gegner als ein eifriger Freund sind.

Eubulus. Und ich wünsche, daß Sie gegen Ihre Freunde nicht parteiischer sein mögen, als ich es gegen den meinigen bin, oder daß jene so ehrliche Gegner, wenn sie ja Gegner sein wollen, gewesen sein möchten, als ich es in unserm freundschaftlichen Streit gewesen bin.

Endymion.

Die in den späteren Drucken am Schluß ausgefallene Stelle.

1765.

Das Gedicht **Diana und Endymion** ist bereits in Th. XI. S. 19 bis 33 dieser Ausgabe abgedruckt, jedoch ohne den Schluß, den Wieland später gestrichen hatte. Diesen Schluß tragen wir hier der Vollständigkeit wegen nach; wir entnehmen ihn aus „Comische Erzählungen", welche in 8⁰ anonym und ohne Ortsangabe mit der Jahreszahl MDCCLXV und dem Motto:

> Ex noto fictum Carmen sequar, ut sibi quivis
> Speret idem — Horatius.

erschienen. In diesem Druck führt das Gedicht den Titel **Endymion**.

Verliebt und weise sein, ist, wie ein Alter glaubt,
Den Göttern kaum, den Menschen nie erlaubt.
Wer ganz Empfindung ist, kann keine Schlüsse machen.
Der Gegenstand, der jetzt Dianen an sich zieht,
Macht, wie Galen bemerkt, nebst Wallung im Geblüt
Die Augen übergehn und die Vernunft erschwachen;
Und Martialis muß gestehn,
Daß selbst Cornelia, die Mutter beider Gracchen,
Mit kaltem Blut ihn selten angesehn.

Die Spröden mögen sich hier ein Exempel nehmen.
Das schöne Volk nicht zu beschämen,
Verschwieg' ich gern, wie tief Diana fiel.
Allein der Faun verrieth das ganze Spiel.
Zum Unglück war's der schlimmste unter allen.
Er hatte, wie gesagt, den Nymphen zu Gefallen
Den ganzen Hain umsonst durchspürt
Und dachte gleich zu seinen vollen Schläuchen
Sich unbemerkt zurückzuschleichen,
Als aus den nahen Myrtensträuchen
Sein lauschend Ohr ein wollustathmend Keuchen,
Ein liebliches Geseufz' und süßes Girren rührt.
Der Satyr stutzt und denkt bei sich:
„Hier ist man glücklicher als ich,
Dies Seufzen hat was zu bedeuten.
So seufzt, beim Styx! trostlose Liebe nicht."
Er schleicht dem Tone nach und sieht ein hellers Licht
Sich über das Gebüsch verbreiten,
Schleicht immer fort, entdeckt das Drachenpaar,
Die ungeduldig sich am leeren Wagen sträuben,

Und stutzt noch mehr. „Wie," denkt er, „mag wol gar
Diana, die so spröde war,
Die Männerhässerin, sich hier die Zeit vertreiben?"
Kaum denkt er's aus, so zeigt ein neuer Blick
Ihm Luna's Fall und Amor's Meisterstück.
O Göttin, welch ein Augenblick!
Wie wird der rohe Faun Dich höhnen!
Ein Andrer schliche sich von einer solchen Scenen
Mit abgewandtem Aug' aus Großmuth still zurück;
Er würde sich sogar noch Zweifel machen
Und hieß' es nur ein täuschend Nachtgesicht;
Allein in Faunen wohnt so viele Tugend nicht.

Ein wildes, überlautes Lachen
Weckt sie und zeigt den Zeugen ihrer Lust.
Sie hebt ein sterbend Aug' und schließt es plötzlich wieder;
Ein kalter Schau'r durchfährt die aufgelösten Glieder;
Vor Schrecken starrt die ausgedehnte Brust.
Sie sinkt betäubt bei ihrem Schäfer nieder
Und seufzt und weint, daß sie nicht sterben kann.
Ach, käm' er nur, der dürre Knochenmann,
Er sollt' ihr Liebling sein! Sie wollte mit Entzücken
Sein faul Geripp' an ihren Busen drücken!
Was kaum so reizend war, sieht sie mit Grauen an.
Sie wälzt auf Rosen sich als wie auf Kohlenfeuer;
Des Zephyr's Athem däucht ihr Pest,
Endymion ein Ungeheuer,
Die weite Welt ein Drachennest.
Sie so betrübt zu sehn, das schmelzte Tartarherzen,
Der Faun bleibt ungerührt; er lacht noch ihrer Schmerzen
Und leert den schalen Witz, den er bei manchem Schmaus
Gesammelt hat, bei diesem Anlaß aus,
Sieht sie auf ihren Arm sich stumm und trostlos stemmen
Und eine Thränenfluth, die nicht zu stillen war,
Den schönsten Busen überschwemmen,
Sieht's und erfrecht sich, der Corsar,
Durch Küsse ihren Lauf zu hemmen.
Sie stößt ihn weg, doch nur mit matter Hand.
Was hälf' ihr gegen einen Zeugen
Von dieser Art ein stolzer Widerstand!
Es liegt zu viel an seinem Schweigen.

Der ungeduldige Sylvan,
An dem schon alle Adern glühen,
Verspricht und droht zugleich. Sie sieht ihn schüchtern an,
Erröthet, staunt und sucht, was sie nicht hindern kann,
Zum Wenigsten noch aufzuziehen.
Was soll sie thun? Hier ist die Antwort schwer;
Dem größern zu entgehn, ein kleiners Uebel leiden?
Um bösen Ruf und Aergerniß zu meiden,
Erlaubt Caramuel wol mehr.

Ein Umstand ist dabei, der ihr, sich zu entschließen,
Noch leichter macht. Ihr graut vor seinem Bart,
Dem weiten Maul, den rauhen Ziegenfüßen,
Dem Hörnerpaar, das ihm aus schwarzen Locken starrt.
Sie hofft, von ihrer Schuld bei so verhaßten Küssen
Zum Wenigsten die Hälfte abzubüßen,
Und ihrem zärtlichen Gewissen
Scheint keine Züchtigung für ihr Vergehn zu hart.
Der Satyr preßt, es hilft kein ekles Sträuben;
„Nur gutes Muths, Frau Feenkönigin!
Was schielt Ihr so nach Euerm Schäfer hin?
Vergeßt ihn jetzt! wenn ich so glatt nicht bin,
So soll mir doch ein andrer Vorzug bleiben.“

Die Göttin seufzt, der Waldgott schwört
(Doch nicht beim Styx), die Sache zu verhehlen;
Er zeigt sich seines Namens werth,
Und da zuletzt, sie mehr zu quälen,
Aurorens Ankunft ihm verwehrt,
Bedankt er sich, wie sich's gehört,
Und eilt, sein Glück den Brüdern zu erzählen.

Juno und Ganymed.

Soll Unschuld denn Alles verschmerzen,
Und bin ich nicht schön und ein Weib?

Hagedorn.

1765.

Der S. 774 erwähnten Schrift entnehmen wir auch das nachfolgende Gedicht, das sich sonst nirgend wieder abgedruckt findet.

Secundus, der Pythagoreer,
Sagt und erfuhr's an seinem eignen Leib,
Es sei ein grillenhaftes Weib
Bei Tag, oft auch bei Nacht, ein schlimmer Zeitvertreib;
Ist sie noch schön, so steigt das Uebel höher;
Belesen, witzig — Quellen neuer Pein
Für ihren Job! er muß zu bösem Spiel oft lachen;
Doch giebt ihr gar sein schwarzer Dämon ein
(Fährt unser Autor fort), den Drachen
Von Ehrbarkeit und strenger Zucht zu machen,
Dann mögen ihm die Götter gnädig sein!

Der Wunsch ist gut und fromm; allein
Glaubt man der alten Dichtersage
(Und Leuten, die bei hellem Tage
Gespenster sehn, wird allerdings geglaubt),
So war selbst Zeus, der Götter Haupt,
Nicht immer frei von dieser Ehstandsplage.

Homer sagt's ungescheut: Frau Juno war
Ein schönes Weib, das mußte man ihr lassen,
Hoch, wohlgewachsen, schwarz von Aug' und Haar,
Im Gang und Anstand, ja sogar
In ihren sprödesten Grimassen
Viel Majestät; im langen Rocke war
Der schönste Fuß und Manches unsichtbar,
Was sie den Paris einst auf Ida sehen lassen;
Allein um Alles das ließ ihr Gemahl und Herr
Die schöne Nacht, in welcher er,
Vom Jungferngurt sie zu befreien,
So hastig war, nicht seltner sich gereuen.

Wer ihn für glücklich hielt, der sah die Dame nicht
Im Schlafgemach und hinter den Gardinen.
Dort pflegte sie beim Sternenlicht

Des Weiberrechts sich ernstlich zu bedienen;
Dort wies sie ihm ein anders Angesicht,
Als das am Göttertisch so angenehm geschienen.

Wo Juno lag, da schlief sich's selten viel,
Da ließ die ganze Nacht als wie ein Glockenspiel
Sich ihre schöne Stimme hören;
Und konnte gleich bei ihren Sittenlehren
Ihr Mann sich oft des Schlummers nicht erwehren,
So wußte sie ihn doch bald wieder aufzustören
Und überschrie, wenn's ihr gefiel,
Sogar die Nachtmusik der Sphären.

Ein Scherz beim Nektar, den er liebt,
Ein Seitenblick, den er der Ceres giebt,
Wenn sich ihr Palatin verschoben,
Ein Knieband, das er jüngst der Venus aufgehoben,
Ja, wenn er nur Dianens rundes Knie
Von ungefähr (mit Fleiß geschah es nie)
Beim Spiel mit seinen Knieen drückt
Und, kommt die Reih' an ihn, zu passen,
Der Iris, die indeß im Vorsaal sitzt und stickt,
Die Backen im Vorbeigehn zwickt —
So darf er sich darauf verlassen,
Daß ihn Madam, wie sich's gebührt,
Die nächste Nacht hindurch moralisiren wird;
In diesem Stück war nicht mit ihr zu spaßen.

Wie theuer muß der gute Mann
Die Tugend seiner Frau bezahlen!
Beim kleinsten Anlaß fängt sie an,
Mit ihrer keuschen Treu' zu prahlen,
Wirft die gerümpfte Nas' empor
Und rückt ihm den Ixion vor,
Den einz'gen Fall in ihrem Leben,
Da sich ein Buhler angegeben,
Der sein Latein bei ihr verlor.

Nach Junons weisen Ehgesetzen
Soll sich ein Mann für allzu glücklich schätzen,
Wenn seine Frau aus eigner freier Wahl
Dem Recht entsagt, ihn in die edle Zahl

Der Brüder des Vulcan's zu setzen.
Sie thut durch dies allein der Tugend schon genug
Und fordert zum Ersatz mit Fug
(Denn gratis wird sie nicht wie eine Nonne leben),
Daß ihr Gemahl so dankbar sei,
Ihr alle Grillen zu vergeben
Und sie der ganzen Litanei
Der andern Pflichten zu entheben.
Dafür erhält sie auch die Macht,
Ihn als leibeigen zu behandeln
Und richterlich in jeder Nacht
Die Fehler, die er Tags gemacht und nicht gemacht,
Durch strenge Bußen abzuwandeln.

Das Mittel selbst, das in dergleichen Span
Ovidius den Männern sehr empfiehlet,
Das sonst den Gift der Zänkerinnen kühlet
Und Löwinnen zu Täubchen machen kann,
Wird oft vom Zeus, doch immer ohne Frucht
Und endlich gar nicht mehr, versucht.
Ob er dadurch die Sache nicht verschlimmert,
Das lassen wir dahingestellt.
Es ist, wie Sancho sagt, nicht Alles Gold, was schimmert.
Zwar thut sie, ob ihr in der Welt
Nichts Angenehmers sei, als ungeküßt zu bleiben,
Sie war nie keine Gönnerin
Von solchen eiteln Zeitvertreiben;
Doch bringt der Mann die Nacht nicht desto besser hin.

Der gute Zeus, dem ihrer Zunge Lauf
Beschwerlich war, stund oft vor Unmuth auf
Und fing (was thut nicht ein geplagter Mann?)
Vor Langerweil' zu donnern an.
Die Cedern auf dem Libanon,
Der Alpen weißes Haupt, der steile Helikon
Empfanden schuldlos seine Stöße,
Es zitterten die armen Erdenklöße;
Doch schlug er nur in Felsen, Meer und Wald,
Und alle Streiche waren kalt.

Einst, als sie ihn in einer Sommernacht
Mehr als gewöhnlich aufgebracht,

Wird vom Getös, so dieses Ehpaar macht,
Aus ihrem Schlummer aufgeschreckt,
Die schöne Jo von ihm entdeckt.

Sie lag, vom Mondschein angestrahlt,
Nach Nymphenart nur leicht bedeckt,
An ihrem Wasserkrug auf Blumen hingestreckt.
Der Reiz, den nur ein Guido fühlt und malt,
Die erste Jugend scheint auf ihren frischen Wangen
Halboffnen Rosen gleich nur eben aufgegangen,
Und ihre Brust und ihren schönen Leib
Schwellt Frühlingsluft und ahnendes Verlangen.

Ein Sanct Hilarion, für den das schönste Weib
Memento mori war, wär' Euch vorbeigegangen
Und hätte nichts gefühlt; selbst vom Xenokrates
Hätt' eine Jo sich keinen Blick erworben;
Die lange Nacht bezeuget es,
Die Phryne neben ihm verdorben;
Doch solche Weisheit schenkt die sparsame Natur
Gemeiniglich dem grauen Alter nur.
Ein Ajax sucht den Feind, vor dem ein Nestor zittert,
Und mit Ambrosia und Nektar satt gefüttert,
Wird Jupiter, sobald er Nymphen wittert,
Vom Wirbel bis zum Zeh'n erschüttert.
Die Hungercur, die einen Ephraim
Zum Engel macht, macht Joven zum Satyren.
Die Nymphe sehn, begehren und entführen,
War, wie beim Cäsar, Eins bei ihm.
Die Eifersucht der Juno zu betrügen,
Verbirgt ein Schirm von siebenfacher Nacht
Dem schärfsten Blick sein sträfliches Vergnügen.

Von diesem Anfang kühn gemacht,
Läßt Vater Zeus es nicht dabei verbleiben;
Das Mittel scheint ihm gut und leicht,
Die Milzbeschwerung zu vertreiben,
Die oft die Götter von ihm scheucht.
Das Uebel könnte um sich greifen
Und böse Folgen nach sich ziehn;
In solchen Fällen räth selbst Scheik Al-Hosain,
Des Sina Sohn, zuweilen auszuschweifen,
Doch stets mit Maß. Zeus folget gutem Rath.

Sobald der Schlaf sein Weib besänftigt hat
(Denn immer kann sie doch nicht keifen),
So schleicht er sich, begleitet vom Mercur,
Zur Unterwelt, durch Hain und Flur
Den schönsten Nymphen nachzustreifen.
Er schämt sich nicht, zu bessrer Sicherheit
Der Götterschaft sich zu entladen.
Man hat, in einen Schwan verkleidt,
Bei jungen Mädchen, die sich baden,
Sehr viel voraus, man gaffet ungescheut;
Welch ein Triumph für ihre Eitelkeit,
In Thieren selbst verliebte Lüsternheit
Und kühne Sehnsucht zu erwecken!
Man darf sich nahn, sie mit dem Schnabel necken,
Man darf noch mehr, sie werden nicht erschrecken;
Es heißt ein Spiel — Das arme kleine Thier,
Wie zahm es thut! Gewiß, man dächte schier,
Daß es den Werth von seinem Glücke fühlte.

Wie oft Herr Zeus als Adler oder Stier
Sein Lieblingsspiel mit Menschenkindern spielte,
Erzählt Ovid und ihm Sedlezki nach.
Allein der Krug ging, wie man pflegt zu sagen,
So lang zum Wasser, bis er brach.
Ein oft gelungnes Glück reizt oft, zu viel zu wagen;
Und kurz, als ihm in einer Sommernacht
Latona einst die Zeit zu kurz gemacht,
Ließ er für einen Freund vom Naschen
Sich, wie die Chronik sagt, recht schülerhaft erhaschen.
Wir geben zu, den Stand, der wohl behagt,
Pflegt Niemand gerne zu verlassen;
Allein nicht merken, wenn es tagt,
Heißt vom Affect sich übernehmen lassen.
Ein Weiser soll, wie Flaccus weislich sagt,
Die Abzugsstunde nie verpassen.

Was Juno ihm für ein Gesicht verlieh,
Begreift durch die Analogie,
Die Zimmermann uns preist, ein Jeder ohne Müh',
Der einst sich langsam finden lassen.
Kein Drohn, kein Flehn erweichet sie,
Umsonst umfaßt er ihre Knie;

Sie schwört, die That der Strenge nach zu rächen;
Und daß sie ja den Schluß nicht ändern kann,
Schwört sie den Schwur, den Götter niemals brechen.
Sein Leiden hebt mit jedem Sonnenlicht
Sich richtig an und endet Abends nicht,
Ihm gellen Tag und Nacht die Ohren;
Sie nimmt ihn selbst bei Tisch, wo er
Sein Ansehn spielen muß, oft unbarmherzig her;
Je mehr sie Zeugen hat, je mehr wird Zeus geschoren.
Mich wundert es wahrhaftig nicht,
Daß er die Essenslust verloren.
Der Gram vergällt das niedlichste Gericht,
Und zum Verdruß sind Götter nicht geboren.
Auch ist er klug und bleibt vom Nektarschmaus
Von Zeit zu Zeit oft ganze Wochen aus,
Schwärmt mit dem Gott, der Flügel an den Ohren
Und an den Fersen trägt, von Hütte zu Palast
Und bittet bald bei Baucis sich zu Gast
Bald bei den tadellosen Mohren.
Einst, da er wohlbezecht (der Mohren Wein war's werth)
Von einem solchen Schmause kehrt,
Sieht er bei schwanenweißen Schafen
Den jungen Ganymed an einer Quelle schlafen.
Er bleibt auf einer Wolke stehn
Und denkt, vom ersten Blick verwirrt:
„Hat Amor sich auf Ida's Höhn
Von seinen Grazien verirrt?"
Er winkt Mercuren her, der schon vorausgeflogen,
Und zeigt ihm den entdeckten Fund.
„Wann sieht die Liebe doch gesund?"
Ruft sein Gespan; „wo sind denn Pfeil und Bogen,
Wenn's Amor ist, und wo sein Flügelpaar?" —
„Gesteh," spricht Zeus, „sein lockicht gelbes Haar,
Sein rund Gesicht und Stirn und Mund, fürwahr,
Hätt' Erycinen selbst betrogen;
Sie hätt' ihn wenigstens dem Jäger vorgezogen,
Von dem sie einst so stark bezaubert war." —
„Das eben nicht," versetzt der Maja Sohn,
„Ein kluges Weib weiß besser hauszuhalten;
Wir kennen ja die Frau Vulcanin schon:
Sie hätte Den gewählt und Jenen beibehalten."

Indem er's sagt, hält Zeus noch unverwandt
Auf Ganymed den scharfen Blick gespannt.
Allein ein Pfau an Junons Muschelwagen,
Die eben jetzt spazieren fuhr,
Entdeckt dem lauschenden Mercur
Durch sein'n Gesang zu großem Mißbehagen
Des Donnerers, daß hier das Beste sei,
Sich sachte linker Hand zu schlagen.
Sie schleichen unerkannt vorbei
Und steigen zum Olymp; man läßt die Ankunft wissen;
Die Schaar der Götter eilt herbei,
Dem Principal die Hand zu küssen.
Man schwatzt, er fragt nach Vielerlei
Und hört mit andern neuen Sachen,
Was Heben erst begegnet sei.
Silen, der Wanst, erzählt's mit vielem Lachen
Nach seiner Art nicht allzu fein
Und streut, den Spaß kurzweiliger zu machen,
Viel Doppelsinn und kühlen Witz hinein.
„Ja," fängt er an, und alle Götter lachen,
Er selbst zuerst, „beim Styx! es war ein Spaß!
Ein Hauptspaß war's; Ihr hättet's sehen sollen —
Wie Hebe fiel — haha! mein bestes Faß,
Bei meinem Horn! hätt' ich drum geben wollen!
So saßen wir, hier Juno, hier Dian',
Hier Bacchus, hier — was weiß ich's? doch daran
Liegt jetzo nichts — wir trinken wie die Scythen
Und jauchzen laut — Nun hört einmal den Spaß!
Indem wir schon von altem Nektar glühten,
Ruft Bromius: „Das große Deckelglas!
He, Mädchen, flink! mit diesen Fingerhüten
Macht man ja kaum die Lippen naß;
Der Tag ist schön, wir wollen heut eins wüthen." —
„Topp!" rufen wir; es kommt, man füllt es obenan,
Apollo singt, der ganze Chor der Musen
Sperrt auch die Mäuler auf wie gähnende Medusen;
Wir fallen ein, und wer nicht singen kann,
Der lei'rt. Das Glas kommt nun von Mann zu Mann
(Die Weiber mitgezählt) zu mir herum — wolan!
Sie reicht mir's hin, ich thu', als nehm' ich's an,
Und lang' indeß nach ihrem Strauß am Busen.

Sie schreit, als hätt' ich ihr, wer weiß was angethan,
Dreht sich zurück und schlüpft (das Estrich schwamm in Weine,
War glatt wie Eis), kurz, Eure arme Kleine
Entschlüpft im Drehn, glitscht rückwärts aus und stürzt,
So lang sie war und leicht genug geschürzt,
Und streckt Euch wie ein Frosch die Beine.
Was sie die Götter sehen ließ,
Läßt ohne Dreifuß sich errathen.
Wir lachten überlaut, doch unsre Damen thaten,
Als sähn sie nicht, was Hebe Schönes wies
(Vielleicht aus Neid, wie oft genug geschiehet);
Denn kurz, sie wurden roth und hielten Euch geschwind
Die Hände vor; was half's? Wer durch ein Sieb nicht siehet,
Ist, wie man sagt, unfehlbar blind.
Indem wir nun uns außer Athem lachen,
Läuft Bacchus zu und will den Stutzer machen;
Er liest sie auf; doch wie man denken kann,
Greift er's so plump und faunenmäßig an —
Daß wir nur mehr zu lachen kriegen;
Bei meinem Esel!" — „Still!" fiel Vater Zeus ihm ein
Und schüttelt' seinen Kopf, daß ihm die Haare fliegen;
„Ich weiß genug! Ihr Herren insgemein,
Sagt mir einmal, sind dieses auch Vergnügen
Für Götter, wie Ihr seid? Beim Styx! es tönte fein,
Wenn Menschen solche Dinge wüßten!
Die Schwalben würden bald in unsern Bildern nisten
Und unsre Tempel Bäder sein,
Vielleicht was Aergers noch. Allein
Wir wollen uns nicht ohne Noth entrüsten.
Wißt, wir entlassen hier Miß Hebe ihrer Pflicht;
Das Schenkenamt schickt sich für Mädchen nicht,
Man wird es zu bestellen wissen."

Herr Zeus beschließt mit einem Amtsgesicht;
Die Götter lassen sich's gefallen, weil sie müssen,
Und schleichen ab. Wie sehr ist Zeus erfreut!
Wie wohl kommt ihm der Hebe Fall zu Statten!
Was Witz und Macht zu schwer gefunden hatten,
Das hebt oft eine Kleinigkeit.
Auch Juno kann jetzt nichts dagegen haben;
Das Aergerniß muß ja gehoben sein.

Gedacht, gethan: er raubt den Hirtenknaben
Und setzt ihn ungehindert ein.

Zween Tage ging's nicht schlimm; die Götter alle schienen
Mit ihm vergnügt, die Damen noch weit mehr;
Man lobte seine Art zu dienen
Und sein bescheidnes Wesen sehr.
Selbst Amor liebt den anmuthsvollen Knaben
(Ob Venus gleich ihm fast den Vorzug giebt)
Und will ihn stets zum Spielgesellen haben.
Kurz, Ganymed wird wegen seiner Gaben
Im ganzen Himmel bald beliebt.
Nur Juno murrt. Doch Zeus läßt ohne Schrecken
Den Nektar sich nur desto besser schmecken,
Den ihm sein Liebling lächelnd reicht.
Die Göttin staunt, bemerkt, vergleicht,
Macht manchen Schluß und glaubt zuletzt zu sehen,
Daß Ganymed und ihr geliebter Mann
Einander mehr, als nöthig ist, verstehen.
Daß eine Frau so was nicht leiden kann,
Ist ausgemacht; es muß in Kurzem brechen.
Sie harrt nur auf Gelegenheit;
Denn Zeus ist schlau und weicht, wer weiß wie weit,
Dem Anlaß aus; doch da er einst sich beut,
Fängt sie im Ton der strengsten Sittlichkeit
Sehr matronalisch an, mit ihm, wie folgt, zu sprechen:

„Zu lange schon hab' ich mit kaltem Blut,
Mein Herr, von Euch Beschimpfungen ertragen,
Wobei ein Weib nicht leicht gelassen thut.
Doch durch Geduld wird Euer Uebermuth
Nur kühner, immer mehr zu wagen.
Ihr sündigt, wie es scheint, auf meine Tugend hin
Und trotzt, weil ich zu groß zu jener Rache bin,
Die sich die Wenigsten in meinem Fall versagen.
Ich weiß es, blos mein keuscher Sinn
Hat diesen Ueberdruß geboren,
Durch den ich zwar, das glaubt mir, nichts verloren,
Als dessen ich sehr gern entübrigt bin.
Ihr suchtet eine Buhlerin
In meinem Bett und ausgelassne Freuden;
Ich geb' es zu, Ihr irrtet Euch darin;

Die Pflicht allein zwang mich, nicht ohne Scham zu leiden,
Was mir mein Stand verbot zu meiden.
Gesteh es, Ueppiger, der Frauen schönste Zier,
Die Sittsamkeit, entwöhnte Dich von mir!
Dir schmecken nur verstohlne Wasser süße,
Und Deiner Dirnen geile Bisse
Und Zungenspiel vergällte Dir
Der kalten Tugend ernste Küsse.
Dies zog Dich Deinen Nymphen nach,
Die sich gelehriger und reger finden ließen;
Dies schmiegte Dich zu Deiner Lede Füßen
Und hinterließ an jedem Bach,
In jedem Hain, an allen Flüssen
Die Spuren Deiner Ueppigkeit.
Doch dieses konnte Dir von meiner Gütigkeit
Vielleicht noch übersehen werden.
Du stahlest Ort, Gestalt und Zeit,
Ließ'st Deine Dirnen auf der Erden
Und den Olymp noch unentweiht.
Dies zeigte doch noch einen Rest von Scham.
Allein seitdem auch Nymphen nichts mehr haben,
Das Dich versucht, und Dir der Einfall kam,
Mit diesem blöden Hirtenknaben
Aus Phrygien den Himmel zu begaben,
Scheint Deine Ausgelassenheit
Den höchsten Grad erreicht zu haben.
Um einer armen Kleinigkeit
Wird Hebe ungehört von ihrem Amt verdrungen,
Damit Dein lüstern Aug' an einem nackten Jungen
Sich täglich weiden kann.
Wie weit treibt Ihr das Spiel sogar am Göttertische?
Wir essen nie vor Euch in Ruh',
Stets währt das Tändeln und Gezische,
Man lacht, man winkt, man wirft sich Küsse zu;
Und soll Dein Nektarpunsch Dir schmecken,
So muß Dir Ganymed den Becher erst belecken.
Kaum setzt er an, so reißest Du
Den Kelch ihm aus der Hand, die Spur hinwegzusaugen,
Wo er den Mund im Trinken hingedrückt,
Und siehst ihn schmatzend an und rollst entzückt
Wie ein Bacchant die liebestrunknen Augen.

Ja, heute scheutest Du Dich nicht,
Vor unser Aller Angesicht
Ihn gar zu küssen und zu herzen!
Ihr nennt es ohne Zweifel Scherzen;
Doch glaubet mir, daß Eurer Majestät
Dies Kindischthun nicht gar zu artig steht.
Wiewol, was mag ich davon sagen?
Wie lang ist's wol (Du kannst Silenen fragen),
Daß man mit Ganymed und Amor Dich
(Den Donnerer!) beim Gänsespiel erschlich?
Fi! Herr Gemahl, es ist nicht zum Ertragen!
Ist das auch eine Lebensart
Für jenen Gott, durch den die Riesen fielen?
So alt, so einen großen Bart
Und noch mit kleinen Buben spielen!"

Hier schwieg Madam und that sehr wohl daran.
Es floß ihr, wie man sieht, vortrefflich von der Zunge;
Unstreitig hatte sie die beste Lunge
Im ganzen Göttervolk, und diese Probe kann
Die obbesagten Ehbettwachen
Des guten Zeus uns sehr begreiflich machen.
Doch diesmal hört er sie mit großem Kaltsinn an,
Streicht lächelnd seinen Bart, betrachtet seine Waden
Und fängt drauf an, sein Herz, wie folget, zu entladen:
„Ob Eure strenge Sittsamkeit,
Zucht, Kaltsinn, Unbeweglichkeit
Und großer Abscheu vor den Freuden,
Womit sich, wie Ihr sagt, nur kleine Geister weiden,
Uns, liebes Weib, bisher entzweit,
Das will ich jetzo nicht entscheiden.
Genug, daß sich mein alter Sinn
Geändert hat und über diese Freuden
Ich selbst nunmehr ganz Deiner Meinung bin.
Vordem, mein Schatz, ich will Dir's frei gestehen,
War ich (der Ruhm klingt freilich nicht gar fein)
In diesem Stück ein Epikurisch Schwein.
Ich küßte, was ich sah, Prinzessinnen und Feen,
Sylphiden, Nixen, Galateen,
Grasnymphen, Alles insgemein,
Sie mochten schmächtig, dick, hochstämmicht oder klein,

Blond, nußbraun oder Beides sein;
Ich wußte mich mit Allen zu begehen.
Da sah ich ohne Regung nie
Ein schönes Kind aus einem Brunnen steigen;
Man konnte mir ein rundes Knie
So unnachtheilig nicht als einem Tithon zeigen.
Ob ihre Seele reizend sei,
Das ließ mich damals unbekümmert,
Verständig oder nicht, mir galt es einerlei;
Von diesem höhern Reiz, der aus dem Innern schimmert,
Empfand ich nichts; mit einem Wort, ich sah
An Pallas selbst und allen Musen,
Was an der blödsten Sylvia:
Ein lockend Aug' voll jugendlicher Gluth,
Ein weißes Fell und einen vollen Busen.
Allein von diesem rohen Muth
Bin ich, versichre Dich's, vollkommen
Und nicht erst heut zurückgekommen.
Erfahrung kühlt ein allzu feurig Blut.
Mich läßt zur Zeit die loseste Najade,
Die jüngste Grazie und Venus selbst im Bade
So ruhig als ein Marmorstein.
Das schönste Weib von Fleisch und Bein
Ist wie das Sonnenbild, das sich in Wolken malet,
Für mich ein bloßer Widerschein
Der Schönheit, die, dem reinen Geist allein
Beschaulich, aus dem Innern strahlet.
Ein weiser Mann, ein Grieche, lehrte mich
Das wesentliche Schöne kennen;
Selbst unser Nektar wird mir schon zu körperlich,
Und lern' ich erst den Plato recht verstehen,
So nährt sich einst mein abgezogner Geist
Der Grille gleich, die drum den Göttern ähnlich heißt,
Allein von Luft und von Ideen.
In diesem Licht müßt Ihr die Liebe sehen,
Die mich zu Ganymeden zieht.
Sein schöner Geist, sein tugendlich Gemüth,
Die Grazien, die seine Sitten schmücken,
Die Unschuld, die ihm aus den Augen sieht:
Dies, nicht sein blondes Haar, nicht seine Rosenwangen,
Ist, glaube mir, der Reiz, wodurch er mich gefangen.

Du siehst, daß hier der Leib gar keine Rolle spielt.
Zum Mindsten wird bei dieser Art von Liebe
Nichts Körperliches abgezielt.
Das wahre Schöne wird nur vom Verstand gefühlt
Und zeuget nie gemeine Triebe.
Kurz, Ganymed, so sehr er Amorn gleicht,
So ungern ihm Dian' ihr keusches Aug' entzeucht,
So oft ich, wenn er ihr den vollen Becher reicht,
Die alte Vesta selbst beim Augenspiel ertappe,
So ist er doch mit Alledem
Nach meinem jetzigen System
Ein bloßer Geist in einer Nebelkappe."

„Ein bloßer Geist?" fällt Juno höhnisch ein;
„Und pflegen Geister auch zu küssen?" —
„Warum", spricht Zeus, „soll das nicht möglich sein?
Man muß hier nur zu unterscheiden wissen.
Gemeine Buhler schnäbeln sich
Nach Spatzenart, blos ihre Lust zu büßen;
Allein wie Ganymed und ich
Abstract und metaphysisch küssen,
Ist eine Lust, die uns, versichre Dich,
Gemeine Buhler lassen müssen.
Die Seelen, Frau, die Seelen sind's, die sich
In einem solchen Kuß ergießen,
Und ganz dabei vom Leib entblößt,
Ganz in Entzückung aufgelöst,
Sich mischen und zusammenfließen.
Doch ich besinne mich, daß dies ins Tiefe geht.
Dein Mißverstand ist sehr verzeihlich;
Das sind Geheimnisse, die freilich
Ein Ungeweihtes nicht versteht.
Wenn übrigens mein Spiel mit jungen Knaben
Dein ekles Herz geärgert sollte haben,
So wißt, daß mir hierin kein schlechtrer Mann
Als Sokrates zum Vorstand dienen kann.
Ein Weiser ist, wie Seneca betheuret,
Ein Gott, ja, noch ein Wenig mehr;
Wenn Sokrates mit kleinen Knaben leyret,
So darf ich wenigstens, was er."

Hier endet Zeus, verneigt sich tief und geht;
Das Weitre kann Madam nun mit sich selber sprechen.

Sie rief ihm nach, doch schon zu spät;
Er fand für gut, wie man den Dichtern räth,
Beim schönsten Einfall abzubrechen,
Und suchte seinen Ganymed.

Der Göttin schwillt der Kamm, sie weiß sich kaum zu fassen.
Zum Schaden sich noch gar verspotten lassen!
Wo ist die Tugend in der Welt,
Die, so gereizt, die Probe hält?
Das muß gerochen sein! Doch nein, sie nennt es strafen
Und schwört, sie will nicht eher schlafen,
Bis er gezüchtigt ist; und daß auch hier
Die Tugend nicht ihr Recht verlier',
Soll ihn für solche Ungebühr
Das Werkzeug seiner Sünde strafen.

Sie klingelt; Iris kommt und hört,
Was zwischen ihnen vorgegangen,
Doch Neues wird sie nichts belehrt,
Sie hatte vor der Thür schon Alles aufgefangen.
Miß Iris spricht nach Zofenart sehr scharf
Von Jupitern und seinen Buhlereien:
„Mein Treu', Madam (wenn man es sagen darf)
Ist gar zu gut, ihm immer zu verzeihen;
Er wird dadurch verbuhlter als ein Spatz
Und häuft Verbrechen auf Verbrechen;
Beim Styx! wär' ich an Euer Gnaden Platz,
Eh sollte mich der nächste Satyr rächen!
Doch bei Madam hat's wahrlich keine Noth,
Ihr kann es nie an Rächern fehlen,
Es kostet nichts, als nach Geschmack zu wählen,
Ihr stehn auf jeden Wink die Schönsten zu Gebot."

Die Göttin wird bei diesen freien Reden
Bis an die Ohrenläppchen roth,
Und Iris wird sehr hart bedroht,
Nichts Solches mehr sich zu entblöden.
Die Zofe merkt es sich und fällt,
Sobald sie es für schicklich hält,
Mit guter Art auf Ganymeden.
Der Einfall glückt; man scheint zerstreut,
Man giebt nicht Acht, von wem sie schwatze,

Und tändelt alle diese Zeit
Sehr ernsthaft mit der kleinen Katze.
Doch daß kein Wort von dem, was Iris spricht,
Vor ihrem Ohr vorbeigegangen,
Verräth der Augen funkelnd Licht,
Des Halstuchs Schwulst und brennendrothe Wangen.

Die Göttin war vom ersten Anblick an
Von Ganymed nicht ungerührt geblieben;
Sie haßt' ihn anfangs nur, aus Furcht, sie möcht' ihn lieben;
Allein der Sprung vom Haß zu sanftern Trieben
Wird leichter, als man glaubt, gethan.
Wir sagten's schon, der Junge war zum Malen,
Schön wie ein Wachsbild, weiß und roth;
Ihm fehlten zum Apoll nur Strahlen
Und Flügel nur zum Liebesgott.
Nehmt noch dazu, was aus bekannten Gründen
Die Spröden nicht am Mindsten rührt,
Das Alter, wo wir uns wie neuerschaffen finden,
Wo Alles reizt und lächelt und verführt;
Das Alter, wo der Knab' im Jüngling sich verliert
Und hier und da, was ehmals glatt gewesen,
Mit weichem Flaum sich schmückt und sanft beschattet wird.
Für junge schüchterne Agnesen
Ist dieses Alter nicht gemacht;
Schon in der Schäferwelt, wie wir beim Longus lesen,
War eines Daphnis erste Nacht
Ein Jägerrecht, das Chloën, die nichts wußten,
Erfahrnern Schönen lassen mußten.

„Bei Ganymed ist's wirklich hohe Zeit,“
Fuhr Iris fort; „Gelegenheit macht Diebe;
Ein Knabe findt trotz seiner Blödigkeit
Nichts leichter als den Weg der Liebe.
Jüngst hat Idalia ihm einen Blick verliehn,
Der feurig war und fast ein Antrag schien;
Die dicke Ceres selbst liebäugelt scharf auf ihn;
Was ihren Augen fehlt, ersetzen andre Waffen,
Sie hat, so oft er bei ihr steht,
An ihrem Halstuch was zu schaffen,
Und neu, Madam, wie Ganymed,
Kann man sich gar zu leicht vergaffen.

Ihr breiter Busen könnte bald
Den größten Reizungen den Vorsprung abgewinnen;
Bei solchem Kram bleibt zwar das Herze kalt,
Doch reizt er desto mehr die Sinnen:
Und das ist Alles doch zuletzt,
Was eine Ceres sucht, und Alles, was sie schätzt.
Kurz, dürft' ich meine Meinung sagen,
So ist Gefahr im kürzesten Verzug;
Mich däucht in diesem Fall die alte Regel klug:
Um Alles muß man Alles wagen."

Der Rath war gut; allein so schnell, als Iris räth,
Vom Ceremoniel der Tugend nachzulassen,
Schon der Gedank' empört der Göttin Majestät.
„Und doch, Madam, ists' leicht zu fassen,
Daß Ganymede sich nicht anders fangen lassen.
Was eines Tithon's lahmen Arm
Mit Jugendkraft begeistern würde;
Was einen Hippolyt verführte,
Macht zwar dem blöden Neuling warm,
Doch keinen Muth; er seufzt und darf nichts wagen,
Er wird durch keinen Wink belehrt,
Kein Lächeln macht ihn kühn, er hört
Die Schäferstunde niemals schlagen;
Ihm mag ein schmelzend Aug' es noch so deutlich sagen,
Man mag ihn noch so sanft, warum er zittre, fragen:
Er zittert fort, und wo er danken soll,
Da wirft er sich verzweiflungsvoll
Zu Euern Füßen hin und stottert bittre Klagen.
Er sieht den Vortheil nicht, den eine Stellung giebt,
Die, wie mich däucht, die Ehrfurcht nicht erfunden;
So sehr ihr Halstuch sich verschiebt,
So bleibt ihm doch die Hand gebunden.
Ihn reizt zu seiner Qual ein halb entdeckter Fuß,
Er sieht's und lechzt wie Tantalus
Am Quell der Lust vor durstigem Verlangen;
Ihm pocht sein Herz, und große Tropfen hangen
In seinem Aug' und auf den heißen Wangen;
Vielleicht entschließt sich allgemach
Sein matter Arm, sie sterbend zu umfangen;
Die Schöne sträubt sich, zwar nur schwach,

Ihr Auge lockt, ein wollustathmend Ach
Bekennt ihm seinen Sieg und heißt ihn kühner werden;
Doch er — Madam, bei meiner Treu!
Ich glaubt' es Andern nicht, allein ich war dabei —
Er denkt, sie zürnt, macht klägliche Geberden
Und weint, daß sie so grausam sei."

Miß Iris malte nach dem Leben —
Warum? — Der Grund ist leicht — Weil sie
Und Ganymed die Poesie
Zu dem Gemälde hergegeben.
„Aus Allem," fuhr sie fort, „Madam,
Ist, däucht mich, klar, daß diese falsche Scham,
Die Blödigkeit, und wenn man will, die Tugend
Der ersten unversuchten Jugend
Den stärksten Reizungen schon oft die Macht benahm;
Sie wird nur durch Ermunterungen,
Nur durch Gefälligkeit und schlaue List bezwungen;
Man muß, so schwer's dem Stolze fällt,
Die ersten Schritte thun" — „Ich sollte mich entschließen,
Den ersten Schritt zu thun? Da wird er warten müssen!
Das thät' ich nicht um Alles in der Welt." —
„Madam, Madam, was für Bedenklichkeiten!
Sie bleiben also, scheint's, bei Ihrem Vorsatz fest
Und nehmen demuthsvoll, was Ceres übrig läßt?
Gewiß" — „So sei es denn! Ich will nicht länger streiten,
Ich sagte Dir's, gerochen muß ich sein!
Er ist es werth, zu Fehlern zu verleiten,
Doch nehm' ich's nicht auf mich allein;
Du mußt ihn doch ein Wenig vorbereiten."

Die Zofe, wie man denken kann,
Nimmt diesen Auftrag willig an;
Und daß sie keine Zeit verliert,
Wird er noch diese Nacht sehr klüglich ausgeführt;
Ein kleiner Hain von Myrten und Jasminen
Erbietet sich nicht weit vom Göttersitz,
Zum Vorbereitungsort zu dienen.
Ob auch der Mond fein hübsch dazu geschienen,
Das gilt uns gleich; genug, des Mädchens Witz
Fand dieses Mal zu jeden Theils Vergnügen

Den Weg, die Blödigkeit des Knaben zu besiegen.
Kaum war die erste Schwierigkeit
Durch ihren Beistand überwunden,
So war auch seine Schüchternheit
Bis auf die kleinste Spur verschwunden.
Miß Iris selbst, die ziemlich kritisch war,
Fand seine Gaben wunderbar;
Auch that sie, was man kann, sie völlig zu entfalten.
Sie wußt' ihn unverrückt in Athem zu erhalten,
Und niemals ward vielleicht in einer Sommernacht
Ein Schüler halb so weit gebracht.

Indeß verkündt dem Götterhofe
Der Glocke Klang des neuen Tages Licht.
Sie schleichen aus dem Hain, und die getreue Zofe
Erstattet bald nach ihrer Pflicht
An Junons Bett umständlichen Bericht —
Von Allem? — Nun, das eben nicht!
Hingegen wird mit großem Wortgepränge
Das stumme Feuer abgemalt,
Das ingeheim sein zärtlich Herz versenge,
Seitdem zum ersten Mal die unbegrenzte Menge
Von Junons Reizungen ihm ins Gesicht gestrahlt.
„Es brauchte viele Müh', Madam,
Ihm sein Geheimniß abzuzwingen;
Er wand, er krümmte sich, doch mußt' er endlich singen.
Das arme Kind! es glühte ganz vor Scham;
Ich denk', ich bracht' ihn gar zu Thränen.
Ich nannt' ihm alle unsre Schönen:
Ists' Pallas, Cypria, Pomona, Ceres? — Nein! —
Diana, Flora, Hebe? — Nein! —
Bei Amor's Pfeil! so muß es Juno sein! —
Hier wurd' er bläßer als Narcissen
Und plötzlich wieder feuerroth.
Doch ich verschwatze mich, Madam soll das nicht wissen;
Sie glauben nicht, wie scharf er mich bedroht.
Er rührte mich, ich will es frei gestehn,
Auch ließ ich ihn nicht trostlos von mir gehn,
Er seufzte gar zu schön! und kurz, das heiß' ich lieben!
So liebt man nur das erste Mal!
Ich bitte sehr, die Lindrung seiner Qual

Aus Eigensinn nicht länger aufzuschieben.
Was zaudern Sie? Hält sich der Herr Gemahl
An sein gegebnes Wort gebunden?
Sie irren sehr, er ist aufs Neu' verschwunden.
Ich hört' es kaum von einer unsrer Stunden
Im Vorgemach, die just durchs Fenster sah;
Er schlich sich mit Mercur ganz leise
Durchs Hinterthürchen auf die Reise;
Wohin? das weiß man nicht, genug, er ist nicht da.
Vermuthlich wird er jetzt, wer weiß in welchen Hecken
Als Truthahn oder Schwan ein neues Led'chen decken.
Was hindert, daß Madam von ihm ein Beispiel nimmt?
Der Tag ist schön und recht dazu bestimmt,
In stillen Freuden wegzufließen.
Wie, wenn Sie Sich nach einem kleinen Bad
Im Schlummer überraschen ließen?
Sie schlafen fest, selbst unter seinen Küssen;
Dies muntert auf, man steigt von Grad zu Grad,
Und Alles, was Madam dabei zu sorgen hat,
Ist, daß sie nicht zu früh erwache.
Für seinen Blödsinn weiß ich Rath;
Ihr Jawort nur! der Rest ist meine Sache!"

Die Göttin nickt ein lächelndes Verbot
Und wird dabei bis an den Busen roth;
Doch Iris hat Verstand und geht, mit Ganymeden,
Was Juno will und nicht will, abzureden.
Der Abend kommt; Frau Juno schleicht ins Bad,
Läßt von den Stunden sich bedienen
Und schickt sie weislich, da sie ihnen
Nichts weiter zu befehlen hat.
Nur Iris bleibt, besorgt, was nöthig ist,
Wünscht angenehme Ruh' und schließt
Die Thüre zu, vermuthlich nur zum Schein;
Denn Ganymed (wie wir uns sagen lassen)
Kam nicht durchs Schlüsselloch hinein.
Saturnia lag abgeredtermaßen
In tiefem Schlaf, als er erschien,
Vom Bade matt, auf einem Ruhebette;
Ein Liebesgott, doch nur von Marmor, schien
Mit kühner Hand den Vorhang wegzuziehn.

Sie lag in leichten Silberflor
Mit vieler Kunst gehüllt, und eine Blumenkette
Versteckte halb, was ihr Gewand
Den Augen noch gegönnet hätte;
Doch steigt halb unverhüllt die schöne Brust empor,
Dort reizt ein weißer Arm und eine kleine Hand,
Hier ragt ein Knie wie Wachs hervor
Und noch was mehr, das, wenn er's jetzt erblickte,
Selbst Jupitern so sehr entzückte
Als seinen Freund, dem, fast von Lust entseelt,
Das Auge schwimmt, der Athem fehlt.
Er wagt's, es wird auf das, was ihn entzückt,
Der feuervollste Kuß gedrückt.
Wie zittert er, sie werde dran erwachen!
Allein sie schläft zu hart; nur zücket sie im Schlaf
Den schönen Ort, den seine Kühnheit traf.
Er wird versteckt — um schönre Sachen
Dem trunknen Blick nicht länger zu entziehn.
Wer hätte hier den Muth zum Fliehn,
Wen machte nicht ein solcher Anblick kühn!
Der Jüngling wird's und decket sie mit Küssen.
Nun wird sie wol erwachen müssen!
Ihr Schlaf war freilich hart, doch endlich wird sie wach
Und hebt mit einem süßen Ach
Ein irrend Aug' — es wieder zuzuschließen.

Zum Unstern kam in diesem Augenblick
Herr Jupiter von seiner Fahrt zurück.
Der Tag war schwül. Sich zu erfrischen,
Und wär's auch nur, von seiner Hoheit Fuß
Den Staub der Erden abzuwischen,
Ermuntert ihn Mercurius,
Dem Bad, aus dem sie noch die Dünste steigen sehen,
Im Göttergarten zuzugehen.

Sie kommen an — und Iris sah sie nicht?
Wo hatte denn das Mädchen seine Augen?
Hier lerne man, was Hüterinnen taugen!
Entzog vielleicht der Schlaf sie ihrer Pflicht?
Nichts weniger — ich will es Euch wol sagen,
Doch im Vertraun — der junge Zephyr fand
Das gute Ding, das fleißig Wache stand,

Vor Langerweil' an seinen Fingern nagen.
Der junge Zephyr war galant,
Das Mädchen hübsch und (ohne sie zu schimpfen)
Verbuhlt genug — (wir sehn bei diesem Lob
Sich hundert kleine Nasen rümpfen,
Doch Dichtern liegt die Pflicht der Wahrheit ob).
Genug, der junge Zephyr nahm
Sie bei der Hand, sie schwatzten tausend Sachen
Und satzten sich, vielleicht ein Spiel zu machen,
Sie wußte selbst nicht, wie es kam,
Zuletzt in einem Busche nieder.
Das war das Ganze! Hin und wieder
Mag wol ein Kuß mit unterloffen sein;
Doch mehr gestand Miß Iris niemals ein.

Indeß kommt Vater Zeus und findt die Thür verschlossen;
Dies sagt ihm schon, daß Jemand drinnen sei.
Er schleicht, anstatt sie aufzustoßen,
Aus Vorwitz oder Schäkerei
Dem Fenster zu — der Vorhang war gezogen,
Doch hörten sie (denn Götter hören fein),
Ich weiß nicht was, das sie zum Schluß bewogen,
Die Dame sei im Bade nicht allein.
Das Ding kommt Jupitern nicht gar zu richtig vor,
Ihm jückt's am Vorderhaupt, ihm singt das rechte Ohr,
Und kurz, es steigt ein kleiner Zweifel
Aus seiner linken Brust an seine Stirn empor.
Er macht sich klein wie Milton's kleinsten Teufel,
Schlüpft in den Saal und sieht in stiller Ruh',
Wie einem Weisen ziemt, dem schönen Lustspiel zu.
Was arme Sterbliche in Feu'r und Flammen setzt,
Wird oft von Göttern kaum des Lächelns werth geschätzt.
Nur wundert ihn, die ungemeinen Gaben,
Die seine liebe Frau bei diesem Anlaß zeigt,
Noch nie an ihr entdeckt zu haben.
Sein Wunder, sein Erstaunen steigt;
Je mehr er sieht, je mehr er höret,
So deutlich ward er nie belehret,
Wie sehr der äußre Schein betrügt.

Nachdem er nun mit ihrem Zeitvertreibe
Sich lange was zu gut gethan,

So zeigt dem tugendreichen Weibe
Ein Donnerschlag des Mannes Ankunft an.
Ihr erster Augenblick war Schrecken;
Doch Junons fassen sich gar bald.
Ein Bißchen Angst in Beiden zu erwecken,
Erscheint jetzt Zeus in eigenster Gestalt.
„Glück zu, Madam! was zeigt Ihr meinen Blicken!
Wir haben, scheint's, uns wenig vorzurücken,
Und Eure Tugend, wie ich seh',
Schmilzt, kalt und dauerhaft wie Schnee,
An fremdem Feu'r in strudelndes Entzücken!
Ihr pochtet noch vor kurzer Zeit
Auf Eure Unbeweglichkeit;
Ich hätte selbst für Euch geschworen,
Kein kälter Weib sei nie geboren!
Allein Herr Ganymed, mein Kind,
Kann besser von der Sache reden;
Beim Styx! wenn alle meine Leden
Nicht gegen Euch von Marmor sind,
So werde noch in dieser schönen Nacht
Silen an meiner Statt zum Donnerer gemacht!
Jedoch im Ernst" — „Im Ernst, mein Herr Gemahl,
Ihr thätet wohl, die Predigt hier zu schließen.
Ich hoff', Ihr werdet meine Wahl
Bei kaltem Blut noch selber loben müssen.
Sprich, wenn man bitten darf, schickt Ganymedes sich
Für mich nicht besser als für Dich?
Wer von uns kann ihn wol mit besserm Anstand küssen?" —
„Madam," versetzt ihr Zeus, „die Frag' ist überlei;
Ich sagt' Euch ja, daß ich hiebei
Den Sokrates zum Muster mir erwähle
Und schöner Knaben schöne Seele
Allein der Gegenstand von meiner Liebe sei" —
„Ganz gut, mein Herr, es steht Euch frei,
An ihren Seelen Euch nach Herzenslust zu weiden;
Ich gönn' Euch diesen edeln Trieb
Und nehme, wie Ihr seht, bescheiden
Mit ihrem gröbern Theil vorlieb."

Aurora.

Ein Singspiel.

1771.

Ein Abdruck dieses zur Feier des Geburtstages der Herzogin Amalia, der Mutter des Herzogs Karl August, gedichteten und von Anton Schweitzer in Musik gesetzten Singspiels war nicht zu erlangen. Nach der Angabe der Büchercataloge soll dasselbe zu Weimar 1772 in 4° unter folgendem Titel gedruckt sein: „Aurora, ein Singspiel in einem Aufzuge, auf das Geburtsfest der Durchlauchtigen Herzogin Regentin von Sachsen-Weimar.“ Wir entnehmen den nachstehenden Text einer leider sehr fehlerhaften Abschrift der Composition Schweitzer's, die sich im Besitz von C. F. Becker, Organist an der Nicolaikirche zu Leipzig befand. Becker übergab 1856 seine Bibliothek gegen eine ihm und seiner Tochter zu zahlende Jahresrente der Stadtbibliothek zu Leipzig, in deren Besitz sich nun die erwähnte Abschrift befindet, und deren freundlicher Bereitwilligkeit wir die Mittheilung verdanken.

Diana (allein). Wo bist Du? wo, Geliebter, find' ich Dich?
Warum verzögerst Du? Endymion!
Du zögerst? fühlest nicht die Qual,
Die dieses Herz beängstigt? eilest nicht
In Deiner Göttin zärtlichste Arme?
Allenthalben, ach, vergebens,
Süße Wonne meines Lebens,
Suchte Deine Göttin Dich!
Deine Göttin suchte Dich!
In der Grotte jede Hebe
Fragt' ich, ob sie Dich verstecke.
Grausamer, Du fliehest mich!
Allen Zweigen, die sich regen,
Lauscht mein ängstlich Ohr entgegen,
Jeder Athem sanfter Weste,
Jedes Beben schlanker Aeste,
Jeder Laut verkündigt Dich.
Eitle Täuschung! Ach, vergebens,
Süße Wonne meines Lebens,
Suchet Deine Göttin Dich!
Deine Göttin suchet Dich!
Diesen Augenblick vermeint' ich seinen Tritt' zu hören.
Endymion! — Vergeblich ist mein Schrein.
Er hört mich nicht. — In einem fernen Hain
Hält ihn, verirrt auf später Jagd,
Vielleicht der Schlaf gebunden.
Du schläfst, uneingedenk der Göttin, die Dich liebt?
Endymion! Geliebter!
O geliebter Endymion!
Sie fliehn — die schnellen Stunden,
Und kommen nicht zurück.
Zur Hälfte schon ist diese Nacht,

Die schönste Nacht verschwunden,
Ist uns auf ewig nun entflohn.
O, sprich, wie konntest Du vergessen,
Daß Amor Augenblicke uns nur leiht!
Lehrt Dich Dein Herz die Zeit nicht besser messen?
Ist jeder Augenblick nicht eine Ewigkeit?
Er schlummert, sagt' ich.
Ach, zu glücklich,
Wäre dies die Quelle meiner Schmerzen!
Wehe mir!
Auf einmal geht das schreckenvolle Licht mir auf.
Gewiß, ach, zu gewiß betrogen,
Spielt er nur mit Deinem liebekranken Herzen.
Er flieht Dich!
Eine andre Glückliche
Hat Dir sein falsches Herz entrissen.
An ihrer Brust, ach, unter ihren Küssen
Vergißt der Ungetreue, spottet gar
Der Schwachen, die für ihn zu zärtlich war.
    Entsetzlicher Zweifel! verfluchter Gedanke!
Ich zittre, ich schwanke
Vor Angst und vor Wuth!
Betrogen, verlassen!
O, gießt, ihn zu hassen,
Ihr Furien, gießt Gift in mein tobendes Blut!
    Götter — was seh' ich?
Ja, er ist's, es ist Endymion!
O, dieser Anblick heilt
Auf einmal die Wunde meines Herzens!
Wie schön er schlummert! Nein, ich will ihn nicht
Vielleicht in einem Traum an seine Göttin stören.
Nur einen Kuß, nur einen leichten Kuß
Soll mir die Liebe nicht verwehren!
Wie? Amor ist's? Wie leicht war meinem Herzen
Der süße Irrthum;
Wer hätte nicht in dieser Rosendämmerung
Endymion zu sehn geglaubt!
Wie kam Cytherens Sohn —

(Aurora erscheint.)

Doch stille, was regt sich im Gebüsche,
Woher auf einmal dieser Glanz?

Aurora!
Und eine Stunde früher, als sie sonst
Den alten Tithon zu verlassen pflegt.
Aurora. Wie? Seh' ich recht? Diana! So allein?
Gewiß, die Sternenkunde muß mächtig reizend sein,
Weil sie dem Schlummer Dich so früh entreißen kann!
Gleichwol scheint dieses Thal nicht sehr bequem,
Der Sterne Lauf darin zu spähn.
Sollte man nicht denken,
Du suchtest Deinen schönen Schäfer auf?
Diana. Und Du, Aurora, eine ganze Stunde
Zu früh? Woher dies ungewohnte Eilen?
Vergieb, wenn man vermuthen muß,
Du suchest Deinen Cephalus?
Aurora. Wir haben Beide, wie ich höre,
Dem Argwohn schönes Spiel gemacht,
Doch heut erweiset Dein Verdacht
Dem Cephalus zu viele Ehre.
Erhabnere, weit angelegnere Sorgen
Erweckten mich an diesem frühen Morgen.
Ich eile, Cynthia, den schönsten Tag
Den Göttern anzukünden!
Er ist, o Cynthia,
Ein Fest den Göttern und der Erden.
Die beste Fürstin ließ an diesem goldnen Tag
Des Himmels Gunst geboren werden.
Aus jedem glücklichen Gestirn
Ergossen sich in ihn die schönsten Influenzen.
Der ganze Himmel schien auf ihn
Wie auf den ersten Tag
Der neugebornen Welt herabzuglänzen.
Und jeder Gott und jede Göttin war
Geschäftig, Gaben auszudenken,
Die neue Göttin zu beschenken.
Vor Allen stritten sich Minerva und Cythere,
Wer unter Beiden sie zu bilden zugehöre;
Doch die Natur verglich den Streit zu Beider Ehre,
Da Jede sich schmeichelt und meint,
Daß sie ihr Ebenbild wäre.
O Wunder, da erblicken
Wir mit erstauntem Entzücken

Die Reize von Beiden vereint;
Da Jede frohlocket und meint,
Daß sie ihr Ebenbild wäre,
Erblicken wir Beiden zur Ehre
Den siegenden Reiz der Cythere
Minervens Reizen vereint;
Sehn mit verdoppelten Strahlen
In ihrem mächtigen Blick
Die schönste der Seelen sich malen
Und wünschen den Sterblichen Glück!
Ist's nöthig, Schwester, Dir noch mehr von ihr zu sagen?
Von ihr, die aus Germaniens reinstem Heldenblut entsprossen,
Jede Fürstentugend aus angestammter Neigung übt
Und in der königlichen Kunst, mit weiser Güte zu regieren,
Den Enkeln einst ein glorreich Muster giebt?
Von ihr, der Pflegerin der Musen,
Der Schützerin der Künste, des Verdiensts,
Der Mutter ihres Volks, ihr, deren Name
Mit Segnungen auf allen Lippen schwebt,
Ihr, deren Bild in jedem Herzen lebt?
Erkennst Du nicht —
Diana. Amalien?
Wie sollt' ich sie verkennen!
In jedem Zug erkannte sie mein Herz.
Amaliens Fest, Aurora, der Gedanke
Läßt keinem andern Raum! O, sprich,
Wie feiern wir den goldnen Tag?
Vermuthlich führte dies in diese Gegend Dich —
Du suchtest —
Aurora. Ich suchte Amorn auf.
Diana. Den Liebesgott?
Aurora. Ihn selbst;
Zum Zweck, wozu ich heute sein bedarf,
Erröth' ich nicht, es zu gestehen.
Diana. Du hast nicht weit nach ihm zu gehen;
Hier unter diesem Rosenstrauche liegt
Der Träge, liegt und schlummert unbesorgt,
Wie ohne ihn die Herzen sich befinden.
Aurora. O, desto besser für die Herzen,
So haben wir vor seinen losen Scherzen
Doch eine Weile Ruh'.

Gern wollt' ich ihm und uns
Die kleine Rastung gönnen —
Allein an einem Tag,
Da jedes Herz vor Liebe brennen,
Vor Eifer lodern soll,
Gebührt es Amorn nicht,
Unthätig sich auf Rosen hinzustrecken.
Diana, komm! Wir müssen ihn erwecken.
    Diana und Aurora. Auf! auf! reizender Schläfer, erwache!
Die Trägheit ziemt Dir nicht!
    Aurora. Ist Schlummern Amor's Sache?
Erwach, o Amor, erwache!
    Amor. Wer ruft, wer unterbricht
Mein schönstes Traumgesicht?
    Diana und Aurora. Erwache, Du Schläfer, erwache!
Der Schlaf ziemt Amorn nicht.
    Amor. Wer ruft mir?
    Diana und Aurora. Zwo Göttinnen.
    Amor. Das hatt' ich wol gedacht;
Doch, meine Königinnen,
Ihr werdet wenig gewinnen,
Mich schläfert. Gute Nacht!
    Diana. Du wirst Dich besser besinnen.
    Amor. Mich schläfert. Gute Nacht!
    Diana. So sollst Du nicht entrinnen!
    Amor. Ihr werdet wenig gewinnen.
    Aurora. Fi, Amor! zwo junge Göttinnen,
Und Du erwachest nicht?
Ist Schlummern Amor's Sache?
    Amor. Was wollt Ihr, daß ich mache?
    Aurora. Dich ruft die schönste Pflicht.
    Amor. Vergebt mir, Göttinnen, man spricht
Mit Amorn nicht gern von Pflicht.
Ich dächte, Kinder, Ihr ließet
Mir noch ein Stündchen Ruh'.
    Diana und Aurora. Ich glaube gar, er schließet
Die Augen wieder zu!
So sollst Du nicht entrinnen!
Fi, Amor! zwo junge Göttinnen,
Und Du erwachest nicht?
    Amor. Nein, meine Königinnen,
Ihr werdet wenig gewinnen.

Diana und Aurora. Du wirst Dich besser besinnen!
Dich ruft die schönste Pflicht,
Und Du erwachest nicht?
Auf! auf! reizender Schläfer, erwache!
Dir ziemt die Trägheit nicht.
Amor. Ich sehe wol, mich loszuwinden,
Wird hier kein Ausweg sein,
Als mich mit Euch in Güte abzufinden.
Wolan, laßt sehn, womit
Kann Euch der Gott der Liebe dienen?
Ha, nun besinn' ich mich —
Endymion und Cephalus — nicht wahr? Mir däucht,
Es ging zu Paphos jüngst davon die Rede;
Ich hoffe doch, die Knaben sind nicht blöde?
Aurora. Still, Amor, still davon!
Jetzt ist nicht Zeit zu solchen Scherzen,
Wir rufen Dich zu Deiner schönsten Pflicht;
Du bist doch nicht
Zum Tändeln blos der Gott der Herzen?
Amor. Ich sagt' Euch, denk' ich, schon,
Daß ich von Pflicht nicht gerne reden höre.
Diana. So nenn es Lust! Genug,
Es war der Mühe werth Dich aus der Ruh' zu stören.
Amor. Gut, Kinderchen, so laßt denn hören!
Wir kennen uns;
Ihr wißt, ich bin kein Feind von schönen Abenteuern.
Was ist's?
Aurora. Es ist, mit uns ein Götterfest zu feiern,
Amaliens Fest!
Amor (springt auf). Amaliens Fest? Da, Schwestern, seht Ihr mich,
Und einen Kuß, daß Ihr mich wecktet!
Wie lieb' ich Euch dafür!
Sagt, sagt, was kann ich thun,
Euch diesen Tag begehn zu helfen?
Aurora. Wie? Giebt es Dir Dein eigen Herz nicht ein?
Wie kannst Du fragen! Jede Seele
Mit Liebe für die beste Fürstin anzufachen,
Zu machen, daß jedes Herz in heiße Wünsche
Sich für Amaliens Wohl ergieße;
Daß, wer ihr angehört, sich ihr zu dienen freue,
Und wer sie sieht, sich ihrem Dienste weihe!

Amor. Dazu, Aurora, treibst Du Amorn an?
Wie könnt' es mir dazu an Eifer fehlen!
Ich würde Steine selbst zu ihrem Dienst beseelen.
Doch Alles ist bereits gethan;
Und glaube nicht, sie theile
Den Ruhm davon mit mir!
Ein Wort, ein Blick von ihr
Kann mehr als alle meine Pfeile.
Der Glanz, der sie umgiebt,
Zwingt zum Verehren;
Doch kann er wehren,
Daß jedes Herz in ihr sie selbst nur liebt?
Sie würd' als Schäferin die Flur entzücken,
Sie würd' als Königin die Welt beglücken,
Doch immer würd' in ihr sie selbst geliebt.
Nun, Kinder, was Ihr wollt, daß ich bewirken solle,
Hat längst ihr eigner Reiz gethan.
Gebt, wenn ich bitten darf, mir eine andre Rolle!
Diana. Und Du besorgst nicht, kleiner Schwärmer,
Daß solch ein Lob uns eifersüchtig mache?
Doch sorge nicht!
Von Allem, was Dein Herz zu ihrem Ruhme spricht,
Liegt die Bestätigung in unsrer eignen Liebe.
Wie könnten wir beneiden, was wir lieben!
Aurora. Wer, Schwester, zweifelt wol daran? Allein
Indem wir hier zusammen stehn und feiern,
Wird nichts gethan. Du, Amor, hilfst
Uns doch der Tage schönsten feiern?
Amor. Ich eile, meine Charitinnen
Und alle meine Amoretten,
Zu unserm Feste aufzuwecken.
Diana. Ich ruf' aus Bergen, Grotten, Hainen
Die Nymphen auf, und bei den Freuden
Meines Endymion's, Aurora, soll
Dein Cephalus auch nicht zurücke bleiben!
Aurora. Und ich, ich wecke zu Amaliens Fest
Den ganzen Himmel auf.
Eile, Du Tag der Wonne!
Verbreite durch den Himmel
Des Jubels lautes Getümmel!
Es halle wider zur Erde,

Zur Wonne der Sterblichen werde
Die Freude der Götter gesellt!
Hebe, schönster Sohn der Sonne,
Dein umstrahltes Haupt und sage:
Ich, ich glücklichster der Tage,
Ich gab Amalien der Welt!

Aurora. Nimm, Fürstin, mit zufriednen Blicken
Das Opfer unsrer Liebe an!

Diana. Sieh, mit wetteiferndem Entzücken
Göttinnen Deinem Altar nahn,
Beschämt, so schwach Dir auszudrücken,
Was nur das Herz empfinden kann!

Aurora. Nimm, Fürstin, mit zufriednen Blicken
Das Opfer unsrer Liebe an!

Ein Schäfer. Die Niedrigkeit des Hirtenstandes
Hemmt nicht den Ausdruck meiner Lust;
Es leb' Amalia, die Mutter dieses Landes
Und unsres theuren Karl August!

Amor. Er wird das schönste Ziel erreichen,
Er wird der großen Mutter gleichen,
Er wird Amaliens würdig sein!
Ihm zeigt ihr glänzendes Exempel
Den Weg zum Ruhm, führt in den Tempel
Des öffentlichen Glücks ihn ein.

Alle. O lebe, beste Fürstin, lebe!
Ein ganzes Volk stimmt mit uns ein.
O, die Du uns beglückest, lebe!
Und jedes Götterglück sei Dein!

Der Blitz

ein Heilmittel in einer verzweifelten Krankheit.

1777.

Aus „Der Teutsche Merkur vom Jahr 1777". Erstes Vierteljahr Seite 175–178.

Folgende Begebenheit ist merkwürdig genug, um zu verdienen, daß ihre Wahrheit außer allen Zweifel gesetzt werde. Ich habe für jetzt keine andere Gewähr derselben als das Journal Encyclopédique (Janvier 1777), wo sie unter der Rubrik Phénomènes singuliers de Pathologie et de Thérapeutique, tirés d'ouvrages Anglois zu lesen ist. Der Herausgeber hätte wohl gethan, wenn er diese Werke genennt und uns gesagt hätte, wo z. E. Herr Alexander Easton, Medicus in Dublin, auf den er sich beruft, die wunderbare Geschichte der Madame Wynne erzählt habe. Doctor Easton ist zwar selbst kein Augenzeuge dieser Begebenheit, er hat sie aber aus dem Munde zweier Zeugen, welche alle Präsumtion von Glaubwürdigkeit für sich haben, nämlich des Herrn Wynne von Abracken in der Grafschaft Meath in Irland (nicht England, wie der Herausgeber des Journ. Encycl. sagt), Gemahls der Dame, von der die Rede ist, und des Doctor Hicks, ihres Arztes. Die Frau Wynne war nach einem Wochenbette mit einem harten Knoten an der linken Brust behaftet, gegen welchen alle in solchen Fällen gewöhnliche Mittel nichts vermochten. Die Gefahr, daß endlich ein Krebsschaden daraus werden möchte, bewog den Doctor Hicks, der Dame eine Reise nach Dublin vorzuschlagen, um sich des Raths dortiger Aerzte zu bedienen. Die Herren Daunt und Lister, an die sie sich wandte, wußten ihr keinen bessern Trost zu geben, als daß man mit den nämlichen Mitteln noch einige Zeit fortfahren und, wofern sie ohne Wirkung blieben, zur Amputation schreiten müßte. Lange Zeit hernach, da Mad. Wynne — die nun alle Hoffnung zur Genesung aufgegeben hatte — am Fenster stund, um einem fürchterlichen Gewitter zuzusehen, fiel der Blitz auf das Dach und setzte es in Flammen, fuhr dann in das Zimmer, wo Frau Wynne war, beschädigte die Mauer,

verzehrte den Teppich des Fußbodens, traf die Dame an der linken Schulter, fuhr über die linke Brust hin und dann der Länge nach den Rücken herunter. Die seidene Robe, womit die Frau bekleidet war, hatte an zwei Orten ihre Farbe gänzlich verloren, und der Flanell, der ihre Brust bedeckte, sah aus, als ob man mit einem zu heißen Eisen darüber gefahren wäre. Frau Wynne fiel von dem Schlag zu Boden und blieb bis an den Abend des Gebrauchs ihrer Gliedmaßen beraubt, welcher jedoch durch spirituöse Mittel und Reibungen mit Senfmehl (Farine de Sénevé) wiederhergestellt wurde. Zween Tage nach diesem Zufall wurde D. Hicks mit Verwunderung gewahr, daß der Knoten an der linken Brust beträchtlich kleiner war; die Zertheilung desselben ging nun glücklich von Statten, und in kurzer Zeit befand sich Mad. Wynne ohne weitere Beihilfe der Facultät völlig wiederhergestellt.

Die Wichtigkeit dieser Begebenheit braucht wol keines Beweises, und unsre Aerzte werden (falls ihnen solche nicht schon bekannt ist) sich ohne meine Aufforderung die genaueste Verification derselben nach allen besondern Umständen angelegen sein lassen. Nicht eben, als ob ich hoffte, sie würden es nächstens so weit bringen, sich von den Blitzen des Donnerers Meister zu machen, um in Fällen, wo sie's für diensam halten würden, den Patienten quantum satis davon zu administriren. Aber da der Blitz (wie man nun ganz gewiß wissen will) und das elektrische Feuer völlig einerlei, und wir also insofern, wenigstens im Kleinen, Herren des Blitzes sind, so ist zu hoffen, daß diese Erfahrung der Madame Wynne Gelegenheit geben werde, in dergleichen verzweifelten Fällen (mit gehöriger Vorsicht) Versuche anzustellen, ob die elektrische Maschine nicht auf eine minder gefährliche Weise eben die wohlthätige Wirkung thun möchte, die hier durch den glücklichsten Fall von der Welt der Blitz hervorgebracht.

Ueber eine Magdalene,

von Oeser nach Cignani gezeichnet.

1781.

Aus „Wielands auserlesene Gedichte. Fünfter Band. Vermischte Erzählungen. Neue durchaus verbesserte Ausgabe. Leipzig, bei Weidmanns Erben und Reich 1785“ entnommen. Zuerst gedruckt im Januarheft des „Teutschen Merkur's“ 1781, S. 41 f. mit der Ueberschrift: „An Olympia. Ueber eine Handzeichnung von Oesern, die H. Marie Magdalene nach Cignani vorstellend“.

Wie? dieser Talisman in Deinem Cabinette,
Olympia, dies schöne Götterkind,
An welchem — wie wir Weisen sind —
Der weise Plato selbst mit mir sich vollends blind
An Seel' und Leib gesehen hätte;
Sie, die so lieblich hingeschmiegt
Wie auf dem weichsten Rosenbette
Auf hartem Felsengrunde liegt,
So zauberisch und doch zugleich so edel
Und ohne List (wiewol mit offnem Busen) liegt,
Mit halbgeschlossnem Blick den dummen Todtenschädel
Belauschend, der vielleicht ihr schwärmend Herz betrügt —
Und ihre schöngewundnen Arme
So liebevoll zusammenschließt,
Als ob in süßem Traum ein Amor drin erwarme
(Wie Dido beim Virgil ihr Leiden sich versüßt):
Kurz, dieses Ebenbild der griechischen Helene,
Aus dem die Sehnsucht sich in jedes Aug' ergießt,
Dies holde Nymphchen wäre jene
Berühmte Büßerin? es wäre Magdalene,
Die zur Ertödtung sich in diese Gruft verschließt
Und welk von Gram, hohlaugicht von Migräne,
Von Fasten abgezehrt, mit jeder heißen Thräne,
Worin sie tropfenweis in heil'gem Schmerz zerfließt,
Um eine schöne Sünde büßt?
Nein, nimmermehr! trotz ihrem Todtenschädel,
Trotz dem Brevier (worin sie wenig liest)
Auf ihrem Schooß! — Freund Oeser sei gegrüßt
Und hoch gelobt, allein in seinem griech'schen Mädel
Erkennt gewiß kein Bruder Seraphin
Die heil'ge Sündenbüßerin!

Die Grazien (sie mögen mir's vergeben!
Die Muse hat von ferne zugeschielt),
Die Grazien Apell's, die immer ihn umschweben,
Sie haben ihm den losen Streich gespielt.
Denn wie er just mit angelweiten Augen
Auf in die Wolken sah, den Crayon in der Hand,
Das hohe Bild der Heil'gen aufzusaugen,
Das wie ein Blitz erschien und wie ein Blitz verschwand:
Flugs unterschob sich seinen innern Sinnen
Die lieblichste der Charitinnen.
Freund Oeser, der, den Crayon in der Hand,
Mit des Genies treuherzig-schlauer Miene
Entzückt noch immer aufwärts sah,
Erhascht auf einen Zug die ganze Euphrosyne,
Und Amor's Schwester lag als Magdalene da!

Wieland's
dichterische und literarische Thätigkeit.

Chronologische Uebersicht
seiner Werke.

Obschon in der biographischen Skizze (Th. I. S. 7 ff.) ein großer Theil von Wieland's Schriften namhaft gemacht worden ist, so wollte der Herausgeber die vorliegende vollständigste und genaueste Ausgabe seiner Werke doch nicht abschließen, ohne ein umfassenderes und detaillirteres Bild der vielseitigen productiven Thätigkeit unseres Dichters gegeben zu haben, als der enge Rahmen einer Biographie es gestattet. Ein solches ergiebt sich am Klarsten aus der chronologischen Zusammenstellung seiner Arbeiten: Schritt für Schritt können in derselben die Gegenstände verfolgt werden, mit welchen der Dichter und Schriftsteller sich beschäftigte, an denen er sein Urtheil schärfte; der Weg, den sein Bildungsgang genommen, liegt offen vor uns.

Von besonderem Werthe ist in dieser Rücksicht die chronologische Zusammenstellung der Aufsätze, welche Wieland in den Jahren 1773 bis 1804 im „Teutschen Merkur" erscheinen ließ, und die in der vorliegenden Ausgabe stofflich geordnet zum Abdruck gelangten. Gerade diese Aufsätze zeigen in chronologischer Uebersicht am Deutlichsten, wie sich die Universalität ihres Verfassers in einem stufenweisen Fortschritt entwickelt hat.

Daß in dieser Chronologie auch die wiederholten Auflagen der Schriften Wieland's und die Uebersetzungen (welche von unserer Ausgabe grundsätzlich ausgeschlossen sind) aufgeführt werden, bedarf keiner Rechtfertigung.

Wieland's dichterische und literarische Thätigkeit.
Chronologische Uebersicht seiner Werke.

In Biberach,

wo Wieland am 5. September 1733 geboren wurde.

Von 1743 bis zum Herbst 1747.

Längere lateinische Gedichte, unter denen ein komisches Heldengedicht von den Pygmäen. Kleinere deutsche Gedichte, Naturschilderungen in der Weise von Brockes, Versuche in Singspielen und Cantaten, ein Heldengedicht auf die Zerstörung Jerusalem's.

Erhalten sind zwei Gratulationen, eine zum Jubiläum des Senior Gutermann, die andere zum Namenstage seiner Großmutter Maria Christina Kick.

In Klosterbergen und Erfurt.

Vom Herbst 1747 bis zum Frühling 1750.

Von seinen wenigen dichterischen Versuchen ist nichts erhalten.

In Biberach und Tübingen.

Vom Frühling 1750 bis Ende Juni 1752.

„Die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt, ein Lehrgedicht in sechs Büchern", im Sommer 1750 ersonnen, im folgenden Frühjahr[1]) beendet, mit einer Vorrede von Prof. G. Fr. Meier zu Halle im Herbst 1751 ohne Wieland's Namen erschienen. „Hermann", episches Gedicht in fünf Gesängen, den 4. August 1751 an Bodmer gesandt. „Lobgesang auf die Liebe", im Mai 1751 gedichtet, im Herbst ohne Wieland's Namen erschienen. „Zwölf moralische Briefe in Versen", vom November 1751 bis zum März 1752 gedichtet, erschienen ohne Wieland's Namen zu Heilbronn. Ode an Bodmer, gedruckt vor den „Moralischen Briefen". „Anti-Ovid oder die Kunst zu lieben", „in etlichen Frühlingstagen im Jahre 1752 geschrieben", in Heilbronn ohne Wieland's Namen mit dem falschen Druckort Amsterdam

---

1) Am 28. December 1787 bemerkt er in seiner Mittheilung an L. Meister, es sei das Werk dreier Monate.

erschienen, „mit einem Anhang lyrischer Gedichte", der in acht „Oden" besteht. „Moralische Erzählungen" vom Mai 1752, ohne Wieland's Namen in Heilbronn erschienen (1. Balsora, 2. Zemin und Gulindy, 3. Serena, 4. Der Unzufriedene, 5. Melinde, 6. Selim und Selima), mit einer „Ode an Schinz". „Lobgesang auf den Frühling", episches Gedicht aus dem Mai 1752, in Tübingen ohne Wieland's Namen erschienen. Ode an Sophie von Gutermann, in einem Briefe an Diese vom 5. Juni 1752. „Doris und ihre Schwester", zehn Verse in einem Brief an Schinz vom 30. Juni 1752.

In Zürich.

Vom October 1752 bis zum Herbst 1758.

1753.

Es erschienen: Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde. | Der geprüfte Abraham, ein Gedicht in vier Gesängen. | Gebet eines Christen. | Schreiben an Herrn ††† von der Würde und Bestimmung eines schönen Geistes (1752?). | Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichts „Der Noah". Von dem Verfasser des Lehrgedichts „Ueber die Natur der Dinge". | Vorbericht an die Deutschen zu der von W. herausgegebenen Sammlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmackes wider die Gottschedische Schule, von 1741 bis 1744. Drei Bände. | Antheil an den „Fragmenten in der erzählenden Dichtart" (1755?).

1754.

Es erschienen: Hymnen. Von dem Verfasser des Geprüften Abraham's. (Zwei Hymnen auf Gott, eine auf die Sonne.) | Zwei Oden auf die Geburt und die Auferstehung des Erlösers. | Erinnerungen an eine Freundin.

Geschrieben: Sympathien. | Das Gesicht des Mirza (gedruckt im folgenden Jahre in den „Betrachtungen über den Menschen"). | Timoklea, ein Gespräch über scheinbare und wahre Schönheit (für eine junge Freundin, mit einigen Veränderungen im folgenden Jahre gedruckt in „Angenehmes mit dem Nützlichen"). | Empfindungen eines Christen (im folgenden Jahre mit einer Zuschrift an den Oberhofprediger Sack zu Berlin gedruckt).

1755.

Gedruckt: Empfindungen eines Christen, mit der Zuschrift an Sack (1757?). | Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen.

Nebst dem verbesserten Hermann. | Betrachtungen über den Menschen nebst einer allegorischen Geschichte der menschlichen Seele. | Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen. Episode aus einem nicht zu Stande gekommenen Werke.

Geschrieben: Betrachtungen über das Erdbeben von Lissabon.

1756.

Anfang des auf achtzehn Gesänge berechneten Heldengedichtes „Cyrus".

Es erschienen: Betrachtungen über das Erdbeben von Lissabon.[1]) | Hymnen auf die Allgegenwart und Gerechtigkeit Gottes.

1757.

Fortsetzung des Heldengedichtes „Cyrus", das liegen blieb.

Gedruckt: Ode zum dankbaren Andenken eines erlauchten und verdienstvollen Staatsmanns in der Republik Zürich (Hans Blaarer, † am 27. Juni).

1758.

Gedruckt: Lady Johanna Gray, oder der Triumph der Religion, ein Trauerspiel von C. M. Wieland. | Gedicht auf das Bildniß des Königs von Preußen von Wille. | Gedanken über den patriotischen Traum von einem Mittel, die veraltete Eidgenoßschaft zu verjüngern. | Sammlung einiger prosaischen Schriften von C. M. Wieland, in drei Bänden (I. 1. Sympathien; 2. Theages, oder Unterredungen von Schönheit und Liebe, ein Fragment; 3. Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen. II. 1. Empfindungen des Christen. Nebst einer Zuschrift an Herrn Sack; 2. Hymne auf die Allgegenwart Gottes; 3. Betrachtung über die Gerechtigkeit Gottes. III. 1. Betrachtungen über den Menschen; 2. Gesicht des Mirza; 3. Zwei Selbstgespräche eines tugendhaften Heiden, das erste, da er dem Licht der Natur überlassen gewesen, das andere, nachdem ihm die nähere Offenbarung mitgetheilt worden; 4. Plan einer Akademie zu Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute; 5. Gespräch des Sokrates mit Timoklea von der scheinbaren und wahren

1) Diese Schrift, von welcher Wieland selbst nur in der Ankündigung der Supplemente zu seinen Werken (vgl. Th. XXXVIII. S. 662 dieser Ausgabe) spricht, ist unter dem angegebenen Titel wahrscheinlich niemals erschienen, sondern als identisch aufzufassen mit der zweiten Hälfte der „Hymne auf die Gerechtigkeit Gottes" (oben Seite 691—700), welche die Schilderung eines Erdbebens zum Gegenstande hat und moralische Betrachtungen an ein solches Naturereigniß knüpft.

Schönheit). | Plan zu einem Roman: „Lucian's des Jüngeren wahrhafte Geschichten", von dem Einiges ausgeführt wurde.

In Bern.

Herbst 1758 bis Ende 1760.

„Araspes und Panthea" ward noch 1758 begonnen. 1759 erschienen die fünf vollendeten Gesänge des „Cyrus", 1760 die in Bern gedichtete „Clementina von Porretta, ein Trauerspiel von dem Verfasser der Lady Johanna Gray"; auch eine neue Ausgabe des „Cyrus".

Wieder in Biberach.

1760 bis Ostern 1769.

1760.

Araspes und Panthea, eine moralische Geschichte in einer Reihe von Unterredungen, von C. M. Wieland, erschien zu Zürich.

1762.

Poetische Schriften des Herrn Wieland. Drei Bände mit Einleitungen zu den einzelnen Stücken und Anmerkungen (I. 1. Die Natur; 2. Lobgesang auf die Liebe; 3. Erzählungen; 4. Der Frühling; 5. Sendschreiben an einen Freund von der Bestimmung des poetischen Genie. II. 1. Moralische Briefe (Brief 9 ist weggelassen); 2. Anti-Ovid; 3. Briefe von Verstorbenen; 4. Oden auf die Geburt und Auferstehung des Erlösers. III. 1. Die Prüfung Abraham's; 2. Hymnus auf Gott; 3. Erinnerungen an eine Freundin; 4. Lady Johanna Gray oder der Triumph der Religion; 5. Cyrus). Neu gedichtet wurden: „Nadine" und „Diana und Endymion, eine komische Erzählung". Angefangen wurden: Shakespeare's theatralische Werke, aus dem Englischen übersetzt von Herrn Wieland. Es erschien der erste Band.

1763.

Zweiter und dritter Band der Uebersetzung Shakespeare's. | Sammlung prosaischer Schriften des Herrn Wieland. Zweite Ausgabe. Erster Band. (1. Sympathien; 2. Lysias und Eubulus, eine Unterredung; 3. Theages; 4. Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen; 5. Platonische Betrachtungen über den Menschen; 6. Gesicht des Mirza; 7. Gespräch des Sokrates mit Timoklea.)

1764.

Es erschienen: Der Sieg der Natur über die Schwärmerei oder die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva, eine Geschichte, worin alles Wunderbare natürlich zugeht. | Das Urtheil des Paris, nach dem Lucian. | Aurora und Cephalus. | Zweiter Band der „Sammlung prosaischer Schriften" (1. Empfindungen des Christen; 2. Hymnen auf die Allgegenwart und Gerechtigkeit Gottes; 3. Araspes und Panthea). | Vierter und fünfter Band der Uebersetzung Shakespeare's.

Anfänge des „Agathon", wozu die Idee schon in der Schweiz gefaßt worden.

1765.

Es erschienen: Komische Erzählungen, ohne Druckort. | Sechster Band der Uebersetzung Shakespeare's.

An „Agathon" fortgedichtet.

1766.

Es erschienen der erste Theil des „Agathon" und die beiden letzten (7. und 8.) Bände der Uebersetzung des Shakespeare.

Gedichtet: „Erdenglück. An Chloe".

1767.

Gedruckt: der zweite Theil des „Agathon".

„Idris" gedichtet und an einem Gedichte „Psyche" gearbeitet.

1768.

Gedruckt: Musarion oder die Philosophie der Grazien, ein Gedicht in drei Büchern (vollendet im Juli). | Idris, ein heroisch-komisches Gedicht in fünf Gesängen (unvollendet). | Zweite und verbesserte Auflage der „Komischen Erzählungen".

1769.

Das Gedicht „Die Grazien" und „Der neue Amadis" begonnen. Neue Ausgabe der „Empfindungen eines Christen" und der „Musarion".

In Erfurt.

Ostern 1769 bis August 1772.

1769.

Die „Dialogen des Diogenes von Sinope" geschrieben. Zweite Auflage von „Musarion". „Nadine" und „Erdenglück" im ersten Bande von Chr. H. Schmidt's „Anthologie der Deutschen". „Koxkox und Kikequetzel" begonnen. Fortgefahren am „Neuen Amadis".

1770.

Es erschienen: *Σωκρατης μαινομενος*, oder die Dialogen des Diogenes von Sinope. | Die Grazien, ein Gedicht in sechs Büchern. | Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens, aus den Archiven der Natur gezogen. Zwei Theile. | Dritte (eigentlich zweite) verbesserte Auflage der „Poetischen Schriften" (mit der Ode auf Blaarer am Schlusse des ersten und „Nadine" und „Erdenglück" am Schlusse des dritten Theils. Nr. 5 des ersten Theils der Ausgabe von 1762 ist ausgefallen, und von den „Moralischen Briefen" im zweiten Theile auch noch der zwölfte weggelassen). | Dritte Auflage von „Musarion". | Combabus, eine Erzählung. | Am „Neuen Amadis" fortgedichtet.

1771.

Gedruckt: Der neue Amadis, ein komisches Gedicht in achtzehn Gesängen. Zwei Bände. | Vorrede zu dem von W. herausgegebenen Roman der Frau von La Roche: „Geschichte des Fräuleins von Sternheim". | Prosaische Schriften des Herrn Wieland's. Erster Band. Entspricht ganz der Ausgabe von 1763.

„Endymion's Traum" gedichtet. „Der verklagte Amor" angefangen.

1772.

Es erschienen: Prosaische Schriften ꝛc. Zweiter Band. Inhalt wie in der Ausgabe von 1764. | Gedanken über eine alte Aufschrift. | Der goldne Spiegel oder die Könige von Scheschian, eine wahre Geschichte, aus dem Scheschianischen übersetzt. Vier Theile. | Zweite Ausgabe des „Don Sylvio". | Das Bruchstück: „Der verklagte Amor" in den „Hirtenliedern" von F. A. C. W(erthes). | „Endymion", an Boie, den Herausgeber der Göttinger „Blumenlese" gesandt, war schon Ende August gedruckt. | „Agathon" umgearbeitet.

In Weimar.

September 1772 bis zum 25. April 1797.

1772.

Gedruckt: Aurora, ein Singspiel in einem Aufzuge, auf das Geburtsfest der Durchlauchtigen Herzogin Regentin von Sachsen-Weimar. | Ankündigung des „Deutschen Merkur's".

„Alceste, ein Singspiel in fünf Aufzügen", gedichtet und von A. Schweitzer in Musik gesetzt. | Forsetzung der Umarbeitung des „Agathon".

1773.

Es erscheinen: „Alceste, ein Singspiel in fünf Aufzügen", und der ganz umgearbeitete und vervollständigte „Agathon" in vier Theilen.

Der Deutsche Merkur.[1]) I. Januar: Vorrede des Herausgebers. | Epilog des Herausgebers zu den vorstehenden [lyrischen] Gedichten. | Briefe an einen Freund über das deutsche Singspiel „Alceste". 1—4. (Brief 5 folgte im März.) März: Theatralische Nachrichten. Weimar. | An die Leser des Merkur's. — II. (Von jetzt an heißt die Zeitschrift „Der Teutsche Merkur".) April: Der Herausgeber an das teutsche Publikum. Mai: Aspasia. Eine griechische Erzählung [vor beinahe neun Jahren geschrieben, „schon vor mehreren Jahren verurtheilt, unterdrückt zu werden"]. | Zusätze des Herausgebers zu dem vorstehenden Artikel [„Ueber den gegenwärtigen Zustand des deutschen Parnasses"]: 1. „Das Institut der Blumenlesen." 2. „Die immer ekleren Leser." 3. „Unter unsern Großen ist kein Alexander und kein Richelieu, der die Chörile und Colletets der Dürftigkeit entrisse." 4. „Der Eifer, unsrer Dichtkunst einen Nationalcharakter zu geben" ꝛc. 5. „Wenn sie fortfahren, die Teutschen des achtzehnten Jahrhunderts für Enkel Tuiskon's anzusehen." Junius: Fortsetzung der Anmerkungen zu den „Nachrichten vom Zustande des deutschen Parnasses": 6. „Unvollkommne Schauspielergesellschaften könnten auch die muthigsten Genien abschrecken." 7. „So sehr man bedauern muß, daß er (der Verfasser des „dankbaren Sohnes") bisher nur kleine Stücke gemacht." 8. „Man bemüht sich sogar, noch frostigere nachzumachen." 9. „So darf man sich nicht wundern, wenn die Zuschauer sich einer andern französischen Mode ergeben, der unsre Schauspieler eher gewachsen sind." 10. „So möchten wir es kühnlich mit den Marmontels und Sedaines aufnehmen können." 11. „Beide Betrachtungen (nämlich Sänger zu bilden und unsre Sprache musicalischer zu machen) haben unstreitig den Verfasser der „Alceste" bewogen, einen Versuch in

1) Wir führen nur die nachweisbar von Wieland stammenden Beiträge, unter Weglassung vereinzelter Anmerkungen zu den Mittheilungen Anderer an. Ueber diejenigen Artikel, für welche W.'s Autorschaft nicht feststeht, vgl. Th. XXXVIII. S. XV f.

der hohen Oper zu machen." 12. „Die tragischen Chöre." 13. „Klinker's Reisen." 14. „Sophiens Reise, der wir sehr viele Nachfolger wünschen." 15. „So selten läßt man sich's einige Mühe kosten, gut zu schreiben". | Theatralische Neuigkeit. | Eine nicht weniger merkwürdige Seltenheit (als ein Beitrag zur teutschen Literaturgeschichte des Jahres 1773). — III. Julius: Aufgabe eines Preises. Augustus: Vorbericht zum Anti-Cato [über seinen „Endymion", von dem er den noch unter seinen Papieren gefundenen Anfang mittheilt]. | Die Wahl des Hercules. Eine dramatische Cantate" [zum Geburtstage des Erbprinzen von Weimar am 3. September]. Der Text und die Musik von den Verfassern der „Alceste". (Erschien auch in besonderem Abdruck.) | Zusätze zu den mit Sternchen bezeichneten Stellen dieses Stücks [„Die Regierungskunst ꝛc. Nach dem Englischen"]. | Der Geist Shakespeare's. | Auszüge aus dem „Hamlet". September: Nachrichten an die Leser. — IV. October: Miscellanien über literarische und andre interessante Gegenstände von dem Herausgeber des T. M.: 1. Ueber einige ältere teutsche Singspiele, welche den Namen „Alceste" führen. [Fortsetzung im November:] 2. Ein sonderbares Beispiel der herrschenden Sucht, witzig zu reden, in den Zeiten der Königin Elisabeth von England. 3. Ueber eine Anekdote in Voltaire's Universalhistorie, die Herzogin von Mazarin, Hortensia Mancini, betreffend. December: Zusatz des Herausgebers [zu der Fortsetzung der kritischen Nachrichten vom teutschen Parnaß].

1774.

Alceste, ein Singspiel in fünf Aufzügen, in Musik gesetzt von Anton Schweitzer.

Der Teutsche Merkur. V. Januar: Neujahrswunsch. | Die Abderiten. Eine sehr wahrscheinliche Geschichte (Vorbericht. 1—8). | Miscellanien: 4. Ueber ein seltsames Compliment, das der deutschen Literatur im London Magazine gemacht worden. Februar: Fortsetzung der Abderiten (9—13). März: Miscellanien: 5. Von schönen Seelen. | Anzeigen: einer Schrift gegen Bahrdt's Uebersetzung des Neuen Testaments, eines Versuchs in geistlichen Oden, des ersten Bandes der Lebensgeschichte Knaut's und einer Uebersetzung von Tristram Shandy, von Backhausen's Briefen über die Polizei des Kornhandels und Hugo's Abhandlungen aus dem Finanzwesen. Zusatz zu einer Anzeige des ersten Theils der Lustspiele von Brandes. Vermischte Anzeigen, enthaltend Ankündigungen des Auszugs aus der „Alceste", der „Iris" und der Uebersetzung Shakespeare's von Eschenburg. |

Antworten an unsre Correspondenten. — VI. April: An Psyche. Mai: Zwei Fragmente aus dem Gedichte „Psyche oder allegorische Geschichte der Seele". [Zwei andere standen in der Vorrede zu „Musarion" und in einem Anhange zu den „Grazien".] | Fortsetzung der Abderiten (14). | Anmerkungen zu vorstehendem Aufsatz [Ueber das Ideal einer Geschichte]. | Miscellanien: 6. Viel Wahrheit in wenig Zeilen! 7. Ueber eine Stelle des Cicero, die Perspectiv in den Werken der griechischen Maler betreffend. Junius: Vorbericht des Herausgebers zum Versuch einer Uebersetzung des Orlando Furioso. | Miscellanien: 8. Ueber das Schauspiel Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. 9. Ueber eine Stelle in Lucian's Hippias. | Anzeige der „Neuesten Offenbarungen Gottes" von Bahrdt, der Farce „Götter, Helden und Wieland". | Uebersetzungen. Ankündigung solcher von den Reisen von Banks und Solander und von Helvetius Sur l'homme. | Erklärung des Herausgebers über die Stelle V. 345 und Nacherinnerung über VI. 211. (Berichtigung zweier Verstöße desselben). — VII. Julius: Die Abderiten. Zweiter Theil (1.). | Der verklagte Amor, ein Gedicht in vier Büchern. (Erschien auch in besonderem Abdruck.) September: Stilpon oder über die Wahl eines Oberzunftmeisters von Megara, eine Unterredung. | Anzeigen von: Klopstock's deutscher Gelehrtenrepublik, (Heinse's) Laïdion, (Blankenburg's) Versuch über den Roman, den „Hymnen", (Schmidt's) „Catullischen Gedichten", einer Uebersetzung von Marmontel über die dramatische Dichtkunst, den „Lustspielen nach dem Plautus" und dem „Hofmeister" (von Lenz), von Gebler's „Adelheid von Siegmar", Lavater's „vermischten Schriften" (erstes Bändchen), der „schlesischen Anthologie", den „Gedichten von dem Uebersetzer des treuen Schäfers" und dem zweiten Bande der „Lebensgeschichte Tobias Knaut's". | Antworten an einige ungenannte Correspondenten. | An die Herren Collecteurs des Teutschen Merkur. — VIII. October: Proben einer neuen Uebersetzung der Briefe des Plinius von Wieland (I. 6, 9, 10, 14, 15, 17, 24; III. 21; VII. 26). December: Anzeigen von: der „Lyrischen Blumenlese", Goethe's „Clavigo", dem „Neuen Menoza" (von Lenz), den „Leiden des jungen Werther's", dem „Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde", Lamberg's „Le Mémorial d'un Mondain" und Bode's Uebersetzung des Tristram Shandy. | Unter den „vermischten [buchhändlerischen] Anzeigen" findet sich auch eine Berichtigung Wieland's zu VII. 347.

1775.

Der Teutsche Merkur. IX. Januar: Das Urtheil des

Midas, ein komisches Singspiel in einem Aufzuge. | Geschichte des Philosophen Danischmende (fortgesetzt, aber nicht vollendet in den folgenden Monaten bis zum August und im November). | Miscellanien: 1. Rechtfertigung eines schönen Wortes des Pompejus. 2. Zufällige Gedanken über das Verhältniß des Angenehmen zum Nützlichen. 3. Ueber etwas, das Plato gesagt haben soll und nicht gesagt hat. | Zusatz zu einer Anzeige der „Anmerkungen übers Theater" (von Lenz). Februar: Miscellanien: 4. Fortgesetzte Betrachtung über die Verwandtschaft des Schönen und Nützlichen. 5. Ueber eine Stelle im Amadis de Gaule. 6. Ueber die Kunst aufzuhören. 7. Die sterbende Polyxena des Euripides. 8. Ein charakteristischer Zug der griechischen Nationalart. | Vorerinnerung des Herausgebers zu den „Theatralischen Neuigkeiten". März: Der Mönch und die Nonne auf dem Mittelstein, ein Gedicht in drei Gesängen. | Anzeigen von: Karl Mastalier's Gedichten nebst Oden aus dem Horaz, Nicolai's „Freuden des jungen Werther's" und des Minnegesanges auf Graf Ludwig von Oettingen. — X. April: Der Mönch und die Nonne. Fortsetzung (Schluß). | Anmerkung zu dem im „Merkur" übersetzten kleinen Drama „Le couronnement". | Unterredungen zwischen Wieland und dem Pfarrer zu ***. (Fortgesetzt im Junius, September, October und December.) Mai: An alle Menschenfreunde. Ueber das Philanthropinum in Dessau. | Miscellanien: 1. Unterthänige Zweifel gegen das klassische Ansehen des Herrn A. Dow in seiner Nachricht von den Fakiren. 2. Einige Anmerkungen über Herrn Dow's Nachrichten von der Religion der Braminen. 3. Woher nach der Edda die guten und schlechten Skalden oder Barden kommen. 4. Etwas von der Goldmacherei des Demokritus von Abdera. | Anzeige von Willebrand's „Grundriß einer schönen Stadt". Junius: Das Kameel und seine Lobredner (Gedicht). | Anzeigen von Gleim's „Halladat" und Eschenburg's Uebersetzung Shakespeare's. — XI. Julius: Versuch über das teutsche Singspiel und einige dahin einschlagende Gegenstände. (Fortgesetzt im November.) | Nachschrift zu den „Theatralischen Neuigkeiten". August: Seraphina, eine Cantate. | Antworten an ungenannte Correspondenten. September: Cantate auf den neunzehnten Geburtstag und Regierungsantritt des Herzogs von Sachsen-Weimar und Eisenach. | Anzeigen vom ersten Versuch von Lavater's „Physiognomischen Fragmenten" und Hirschfeld's „Theorie der Gartenkunst". — XII. October: Titanomachia oder das neue Heldenbuch, ein burleskes Gedicht in

so vielen Gesängen, als man will. | Fragen und Aufgaben. | An das Publicum und besonders an alle bisherigen Freunde und Leser des T. M. | Antworten. November: Anmerkung und Zusatz zu den Auszügen aus (L. Meister's) Vorlesung über die Schwärmerei. | An die Leser des T. M. December: Anmerkungen zu den „Anmerkungen über die Religion der Kamtschadalen".

1776.

Die Abderiten, eine sehr wahrscheinliche Geschichte von Herrn Hofrath Wieland. Abdruck aus dem Merkur.

Der Teutsche Merkur. XIII. Januar: An Amalia Tischbein, als sie mir ihr von ihr selbst gezeichnetes Bildniß übersandte (Gedicht). | An Psyche (Gedicht). | Apologetischer Epilogus zu dem vorstehenden Logogryphen und Räthsel. | Des Wintermärchens erster Theil. | Nachricht von Sebastian Brant (mit Einleitung zu den dem „Merkur" beizugebenden Abbildungen). | Fragen und Antworten. (Fortsetzung). | Fragen. (Fortsetzung). | Nachschrift zu den „Kritischen Anzeigen". | Theater. | Zur Nachricht. Februar: Des Wintermärchens zweiter Theil. | Ueber Sebastian Brant's Narrenschiff und Dr. Joh. Geiler's von Kaisersberg Weltspiegel. | Nachricht von Ulrich von Hutten. | Das Basedowische Philanthropin. | Heinsens Uebersetzung des Tasso. März: Zusatz zu dem Auszug aus einem Briefe, den jetzigen Zustand der Musik in Italien betreffend. | Nachricht. | Notizen. — XIV. April: Zugabe einiger Lebensumstände Hans Sachsens. | Zusatz zu einer Anzeige von Sophiens Reise von Memel nach Sachsen. | Nachrichten von Dr. Joh. Geiler von Kaisersberg. Mai: Liebe um Liebe. (Fortsetzung in den drei folgenden Monaten und im November und December.) | Nachricht von Johann Fichard. Junius: Was ist Wahrheit? | Prolog zur Geschichte Herrn Bonifacius Schleicher, eine Conversation. | Vorbemerkung zu der Nachricht von Berlinischen Künstlern und Kunstsachen. | Eine psychologisch-poetische Anekdote. | Nachricht von Wilibald Pirkheimer. Julius: Zusatz zu (Herder's) „Hutten". | Einige Nachrichten von Theophrastus Paracelsus. — XV. August: Bonifaz Schleicher, ein biographisches Fragment. (Fortgesetzt im September.) | Nachrichten von Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim. (Fortgesetzt im September.) September: Zusätze zur „Antwort eines Ungenannten" und zu den „Empfindungen eines Jüngers in der Kunst vor Ritter Gluck's Bildnisse" (Chr. Kayser). | Nachrichten von Andreas Vesalius. | Berichtigungen und Antworten. | Merkwürdige Probe einer neuen Uebersetzung des Lucius

Annäus Seneca. — XVI. October: Zusatz zu der Nachricht von Andreas Vesalius. November: Frage und Antwort. | Nachrichten. December: Ein Fragment über den Charakter des Erasmus von Rotterdam.

1777.

Dichtung des Singspiels „Rosamund" für das Mannheimer Theater. Es erschienen: Wieland's neueste Gedichte vom Jahre 1770—1777. Zwei Theile. Neue verbesserte Auflage. (Erster Theil: Liebe um Liebe, Buch 1—6. Der Mönch und die Nonne auf dem Mittelstein. Aspasia. An Psyche. Gedanken bei einem schlafenden Endymion. Zweiter Theil: Liebe um Liebe, Buch 7 und 8. Ein Wintermärchen. Geron der Adelich. Das Sommermärchen.)

Der Teutsche Merkur. XVII. Januar: Geron der Adelich, eine Erzählung aus König Artus' Zeit. | Ueber eine Stelle in Shakespeare's „Macbeth" (II, 3). Februar: Geron der Adelich. Fortsetzung nebst einigen Erläuterungen zu besserm Verständniß dieses Gedichts. | Miscellanien: 1. Eine lehrreiche Conversation aus des Riviere Dufresny Wahrheitsbrunnen. 2. Urtheil des Cardinal Du Perron von dem berühmten Fra Paolo Sarpi. 3. Rüge gegen einen engländischen Kunstrichter. 4. Etwas aus den Anecdotes des Beaux-Arts. 5. Der Blitz ein Heilmittel in einer verzweifelten Krankheit. März: Betrachtung über die Abnahme des menschlichen Geschlechts. | Einige Charakterzüge des Thomas Morus. | An einige anonyme Correspondenten. — XVIII. April: Miscellanien: 6. Die Griechen hatten auch ihre Teniers und Ostaden. 7. Auszug aus einem Briefe eines Reisenden an den Herausgeber, den dermaligen Zustand des Vesuv's betreffend. Neapel 7. März 1777. (Blos mit einer Anmerkung Wieland's.) 8. Ein sonderbarer Charakterzug. 9. Anekdote vom Abbé de Bois Robert, einem Günstling des Cardinal von Richelieu. | Anna Maria von Schurmann. | Anzeige von (Bode's) „Der Abenteurer. Ein Auszug aus dem Englischen". Mai: Miscellanien: 10. Auszüge aus des E. P. Angelinus Gazay, S. J., geistlichen Recreationen. 11. Sprüche aus einem Sokratischen Dichter (Euripides). 12. Eine kritische Kleinigkeit [über die Verwechslung der Mauren mit den Mohren]. | Auszüge aus dem Buche der Anna Maria von Schurmann, „Eucleria, oder Erwählung des besten Theils" betitelt. Juni: Miscellanien: 13. Auszug aus einem Brief an einen Freund (betreffend W.'s Aeußerungen über Aristoteles und Lebrun). 14. Eine Handlung

des Apelles, die sein bestes Gemälde werth war. | Anzeige der Lebensbeschreibung Schärtlin's. | Zum Bilde des Ludwig Vives. | (Eingesandte) Probe einer komischen Epopöe: „Belline stirbt". | Anzeige. — XIX. Julius: Das Sommermärchen oder des Maulthiers Zaum. Eine Erzählung aus der Tafelrunde-Zeit (Fortsetzung, vielmehr Schluß, im August). | Zum Bilde der Juliana Morell. | Anzeige (Ankündigung von Nicolai's Uebersetzung von Bunkel's Leben). August: Gedanken über die Ideale der Alten (veranlaßt durch Lavater's „Physiognomische Fragmente"). (Fortsetzung im September, Schluß im October.) | Zum Bildniß des Jacob le Fevre von Etaples. | Auszug eines Schreibens des Herrn Prof. Eschenburg's in Braunschweig an den Herausgeber. — XX. October: Anmerkung über die Karschin. | Zu den Bildnissen des Peiresk und Fracastor. November: An Olympia. Den 24. October 1777 (Zum Geburtstage der Herzogin Mutter). | Ueber das göttliche Recht der Obrigkeit oder: Ueber den Lehrsatz, daß die höchste Gewalt in einem Staat durch das Volk geschaffen sei; an Herrn P. D. in C. (Prof. Dohm in Cassel). | Zum Bilde des Justus Lipsius. December: Richard Coeur de Lion und Blondel. Eine Anekdote aus der Geschichte der provençalischen Dichter. | Der Herausgeber an das Publicum.

1778.

Rosamund, ein Singspiel in drei Aufzügen.

Der Teutsche Merkur. XXI. Januar: La philosophie endormie, eine Conversation en Pot-Pourri. | Nachtrag zur Geschichte der schönen Rosamund (die W. in dem Vorbericht des Singspiels gegeben). Februar: Hann und Gulpenhee, oder: Zu viel gesagt ist nichts gesagt; eine morgenländische Erzählung. März: Der Vogelsang, oder die drei Lehren. | Anzeige der Uebersetzung von Voltaire's „Candide". | Logogryph. — XXII. April: Fragmente von Beiträgen zum Gebrauch Derer, die sie brauchen können oder wollen. [1. Lehrgebäude, Fragmente, Beiträge. 2. Wahrheit. 3. Bescheidenheit. 4. Philosophie, Kunst zu leben, Heilkunst der Seele.] | Logogryph. Mai: Schach Lolo. | In den literarischen Anzeigen dieses Monats ist Einiges von Wieland (vgl. Th. XXXVIII. S. XV), so die Anzeige der sechsten Lieferung der „Schreibtafel". | Eine Anmerkung über Hans Sachs. | Zusatz zu einer Ankündigung einer Sammlung aller lateinischen Schriftsteller des Alterthums. Junius: Albrecht von Haller, kurzgefaßte Nachrichten von dessen Leben, Charakter

und Werken. | Ueber Bodmer's Uebersetzung des Homer. | Anzeige von Reichard's Bibliothek der Romane. | Nachricht von Forster's Reise um die Welt. — XXIII. Julius: Die Abderiten. Fortsetzung (auch in den vier folgenden Heften). | Auszüge aus Forster's Reise (fortgesetzt im August und November). | Zergliederung des Buchs, genannt „Leben, Bemerkungen und Meinungen Johann Bunkel's" (Fortsetzung im August und im October bis December). | Anzeigen des Wandsbecker Boten, der Gedichte Bürger's und der Uebersetzung des englischen Romans „Der Mann von Gefühl". | Zusatz zu einer Ankündigung Bürger's. September: Auszug eines Schreibens über die Abderiten. | Zusatz zu einem Artikel über Lambert. | Auszug aus dem Leben des Algernon Sidney (Fortsetzung im November). | Anzeigen von „Hellas" von Ernestine Reiske und den „Volks- und andern Liedern" von Seckendorff. — XXIV. October: Mittheilungen. November: Pervonte oder die Wünsche (Fortsetzung im December). | Anzeige. December: Anzeige des Buches: „Die Abgötterei unsers philosophischen Jahrhunderts". | An die Leser.

1779.

Uebersetzung des „Stabat mater" (am 7. März). Neueste Gedichte vom Jahre 1777 bis 1778. III. Theil. Neue verbesserte Auflage. (Das Sommermärchen. [Wiederholter Abdruck der schon im zweiten Theile der ‚Neuesten Gedichte' (1777) erschienenen Dichtung]. An Olympia. La philosophie endormie. Der Vogelsang. Schach Lolo. Der verklagte Amor, erstes bis viertes Buch.) | Neue Ausgabe der Prosaischen Schriften des Herrn Wieland's, ganz entsprechend der von 1771 und 1772. | Rosemunde, ein Singspiel in drei Aufzügen, in Musik gesetzt von Anton Schweitzer und im Jahre 1779 zu Mannheim aufgeführt. | Seit dem August beschäftigte ihn beinahe einzig und allein die Dichtung des „Oberon", zu dem er schon im vorigen Jahre den Plan gefaßt.

Der Teutsche Merkur. XXV. Jannar: Pervonte (Fortsetzung). Die Abderiten, Fortsetzung (auch in den folgenden fünf Monaten). Februar: Zusatz zu einer Probe aus Voß' Uebersetzung der „Odyssee". | Abgenöthigter Nachtrag zur Johann-Bunkliade. März: Zusatz zur „Ohngefähren Bilanz der Literatur des vergangnen Jahres" (über die schönwissenschaftliche Literatur). | Ueber Linguet's Annales politiques etc. | Zusatz zu einem Briefe Villoison's über Homer. | An die Leser. — XXVI. Junius: Zusatz zu einem Briefe über Winckelmann. Antwort auf einen Brief an den Herausgeber des T. M. — XXVII. Julius: Pan-

dora, ein Lustspiel in zwei Aufzügen. August: Empfehlung der Uebersetzung der „Odyssee" von Voß. — XXVIII. December: Aenderung von Merck's Anzeige der Gedichte der Grafen zu Stolberg. | Anzeige des Buches „Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen".

1780.

Oberon vollendet und in den drei ersten zusammen ausgegebenen Heften des Merkur (B. XXIX), die nichts Anderes enthalten, vor Mitte März ausgedruckt. | Auf den Tod der Kaiserin Maria Theresia (am 29. November).

Der Teutsche Merkur. XXX—XXXII. XXX. April: Ueber eine Anekdote von J. J. Rousseau (Fortsetzung im Mai). Junius: Zusatz zur „Bilanz der schönen Literatur". | Schreiben eines Nachdruckers an den Herausgeber des T. M. | Anzeige von „Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen", 2. Abth., auch wol einige andere (vgl. Th. XXXVIII. S. 564). — XXXI. Julius: Miscellanien: 1. Entschuldigung der Atheniensischen Nußkrämerinnen. 2. Was Tarpa für ein Ding ist. 3. Noch ein kleiner Advice to an Autor. 4. Die Wunderflasche des heiligen Remigius. 5. Der Caloyer von Patmos. 6. Eine neue prächtige Ausgabe der Huber'schen Uebersetzung von Salomon Geßner's Werken. August: Die Abderiten, Fortsetzung. | Nachtrag zur Anekdote von J. J. Rousseau (Fortsetzung im October). September: Der Abderiten Beschluß mit Nachschrift des Herausgebers an die sämmtlichen 2c. Nachdrucker. — XXXII. October: Dialogen im Elysium (Fortsetzung im November). November: Lucian's „Panthea", von Neuem übersetzt (Fortsetzung im December). | Auszüge aus den Mélanges tirés d'une grande bibliothèque (Fortsetzung im December). | An den Herausgeber der Hamburgischen Neuen Zeitung. December: Einleitung zu Goethe's reimloser Uebersetzung der Canzonetta Romana: „Quelle piume".

1781.

Wieland beginnt die Uebersetzung der „Briefe" des Horaz. Es erschienen: Geschichte der Abderiten von C. M. Wieland. Neue umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. Erster Theil, der das erste, zweite und dritte Buch enthält. Zweiter Theil, der das vierte und fünfte Buch und den Schlüssel enthält. | Gedicht an

Olympia. | An die Herausgeber des Tiefurter Journals in Nr. 3 dieses Journals, und vielleicht noch einige andere Beiträge zu demselben. Die dazu von der Herzogin Mutter gegebene Uebertragung der Erzählung „Amor und Psyche" des Agnolo Firenzuola hat Wieland mit großer Freiheit überarbeitet.

Der Teutsche Merkur. XXXIII. Januar: Auf den Tod der Kaiserin-Königin [Maria Theresia] (Gedicht). | Uebersetzung von Lucian's Vertheidigung seiner „Panthea". | An Olympia. Ueber eine Handzeichnung von Oesern. | Auszüge aus den Mélanges etc. Fortsetzung (im Februar und Julius fortgeführt). | Wie man liest. Eine Anekdote. | Moralische Probleme. | Zusatz zur Uebersetzung der Römischen Canzonetta in Reimen mit Beibehaltung der Versart des Originals (von Voigt). Februar: Der alte Kirchengesang Stabat mater, zur bekannten Composition des Pergolesi in gleichartige Reimen übergetragen. | An den Herrn Herausgeber des Teutschen Museums [wegen der deutschen Monatsnamen]. | Antwort an einige Correspondenten [lyrische Dichter]. März: Verzeichniß und Nachrichten von französischen Schriftstellerinnen, welche sich hauptsächlich in Werken des Witzes und Geschmacks, besonders im romantischen Fache, hervorgethan haben (Heloise, Marie de France, Christine von Pisan). — XXXIV. Ostermonat: Vorerinnerung zu Auszügen aus Briefen. Wonnemond: Ob man begründet sei, aus einigen Stellen der Ilias zu vermuthen, daß Homer ein Bastard gewesen sei. (Gegen A. Pope.)| Vorbericht zu einer Uebersetzung von Colardeau's „Heloise an Abälard". | Beisatz des Herausgebers zu dem Aufsatz über die deutschen Monatsnamen. Sommermond: Betrachtung über den Standpunkt, worin wir uns in Absicht auf Erzählungen und Nachrichten von Geistererscheinungen befinden. | Versuch einer Uebersetzung der ersten Epistel des Horaz [mit Noten]. | Verzeichniß französischer Schriftstellerinnen (Margarite von Valois, Königin von Navarra). — XXXV. Heumond: Athenion, genannt Aristion, oder das Glück der Athenienser unter der Regierung eines Philosophen (fortgesetzt im folgenden Monat). | Verzeichniß französischer Schriftstellerinnen (Loyse Labé, genannt La belle Cordière, Pernette du Guillet, genannt La Cousine). Erntemond: Horazens zweiter, dritter und vierter Brief. | Ein Wort von Herrn Vossens Einwendungen gegen die deutschen Monatsnamen (s. Nr. 6 im Wonnemond des Deutschen Museums). Herbstmond: Ankündigung von Hirschfeld's Gartenkalender. — XXXVI. Weinmond: Horazens siebenter Brief. | Friedel, Maydieu und Baron von St.****, Gentilhomme Allemand,

eine literarische Neuigkeit. Windmond: Ankündigung von Wieland's Uebersetzung der „Briefe" des Horaz. Wintermond: Berichtigung eines Gedächtnißfehlers im T. M.

1782.

Zwei Gedichte an die Herzogin Mutter. | Es erschienen Horazens Briefe, aus dem Lateinischen übersetzt und mit historischen Einleitungen und andern nöthigen Erläuterungen versehen.

Der Teutsche Merkur. XXXVII. Eismond: An J. D. d. v. H. v. W. u. E. (An Ihre Durchlaucht die verwittwete Herzogin von Weimar und Eisenach). | Phaon, ein Dialog in Elysium. Hornung: An die Abonnenten des T. M. März: Horazens dritter Brief an Mäcenas. — XXXVIII. April: Anzeige von Homer's „Odyssee" von Voß. Mai: Gespräche über einige neueste Weltbegebenheiten (Fortsetzung im Juni und Juli). Junius: Anhang des Herausgebers zur Abhandlung: „Wie kommt Maria, die Tochter David's, zu einer attischen Gesichtsbildung?" — XXXIX. August: Briefe an einen jungen Dichter (Fortsetzung im October). | Auszug aus einem Schreiben des Herausgebers an einen Freund in Paris (gegen die falsche Behauptung, daß W. Verfasser der „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" sei, und den sein Gedicht mißhandelnden Auszug des „Neuen Amadis" in der Bibliothèque des Romans). September: Anzeige an das Publicum, den T. M. betreffend. | Nachrichten von französischen Schriftstellerinnen (Madelaine und Catherine des Roches. Marie von Romieu. Georgette de Montenay und Anne de Marquets. Anne Mallet de Graville).—XL. October: Anzeige an das Publicum, den T. M. betreffend. | Anzeige einer Veränderung in der Einrichtung des T. M. November: Anzeige einer Veränderung in der Einrichtung des T. M. (wiederholt). | An J. D. d. V. H. v. W. (Gedicht). | Was ist Hochdeutsch? | Anzeigen von: „Das Nibelungenlied, ein Rittergedicht aus dem 13. oder 14. Jahrhundert, zum ersten Male aus der Handschrift ganz abgedruckt [und herausgegeben von Prof. Müller]" und „Pomona, eine neue Monatsschrift für Frauenzimmer" (von Sophie von La Roche); Amende honorable [über das falsch gebrauchte Wort Guignon]; Anzeige von: „Das Muttersöhnchen auf Reisen. Aus dem Schwedischen." December. Was ist Hochdeutsch? (Schluß.) | Vorbericht zu einer neuen Probe von Herrn Jani's Uebersetzung der Aeneïde. | Empfehlung von Berghofer's Schriften.

1783.

Cantate auf die Geburt des Erbprinzen. | „Clelia und Sinibald" gedichtet.

Der Teutsche Merkur. Von jetzt an bis zum Ende des Jahres 1788 von einem literarischen „Anzeiger" begleitet. XLI. Januar: Clelia und Sinibald, eine Legende aus dem zwölften Jahrhundert. (Fortsetzung im Februar, Mai, November und December.) Februar: Zusatz zur Geschichte der Selbstentzündungen. | Einleitung zu den Versen auf die Geburt des Erbprinzen von Weimar. Anzeiger: Anzeige wegen der früheren Bände des T. M. | Antworten an unsere Correspondenten. März: Cantate auf die Geburt des Erbprinzen. | Anmerkung zu den „Scenen im Elysium". Anzeiger: Anzeige wegen Inserate. — XLII. April: Nachtrag zu dem Versuche über die Frage: Was ist Hochdeutsch? | Von der Titulatur: Haupt der Christenheit und päpstliche Heiligkeit. | Berichtigung einer Stelle in der Berliner Monatsschrift. Mai: Noch ein paar Proben einer Uebersetzung des Juvenal's in reimfreien Versen. | Zusatz zu: „Morgengedanken eines Mädchens". Junius: Antworten und Gegenfragen auf einige Zweifel und Anfragen eines neugierigen Weltbürgers (Fortsetzung im Julius). — XLIII. August: Schreiben an einen Freund zu D** (betreffend eine Sammlung der auf die Geburt des Erbprinzen und den Kirchgang der Herzogin bezüglichen Gedichte). Anzeiger: Anzeigen von: Asmus omnia secum portans, den Psalmen von Mendelssohn, Engel's „Anfangsgründen der Theorie der Dichtungsarten", Hesse's „Beitrag zum Forschen nach Licht und Recht", dem dritten Bande der „Literatur- und Völkerkunde", Kayser's Uebersetzung der Briefe des Seneca, und der „Bibliothek für Pädagogen" von Roos. September: Zusatz zu dem Aufsatz: „Etwas von den Deisten in Böhmen". | Einleitung zur Probe der Blumauer'schen travestirten Aeneïs. — XLIV. October: Die Aëropetomanie oder die neuesten Schritte der Franzosen zur Kunst zu fliegen. December: Der Herausgeber an die Abonnés und Leser des T. M. Anzeiger: Anzeige von J. M. Heinze's Uebersetzungen der drei Bücher des Cicero „Von den besten Gesetzen", der Sokratischen Gespräche des Aeschines, des Krito von Plato u. s. w. | An unsere Correspondenten.

1784.

Vollendung von „Clelia und Sinibald" und Anfang der Uebersetzung der Satiren des Horaz. | Gedicht an die Herzogin Mutter (zum 24. October). Es erschienen: Clelia und Sinibald,

eine Legende aus dem zwölften Jahrhundert, und Wieland's Auserlesene Gedichte. Neue verbesserte Ausgabe. [Erster Band: Musarion. Olympia. Die erste Liebe an Psyche. Gedanken bei einem schlafenden Endymion. Der verklagte Amor. Der Mönch und die Nonne. Zweiter Band: Griechische Erzählungen (Endymion. Aurora und Cephalus. Das Urtheil des Paris. Kombabus. Aspasia). Gandalin oder Liebe um Liebe, ein Gedicht in acht Büchern.]

Der Teutsche Merkur. (In diesem und den beiden folgenden Jahren betheiligte sich Reinhold bei der Redaction.) XLV. Januar: Clelia und Sinibald. Fortsetzung. (Weitere Fortsetzung im April, Beschluß im Mai.) | Die Aëronauten, oder fortgesetzte Nachrichten von den Versuchen mit der aërostatischen Kugel. Fortsetzung (Fortgesetzt im Februar). Anzeiger: Neue Bücher, Allgemeine Vorerinnerung. Anzeige der „Pomona". | An das Publicum. Februar: Antwort auf ein Schreiben an den Herausgeber, betreffend die Briefe an einen jungen Dichter. Anzeiger: Anzeigen von Garve's Uebersetzung von Cicero's Abhandlung „Von den menschlichen Pflichten", des historisch-geologischen und des Gartenkalenders, der Choice of English Poets (von v. Retzer), von „Cleopatra und Antonius" (von v. Ayrenhof), von Bachmann's „Geschichte meines Freundes Bernhard Ambrosius Rund". März: Marc-Aurel an die Römer, nach dem Englischen der Miß Knight. | Briefe an einen jungen Dichter. Fortsetzung. Anzeiger: Nachricht an das Publicum. | Anzeige von Nicolay's Gedichten. — XLVI. April: Das Narren- und Eselsfest, ein Beitrag zur Geschichte der Sitten und Gebräuche. Mai: Anekdoten vom heiligen Martin. Anzeiger: Ankündigung seiner „Auserlesenen Gedichte". — XLVII. September: Auszug eines Schreibens des Herrn Mercier. — XLVIII. October: Horazens dritte Satire des ersten Buchs. November: Klage über den Verfall der literarischen Justiz (Note). | Anekdote von Garrick. | Berichtigung der Erzählung: „Ein Pröbchen von Officialarbeit teutscher Justiz".

1785.

Fortsetzung der Bearbeitung seiner Gedichte und der Uebersetzung der „Satiren" des Horaz. | Dichtung von Märchen im Frühling und Sommer. | Es erschienen: Wieland's auserlesene Gedichte. Dritter bis sechster Band. [Dritter Band: Die sieben ersten Gesänge des Oberon. Vierter Band: Die fünf letzten Gesänge des Oberon und Geron der Biederherzige. Fünfter Band: Vermischte Erzählungen (Schach Lolo oder das göttliche Recht der Gewalthaber. Das Wintermärchen, nach einer Er-

zählung aus dem ersten Theile Tausend und einer Nacht. Hann und Gulpenheh, oder: Zu viel gesagt ist nichts gesagt. Des Maulthiers Zaum. Des Sommermärchens zweiter Theil. Der Vogelsang oder die drei Lehren. Pervonte oder die Wünsche, erster, zweiter Theil. Der Wettstreit zwischen Malerei und Musik. Ueber eine Magdalene, von Oeser nach Cignani gezeichnet. Sechster Band: Idris und Zenide.] Die beiden ersten Bände sind als „Neue, verbesserte", der fünfte und sechste als „Neue, durchaus verbesserte Ausgabe" bezeichnet. | Wieland's kleinere prosaische Schriften. Neue verbesserte Ausgabe. Erster Band [Ueber das Verhältniß des Angenehmen zum Nützlichen. Bonifaz Schleicher's Jugendgeschichte. Ueber die vorgebliche Abnahme des menschlichen Geschlechts. Ueber die Ideale der Alten. Was ist Wahrheit? Philosophie die Kunst zu leben und die Heilkunst der Seele. Etwas von den ältesten Zeitkürzungsspielen. Ueber den Charakter des Erasmus von Rotterdam. Wie man liest, eine Anekdote. Aesopus und Solon. Die sterbende Polyxena des Euripides]. | Brief an den Herzog Karl August von Weimar (vom 8. Mai) über den ersten Act von Schiller's „Dom Carlos" (in der „Rheinischen Thalia"). | Vorrede zum 1. Bd. der von Reinhold herausgegebenen „Allgemeinen Damenbibliothek" (geschrieben am 30. September).

Der Teutsche Merkur. XLIX. Januar: Ueber Voigt's Cabinette der Gebirgslehre. | Antwort an einen Correspondenten. Februar: Horazens sechste Satire des ersten Buchs. Anzeiger: Nachricht an unsere Correspondenten. — L. April: Vorbericht des Herausgebers zu Fridrich's „Situation des Sehers Aliba bei Zoroaster's Grabe" und zur Uebersetzung des Gedichtes von Thomas „An das Volk". Mai: Actenstücke zur östreichischen Nachdruckergeschichte. Junius: Horazens sechste Satire des zweiten Buchs. — LI. Julius: Horazens erste Satire des zweiten Buchs. | Anmerkungen des Herausgebers des T. M. zu „Etwas zum Behuf des Nachdrucks". Anzeiger: Empfehlung von Schubart's Gedichten. August: Vorbericht zu einer neuen Uebersetzung der Ovidischen „Verwandlungen" mit Nachschrift. Anzeiger: Anzeigen der „Vermischten Gedichte" von J. N. Götz, des ersten Bandes der Gedichte von J. H. Voß und des Schattenrisses von Fromm: „Herzog Leopold zu Braunschweig, der Menschenfreund". September: Ueber die Rechte und Pflichten der Schriftsteller in Absicht ihrer Nachrichten, Bemerkungen und Urtheile über Nationen, Regierungen und andre politische Gegenstände. — LII. October. Anzeiger: Nachricht über den Debit des T. M. November. Anzeiger: Zwei Berichtigungen.

1786.

Vollendung der Uebersetzung der „Satiren" des Horaz. Anfang der Uebersetzung des Lucian.

Es erschienen: Wieland's kleinere prosaische Schriften. Neue, verbesserte und vermehrte Ausgabe. Zweiter Band. [Dialogen im Elysium. Etwas über die Erzählungen von Geistererscheinungen. Briefe über J. J. Rousseau, Mariane und das entwandte Band. Nachtrag zu den vorstehenden Briefen. Patriotischer Beitrag zu Teutschlands höchstem Flor, veranlaßt durch einen im Jahr 1780 gedruckten Vorschlag dieses Namens. Gespräche zwischen Walder und Diethelm. Sendschreiben an einen jungen Dichter (der erste der Briefe an einen jungen Dichter). Ursprung der guten und schlechten Dichter nach der Edda. Christine von Pisan. Marguerite von Valois, Königin von Navarra, als Schriftstellerin. Cardinal Du Perron und Fra Paolo Sarpi.] | Vorreden zum zweiten und dritten Bande der „Allgemeinen Damenbibliothek" (vom 12. April und 1. October). | Horazens Satiren, aus dem Lateinischen übersetzt und mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen versehen. Zwei Theile (mit Vorrede vom 1. Mai).| Dschinnistan oder auserlesene Feen- und Geistermärchen, theils neu erfunden, theils neu übersetzt und umgearbeitet. Die beiden ersten Bände. [Sie enthalten von Wieland selbst außer der Vorrede Nadir und Nadine, Adis und Dahy, Neangir, Der Stein der Weisen oder Sylvester und Rosine, Timander und Melissa; — Himmelblau und Lupine, Der goldne Zweig, Der Druide, Alboflede, Pertharit und Ferrandine.]

Der Teutsche Merkur. LIII. Februar: Anmerkung über David's Horatier. März: Vorbericht und zahlreiche Anmerkungen zu dem „Briefe eines Maurers an seinen Freund". — LIV. April. Anzeiger: Anzeige der Freimaurergedichte von Blumauer. Mai: Zusatz zu einer Freimaurerrede über den Werth des Lebens. — LV. Julius: Anmerkung und Zusatz zu einem „Schreiben an Herrn Hofrath Wieland". | Vermuthliche Auflösung des Problems, wie der Graf Cagliostro seine Hermetische Weisheit von ägyptischen Priestern bekommen haben könne. August: Anmerkung über einen in der Schweiz ausgesetzten patriotischen Preis. September: Zusatz über den „Antimacchiavell" Friedrich's des Großen. | Anmerkungen zu dem „Etwas über die frühzeitigen Begräbnisse" und der „Poetischen Epistel". — LVI. November. Anzeiger: Ankündigung seiner neuen Uebersetzung Lucian's, deren zwei erste Bände zur Ostermesse 1788 erscheinen sollen. December: An seine Leser und Correspondenten.

1787.

Fortwährende Beschäftigung mit Lucian. Es erschienen: Horazens Briefe 2c., zweite Ausgabe, und von der neuen, verbesserten Ausgabe von Wieland's auserlesenen Gedichten der siebente Band [Clelia und Sinibald oder die Bevölkerung von Lampeduse. La Philosophie endormie].

Der Teutsche Merkur. LVII. Januar: Gedanken über Lavater's Magnetismus (Beschluß im Februar). März: Zusatz zu dem Aufsatz „Ueber das Recht des Stärkern". — LVIII. April: Zusatz zu Alxinger's Uebersetzung der „Hekabe" des Euripides.| Anmerkung zu „Versen". Anzeiger: Anzeige von Dalberg's dramatischem Gedicht „Der Mönch von Carmel". Junius. Anzeiger: Zusatz zur Anzeige von Cook's dritter Reise. — LIX. August: Eine Lustreise in die Unterwelt (Fortsetzung im October). | Anmerkung zu dem Aufsatze „Rousseau's Lehre von den Wundern". September. Anzeiger: Anzeige von Goethe's Schriften (Bd. 1—4), Schiller's „Dom Carlos" und Eschenburg über Shakespeare. — LX. November: Anmerkungen zu dem von Wieland übersetzten Sendschreiben über den Magnetismus, nebst Zusatz. Anzeiger: Bericht über „Pandora oder Kalender des Luxus und der Moden" und Gmelin's den thierischen Magnetismus betreffende Schrift. December: Der Herausgeber an die Leser (über Schiller's künftige Theilnahme am „Merkur").

1788.

Fortdauernde Beschäftigung mit Lucian. Steigender Antheil an den politischen Verhältnissen. Es erschien: Lucian's von Samosata sämmtliche Werke, aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen und Erläuterungen versehen. Erster bis dritter Theil.

Der Teutsche Merkur. (Unter Schiller's Betheiligung, mit Beiträgen von Goethe.) LXI. Januar: Anmerkung zur Einleitung von Schiller's „Abfall der Niederlande" und zu Aufsätzen über Wunder. | Gedanken von der Freiheit, über Gegenstände des Glaubens zu philosophiren (Fortsetzung im März, Junius und Julius). März: Anmerkung zur Probe einer Uebersetzung von Spencer's „Feenkönigin". — LXII. Mai: Anmerkungen zu Broxtermann's „Benno, Bischof von Osnabrück". | Nachtrag zur Geschichte des Nikolaus Flamel (Beschluß im Junius). (Mit Bezug auf den G—e unterzeichneten Aufsatz: „Giebt es Mittel, das menschliche Leben weit über das natürliche Ziel desselben zu verlängern?" im April.) — LXIII. Julius: Peregrin, ein Auszug aus Lucian's Nachrichten von dem Leben und Ende dieses Schwärmers.

August: Das Geheimniß des Kosmopolitenordens (Fortsetzung im November). | Peregrin und Lucian, ein Dialog im Elysium. | Antwort an einen genannten Ungenannten. September: Briefe über einige neueste Begebenheiten [1. An den E. P*** B. O. zu O*** (über das Generalkapitel zu Wessobrunn)]. — LXIV. October: Briefe über einige neueste Begebenheiten [2. An Herrn von *** zu Br*** (über Preßfreiheit und Preßfrechheit). 3. Fortsetzung]. November: Anmerkungen zur „Geschichtserzählung des Krieges, den die ottomanische Pforte i. J. 1785 mit den Beys in Aegypten geführt hat", und zu Weland's „Apologie der von ihm behaupteten Möglichkeit der Wunder". December: Der Herausgeber des T. M. an die Leser am Schlusse des Jahres 1788 nebst einer kleinen Herzenserleichterung. (Wegfall des Anzeigers. Ueber den neuen Jahrgang. Klage über ungebetene poetische Beiträge.)

1789.

Peregrinus Proteus. Politische Aufsätze. Erste Vorbereitung zu einer Ausgabe seiner sämmtlichen Werke. Es erschienen: Lucian's von Samosata sämmtliche Werke. Vierter bis sechster Theil. | Gedanken von der Freiheit, über Gegenstände des Glaubens zu philosophiren. Neue, verbesserte Auflage. | Historischer Kalender für Damen auf das Jahr 1790 von Archenholz und Wieland (enthält von Wieland: „Die Pythagorischen Frauen", „Ehrenrettung der Aspasia" und „Julia, Cäsar August's Tochter"). | Von der natürlichen Moral. Aus dem Französischen des Herrn M*** [Meister] von Herrn Sch** [Schultheß] übersetzt. Herausgegeben und mit einigen Anmerkungen begleitet von C. M. Wieland. | Oberon, ein Gedicht in zwölf Gesängen. Neue und verbesserte Ausgabe. | Der dritte Band von „Dschinnistan". Er enthält von Wieland außer der Vorrede nur den Eisernen Armleuchter und den Greif vom Gebirge Kaf.

Der Teutsche Merkur. (Beiträge von Goethe. Schiller liefert nur noch Die Künstler.) LXV. Januar: Die Musenalmanache für das Jahr 1789 (Fortsetzung im Februar und März). Februar: Geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus (Fortsetzung im März, April, Juni, Juli, November und December). | Anmerkung zu (Goethe's) Auszügen aus einem Reisejournal. | Ein paar Worte für die Jesuiten. — LXVI. April: Sechs Antworten auf sechs Fragen (die Aufklärung betreffend). — LXVII. August: Anmerkung über Kleist's Gedicht: „Das Lob des einzigen Gottes, ein Gegenstück zu den Göttern Griechenlands". September: Ueber die Rechtmäßigkeit des

Gebrauchs, welchen die französische Nation dermalen von ihrer Aufklärung und Stärke macht. — LXVIII. October: Kosmopolitische Adresse an die französische Nationalversammlung von Eleutherius Philoceltes. November: Der neue Teutsche Merkur 1790. (Datirt vom 26. October. Wieland verspricht, selbst mehr, als seit einigen Jahren geschehen, für denselben zu arbeiten und sich vorzüglich mit der neuesten deutschen Literatur mehr als ehemals zu beschäftigen.)

1790.

Politische Aufsätze. | Gedicht an die Herzogin Mutter (zum 24. October). Es erschien ohne Wieland's Betheiligung die vom Verleger veranstaltete dritte (von dem Original begleitete) Ausgabe der Uebersetzung der „Briefe" des Horaz.

Neuer Teutscher Merkur (jährlich drei Bände). I. Januar: Zusatz zu einer Probe von Bürde's Uebersetzung Milton's. | Faustina, ein Seitenstück zu Aspasia und Julia im Historischen Kalender für Damen 1790. | Zwei Anmerkungen zu dem Gedicht „Die Feinde der Aufklärung". | Geschichte der Troglodyten. | Ein Wort über Macchiavell's „Fürsten". | Der deutsche Parnaß (Fortsetzung im Februar und April). März: Die zwei wichtigsten Ereignisse des vorigen Monats. | Auszug aus einem Schreiben einer ungenannten Dame an den Herausgeber und Zusatz des Herausgebers (über Faustina). — II. Mai: Unparteiische Betrachtungen über die dermalige Staatsrevolution in Frankreich (Fortsetzung im Juni, wo eine weitere Fortsetzung versprochen wird). Junius: Vermischte Briefe über allerlei literarische und andre Gegenstände [1. A. F. S. V. L. R. (An Frau Sophie von La Roche, betreffend Gotter's Schrift über Frau von Buchwald). 2. An Herrn *** (über dessen Uebersetzung eines Stückes von Pope's „Essay on Man"). 3. An Herrn ** D. (Sterne, ein gefährliches Muster zum Nachahmen)]. Julius: Anmerkung zu Probestellen eines Heldengedichts „Borussias oder der siebenjährige Krieg" von Jenisch. | Vermischte Briefe u. s. w. [4. u. 5. An H. D. S. (über den Pater Bolduci)]. August: Zufällige Gedanken über die Abschaffung des erblichen Adels in Frankreich. — III. September: Der vierzehnte Julius, ein Göttergespräch. | Vermischte Briefe u. s. w. [6. An Herrn *** (über die „Borussias")]. October: Anmerkung zu „Antonius und Cleopatra, ein Melodrama". November: Anmerkung zu den „Politisch-philosophischen Gesprächen". | Ein Göttergespräch. | An Olympia (Glückwunsch an die Herzogin Mutter von Weimar nach ihrer Rückkehr aus Italien). December: Der Olympische Weiberrath,

ein Göttergespräch. | Anmerkungen zu Kotzebue's „Einige Züge aus dem Leben des guten Musäus" und zu einem Schreiben aus Paris an den Herausgeber des T. M.

1791.

Politische Aufsätze. Vorbereitung der Ausgabe der Werke. | Vorrede zu Schiller's „Historischem Kalender für Damen für das Jahr 1792" (vom 10. October). | Denkschrift über die „Grundsätze, woraus das mercantilische Verhältniß zwischen Schriftsteller und Verleger bestimmt wird" (vom 5. November). Es erschienen: Geheime Gesch. des Philosophen Peregrinus Proteus von C. M. Wieland. 2 Thle. | Neue Göttergespräche von C. M. Wieland.

Neuer Teutscher Merkur. IV. Januar und Februar: Ausführliche Darstellung der in der französischen Nationalversammlung am 26. und 27. November 1790 vorgefallenen Debatten nebst Epilogus des Herausgebers. | Anzeigen von Schiller's „Historischem Kalender für Damen für das Jahr 1791" und dem „Musenalmanach [von Voß] für 1791" (letztere fortgesetzt im April). März: Anmerkung zu G. Schilling's Gedicht „Menschenwürde" (über Mißbrauch der Kritik). April: Anmerkungen zu den „Gedichten". | Note und Zusatz zu dem „Auszug aus einem Schreiben eines Reisenden" (über seine politischen Ansichten). — V. Mai: Anmerkung zu dem Aufsatze „Ueber einige zum Glück der Ehe nothwendige Eigenschaften und Grundsätze". Junius: Beisatz zu mitgetheilten Proben einer neuen Uebersetzung der Aeneïs. | Zusatz zu dem Schreiben der Revolutionsgesellschaft in London an die Gesellschaft der Constitutionsfreunde in Straßburg. Julius: Zahlreiche Noten zu der römischen Staatsschrift über Cagliostro. | Anmerkungen zu den „Gedichten". August: Anhang des Herausgebers des T. M. zu den „Bemerkungen über einen im 9. Stück des „Journals von und für Deutschland" vom Jahr 1791 befindlichen Aufsatz an Europens Fürsten, die französische Revolution betreffend". — VI. September: Zusatz zu einem Aufsatz über das Buch „Meines Vaters Hauschronika" (gegen Girtanner's Darstellung der Revolution). October: Erklärung des Herausgebers des T. M. über seine Stellung zur französischen Revolution. November: Anmerkung zu „Das Recht der Völker, ihre Staatsverfassungen willkürlich abzuändern, geprüft von Burke". | Zusatz zu dem Aufsatz: „Ueber zwei Kammern in Frankreich" (betreffend die Nothwendigkeit eines Nationalparlaments in Frankreich). December: Anmerkungen zu einer Anekdote.

1792.

Politische Aufsätze. Weitere Vorbereitung der Ausgabe seiner Werke. Neue Ausgabe des „Oberon".

Neuer Teutscher Merkur. VII. Januar: Sendschreiben des Herausgebers des T. M. an Herrn P** zu**** (Prof. Eggers zu Kiel) [über die Beurtheilung der französischen Revolution]. Februar: Das Merkwürdigste aus der Session der französischen Nationalversammlung vom 25. December 1791. | Anmerkung zu der „Epistel an Ring" (geht gleichfalls auf die Revolution). März: Anmerkungen und Zusatz zu den „Anmerkungen zu Meiners' Briefen über die Schweiz". April: Anmerkung zu Bindemann's Proben einer Uebersetzung des Theokrit. — VIII. Mai: Betrachtungen über des Herrn Condorcet Erklärung, was ein Bauer und Handarbeiter in Frankreich sei. Nebst Nachtrag. | Anmerkung zum „Abschied an einige Schulfreunde" von Gottfried Herder (dem Sohne). Julius: Zusatz des Herausgebers des T. M. zu [Eggers'] Antwort auf [W.'s] Sendschreiben im Januarheft. August: Anmerkungen zu der mitgetheilten Probe der „Borussias" von Jenisch. | Rüge einer in Nr. 198 des Moniteur universel publicirten ungeheuern Unwahrheit (über die deutschen Fürsten). — IX. September: Anmerkungen des Herausgebers über die vorstehende Probe einer Uebersetzung des Lucrez [nebst einigen andern Proben von K. von Knebel]. | Anmerkung zu Demme's „Der Pächter Martin". | Zusatz zu A. Weinrich's Aufsatz: „Ueber eine neue Art des Drama". October: Ein paar Bemerkungen über die mitgetheilte Uebersetzung des Theokrit von Conz. | Schreiben an einen Correspondenten in Paris (über die politischen Zustände). November: Anmerkungen zu dem Schreiben von Roland an die Pariser. | Die französische Republik. December: Einleitung und Anmerkungen zu: Bemerkungen über Wieland's Sendschreiben im Januarheft (von Eggers). | Anmerkungen zum Briefe der Frankfurter an Cüstine.

1793.

Beschäftigung mit der Politik, mit Aristophanes und der Gesammtausgabe seiner Werke.

Neuer Teutscher Merkur. (Unterstützt wurde Wieland seit diesem Jahre bei der Herausgabe durch Lütkemüller.) X. Januar: Betrachtungen über die gegenwärtige Lage des Vaterlandes. | Antwort auf ein an W. gerichtetes Schreiben wegen seiner aristokratischen Grundsätze. Februar: Für und wider, ein Göttergespräch (politisch). März: Zur Probe einer von Wien ein-

geschickten neuen Uebersetzung des Lucrez. | Zusatz zu dem Aufsatz „Ueber die Alleinherrschaft". | Note zu den Proben einer neuen Uebersetzung der Essais de Montaigne. — XI. Mai: Ueber teutschen Patriotismus, Betrachtungen, Fragen und Zweifel. | Anmerkungen zu nochmaligen Proben einer neuen Uebersetzung des Lucrez. | Anmerkungen zu der Ode „Geist der europäischen Criminalgerichte". | Anmerkungen zu dem Aufsatze: An den Verfasser des Gedichts „Das Walzen" und zu der „Nachricht, welche Allen, denen Wahrheit etwas werth ist, nicht gleichgiltig sein kann" (politisch). Junius: Anmerkung zu dem Aufsatz: „Die Gesellschaft der freien Männer". | Die Cyklopenphilosophie und das Cyklopenrecht in nuce, aus dem „Cyklops" des Euripides. August: Fragmente aus Briefen vermischten Inhalts (Fortsetzung im September und December): 1—4 über die französische Constitution und 5. Brief an Voß über die Uebersetzung des Aristophanes. — XII. September: Noten zum Aufsatz „Charlotte Corday" und „Ein paar Anmerkungen" über Diese. | Antwort des Herausgebers auf die „Apologie der teutschen Lettern". October: Anmerkungen zu dem Aufsatz: „Neuer merkwürdiger Beweis des Daseins und der gefährlichen Thätigkeit einer französisch-teutschen Aufrührer-Propaganda". | Anm. zu einem Gedichte Stäudlin's. November: Ankündigung einer neuen Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften (vom 24. October).

1794.

Anfang des Erscheinens von Wieland's sämmtlichen neu bearbeiteten und vermehrten Werken in vier Ausgaben, eine in Großoctav (O), zwei in Kleinoctav, von denen eine auf Velin- (T = Taschen-Ausgabe), eine auf Druckpapier (D), eine in Quart (Q). (O und Q mit Kupfern.) In D erschienen 1794 die sieben ersten Bände. I.—III: Vorbericht (am 18. Mai zum Druck abgesandt). | Geschichte des Agathon, erster, zweiter, dritter Theil (mit großen Veränderungen und einem Zusatze im dritten Theile). IV. V: Der neue Amadis, erster, zweiter Theil (mit Umschmelzung in zehnzeilige Stanzen). | Der verklagte Amor. VI. VII: Der goldne Spiegel, erster, zweiter Theil (durch einige neue Capitel vollendet). O, T und Q brachten in diesem Jahre nur die ersten fünf Bände. „Agathon" erschien auch einzeln in drei, „Der Neue Amadis" in zwei Bänden, ebenso „Der Goldne Spiegel" und „Danischmend". Außer diesen Bänden erschien die zweite, nur mit dem Original versehene, unveränderte Ausgabe der Uebersetzung der „Satiren" des Horaz. Neben der Durchsicht seiner Werke beschäftigte W. vorzüglich Aristophanes.

Neuer Teutscher Merkur. XIII. Januar: Kurze Darstellung der innerlichen Verfassung und äußerlichen Lage von Athen in dem Zeitraum, worin Aristophanes seine noch vorhandenen Komödien auf die Schaubühne brachte. Februar: Anmerkungen und Zusatz zu dem Aufrufe: „An die Freunde der Wahrheit. C. N. C. P. J." März: Etwas zur Beruhigung der patriotischen Bürger in***. | Anm. zum Auszug eines Briefes (Stolberg's) aus Sicilien und zur Probe der „Mythologischen Briefe" von Voß. | Briefe vermischten Inhalts: 6. Veränderungen in der deutschen Orthographie. April: Anmerkung über Reinhold's Abgang nach Kiel. — XIV. Mai: Anmerkung zu den Proben einer neuen Uebersetzung des Orlando furioso in reimfreien jambischen Stanzen. | Anzeige eines merkwürdigen neuen Werkes über die französische Revolution (Denkwürdigkeiten der Fr. R. in Rücksicht auf Staatsrecht und Politik, von Eggers). Junius: Ueber Krieg und Frieden. August: Versuch einer metrischen Uebersetzung der „Acharner" des Aristophanes (Fortsetzung im September, Beschluß im October). | Ueber den Vorschlag, unsre bisherigen Demoisellen künftig Fräulein zu betiteln. — XV. September: Zwei Bemerkungen: zu dem Aufsatz: „Ueber die Rechte der Wahnsinnigen" und zu den „Gedichten" (über falsche Reime).

1795.

Gedichtet „Die Wasserkufe" u. das dritte Buch zum „Pervonte".

Von den sämmtlichen Werken erschienen in D der achte bis funfzehnte Band, in O und T auch noch der sechste und siebente, in Q der sechste bis dreizehnte. VIII: Geschichte des weisen Danischmend und der drei Kalender. Ein Anhang zur Geschichte von Scheschian. Cum notis variorum („fast um die Hälfte vermehrt" und vollendet). IX: Musarion. | Aspasia oder die Platonische Liebe. | Gedichte an Olympia: Zweierlei Götterglück. Wettstreit der Malerei und Musik. | Am ersten Tage des Jahres 1782. | Am 24. October 1784. Am 24. October 1790. | Die erste Liebe, an Psyche, im Jahre 1774. | Sixt und Klärchen oder der Mönch und die Nonne auf dem Mädelstein, ein Gedicht in zwei Gesängen, 1775. | Das Leben ein Traum, eine Träumerei bei einem Bilde des schlafenden Endymion, 1771. | Bruchstücke von Psyche, einem unvollendet gebliebenen allegorischen Gedichte, 1767. | Nadine, eine Erzählung in Prior's Manier, 1762. | Erdenglück an Chloe 1766. | Celia an Damon, nach dem Englischen. X: Die Grazien, ein Gedicht in 6 Büchern. | Komische Erzählungen: Diana und Endymion. Das Urtheil des Paris. Aurora und Cephalus. | Kombabus oder Was ist Tugend? eine Erzählung. |

Schach Lolo, oder das göttliche Recht der Gewalthaber, eine morgenländische Erzählung, 1778. XI. XII: Die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva, erster, zweiter Theil. (Auch einzeln in zwei Bänden erschienen.) XIII: Nachlaß des Diogenes von Sinope, aus einer alten Handschrift. (Auch einzeln erschienen.) Gedanken über eine alte Aufschrift, 1772. XIV: Beiträge zur geheimen Geschichte der Menschheit: 1. Koxkox und Kikequetzel, eine mexicanische Geschichte, ein Beitrag zur Naturgeschichte des sittlichen Menschen, 1769 und 1770. 2. Betrachtungen über J. J. Rousseau's Ursprünglichen Zustand der Menschen, 1770. 3. Ueber die von J. J. Rousseau vorgeschlagenen Versuche, den wahren Stand der Natur des Menschen zu entdecken, nebst einem Traumgespräch mit Prometheus, 1770. 4. Ueber die Behauptung, daß ungehemmte Ausbildung der menschlichen Gattung nachtheilig sei, 1770. 5. Ueber die vorgebliche Abnahme des menschlichen Geschlechts, 1777. XV: Vermischte prosaische Aufsätze: 1. Reise des Priesters Abulfauaris ins innere Afrika. 2. Die Bekenntnisse des Abulfauaris, gewesenen Priesters der Isis in ihrem Tempel zu Memphis in Niederägypten, auf fünf Palmblättern von ihm selbst geschrieben und aus des berühmten Euemerus Beschreibung seiner Reise in die Insel Panchäa gezogen. 3. Stilpon, ein patriotisches Gespräch über die Wahl eines Oberzunftmeisters von Megara; allen aristokratischen Staaten, die ihre Regenten selbst erwählen, wohlmeinend zugeeignet, 1774. 4. Bonifaz Schleicher, oder Kann man ein Heuchler sein, ohne es selbst zu wissen? Eine gesellschaftliche Unterhaltung, 1776. 5. Briefe an einen Freund über eine Anekdote aus J. J. Rousseau's geheimer Geschichte seines Lebens, 1780, und Nachtrag zu den vorstehenden Briefen über J. J. Rousseau, 1782. 6. Freimüthige Gespräche über einige neueste Weltbegebenheiten, gehalten i. J. 1782. 7. Patriotischer Beitrag zu Deutschlands höchstem Flor, veranlaßt durch einen unter diesem Titel i. J. 1780 im Druck erschienenen Vorschlag eines Ungenannten. Dulce est pro patria — desipere.

Neuer Teutscher Merkur. XVI. Januar: Anmerkung zum Gedicht „Der Maler“, nach John Gay. Februar: Anmerkung zu: „Die Binde der Themis“. | Nachruf an Bode in einer Anmerkung. März: Die Wasserkufe oder der Einsiedler und die Seneschallin von Aquilegia. | Zusatz zu einem Auszug aus einem Briefe aus Hamburg (über Schröder). — XVII. Mai: Briefe über die Vossische Uebersetzung des Homer's (Fortsetzung im December). — XVIII. September: Anmerkung zur Fortsetzung des Aufsatzes: „Die Zauberlaterne“. October: Zusatz zu

Hufeland's: „Ein Wort über den Angriff der rationellen Medicin im N. T. M." | Antworten an Ungenannte. November: Anmerkung zu den Gedichten (über die Dichterin Rudolphi). | An die Abonnenten und Leser des T. M. (vorläufige Empfehlung des Kalenders der Musen und Grazien. Klage wegen Papiermangels). December: Der Herausgeber des T. M. an die Leser.

1796.

Schweizerreise vom 23. Mai bis zum 10. September. Plan einer Darstellung des Solon und zu Beiträgen zur Geschichte seines Lebens. Anfang des „Agathodämon". Uebersetzung des „Panegyrikos" des Isokrates.

Von den sämmtlichen Werken erschienen in D der sechzehnte bis sechsundzwanzigste Band, in den übrigen Ausgaben bis zum fünfundzwanzigsten, in Q vom vierzehnten an. XVI: Cyrus, ein unvollendetes Heldengedicht in fünf Gesängen, aufgesetzt i. J. 1756 und 1757. | Araspes und Panthea, eine Geschichte in Dialogen nach dem Xenophon, 1758. XVII: Idris und Zenide, ein romantisches Gedicht in fünf Gesängen, 1767. XVIII: Erzählungen und Märchen: 1. Geron der Adeliche. 2. Die Wasserkufe oder der Einsiedler und die Seneschallin von Aquilegia. 3. Pervonte oder die Wünsche, erster, zweiter, dritter Theil (der dritte Theil war neu). 4. Das Wintermärchen, 1776. Erster Theil: Der Fischer und der Geist. Zweiter Theil: Der König der schwarzen Inseln. 5. Hann und Gulpenheh, oder Zu viel gesagt ist nichts gesagt, eine morgenländische Erzählung. 6. Das Sommermärchen oder Des Maulthiers Zaum, eine Erzählung, erster, zweiter Theil. 7. Der Vogelsang, oder die drei Lehren. XIX. XX: Die Geschichte der Abderiten, erster, zweiter Theil. XXI: Gandalin, oder Liebe um Liebe, ein Gedicht in acht Büchern, 1776. | Clelia und Sinibald oder die Bevölkerung von Lampeduse, ein Gedicht in zehn Büchern, 1783. XXII. XXIII: Oberon, ein romantisches Heldengedicht in zwölf Gesängen, erster, zweiter Theil. XXIV: Vermischte Aufsätze literarischen, philosophischen und historischen Inhalts: 1. Sendschreiben an einen jungen Dichter, geschrieben im Jahre 1782. 2. Was ist Wahrheit? 3. Philosophie, als Kunst zu leben und Heilkunst der Seele betrachtet. 4. Ueber den Hang der Menschen, an Magie und Geistererscheinungen zu glauben. 5. Ueber die ältesten Zeitkürzungsspiele. 6. Ueber die Ideale der griechischen Künstler. 7. Die Pythagorischen Frauen. 8. Ehrenrettung dreier berühmter Frauen des Alterthums, der Aspasia, Julia und jüngern Faustina. XXV: Göttergespräche (dreizehn). | Gespräche im Elysium. XXVI: Singspiele und

Abhandlungen (Singspiele: 1. Alceste. 2. Rosemunde. 3. Die Wahl des Hercules. 4. Singgedicht zur Geburtsfeier ꝛc. des Erbprinzen (1783). 5. Das Urtheil des Midas. | Abhandlungen: 1. Versuch über das deutsche Singspiel und einige dahin einschlagende Gegenstände. 2. Ueber einige ältere deutsche Singspiele, die den Namen „Alceste" führen, ein Beitrag zur Geschichte der Sprache und Literatur der Deutschen in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bis gegen das zweite Viertel des achtzehnten. 3. Nachtrag zur Geschichte der schönen Rosemunde. 4. Richard Löwenherz und Blondel, eine Anekdote.

Neuer Teutscher Merkur. (Seit diesem Jahre nahm Böttiger daran bedeutenden Antheil.) XIX. Januar: Zusatz zu einem Schreiben an Hufeland über dessen Wort in Betreff der rationellen Medicin im Octoberheft 1795. | Einleitung zur Aufnahme der Beilage zu dem fünften Artikel im Novemberstück des T. M. 1795 (betreffend das Hamburger Theater). | Die Musenalmanache für das Jahr 1796 (Fortsetzung im Februar und April). Februar: Anmerkung zu Gräter's Aufsatz: „Ueber einige große Kleinigkeiten in der teutschen Sprache". März: Anmerkung zu: „Einige Zweifel über die in den Wolfischen Prolegomenis zum Homer aufgestellte Hypothese". | Ankündigung des Attischen Museums (vom 16. März). April: Anmerkung zu dem Gedichte „Die Helden" von Falk. | Anzeige von Hottinger's „Salomon Geßner". — XX. Julius: Anmerkung zu v. Hammer's Uebersetzung des türkischen Gedichts „Von den letzten Dingen". August: Anmerkung zu dem Gedichte desselben „Auf den Tod Sir William Jones". — XXI. November (und December): Bitte des Herausgebers an die Leser.

Attisches Museum. Erster Band. Heft 1—3. Heft 1, ganz von Wieland, enthielt die Uebersetzung des „Panegyrikos" des Isokrates mit Einleitung und Grundriß und das erste Buch des „Agathodämon", mit dem absichtlich irreführenden Zusatz: „aus einer alten Handschrift". Das 2. u. 3. Buch brachten Heft 2 u. 3.

Noch in Weimar.

Bis zum 25. April 1797.

In Oßmannstädt bei Weimar.

Vom 25. April 1797 bis zum April 1803.

1797.

„Agathodämon", Buch 4 bis 6 und die Uebersetzung der „Ritter" und der „Wolken" des Aristophanes beschäftigten Wieland.

Die Durchsicht der dreißig Bände war schon am 2. Februar beendet. Es erschienen in diesem Jahre in D der siebenundzwanzigste bis dreißigste Band der Werke, in O, T und Q auch der sechsundzwanzigste. XXVII. XXVIII: Peregrinus Proteus, erster, zweiter Theil. Nebst einigen kleinern Aufsätzen: 1. Eine Lustreise ins Elysium, 1787. 2. Antworten und Gegenfragen auf die Zweifel und Anfragen eines vorgeblichen Weltbürgers, 1783. XXIX: Vermischte Aufsätze. 1. Ueber den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen, sammt einer Beilage. Nimirum sapere est abjectis utile nugis, 1788. 2. Aufsätze, welche sich auf die französische Revolution von 1789 beziehen oder durch dieselbe veranlaßt wurden, 1789—1794. (Es sind folgende: 1. Ueber die Rechtmäßigkeit des Gebrauchs, den die französische Nation dermalen von ihrer Aufklärung und Stärke macht, eine Unterredung zwischen Walther und Adelstan, geschrieben im August 1789. 2. Kosmopolitische Adresse an die französische Nationalversammlung von Eleutherius Philoceltes, im October 1789. 3. Zufällige Gedanken über die Abschaffung des Erbadels in Frankreich, im Julius 1790. 4. Sendschreiben an Herrn P. E. [Prof. Eggers] in K. [Kiel], im Januar 1792. 5. Die französische Republik, geschrieben im September 1792. 6. Betrachtungen über die gegenwärtige Lage des Vaterlandes, geschrieben im Januar 1793. 7. Worte zur rechten Zeit an die politischen und moralischen Gewalthaber. Dum vitant stulti vitia, in contraria currunt. Ueber die Robespierrische Constitution von 1793 und über Constitutionen überhaupt. Fragmente aus Briefen, 1793. 8. Ueber deutschen Patriotismus, Betrachtungen, Fragen und Zweifel, geschrieben im Mai 1793. 9. Ueber Krieg und Frieden, geschrieben im Brachmonat 1794. Ajo te, Aeacida, Romanos vincere posse. XXX: Vermischte Aufsätze: 1. Die Aeropetomanie, 1783. 2. Die Aeronauten. Nil mortalibus arduum est, coelum ipsum petimus. Horaz. 1784. 3. Ueber die Rechte und Pflichten der Schriftsteller, in Absicht ihrer Nachrichten und Urtheile über Nationen, Regierungen und andere öffentliche Gegenstände, 1785. 4. Das Geheimniß des Kosmopolitenordens, 1788. 5. Nikolas Flamel, Paul Lucas und der Derwisch von Brussa, historische Nachrichten, Untersuchungen und Vermuthungen, ein Beitrag zur Geschichte der Unsichtbaren, 1788. (Vielfach geändert.) 6. Der Stein der Weisen, eine Erzählung, als Zugabe zu Nikolas Flamel, 1786. 7. Die Salamandrin und die Bildsäule, eine Erzählung als Gegenstück der vorhergehenden, 1787. 8. Unterredungen mit dem Pfarrer von ***, 1775.) Der zweiten Abtheilung des letzten

Bandes war in O u. D ein halber Bogen beigefügt: „Wieland an die Käufer seiner sämmtlichen Werke. Die Supplemente betreffend" (vom 30. April). In D erschien in diesem Jahre auch der erste Band der Supplemente (die in den drei ersten Bänden nur Jugendwerke brachten, von denen die dichterischen neu durchgefeilt waren); er enthielt: 1. Die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt, ein Lehrgedicht in sechs Büchern, 1751. | Moralische Briefe in Versen, 1752.

Neuer Teutscher Merkur, an dem Böttiger von jetzt an hervorragenden Antheil auch als Herausgeber nahm. XXII. Januar: Die Musenalmanache für das Jahr 1797 (Fortsetzung im Februar). April: Zu einer Probe von Penzel's Uebersetzung der Pucelle d'Orléans von Voltaire. — XXIII. Mai: Erklärung, daß das Bruchstück eines Briefes aus Kiel im Märzstück nicht von Reinhold sei. August: Zuverlässige Nachricht von der Behandlung La Fayette's 2c. (Die Gegenerklärung La Fayette's theilte W. mit Vorbericht und Zusätzen im November mit.) — XXIV. November: Anmerkung zu Klopstock's Ode „Der Wein und das Wasser". | Vorerinnerung zu einem Probestück aus Alxinger's neuer Ausgabe des „Doolin".

Attisches Museum II. 1, enthielt von Wieland die Uebersetzung der „Ritter" des Aristophanes nebst Einleitung.

1798.

Die „Gespräche unter vier Augen" geschrieben. | „Aristipp und seine Zeit. Eine Sammlung von Briefen an seine vertrauten Freunde und diese an ihn", wozu er schon vor länger als zehn Jahren den Plan gefaßt, ward im Sommer begonnen. | Der zweite bis sechste Supplementband der Werke erschien in D, in den übrigen Ausgaben auch der erste. II: 1. Der Anti-Ovid, erster, zweiter Gesang. (Die zweite Hälfte des ersten und die erste des zweiten Gesanges ganz umgeschmolzen.) 2. Erzählungen: Balsora, Zemin und Gulindy. Serena. Der Unzufriedne. Melinde. Selim und Selima. (Vielfach verbessert, besonders Serena und Selim.) 3. Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde (Alexis an Dion. Lucinde an Narcissa. Charikles an Laura. Theagenes an Alcindor. Eukrates an Philedon. Theanor an Phädon. Euricles an Philotas. Theotima an Melinde). III: 1. Die Prüfung Abraham's, in drei Gesängen, 1753. (Im ersten ist das Gespräch zwischen Abraham und seinem Vertrauten umgeschmolzen.) 2. Sympathien, 1754. 3. Psalmen (die ursprüngliche, beim ersten Drucke in „Empfindungen eines Christen" veränderte Ueberschrift), 1755. 4. Der Frühling,

1752. 5. Hymne auf Gott, 1754. IV: 1. Erinnerungen an eine Freundin, 1754. 2. Das Gesicht des Mirza, 1754. 3. Timoklea, ein Gespräch über scheinbare und wahre Schönheit, 1754. 4. Platonische Betrachtungen über den Menschen, 1755. 5. Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen, Episode aus einem nicht zu Stande gekommenen Werke, 1755. 6. Theages, über Schönheit und Liebe, ein Fragment, 1760. 7. Lady Johanna Gray, oder Der Triumph der Religion, ein Trauerspiel, 1758. V: 1. Clementina von Porretta, ein Drama aus Richardson's Geschichte Sir Karl Grandison's gezogen, 1760. 2. Pandora, ein Lustspiel mit Gesang in zwei Aufzügen, 1779. 3. Die Bunkliade oder Quintessenz aus Johann Bunkel's Leben, Bemerkungen und Meinungen, 1778. (Vielfach verändert.) 4. Auszüge aus Jakob Forster's Reise um die Welt, 1778. (Vieles ist weggelassen, Manches geändert.) VI: 1. Athenion, genannt Aristion, oder das Glück der Athener unter der Regierung eines vorgeblichen Philosophen, 1781. 2. Literarische Miscellaneen (1. Antwort auf die Frage: Was ist eine schöne Seele? 2. Ueber etwas, das Platon gesagt haben soll und nicht gesagt hat. 3. Rechtfertigung eines schönen Wortes des Pompejus. 4. Die Kunst aufzuhören. 5. Die sterbende Polyxena des Euripides. 6. Ueber eine Stelle des Cicero, die Perspective in den Werken der griechischen Maler betreffend. 7. Ueber eine Stelle im „Amadis de Gaule". 8. Ueber Alexander Dow's Nachrichten von den Fakirn in Ostindien. 9. Anmerkungen über Alexander Dow's Nachrichten von der Religion der Braminen. 10. Ueber das Verhältniß des Angenehmen und Schönen zum Nützlichen. 11. Ueber Christine von Pisan und ihre Schriften. 12. Margarite von Valois, Königin von Navarra, als Schriftstellerin. 13. Loyse Labé, genannt La belle Cordière. 14. Pernette du Guillet, genannt La Cousine. 15. Auszüge aus einem merkwürdigen Buche des funfzehnten Jahrhunderts, Trésor de l'âme betitelt. 16. Der Belialsprozeß). 3. Briefe an einen jungen Dichter, 1784 (Fortsetzung des Sendschreibens in Band XXIV). 4. Ueber die Frage: „Was ist Hochdeutsch?" und einige damit verwandte Gegenstände, 1782. (Vielfach verändert.) 5. Marc-Aurel an die Römer; aus dem Englischen der Mß. Knight sehr frei übersetzt, 1784. 6. Die Titanomachie oder das neue Heldenbuch, ein burleskes Gedicht in so viel Gesängen, als man will, 1775. | Auch erschien eine neue Ausgabe des „Agathon".

Neuer Teutscher Merkur. XXV. Februar: Gespräche unter vier Augen (Fortsetzung im März, April, Mai und Juli).

März: Ueber die Uebersetzung der Canzonetta Romana von Gries. — XXVI. Junius: Anmerkung über von Retzer in Wien. — XXVII. October: Fragment eines Gesprächs zwischen einem ungenannten Fremden und Geron. | Nachschrift zur Probe einer neuen Uebersetzung des Tasso von Gries. November: Meine Erklärung über die in Nummer 223 des R. P. Reichsanzeigers d. J. eingerückte Beschwerde eines Augsburgers. (Entschuldigung und Versprechen, das betreffende Blatt des M. umdrucken zu lassen.) Wieland wollte den Merkur Ende des Jahres eingehen lassen, entschloß sich aber endlich doch zur Fortsetzung.

Attisches Museum II. 2. Uebersetzung der „Wolken" des Aristophanes mit Vorbericht. 3. Beschluß der Uebersetzung nebst Erläuterungen.

1799.

Vollendung des „Agathodämon" und der beiden ersten Bücher des „Aristipp". Uebersetzung von Xenophon's „Denkwürdigkeiten des Sokrates". Es erschienen von den Werken zwei neue nachträgliche Bände: XXXI: Gespräche unter vier Augen. (Zwölf Gespräche, von denen im Merkur nur der erste Theil des ersten, das zweite, vierte und fünfte, dann das achte und das zwölfte erschienen waren.) XXXII: Agathodämon in sieben Büchern. (Beide Werke auch einzeln in 8" auf Druck- und Schreibpapier.)

Neuer Teutscher Merkur. XXVIII. Januar: Beilage zu dem Aufsatze: „Ueber Dr. Posselt's allgemeine Zeitung". — XXVIX. Mai: Ein Wort über Herder's Metakritik. (Die angezeigte Fortsetzung unterblieb.) — XXX. October: Anzeige der Herausgeber des N. T. Merkur's an das Publicum. (Der Merkur geht in den Verlag der Gebrüder Gädicke in Weimar über. Wieland setzt ihn fort mit Hilfe Böttiger's, der seit mehreren Jahren sein thätiger und geschickter Gehilfe gewesen.)

Attisches Museum III. 1. Versuch über die Frage: ob und wiefern Aristophanes gegen den Vorwurf, den Sokrates in den „Wolken" persönlich mißhandelt zu haben, gerechtfertigt oder entschuldigt werden könne. | Sokratische Gespräche, aus Xenophon's „Denkwürdigen Nachrichten von Sokrates" übersetzt und mit Erläuterungen versehen.

1800.

Drittes Buch des „Aristipp". Vorrede zu: „Thessalische Zauber- und Geistermärchen. Aus dem Französischen der Mademoiselle de Lussan, übersetzt von J. S. G. S[chorcht]". Die in diesem

Jahre in T und D erschienenen Bände der sämmtlichen Werke (XXXIII und XXXIV) enthielten Buch 1 u. 2 des „Aristipp“.

Neuer Teutscher Merkur. XXXI. April: Meine Erklärung über einen im St. James Chronicle January 25. 1800 abgedruckten Artikel, der zur Ueberschrift hat: Prediction concerning Buonaparte. (Vertheidigung gegen den Vorwurf, er sei ein Illuminat, den man ihm wegen seiner über Napoleon in den „Gesprächen unter vier Augen“ ausgesprochenen Weissagung gemacht.) — XXXII. August: Ueber Herder's „Kalligone“. — XXXIII. December: Vorbericht zur Probe einer Uebersetzung der Gespräche des Abbé Galiani über den Getreidehandel.

Attisches Museum III. 2. Agathon und Hippias, ein Gespräch im Elysium. | Sokratische Gespräche (Fortsetzung, vielmehr Schluß).

1801.

Viertes Buch des „Aristipp“. Uebersetzung von Xenophon's „Gastmahl“. Plan einer mit Böttiger und Jacobi zu veranstaltenden Uebersetzung des ganzen griechischen Theaters. Von den sämmtlichen Werken erschienen in T und D der fünf- und sechsunddreißigste Band, welche das dritte und vierte Buch des „Aristipp“ enthielten (die auch als besondere Bände erschienen), in O auch noch der drei- und vierunddreißigste, in Q der drei- bis fünfunddreißigste. | Neue verbesserte Ausgabe der „Briefe“ des Horaz.

Neuer Teutscher Merkur. Wieland gab nur in XXXIV im Februar eine Anmerkung zu einem Liede des Kammerpräsidenten Geheimrath J. Chr. Schmidt, des Jugendfreundes von Klopstock, und im April seinen Brief über das erste Stück von Herder's „Adrastea“ an Herder's Gattin.

Attisches Museum III. 3. Ohne Beitrag von Wieland.

1802.

Uebersetzung des „Jon“ und der „Helena“ des Euripides. Beginn der Erzählungen des „Pentameron von Rosenhain“. Am Schlusse des Jahres „Menander und Glycerion“. In dem „Taschenbuch für 1803“ von Herder und Huber, Lafontaine und Wieland erschien der Anfang des „Pentameron“, die Erzählung „Narcissus und Narcissa“, von den sämmtlichen Werken in Q der sechsunddreißigste Band.

Neuer Teutscher Merkur. XXXVII. April: Ueber Herder's „Adrastea“, I.—IV. Stück.

Attisches Museum IV. 1. Xenophon's „Gastmahl“, Uebersetzung nebst einem Vorberichte. 2. Versuch über das Xenophontische „Gastmahl“.

Noch in Oßmannstädt.

Bis zum April 1803.

In Weimar.

Vom April 1803 bis zum Januar 1813.

1803.

Vollendung des „Pentameron". Durchsicht der Volksmärchen von Musäus. Verlorenes Gedicht zum Geburtstage der Prinzessin Karoline (18. Juli). Durchsicht der neuen Ausgabe der „Satiren" des Horaz. Es erschienen: „Menander und Glycerion von C. M. Wieland", als „Taschenbuch für 1804" (Cotta). | Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet für 1804 (Vieweg) mit den Erzählungen des „Pentameron": „Daphnidion" und „Die Entzauberung". | Taschenbuch auf das Jahr 1804, herausgegeben von Wieland und Goethe (Cotta). Enthält von Wieland die beiden letzten Erzählungen des „Pentameron": „Freundschaft und Liebe auf der Probe" und „Die Liebe ohne Leidenschaft". | Zu seines Sohnes L. Wieland „Erzählungen und Dialogen" gab Wieland nur auf dem Titel auf des Verlegers Wunsch sein „Herausgegeben von C. M. Wieland".

Neuer Teutscher Merkur. XL. November: Zusatz des Herausgebers zu dem Aufsatz über eine neue deutsche Bearbeitung des Bayle'schen Dictionnaire. Letzter Beitrag Wieland's zum Merkur, der noch bis zu seinem Ende (1810) neben Böttiger's W.'s Namen führte und ihm dafür jährlich 100 Thlr. eintrug.

Attisches Museum IV. 3. Jon, eine Tragödie des Euripides, aus dem Griechischen übersetzt und erläutert von Wieland.

1804.

Neue Ausgabe der „Satiren" des Horaz mit Vorrede vom 10. Jan. | Dichtet „Krates und Hipparchia" und eine neue Erzählung, „Die Novelle ohne Titel", schreibt die Gespräche „Euthanasia". Als Taschenbuch auf 1805 erscheint „Krates und Hipparchia" (Cotta). | Die deutschen Volksmärchen von J. A. Musäus, herausgegeben von C. M. Wieland (mit Vorrede vom 12. Juni 1803).

1805.

Abhandlung über den „Jon" des Euripides. | Uebersetzung der „Helena" des Euripides. | Von den sämmtlichen Werken erschienen blos in D zwei neue Bände: XXXVII: Euthanasia, drei Gespräche über das Leben nach dem Tode, veranlaßt durch D. J. K. W** L S (Wötzel's) Geschichte der wirklichen Erscheinung seiner Gattin nach ihrem Tode. Herausgegeben von C. M. Wieland.

XXXVIII: Das Hexameron von Rosenhain. (Beide auch besonders erschienen.) | Neue Ausg. des „Oberon". | Das „Journal f. deutsche Frauen, v. deutsch. Frauen geschrieben, besorgt von Wieland, Rochlitz und Seume", trug von Wieland nur den Namen.

Neues Attisches Museum I. 1. Grundriß und Beurtheilung der Tragödie „Jon" von Euripides. | „Helena" des Euripides übersetzt. 3. Die „Vögel" des Aristophanes übersetzt.

1806.

Abhandlung über die „Helena" des Euripides. | Herausgabe von „Melusinens Sommerabenden", von Sophie la Roche, mit einer Vorrede vom 5. September. | Ende October Anfang der Uebersetzung der sämmtlichen Briefe Cicero's. | Distichon auf sein, seiner Gattin und seiner geliebten Sophie Brentano Grab zu Oßmannstädt (am 6. December).

Neues Attisches Museum II. 1. Beschluß der Uebersetzung der „Vögel". | Grundriß und Beurtheilung der „Helena" des Euripides. Es waren die letzten Beiträge Wieland's zum „Neuen Attischen Museum", von dem noch ein dritter Band 1809 folgte.

1807—1813.

Wieland's fast einzige Beschäftigung bildet die Uebersetzung von Cicero's Briefen, von welcher von 1808 (die Vorrede ist vom 26. März) bis zu seinem Tode fünf Bände erschienen; nur vierzig Briefe hatte er noch nicht übersetzt. Gräter vollendete das Werk. „M. Tullius Cicero's sämmtliche Briefe, übersetzt und erläutert von C. M. Wieland". 1808 Bd. I. II. | 1809 Bd. III. | 1811 Bd. IV. | 1812 Bd. V. | 1818 Bd. VI. | 1821 Bd. VII. | Die von seinem Verleger Göschen in Aussicht gestellte zweite Ausgabe seiner sämmtlichen Werke wurde durch zufällige Umstände verhindert. Zu „Dulon's des blinden Flötenspielers Leben" (2 Bände 1807, 1808) hat Wieland, der sich auf dem Titel als Herausgeber bezeichnen ließ, nur 22 Anmerkungen gegeben. | Die letzten Verse Wieland's waren wol diejenigen, die seine jüngste Tochter Luise mit einem Kranze am 19. Januar 1810 der Prinzessin Karoline zur Feier ihrer Verlobung überreichen ließ. | Ein XXXIX. Band der Werke, enthaltend „Menander und Glycerion" und „Krates und Hipparchia", erschien in D im Jahre 1811. | Kurz vor seinem Ende schrieb er nach Goethe noch einen kleinen allerliebsten Aufsatz, der ganz mit ihm aus einem Stück war, so daß er sehr artig damit vom Leben Abschied nahm.

Wieland starb am 20. Januar 1813.

Register

der in Theil 1 bis 40 enthaltenen

Dichtungen, Schriften und Aufsätze.

Register

der

in Theil 1 bis 40 enthaltenen

Dichtungen, Schriften und Aufsätze.

Druck von G. Bernstein in Berlin.